Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. | Nro. 1. | Den 7. Januar. Valentin.

Des Schmugglers Tochter*).

Erzählung von Dr. Kletke.

Die Schmuggler sind die einzige Menschenklasse in England, welche die Aufklärung des Zeitalters noch nicht erreicht hat. Der Schmuggler, der kühne Schmuggler ist immer derselbe, der er vor fünfzig Jahren war, und angenommen, er sei ein Verbrecher, so hat er doch etwas Edles in seinen Handlungen und Leiden. Eigentlich weiß das Volk in der guten Stadt London soviel von ihm, wie vom Priester Johann oder dem Chan der Tartarei. Ich kann aber etwas von diesen Leuten erzählen, denn einen Theil meiner Jugend verlebte ich an der Seeküste und — zu meiner Schande sei es gesagt, ich hatte die Schmuggler lieber als meine Bücher und mehrere wilde Streiche machten mich ihnen beliebt.

Einer dieser verzweifelten Menschen, Namens Patrik Randow, hegte eine besondere Zuneigung für den jungen Herrn, wie sie mich nannten, theils, glaube ich wegen der Begierde, womit ich den Erzählungen von seinen und seiner Gefährten Abenteuern gehorcht, und theils, weil er meine romantischen Gefühle irrigerweise für Muth hielt. Unsere Bekanntschaft oder vielmehr Verbindlichkeit fing an, als ich mich mit ihm in einem Sturme zur Hilfe eines verunglückten Kohlenschiffes hinauswagte, wo es zwanzig gegen eins galt, ob wir je zurückkehren würden; bei mir aber war es gewiß kein Muth; ich fühlte eine Anspannung aller Lebensgeister, einen Taumel, wie vom Wein hervorgebracht, als wir über die Wellen hintrieben, die in einem Augenblicke wie Berge emporstiegen und uns dann bis auf den Grund des Meeres hinabschleuderten. Ich fürchtete keine Gefahr, denn ich empfand keine Gefahr, und Muth kann es doch nur heißen, wenn wir der Gefahr bewußt sind. Patrik war eben der Mann nicht, um die Dinge so genau zu betrachten, ich hatte keine Zeichen der Furcht von mir gegeben, und das war für ihn genug, dem ein fester Wille für Tugend galt. Seitdem liebte er mich wie einen Sohn und erzählte mir manches Abenteuer, während er mit dem Fernglas in der Hand auf den Felsen auf und ab ging, in Erwartung dessen, was das Meer ihm bringen würde.

Indessen ist es keine von Patriks alt erzählten Geschichten, die ich jetzt wieder geben will, sondern von einem unerwarteten Wiedersehen vor zwei Jahren und einem Ende, das mich mit Schrecken erfüllte. Ich bemerke hierbei, daß das Folgende keine Erdichtung ist, hie und da habe ich allerdings aus bewegenden Gründen einige Veränderungen in den Personen- und Orts-Namen vorgenommen; die Hauptumstände aber sind durchweg wahr.

* * *

Es war im Herbste des Jahres 1836, als ich von einem Freunde, dem Lieutenant H..., dem Commandeur einer Zollschiffs-Station, eine Einladung erhielt, einige Wochen bei ihm an der Küste zuzubringen, wo er gegen die Schmuggler postirt war. Ich konnte die bereits schon mehrmals wiederholte Einladung nicht wohl abermals ablehnen, ohne einen gerade sehr erheblichen Grund und ohne nicht meinen ehrlichen Freund, dessen Herz bessern Ballast abgab, als sein Kopf, zu beleidigen. Es war sechs Uhr Abends, als ich meines Freundes Wohnung erreichte. Es war ein nettes Häuschen, dicht am Seeufer; da aber die Chaise nicht ganz bis an dasselbe herankommen konnte, so schickte ich sie zurück, nahm mein Felleisen auf die Schulter, und marschirte stark auf dasselbe los, wo im auch alsbald des Lieutenants zornige Stimme vernahm, donnernd über ein halbes Dutzend Dinge zu gleicher Zeit, die er, wie die verschiedenen Enden eines Taues, zusammen zu flechten suchte, und worunter mein Ausbleiben der Hauptfaden schien.

„Der Teufel hol' alle Landläufer — Katty bring' das Nachtessen — Harri, meine Böller — noch nicht rein, — Betty — welch' ein verfluchter Narr der Kapitän sein muß, diesen Schmuggler wegzulassen — zum Geier, Franz kömmt nicht — Betty gib mir das Bündel Cigarren herüber — Steffel, du bist dumm wie ein Frauenzimmer — Ich sage dir, Franz, verflucht seist du!"

„Was willst du mir denn eigentlich sagen, John?" fragte ich, dieses vermeinte Selbstgespräch unterbrechend.

„Franz! — freut mich, daß du hier bist, mit Herz und Seele; kommst gerade recht!"

„Ja, zum Nachtessen, wie ich rieche!"

„Nein, Pulver sollst du riechen, Junge! und das ehe wir zwei Tage älter sind. Eine Ladung von Dünkirchen — welcher Hintertheil — zwölf Männer und ein Junge — weiße Gallerie — schon bekannt — gezeichnet auf der andern Seite", setzte er mit einem bedeutungsvollen Blicke hinzu, indem er mit einigem Silbergelde in der Tasche klapperte. „Gott verdamm mich, ich fürchtete, du würdest zu spät kommen für den Spaß, und nun bist du doch noch gerade zur rechten Zeit hier."

„Ich sehe keinen Spaß dabei."

„Aber den sollst du schon sehen, Junge, wenn du mitgehst. Die fechten wie die lebendigen Teufel. Ich sage dir, Franz, kein einziger darunter, der sich verkriecht."

Wahrscheinlich ließ mein Gesicht keine besondere Zeichen des Vergnügens blicken, diesen Spaß mitzumachen, denn der Lieutenant, obgleich sonst von keiner besonders scharfen Beobachtungsgabe, fragte halb verwundert: „Du wirst dich doch nicht etwa fürchten, Junge?"

Dennoch würde ich die mir erwiesene Gunst der Begleitung, denn dafür wollte es John angesehen wissen, abgelehnt haben, wäre in diesem Augenblicke nicht gerade seine Frau in's Zimmer getreten. Kein Mann aber mag gern vor einem Frauenzimmer feig erscheinen, und ehe ich recht wußte, was ich that, hatte ich auf eine nochmalige Aufforderung, den Zug gegen die Schmuggler mitzumachen, mein Wort gegeben, John zu begleiten, der mir dann mit großem Wohlgefallen ein paar Böller zeigte, wie vorbenannte, die Stoffel für meinen besondern Gebrauch putzen sollte. Daß mir selbst dabei irgend eine Gefahr drohen könne, fiel John gar nicht ein; er betrachtete diese Schmugglergefechte ungefähr so wie ein Fuchsjäger die Jagd, wozu blutige Köpfe und verrenkte Glieder als nothwendig gehören, von denen zu reden gar nicht der Mühe werth ist, und welche dem Vergnügen der Hätze keinen Abbruch thun.

Nach einer ziemlich unruhigen Nacht stand ich am andern

*) Aus Dr. L. Lang's neuem Hausbuch für christliche Unterhaltung.

Morgen erst um zehn Uhr auf. Mein Freund war, wie man mir sagte, bereits nach der Batterie gegangen, mit welchem Titel er einen Erdaufwurf mit einem Paar ausgedienten Kanonen beehrte; und da ich bald gewahr wurde, daß ich meiner Wirthin, die unwillkürlich nach dem von der Magd zurückgelassenen Besen gegriffen hatte, im Wege war, so schlürfte ich mein Frühstück schnell hinunter und ging, John aufzusuchen. Ich wollte auf einem kürzeren Wege zur Batterie gelangen, verwickelte mich aber, wie es gerade bei derartigen Versuchen öfter zu gehen pflegt, so sehr zwischen Graben und Deichen, daß ich endlich nicht mehr wußte, wo ich war. Nach langem, mitunter beschwerlichem Wandern erreichte ich zuletzt eines jener künstlichen Thäler, woraus man Kreide gebrochen hatte, welche in der Grafschaft Kent so häufig, und die, sobald sie von den Kreidesuchern verlassen sind, alsbald ihre Bewohner finden. Dieses Thal war ungefähr 200 Fuß breit und über 700 Fuß lang. Drei Seiten desselben bestanden aus fast senkrechten Felsen, in denen hie und da einige Gräser wuchsen, die vierte lief allmälig bis zu einer Tiefe von mehr als 90 Fuß hinab und war mit Ausnahme eines einzigen Pfades mit dichtem Gestrüppe und Gras bewachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Neun Tage im Walde von Ecuador.*)

Von Friedrich Gerstäcker.

„Neun Tage im Wald!" Das klingt wunderschön, und die stets gefällige Phantasie weiß sich das augenblicklich gar geschäftig und reizend auszumalen. „Neun Tage im Wald", und wie froh hob sich mir die Brust, wie athmete ich auf, wie jauchzt' ich der Brise und dem heiteren Sonnenschein entgegen, als ich endlich das Ufer des Meeres wieder erreichte.

Es wird mir wahrhaftig Niemand vorwerfen können, daß ich eine Antipathie gegen den Wald habe, denn wenn irgend Jemand darin gelebt und sich glücklich gefühlt hat, so glaub' ich, daß ich es bin. Die Wälder Nordamerika's waren jahrelang meine Heimath, und selbst dem australischen Urwald wußte ich, so künstlich ich das auch oft anfangen mußte, seine lichten Seiten abzulauschen, und doch hatte ich ihn damals gleich nach den wundervollen Südseeinseln betreten.

„Im Walde wohnt die Freiheit", sagt ein altes, schönes Wort, und wenn ich jetzt an den wundervollen Thüringer Wald denke, mit seinen prachtvollen Bäumen, seinem weichen thaublitzenden Moosboden, seinem Vogelzwitschern. —

Ich muß einen Augenblick aufhören, um mich erst über einen nichtswürdigen bleichsüchtigen Frosch zu ärgern, der dicht über mir in einem Blattdach sitzt, und sein ewig pochendes or-or-or-or abklopft. Der Seewind zerrt mir dabei an den Blättern meines manyfold writer, das Licht flackert in der alten, Stalllaterne und der Frosch gibt keine Ruhe. Es ist eine große engbrüstige, windhundartige Race von Fröschen, von schmutzigweißer, ungesunder Farbe, die sich vorzugsweise auf den Dächern der Häuser aufhalten und — was ich bis jetzt von ihnen sehen und erfahren konnte — keinen anderen nur irgend möglichen Lebenszweck haben, als die Bewohner derselben zu ärgern. Sonderbarer Weise kommt hier im Walde auch ein kleiner, hochröthlicher orangefarbener Frosch vor. Mein Quälgeist hat mich aber glücklich aus dem Thüringer Wald zurückgerufen. Ich darf auch jetzt nicht an die Heimath denken, und von dem hiesigen Walde wollte ich sprechen — und in dem wohnt die Freiheit nicht.

Wenn mir Jemand früher einmal gesagt hätte, daß ich mich in einem Walde mit der Büchse in der Hand wie in einem Gefängniß fühlen würde! Und doch war es der Fall, doch schnürte es mir die Brust zusammen, und ich bekam eine fast fieberhafte Sehnsucht nach Licht, nach Luft. Aber ich will dem Leser lieber einfach erzählen, wie ich in den Wald hineinkam; er wird dann vielleicht mit mir fühlen, was ich empfand.

Oben in der nordwestlichen Ecke der Republik Ecuador steht auf den neuesten und besten Karten der Hafen Pailon angegeben. Er wird aus mehreren kleinen Flüssen gebildet, die hier in einem Gewirr von Bayen und Manglaren-Inseln zusammenlaufen und sich ein so tiefes Becken gegraben und ausgewaschen haben, daß selbst auf der Barre der Mündung, bei niedrigstem Wasserstand, noch 2½ Faden, also 15 englische Fuß Wasser bleiben. Dieser Hafen ist von der Regierung der Republik an die englische Ecuador-Landcompany abgetreten, und dieser Hafen kann nur dann irgend eine Bedeutung gewinnen, wenn von hier aus die Verbindung mit der Hauptstadt des inneren Landes, mit Quito, hergestellt wird. Dann aber vermag er auch den ganzen Handel des bevölkertesten Theiles Ecuadors hieher zu lenken, und während Guayaquil seine hauptsächlichste Bedeutung verliert, ist es möglich, daß dieser Platz einst einer der bedeutendsten der Westküste Südamerikas werden kann.

Der Ingenieur, den die Gesellschaft hieher gesandt hat und der auch zu gleicher Zeit der Direktor oder Dirigent des hiesigen Unternehmens ist, wünschte nun die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Weg entgegenstellten, selber kennen zu lernen und beschloß, nicht allein auf seinem Marsch nach Quito gerade durch den Wald zu gehen, sondern auch zugleich die Bahn für spätere Zeiten zu markiren und damit den ersten Beginn des neuen Weges zu legen.

Selber gesonnen nach Quito zu gehen, hatte ich aber meine Reise dorthin noch aufgeschoben, um hier am Pailon vor allen Dingen die Ankunft des von England abgesandten und täglich erhofften Schiffes zu erwarten. Eine solche Gelegenheit aber, ein Stück vom Innern zu sehen, fand sich auch so leicht nicht wieder und ich beschloß deßhalb, den Zug jedenfalls zwei Tage zu begleiten. Zu dem Zweck miethete ich mir einen Träger, der meinen Bergsack mit einiger Provision schultern sollte, denn in der Hitze wollte ich nicht selber viel tragen, auch meine Arme frei zum Schießen behalten und glaubte damit alle Schwierigkeiten überwunden zu haben. Der Henker aber traue diesem faulen Gesindel hier. Wer mich am nächsten Morgen im Stich ließ, war mein Träger, und als der Zug zum Abmarsch in Bereitschaft stand, konnte ich meinen Bergsack selber schultern oder zurückbleiben. Natürlich that ich das Erstere, wenn auch eben nicht besonders zufrieden mit dem Beginn.

Unser Zug bestand aus acht Personen. Erstlich J. S. Wilson der Ingenieur, ein tüchtiger Mann, der schon viel von der Welt gesehen und besonders in Australien eine Entdeckungsexpedition geleitet hatte; dann sein alter Diener, ein entlaufener amerikanischer Matrose und ein so nichtsnutziger, unverschämter, fauler und gefräßiger Bursche, wie nur je einer seine Fährte irgend einem Lande der Welt eindrückte. Dann ein junger Ecuadorianer, der wahrscheinlich später ein Geschäft hier begründen will und diese Tour „zum Vergnügen" mit meinem Koffer auf dem Rücken mitmachte. Zu diesen kam nun noch ich mit Bergsack und vier Träger die für sich und die Uebrigen Lebensmittel wie das übrige Bettzeug trugen.

Die Art, wie sie es trugen, war eigenthümlich. Sie hatten sich vorher kleine, sehr leichte Körbe geflochten, die sie mit großen Blättern inwendig der Art belegten, daß Regen nicht eindringen konnte. Ein Bastseil ging ihnen dann von dem obern Theile des Korbes um die Stirn, und bildete zugleich nach rechts und links eine Art Trageband für die Arme, die es aber, meiner Meinung nach, zu viel beengte. Doch die Leute sind es einmal hier gewohnt, so zu tragen und müssen natürlich am Besten wissen, wie es ihnen bequem ist.

Ich selber hatte in meinem Bergsack den Regenmantel, ein reines Hemd, meine Kugeltasche mit allem Nöthigen und Lebensmittel für mich auf reichlich drei Tage, also mit meiner nicht eben leichten Doppelbüchse und dem schweren Messer gerade so

*) Allgemeine Zeitung.

viel, wie ich in diesem Klima und in diesem Walde tragen mochte. So, mit ein paar guten Hunden, die uns die wilden Schweine stellen sollten, und einem unnützen Köter, den der Amerikaner in Esmeraldes aufgelesen und aus Sympathie bei sich behalten, traten wir unsere Wanderung an und zogen von San Lorenzo, dem kleinen Fischerdorf an Pailon, aus, in süd-südöstlicher Richtung in den Wald hinein.

Dicht um San Lorenzo liegen noch verschiedene sogenannte Platanare oder Bananenfelder, denn jedes Haus hier hat im Walde drinnen ein paar Aecker urbar gemachtes und mit Bananen oder Pisang bepflanztes Feld, das, wenn einmal angelegt, keine Arbeit weiter macht, als die Bananen abzuschneiden und zum Haus zu tragen. In diesen Feldern liegen natürlich die großen gefällten Bäume in Kreuz und Quer umher, und es ist keine kleine Arbeit dazwischen durchzukommen. Diese lagen aber bald hinter uns und einen kleinen Strom mit süßem Wasser — den Nadabero — kreuzend, betraten wir gleich darauf das, was die Einwohner hier die Montes nennen, was aber nichts als eine wellenförmige, mit dichten Urwald bedeckte Ebene ist.

Von hier begann die Arbeit, eine Trocha, d. h. einen Pfad, durch diesen Urwald auszuhauen und wir konnten von da an natürlich nur langsam vorwärts rücken. Die Eingebornen tragen zu dieser Waldarbeit ein langes Messer, das entfernte Aehnlichkeit mit dem javanischen Klewang hat und Macheta heißt. Es ist aber nicht ganz so schwer, wie der Klewang, und etwas breiter und dünner, haut aber vortrefflich und räumt Büsche und junge Baumschößlinge ganz vortrefflich aus dem Wege. Außerdem hatten wir eine kurze Sumpfstrecke zu kreuzen, wo wir allerdings nur bis an die Kniee in den Schlamm kamen, dabei aber doch die Ueberzeugung gewannen, daß wir eine solche Wanderung unter keiner Bedingung mit trockenen Füßen machen könnten. Jede Rücksicht deßhalb auf etwaige Schlammlöcher, die wir später fanden, hörte auf, und wir wateten von da an durch Alles, was wir in gerader Richtung trafen, ohne Murren durch.

(Fortsetzung folgt.)

Madeira.

V.

Die Ausfuhr besteht außer dem Wein in Zucker, Südfrüchten, Mastix, Drachenblut, Orseille, Honig, Wachs, Leder u. s. w. Man schätzt sie auf circa 500,000 Pf. St., wovon England sicher vier Fünftel erhält. Die Einfuhr, welche vorzugsweise in englischen Fabrikswaaren und Getreide besteht, wird im Werthe der Ausfuhr gleich erachtet. Dieser für die Insel erhebliche Handel liegt fast ganz in den Händen der Engländer, die da gewiß mehr als 30 Handlungshäuser haben und vorzugsweise die Weine an sich zu ziehen verstehen. Durch Vorschüsse vor der Weinlese oder in Jahren des Mißwachses machen sie viele Weinproduzenten ganz von sich abhängig, und ihr Einfluß ist um so leichter möglich, als die Portugiesische Regierung ihnen mancherlei Begünstigungen zugestand. Andere Nationen sind verhältnißmäßig wenig am Handel von Madeira betheiligt, und selbst auf Kaufleute des Mutterlandes entfällt kaum mehr als der 50ste Theil. — Der Portugiesische Gouverneur, der zugleich Generalkapitän ist und in Funchal residirt, ist zugleich über die kleine benachbarte Insel Porto santo, die nur einige Tausend (nach ungewissen Angaben 5—6000) Einwohner haben soll, über die Salvages und Ilhas Desertas gesetzt. Unter den letztgenannten Inseln ist nur die größere, Tabla Deserta, fruchtbar und bewohnt. Dem Gouverneur ist ein Corregedor, ein Proveder und ein Juiz da Foro beigegeben, von welchem nach Lissabon appellirt werden kann. Die herrschende Religion ist die katholische und ein Bischof hat seinen Sitz in Funchal; doch gibt es auch viele Protestanten hier und die Engländer haben ihre eigene Kirche.

Die Einkünfte der Regierung, die aus einem Zehnten aller Produkte und aus der Ein- und Ausfuhrsteuer fließen, werden auf mehr als eine Million Gulden geschätzt, wovon aber nach Abzug der Verwaltungskosten nur ein geringer Theil der Krone zufällt. — Zur Vertheidigung der Insel dienen einige hundert Mann Liniensoldaten und Artilleristen, die eingeborne etwa 2- bis 3000 Mann starke Miliz und das allgemeine Aufgebot; eine weit größere Schutzwehr aber für die Insel sind die hohen, felsigen Ufer, die heftige Brandung und der Umstand, daß größere Schiffe nur in Funchal', Maxiko und Santa-Cruz landen können; übrigens dürfen fremde Schiffe nur in Funchal allein einlaufen.

Madeira wird in zwei Kapitanias: Funchal und Maxiko, und in 43 Pfarreien eingetheilt.

Die Hauptstadt Funchal liegt nach de Bory unter dem 32° 37′ 40″ n. Br. und 1h 16′ 40″ westlich von Paris an der südlichen Küste in einer fruchtbaren Thalsenkung, die von malerischen bis 3800 Fuß hohen Bergen umgeben ist und an der offenen Bai gleichen Namens, die zu keiner Jahreszeit einen besonders guten Ankerplatz gewährt, namentlich aber im Winter den gefährlichen Südweststürmen ausgesetzt ist. Die Einwohnerzahl ist von 15,000 seit Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf 25,000 gestiegen. Unter den 2000 Häusern finden sich wenige sehr bemerkenswerthe Bauten. Zu den schönsten und merkwürdigsten Gebäuden gehören die bischöfliche Kathedrale, die drei Nonnenklöster, die ehemalige Franziskanerkirche mit einer Schädelkapelle, deren Wände mit mehreren tausend eingemauerten Schädeln geziert sind, die Englische und andere Kirchen, die königlichen Gebäude, das Englische Konsulatsgebäude und mehrere Stadt- und Landhäuser eingewanderter Englischer Familien. Funchal ist der Sitz eines Gouverneurs, eines Bischofs, der ersten Indicatura, eines Seminars für studirende Jünglinge, einer Ackerbau-Gesellschaft (seit 1850) und nebst anderen auch der Sitz eines Oesterreichischen Konsuls, derzeit Herr Bianchi, welcher die Post des k. k. Hofes besorgen wird. Mehrere Bäche (7—8), die von den Bergen herabkommen, fließen durch die Stadt, dennoch sind die Straßen in vielen Stadttheilen nichts weniger als reinlich und leider gesellt sich zu dieser Unsauberkeit hie und da ein eckelhafter Geruch, der aus den zahlreichen kleinen Läden kommt, in denen man Fische und Oel für das gemeine Volk verkauft. Bei alledem entwickelt die Stadt doch zahllose Reize für den Fremden. Die steilen Ufer der Bäche schmücken in üppiger Frische eine Menge von Schilfen (Arundo donax), Caladien und Farren, und Alleen von Platanen und Kastanien beschatten die lieblichen Wege zwischen den mit Gärten umgebenen etwas zerstreuter liegenden Häusern; Kaffeebäume, Orangen, Feigen, Bananen, Hibiskus und Rosen prangen allenthalben mit Blüthen und Früchten, während bei uns längst schon eisige Winde über Berg und Thal brausen. Selbst der mit unzähligen Land- und Seeprodukten bedeckte Obst- und Fischmarkt ist von einer immergrünen Hecke von Pelargonium quercifolium und Heliotropium peruvianum (in Wien Vanille genannt) umgeben, die mit Blüthen bedeckt weithin ihren herrlichen Duft verbreiten.

Am Meeresufer ist eine Promenade (Almayda) angelegt, welche von Platanen beschattet ist, unter denen sich aber merkwürdiger Weise auch zwei starke Neuholländische Eucalyptus-Bäume (E. robusta) vorfinden und die eine herrliche Aussicht auf die Bai gewährt. Weit schöner aber ist diese Aussicht von einem jener Nonnenklöster, wo man auch die so niedlich aus Vogelfedern künstlich gemachten Blumen zu kaufen bekommt. — Die Rhede von Funchal, vorzugsweise nach Westen und Südwesten offen und den Stürmen preisgegeben, ist von vier kleinen am Strande errichteten Forts gedeckt, durch künstliche, wenn auch sehr kostspielige Verbindung des Felsens Ilheo mit der gegenüber liegenden nur etwa 100 Klafter entfernten Landspitze würde man viel für die Sicherheit des Hafens thun können, wenn er dadurch auch nicht gerade größer gemacht werden kann.

In der Capitania Funchal liegen noch die Flecken (villa) Calhetta, dessen Gebiet den Titel einer Grafschaft hat; ferner Camara des lobos, Riveira trava und Ponta do sol; außerdem hat es 26 Kirchspiele. Maxiko, die Hauptstadt der Capitania gl. N., eine Villa, liegt an der Bai von Maxiko, in einer besonders der Zuckerkultur günstigen Gegend. Die Einwohnerzahl dürfte jetzt über 3000 betragen. Zur selben Capitania gehören San Vincente, Santa Cruz an der Bai gl. N., Moncerino und 17 andere kleinere Kirchspiele. — Schließlich wollen wir noch bemerken, daß die Verbindung zwischen Europa und der Insel vorzugsweise durch Englische Schiffe bewerkstelligt wird und daß auch vorzugsweise die Schiffe dieser Nation die Post Via Londra besorgen, wenn gleich es auch freisteht, Briefe über Lissabon einem zufällig dahinsegelnden Fahrzeuge mitzugeben. Englische Dampfer brauchen von Southampton in den Herbst- und Wintermonaten, wo die Fahrt durch den Kanal und die Bai von Biscaya häufig sehr stürmisch ist, bis Funchal meist 10 Tage, bei gutem Wetter 8 bis 9. Eine telegraphische Verbindung mit dem Festlande besteht nicht.

Eine Anekdote über den Gründer des alten, steinernen Hochaltares zu St. Martin in Landshut.

J. Sp. Auf der Rückseite des prächtigen, steinernen Hochaltares zu St. Martin befindet sich neben dem Haslbeck'schen Wappen die in Stein gehauene interessante Notiz:

„Franz Haselbeck hat geben LXX Guldein czu dem Altar „Anno MCCCCXXIV."

Der Gründer dieses Altares, dieses heut zu Tage so sehr bewunderten Kunstwerkes, ist also Franz Haslbeck, dessen Vorfahren schon 1327 als Bürger zu Landshut saßen, und der, wie seine schon im Jahre 1397 verstorbene Schwester auf dem Friedhofe St. Martins seine Ruhestätte gefunden hat. Die Haselbecken waren angesehene Bürger zu Landshut 1327, in welchem Jahre Chunrad der Haslbeck seinen Zehent zu Sießbach an Herrn Ulrich den Ebekelmann Purger zu Landshut verkaufte, der ihn seiner Tochter, Margarethe, der Gemahlin Chärgls von Sießbach gegeben hatte. 1333 verkaufte Ulrich Haslbeck von Haslbach sein Haus zu Essenbach.

Herr Chunrad war auch 1331 Rathsherr zu Landshut.

Catrey Haslbeck machte eine Stifturg in's Spital zu Landshut.

Georg Haslbeck war Rathsherr 1450.

Die Haslbecken, namentlich Seirl und Friedo c. 1360 wohnten in der Freiung zu Landshut.

Aus diesem Allem geht hervor, daß Franz Haslbeck aus einem angesehenen, reichen Rathsgeschlechte Landshuts war, und daß er sich gewiß durch Bürgertugenden auszeichnete.

Allein deßungeachtet entging er nicht verläumderischen Zungen, und es übrigt uns aus dem Jahre 1412 eine am Pfinztage vor dem Pfingsttage ausgestellte Urkunde, welche von dem tiefen Haße zeigt, mit welchem derselbe von einem seiner Mitbürger verfolgt wurde.

Der Rathsherr, Franz Haslbeck, befand sich nämlich, wie es damals gebräuchlich war, mit mehreren andern Badgästen und namentlich mit Wernhart Plaickner, dem Kürschner, in der gemeinschaftlichen Männerbadstube. Da fing Plaickner an zu schimpfen: Es sei ein so großer, unendlicher Bößwicht herin (in dem Bade), daß es wohl (gut) wäre, daß man ihm die Zunge durch den Nacken auszöge und vor dem Nacken abschnitte."

Der Bader verwies dem Kürschner diese Rede und sprach: Er solle die Badgäste in Ruhe lassen. Allein hierüber erbost, fing Plaickner „noch fester und strenger mit freventlichen und unendlichen Worten" zu schimpfen und sprach dann zum Schlusse: „Es sei ja wahr."

Hierauf forderte der Bader den Kürschner auf, denjenigen zu nennen, welchen er meine, sonst müße der Bader glauben, es meine der Kürschner sich selbst.

Als nun Haslbeck das Bad verließ, bemerkte der Kürschner: „Der izz (ist) der Valsch Poswicht, dem man die Zunge durch den Nacken ausziehen solt."

Als nun eine kurze Zeit darauf der Kürschner dem Rath Haslbeck begegnete „Plärret er ihn an und sprach spöttleich: „Lieber Herr laßt mich hier bleiben nur bis her auf den Sonntag"*).

Diese Sache gelangte an den Rath der Stadt Landshut, und als die Zeugen bewiesen, daß Plaickner den Rathsherren Haslbeck gemeint habe, bekannte der Kürschner, daß er gelogen, daß er aus lauter Haß so gesprochen, Haslbeck ihm nie ein Leid gethan, und er nie von ihm eine Unredlichkeit gehört habe, und daß er (der Kürschner) deßwegen wohl verdient hätte, daß die Zunge ihm zum Nacken ausgezogen, und dort abgeschnitten würde.

Hierauf schwur er Urfehde, die Stadt Landshut 2 Jahre zu meiden, und innerhalb dieser Zeit 10 Meilen Weges derselben nicht mehr nahe zu kommen.

So ging es einem Verläumder vor 400 Jahren, und so wurde auch der edle Haslbeck verfolgt, dessen Andenken bleiben wird, so lange sein gestifteter Altar die Bewunderung kunstsinniger Geister sein wird.

*) D. h. Er möge ihn nicht in's Exil schicken, sondern noch etwas zuwarten, bis der Sonntag vorüber wäre.

Berlin, 4. Jan. Einer Deputation der Berliner Communalbehörde, welche die Beileidsadresse brachte, antwortete der König unter Anderm: „Auch mich haben Sie bereits kennen gelernt. Man hat Mich früher vielleicht verkannt, aber Ich versichere Sie, daß Ich stets die gleiche Liebe zu Meinem Volk gehegt habe; man soll Mich nicht verkennen. Die Grundsätze Meiner Regierung habe Ich bei Uebernahme der Regentschaft ausgesprochen. An diesen werde Ich unabänderlich und unverbrüchlich festhalten auch während Meiner zukünftigen Regierung. Ich nehme die Versicherung Ihrer treuen Gesinnung gern entgegen. Es kann eine Zeit kommen, wo Ich Sie daran erinnern werde, denn Ich rechne auf die Treue Meiner Bürger, wie ja auch die treue Gesinnung Meines Volkes uns aus schweren Zuständen wieder emporgehoben hat. Es hat sich Manches im Laufe der letzten Jahre verändert, und es ist wohl nicht immer Alles recht gemacht worden. Man wird Mich aus den von Mir ausgesprochenen Grundsätzen nicht herausdrängen wollen, und Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Ich, mit treuer Liebe zu Meinem Volk, bei diesen Grundsätzen verharren werde." (Tel. d. A. Z.)

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 5. Januar 1861.

(Aufgegeben in München 3 Uhr 55 Min., angekommen in Landshut 4 Uhr 18 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3875	1451	22	4	21	28	20	47	—	—	—	9
Korn . . .	1266	784	15	—	14	21	13	45	—	—	—	8
Gerste . .	6620	1857	15	57	15	32	15	17	—	—	—	1
Haber . . .	2029	21	7	40	7	6	6	49	—	—	—	4

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 2. Den 14. Januar. Felir.

Des Schmugglers Tochter.

Erzählung von Dr. Kletke

(Fortsetzung.)

Die Neugierde führte mich auch in die Höhlung hinab, wo ich die Thüre eines hineingebauten Häuschens offen fand, und der erste Gegenstand, welcher in derselben sich mir darstellte, war ein junges Mädchen von kaum siebzehn Jahren. Ihre Gegenwart überraschte mich, wie ein Schatten aus einer anderen Welt. Ihre Gestalt, obgleich im vollkommensten Ebenmaße, schien so leicht und ätherisch, als sei alles Irdische von deren Bildung ausgeschlossen worden; ihr Haar fiel in schwarzen Locken über ihr marmorbleiches Gesicht; ihr dunkelblaues Auge hatte etwas Wahnsinniges im Ausdruck und finstere Trauer lag auf ihrer Stirn, welche einen Schatten auf das ganze Gesicht zu werfen und dessen natürliche Weiße zu verdunkeln schien. Was ihren Blick noch auffallender machte, war der grelle Abstich in ihrer sehr kleidsamen Tracht und ihrem Benehmen gegen die luxuriose Armuth, welche um sie herschte, und worin Reichthum und Dürftigkeit auf das Sonderbarste vermischt waren. Um einen zerkratzten und befleckten Tisch standen ein halb Dutzend Mahagony-Stühle von eben so viel verschiedenen Formen, als es Stühle gab, zwei große silberne Becher standen in einer Reihe mit mehreren halb zerbrochenen ordinären irdenen Tellern und Krügen, und ein feiner Brüsseler Teppich bedeckte den Boden, obgleich das Gebälk durch den Lehm blickte. Ueber dem ziemlich eingerauchten Kaminsimse hing eine schwere goldene Taschenuhr, zwischen einem ganzen Heer von Tabakspfeifen in allen möglichen Abstufungen in Hinsicht des Alters, der Formen und der Länge, von dem langen türkischen Rohre bis zum kurzen, schwarzgerauchten Schifferstummel. Weiter oben und seitwärts waren Flinten, Pistolen, Säbel, Hirschfänger und andere Waffen in schreckhaft malerischer Ordnung aufgehängt, obgleich auch hier dieselbe Vorliebe für das Verschiedenartige herrschte und nicht eine Waffe der andern gleich war. Ich war von frühester Jugend an zu sehr an dergleichen Wohnungen gewöhnt gewesen, um nicht sogleich zu errathen, in was für eine Gesellschaft ich gerathen war; und als ein Mann aus dem innern Zimmer heraus kam, erwartete ich zwar einen Schmuggler zu sehen, aber nicht den, der es wirklich war — meinen alten Bekannten Patrik Randow. Es war Patrik — Patrik selbst, und obgleich ich ihn seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hatte, so war mir doch sein eigenthümliches Gesicht unvergeßlich geblieben.

Unwillkürlich entfuhr sein Name meinen Lippen.

„Ja, ja, ich bin es“, entgegnete der Alte, ohne das geringste Zeichen eines gegenseitigen Erkennens zu geben. „Was gibt's Kamerad?“

„Was, kennt Ihr mich nicht mehr, Patrik? Erinnert Ihr Euch nicht mehr Eures alten Freundes Franz, und unserer Fahrt zur Kohlenbrigg Henriette?“

„Was? der Junker? Das könnt Ihr nicht sein. Franz war ein kleiner, rothbackiger Bube, nicht viel höher als dieser Tisch.“

„Ja, ja, das war aber vor fünfzehn Jahren, Patrik, und fünfzehn Jahre können doch wohl eine Veränderung hervorbringen.“

„Wohl, Kamerad! — Gott straf mich! Und so seid Ihr wirklich der Junker?“ Bei diesen Worten ergriff er mich mit seiner eisernen Hand, daß mir die Knochen krachten, aber dieß alles ohne die geringste Miene in seinem Gesichte zu verändern, oder ohne daß sich irgend ein besonderer Ausdruck, eine Freude oder Rührung in seiner Stimme kundgegeben hätte.

„Es ist mir so lieb, Euch zu sehen, als wär's ein Faß Branntwein! Jenny, Mädchen!“ wendete er sich jetzt an seine Tochter, die bisher mit stiller Neugierde zugehört hatte. — „hol' uns einen Schluck vom ächten Saft und eine reine Pfeife — doch, wart'! es sind Pfeifen genug hier!“

„Ich rauche nicht, Patrik, — und was das Trinken betrifft —“

„Ihr trinkt auch nicht?“

„Nicht so früh.“

„Wahrhaftig, Junker, London hat Euch ganz verdorben. — Ihr konntet damals rauchen und trinken, und zwar ohne zu fragen, ob es Morgen oder Mitternacht wäre. — Ihr seid aber jetzt ein anderer Kerl. — Ihr würdet besser in Kent geblieben sein, Junker!“

„Warum gingt Ihr denn dort weg?“

„Es ging nicht länger, — wurde dort so heiß wie die Hölle.“

„Ich fürchte, Ihr habt's hier nicht besser.“

„Freilich, freilich, harte Zeiten, Junker, wenn ein armer Mann sein Brod und Käs nicht essen kann, ohne sich dafür zu balgen. — Dieß würde mich nun freilich nicht viel kümmern, wenn nur sonst Alles besser wäre, aber es ist verdammt hart, sich mit dem Strick um den Hals schlagen zu müssen. Es war noch Alles gut, als es ihnen bloß um die Ladung zu thun war, und man den Mann laufen ließ; bekamen sie die Waare, so war's ihr Glück, kamen wir damit weg, so war es das unsere; und nachher waren wir alle Freunde. Jetzt aber, wenn sie Einen erwischen, schleppen sie ihn in's Gefängniß, und wehrt sich unser eins, so hängen sie ihn auf, wie einen Seeräuber. — Hol' der Teufel die ganze Mauth!“

„Ihr thätet da doch besser, wenn Ihr zu etwas Anderem griffet!“

„Seht, Junker, ich bin nahe an den Sechzigen, und da ist es zu spät, um einen neuen Cours zu steuern. Aber hier kömmt Jenny mit dem Getränk! Was ist in der Flasche, Mädchen?“

„Es ist von dem Bordeauxwein, den Ihr in der vorigen Woche für den Wirth von —“

„Schwatz' nicht, Jenny — nicht daß ich fürchte, der Herr würde etwas wieder sagen — aber zieh' den Kork.“

Dieß hatte das Mädchen schon längst mit einer zerbrochenen Gabel zu thun versucht, aber ohne Erfolg. — „Gib her! ich sehe schon, es geht so nicht“, sagte Patrik mit seiner unverwüstlichen Ruhe, nahm der Tochter die Flasche aus der Hand und schlug derselben mit dem Messer die Hals ab. — „Da! — Nun schenkt Euch ein, Herr! — Wetter! Nennt Ihr das Einschenken? Ihr konntet doch sonst Euren Schnabel tief genug in's Glas stecken!“

„Lassen Sie mich Ihnen einschenken, mein Herr“, sagte Jenny und füllte mein Glas mit einer Anmuth, die keiner

An die k. Hof- und Staatsbibliothek in München.
(Pflichtexemplar.)

Schmugglerwohnung angehörte. Ich vermochte meine Augen nicht von ihr abzuwenden, und der Alte mußte meine Gedanken auf meinem Gesichte gelesen haben, denn er sprach, als antwortete er gleichsam darauf: „sie hat's nicht von mir gelernt, das glaubt Ihr wohl, Herr; sie hat das Alles aus Jungfer Trolt's Pension.“

So, so, dachte ich — ein vortreffliches Beispiel von Eltern, die ihre Kinder weit über den Stand erziehen, den sie einnehmen, und sie verfeinern — um sie elend zu machen. Etwas von derselben Art schien in Jenny's Seele vorzugehen, denn ihre Augen flossen von Thränen über, zur großen Qual des Schmugglers, der sie, ungeachtet seiner anscheinenden Unempfindlichkeit, innig liebte und eben so warm von ihr geliebt wurde.

„Was gibt's Jenny? Schon wieder Stürme? Was kann ich für dich thun?“

Sie sah ihn mit einem bittenden Blick an, dessen Bedeutung Patrik vollkommen zu verstehen schien, denn er fügte, obgleich immer in seinem gewöhnlichen gleichmüthigen Tone, hinzu: „Das ist das alte Lied wieder. Willst du ein Kleid haben? Seide? Brüßler Spitzen? Sage nur, was du willst, und es soll dein sein. — Ich will keine Lüge sagen, Jenny, aber wenn du all' die Muscheln verlangtest, die zwischen hier und Dünkirchen liegen, Gott verdamm' mich, du solltest sie haben, oder ich müßte darüber ertrinken.“

Alles dieß sagte er ohne das geringste Zeichen eines besonderen Gefühles, nur daß er eine von seinen mächtigen Händen auf des Mädchens Schultern legte und sie sanft darauf klopfte. Jenny antwortete nicht, sondern lehnte ihren Kopf an seine breite Brust. Ich schrieb ihren Kummer einer falschen Ursache zu und rieth ihr daher, ihr Glück in der Welt zu versuchen, wozu ich ihr selbst meine Dienste anbot. Aber sie antwortete mir mit so fester Entschlossenheit, daß sie mich auf einmal zum Stillschweigen brachte.

„Ich werde nirgends hingehen ohne meinen Vater. Wo er ist, da soll und wird auch seine Tochter sein.“

Hier entstand eine lange Pause. Ich war durch den Ton ihrer Antwort zu verwirrt, um etwas darauf zu erwidern. Patrik rauchte fort, als ginge ihn das Gespräch gar nichts an, während das Mädchen mit irgend einem innern Entschlusse zu kämpfen schien. Ein paar Augenblicke lang hielt sie ihre wildblitzenden Augen so durchdringend fest auf mich geheftet, daß mir das Blut in's Gesicht stieg, bis sie endlich in einem milderen Tone fortfuhr: „Ich will meinen Vater nicht verlassen — ist dieß die Zeit dazu?“ fragte sie, auf seine grauen Haare zeigend. „Ist dieß der Ort? Ich verlasse ihn nicht. Aber wenn Sie wirklich sein Freund sind, so überreden Sie ihn, daß er diese Lebensweise verlasse, welche früher oder später durch die Wellen, die Waffen oder den Galgen ihr Ende nehmen muß. Ueberreden Sie ihn, mein Herr, — es ist eine bessere That, als wenn Sie zehn Almosen an die Armen geben, denn dort retten Sie nur den Leib, aber hier retten Sie Leib und Seele. Ueberreden Sie ihn — es soll ihm an nichts fehlen — gewiß nicht — ich will für ihn arbeiten — betteln — stehlen!“

Das arme Mädchen brach jetzt in Thränen aus und rief schmerzhaft bewegt: „O Vater, lieber Vater!“

„Heida, nach Dünkirchen! Kein Süßwasser, Jenny, du weißt, ich kann's nicht leiden. — So, halt' dein Ohr her.“ Er zog sie auf die Seite und flüsterte ihr mit seiner gewöhnlichen Unbeweglichkeit einige Worte zu, worauf er laut weiter sprach: „Das will ich! — Gott straf' mich!“

„Aber wollt Ihr wirklich?“

„Da ist meine Hand darauf — auf Schmuggler-Ehre! Wirst mir nun glauben, daß ich Wort halte?“

Jenny antwortete mit einem Kusse, aber dennoch konnte man sehen, daß sie noch lange nicht beruhigt war. Damals schrieb ich dieß dem Mißtrauen zu, das sie in ihres Vaters Aufrichtigkeit setzen mochte, denn ich zweifelte nicht, daß er ihr versprochen hatte, sein Handwerk aufzugeben. Das Wahre an der Sache aber war dieß: Patrik hatte seine geringe Habe, ungefähr 400 Pfund Sterling, daran gesetzt, um auf eigene Rechnung eine Expedition nach Dünkirchen zu wagen und diese unter die Leitung seines Sohnes gestellt. Er hatte jetzt allerdings versprochen, den Schmuggel aufzugeben, aber zur Bedingung gestellt, daß die Ladung glücklich ankomme und geborgen werde, wobei sich durch den Gewinn sein Vermögen verdoppeln, vielleicht verdreifachen könne. Hierdurch wurde jedoch die Besorgniß der Tochter nicht verscheucht. Wer mit dergleichen Dingen nicht bekannt ist, dürfte sich wundern, warum der Alte nicht selbst mit der Schaluppe gegangen war; aber beim Schmuggel kommt es eben so sehr, wo nicht mehr noch, auf die Leitung zu Lande zur Bergung der Waaren, als auf die zu Wasser an, um sie herein zu bringen. Diese Art Leute wissen, daß sie sich nicht vollkommen auf einander verlassen können, auch ist die Versuchung zum Verrath für ihren geringen Vorrath von Ehrlichkeit viel zu groß. Deßwegen vertrauen die Führer selten mehr als einem von ihren Gefährten das Geheimniß von dem Landungsplatze des Bootes an, und diesem Einen folgen dann die Uebrigen auf der Stelle durch Feuer und Wasser, über Berg und Thal, wie die wilden Enten ihrem Führer. Patrik meinte daher, daß das Geheimniß Niemanden sicherer anvertraut werden könne, als ihm selbst und seinem Sohne, einem kräftigen Burschen, der von Jugend auf zum Geschäft aufgezogen war. Diesen nun hatte er hinüber geschickt, während er selbst zurück blieb, um nach dem Landen der Ladung zu sehen.

Es war wenigstens 2 Uhr, als ich mit dem Versprechen, am folgenden Tage wieder zu kommen, Abschied nahm. Ungeachtet meiner Eile und meiner durch Patriks Belehrung verbesserten Kenntniß der Gegend, kam ich doch für das Mittagessen des Lieutenants zu spät und fand seine Frau in der größten Unruhe über mein Ausbleiben. Der Tag ging vorüber, wie es sich erwarten ließ. Mein Freund arbeitete wie ein Pferd, um mich zu unterhalten, und ich that pflichtgemäß alles Mögliche, um mich unterhalten zu lassen. John schleppte mich zuerst zu seinem neuen Kutter, dann zu den zwei alten Kanonen, dann zu dem Stalle der Matrosen — denn mit einem besseren Namen könnte ich es nicht belegen — dann zu der Wohnung seiner Unteroffiziere, die nach seiner Ansicht wie Prinzen lebten, deren Prinzenleben mir aber keineswegs so einleuchtend schien. Er traktirte mich noch zuletzt mit einer Spazierfahrt auf dem Wasser, bis endlich die Nacht heran kam, die ich in sehr unruhigem Schlafe verbrachte. Gegen Morgen schüttelte mich seine derbe Hand aus schweren Träumen, in denen ich die ganze Nacht gelegen; ich mußte aufstehen, mich schnell anziehen, und mit einem Hirschfänger und ein paar Pistolen in den Händen, die mir John aufgedrungen, zog er mich rasch nach sich in's Freie, wo er, um meine Schritte noch mehr zu beflügeln, während unseres eilenden Laufes mir nach und nach erklärte, was ich bereits vermuthet hatte, nämlich daß das längst erwartete Schmugglerboot endlich da sei, und daß er durch bestochene Fischer so eben die Nachricht von dessen Ankunft erhalten habe.

Die Nachtluft wehte kalt, Mond und Sterne waren mit Wolken bedeckt und graue Finsterniß herrschte um uns her. Ich glaubte mich noch fern vom Kampfplatz, als uns plötzlich ein wildes Geschrei in's Ohr drang und wir bei einer Wendung um einen Felsen in das eben angefangene Gefecht eintraten. Von den sonderbarsten Gefühlen ergriffen, stürzte ich mich in das Getümmel und führte mit der Wuth eines Rasenden meine Streiche nach allen Seiten. Wie ich nachher erfuhr, würde mich der Tod zehnmal gefunden haben, hätte nicht John einerseits, von der andern Seite aber der arme Patrik selbst, der unter den Schmugglern focht, und seinen jungen Freund, obgleich jetzt sein Gegner, nicht verderben wollte, über mich gewacht und die Streiche abgewehrt, die mir zugedacht waren.

In zehn Minuten war Alles vorüber; die Wagen waren erbeutet, fünf von den Schmugglern lagen todt auf dem Platze und zwei derselben befanden sich in unseren Händen, wußten aber nachher zu entwischen. Die Uebrigen entkamen alle bis auf einen schwer Verwundeten, den man in eine benachbarte Fischerhütte trug, wo ich ihn verscheiden sah. Der Auftritt hatte etwas so Erschütterndes für mich, daß ich hinausgehen mußte, um mich an der frischen Luft zu erholen.

(Fortsetzung folgt.)

Neun Tage im Walde von Ecuador.

Von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Recht heiß wird es eigentlich hier nie; so lange ich wenigstens hier bin, habe ich es noch nie sehr heiß gefunden, denn der Himmel ist fast stets mit Wolken bedeckt, und in San Lorenzo weht immer mit nur sehr seltenen Ausnahmen eine frische Brise. Im Wald hatten wir außerdem, wenn ja die Sonne einmal herauskam, Schatten genug: ja man mußte sich Mühe geben, um herauszufinden, wo sie eigentlich stand, wenn sie wirklich einmal schien. Wir wanderten deßhalb, so gut und so schlecht es das mit Unterholz dicht bewachsene und mit Lianen durchzogene Terrain erlaubte, langsam vorwärts, und machten mit unserem durch die Büsche Hauen und Brechen eben Lärm genug, um jedes Wild aus unserer Nähe fortzuscheuchen. Außerdem hatte ich selbst noch keine rechte Ahnung, was ich mit meiner auf weite Entfernung eingeschossenen Büchse hier eigentlich wolle; denn zehen Schritt war etwa die größte Weite, auf die man ungehindert sehen konnte. Ich fing an zu glauben, daß Schrotgewehre hier eine weit zweckmäßigere Waffe seien, und zwei von unseren Trägern, wie der Amerikaner Herr Smith, schleppten auch in der That drei so nichtswürdige einläufige Schrotflinten mit durch den Busch, wie nur je in einer tropischen Regenzeit vom Rost zerfressen waren. Außerdem führten zwei der Leute statt der Wanderstöcke Lanzen, um, wie sie sagten, damit die wilden Schweine abzufangen. Ueberhaupt erzählten sie von diesen wilden Schweinen, die in mächtigen Rudeln zusammenstehen, wunderbare Geschichten. Mit unserer Jagd war es aber an diesem Tage nichts. Die Hunde wurden allerdings einmal laut und einer der Träger meinte, daß sie Tatabras, eine kleine Art Schweine, aufgestöbert hätten. Ob diese aber nicht hielten, oder ob sie sich selber zu wenig interessirten, sie kamen bald wieder zurück, und um drei Uhr Nachmittags erklärten die Leute schon, daß sie halten und einen sogenannten Rancho oder Lagerplatz aufschlagen müßten. Mir kam dieß allerdings ein wenig früh vor, denn die Sonne geht hier erst um sechs Uhr unter, und um einen Lagerplatz für die Nacht zu bauen, dazu hat man nicht gerade drei Stunden nöthig; um drei Uhr wurde aber richtig Halt gemacht, und die Leute stellten ein geräumiges, schräg stehendes Dach aus Pfählen, Stangen und Palmblättern her, unter dem wir recht gut alle acht Mann ausgestreckt liegen konnten. Die Lebensmittel wurden dann hervorgesucht und Feuer gemacht, und noch stand die Sonne voll und klar am Himmel — wenigstens konnten wir sie dann und wann durch das Gewirr von Wipfeln erkennen, als wir, nach beendeter Mahlzeit, mit einer dampfenden Cigarre behaglich ausgestreckt auf unserem Blätterbett lagen.

Das hieß allerdings „Tageslicht verbrennen", ließ sich aber nicht ändern, denn die ganze spanische Race ist faul und lässig, und hat, eine ganz eigenthümliche Thatsache, gar keinen Begriff von der Zeit und ihrem Werth. Das ganze Leben dieser Leute beschränkt sich einzig und allein darauf, genug zum Leben, d. h. zum Essen, zu haben, denn Quellen sind überall, und weßhalb also ihren Körper überanstrengen, wo es nicht unumgänglich nothwendig ist, das heißt, wo es sich nicht darum handelt, die nöthigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen?

Kaum war die Sonne untergegangen, als der allnächtliche Regenschauer einsetzte, und uns zwang, unser Lager so herzurichten, wie wir es die Nacht über einnehmen wollten. Am nächsten Morgen, so lautete die Ordre, mit Tagesanbruch wieder bereit zu sein.

Am nächsten Morgen waren wir auch wirklich mit Tagesgrauen wieder auf, und das Frühstück beschäftigte uns nicht lange. Es bestand aus Reis und getrocknetem Fisch, wie gebackenen Bananen. Diese letzteren bilden ein, ja ich möchte sagen, das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen; er bereitet sie auf die verschiedenartigste Weise zu, benutzt sie aber fast ausschließlich — was kein anderes Volk der heißen Zone thut — im grünen, also unreifen Zustande, und die Folgen sind ewige Magenleiden der Leute. Die Banane oder der Pisang wird noch grün, also vollkommen unreif, abgeschnitten und anstatt sie nun im Hause wenigstens reifen zu lassen, was in vier bis fünf Tagen geschehen wäre, rösten sie dieselben am Feuer, und verzehren ganz unglaubliche Quantitäten davon. Sie wird durch das Rösten allerdings genießbar, und schmeckt brodartig, liegt aber wie Blei im Magen. Eine viel bessere Art sie zuzubereiten, aber auch eine kostspieligere, ist das Backen in Fett, und die Leute hier thun dieß stets, wenn sie sich auf einen längeren Marsch mit Lebensmitteln versehen wollen. Die grünen Bananen werden dann in dünne Scheiben geschnitten, und in die mit zerlassenem Fett gefüllte Pfanne geworfen, bis sie vollständig hart und braun gebacken sind. Dadurch werden sie nicht allein sehr schmackhaft, sondern sind auch außerordentlich leicht zu transportiren und bieten ein gesundes Nahrungsmittel. Sechs in solcher Art gebackene Bananen wiegen noch nicht was eine einzige grüne wiegt.

Chocolade ist außerdem das Hauptnahrungsmittel der Bewohner von Ecuador; in ganz San Lorenzo war aber kein Pfund Chocolade zu kaufen gewesen, und wir wanderten ohne sie und selbst ohne Kaffee in den Busch — etwas was ich wenigstens nur sehr ungern that.

Unser Marsch bot heute dieselben Schwierigkeiten wie gestern, mit der Zugabe eines kleinen Flusses, den wir kreuzen mußten. Dabei war mir selber die Hand, durch das schwere Messer, mit dem ich die Bäume zeichnete, d. h. die Rinde einriß, wund geworden — ich mußte das Alles erst wieder gewohnt werden, — aber wir arbeiteten rüstig weiter und ließen uns durch nichts abschrecken. Das Land selber wurde hier mehr wellenförmig, d. h. die kleinen Hügel, die wir trafen, wurden häufiger und steiler und niedergeworfene und von Lianen umschlungene Stämme hielten uns oft nicht wenig auf.

Das Holz dieser Bäume ist, mit wenigen Ausnahmen, sehr hart und eine große Anzahl von ihnen gibt es, die voll von gummiartiger Milch sind. Den eigentlichen Gummi-elasticum-Baum fanden wir hier nur in wenigen Exemplaren, — ein anderer Baum ist aber derjenige, den die Leute hier den Kuhbaum nennen und aus dem, sowie die Rinde nur mit Messer oder Axt getroffen wird, eine weiße, dicke, äußerst angenehme, süß und vanillenartig schmeckende Milch fließt. Der Baum heißt popa, und die Milch ist bis jetzt noch zu nichts benutzt worden. Andere Arten geben eben so reichlich Milch, aber von einem mehr bitteren Geschmack. Die Popamilch soll ein vortreffliches Mittel gegen die Dysentrie sein. Eine Menge Farbehölzer kommt ebenfalls vor und verschiedene wurden uns gezeigt, von denen einige eine vortrefflich gelbe, andere eine schwarze Farbe geben sollen. Ich werde alle diese Bäume später näher beschreiben. Besonders interessirte mich die Elfenbeinnuß — oder das s. g. vegetabilische Elfenbein — die auf einer niedern Palme hier in Masse wächst. Die Palme trägt eine Anzahl stachliger Fruchtkolben von dem Umfang sehr großer Kegelkugeln, und in diesen sitzen die Nüsse in Masse beisammen, bis sie vollkommen reifen und ausfallen. Vorher gehen sie aber mehrere Stadien der Reife durch, in denen sie genießbar sind und sogar ein sehr an-

genehmes und kühlendes Nahrungsmittel bieten. Zu allererst ist die große Nuß in ihren einzelnen Höhlungen mit einem frischen, aber nicht besonders wohlschmeckenden Wasser angefüllt; dieses verdichtet sich indeß bald und wird zu einer gallertartigen Masse, die angenehm süß und erfrischend schmeckt. Noch reifer erhärtet sich diese Masse und wird zäher und zäher, bis die Zähne zuletzt darin haften. Noch später wird die innere Nuß hart und bröcklicht und zuletzt so hart und fest wie Elfenbein, dem es vollkommen gleicht, nur daß es nicht die weißlichgelbe und fettige, sondern mehr eine weißbläuliche Färbung hat. Die Größe der Nüsse ist verschieden, meist aber wie Tauben- und Hühnereier; doch sollen sie weiter im Innern des Landes noch größer vorkommen und besonders in Quito zu allerlei kleinen Arbeiten verwendet werden.

Der Wald blieb sich gleich und Wild war nicht zu sehen, außer ein paar Rudel von Affen, die einen Heidenlärm in den Bäumen machten. Unsere eingebornen Jäger schossen ein paar Mal nach ihnen mit ihren Schrotgewehren, aber die Bäume waren zu hoch und der Schrot richtete nichts aus. Ich selber wollte keinen Affen schießen und erlegte gegen Abend einen Pava, den die Leute hier Truthahn nennen. Der Vogel hat Aehnlichkeit mit dem Truthahn, nur daß er bedeutend kleiner ist. Seine Färbung ist schwarz und rostbraun, mit einem röthlichen Bart an der Kehle. Er lebt gesellig in Schwärmen und lockt ähnlich wie der Truthahn, mehr aber und öfter wie das Pfeifen der Jungen. Das Fleisch ist vortrefflich und bot eine gute Abwechselung gegen den trockenen Fisch und noch trockeneres gedörrtes Kuhfleisch, das wir mitführten.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographisches.

⊙ Die Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau hat sich um die Interessen der katholischen Kirche in den neueren Zeiten das größte Verdienst erworben. Dem Programme, welches der Gründer des Geschäftes, Bartholomäus Herder in seiner Abhandlung, „wie durch den Buchhandel am einflußreichsten auf die Bildung der Geistlichen und Schulen eingewirkt werden könne", dem Fürstbischof von Konstanz, Frhrn. v. Dalberg, gegenüber aussprach, sind die Söhne Karl und Benjamin Herder treu geblieben, indem sie einige größere Unternehmungen des Vaters beendigten und neue Werke hervorriefen. Das 12bändige Kirchenlexicon von Wetzer und Welte, in vielen Tausenden von Exemplaren über die ganze katholische Welt verbreitet, ein Ereigniß in der katholischen Literatur, kam unter endlosen Mühen und Reisen des Verlegers zur Vollendung. Das gediegene Meisterwerk hat jetzt schon außerordentlichen Nutzen gestiftet und ist für die Geistlichen eine reiche Quelle der Belehrung. Das Herder'sche Conversationslexicon, 1856—1859 in fünf bequemen Bänden erschienen, macht dem häufig nicht sehr tactvoll redigirten Manz'schen siegreich Concurrenz und erfreut allezeit durch die Frische der Diction, die gesunden und klaren Prinzipien und die gedrängte Fassung der Artikel. B. Herder hat durch Dr. Bumüller aus Ravensburg den Katholiken vortreffliche Handbücher der Weltgeschichte verschafft, um so den durch Rotteck angerichteten Schaden zu paralysiren und der auf ganz falschen Prinzipien fußenden Weltgeschichte des Heidelberger Webers ein besseres, wahrheitsgetreueres Werk entgegenzusetzen, das getrost der Jugend in die Hand gegeben werden kann. Die Bumüller'sche Weltgeschichte, nach zehntausenden von Exemplaren verbreitet, bereits ein beliebtes Volksbuch, reicht in der vierten Auflage bis zum Jahre 1857 herab. Die Sprache des Verfassers wird immer meisterhafter, die Composition vollendeter mit jeder Auflage. Das Mittelalter sähen wir immer noch gerne in breiterer Darstellung uns geboten. Der Atlas zu diesem Werke besteht aus 25 Karten; vortrefflich sind die jedem Bande beigegebenen Uebersichtstabellen. In diesen Tagen erschien die erste Abtheilung eines Auszuges aus dem größeren Werke, betitelt „die Weltgeschichte im Ueberblick", durch die Randnoten, die Tabellen und übersichtliche Darstellung sehr geeignet für die Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen wie zum Selbstunterricht. Das schon vom alten Herder gegründete großartige Institut für lithographische und geographische Arbeiten, Kupferstecherei, Kupfer- und Steindruckerei setzt die Verlagshandlung in Stand, Schusters biblische Geschichte des Alten und Neuen Testamentes und verschiedene Fibeln mit hunderten von inhaltsreichen sinnigen Schildereien und mit Karten auszuzieren und so in den Kindern die Lust zum Lernen zu mehren und das Verständniß zu erhöhen. Die elegante Ausstattung wie der auf ein Minimum reduzirte Preis für das Exemplar wird diesen Schulbüchern der Herder'schen Verlagshandlung eine segensreiche Zukunft sichern; protestantischerseits kann Aehnliches gar nicht entgegengesetzt werden. B. Herders Takt und Liberalität ist es auch vielfach zu danken, daß die Schriften des Alban Stolz so unberechenbar viel Gutes stifteten: denn, da sie im Buchhandel freigegeben wurden, sind sie mehr geworden als Volksbücher im gewöhnlichen Sinne, befinden sich in hunderttausend katholischen und protestantischen Häusern deutscher und fremder, besonders slavischer Zunge und erleben noch immer neue Auflagen, um wieder neu zu stärken und zu erfreuen durch den tiefpoetischen Gehalt und die durch und durch volksthümliche Form.

Aus Buchenstein, im Dezember. (Der Winter.) Wenn von unserem, außer aller Welt gelegenen Orte in den Zeitungen wenig oder gar nichts zu lesen steht, so glaube man ja nicht, daß nicht auch dieser Winkel Tirols von Zeit zu Zeit eine Merkwürdigkeit aufzuweisen habe. Diesmal ist es der Winter, welcher im sibirischen Style sich anlegt. Man kann in Wahrheit sagen, daß die hiesige Einwohnerschaft mit den hier internirten Beamten bei lebendigem Leibe im Schnee begraben liegt. Sieben Tage lang warf der vom politischtrüben Süden unaufhörlich heraufdrückende Sirocco die dichten Schneeflocken über uns her. Der Schnee würde auch schon mehr als Mannshöhe erreicht haben, wenn nicht das dazwischentretende Thauwetter die Schneeschichte wieder enger zusammengepreßt, und dadurch räumlich vermindert hätte. Dessen ungeachtet sind Wege und Stege der Art versperrt, daß die Einwohnerschaft mit Mann und Maus dem Hungertode preisgegeben wäre, hätte man nicht für den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln vorgesorgt und solchen Ueberraschungen vorgebeugt. Nicht bloß aller Verkehr mit der Welt ist dem Buchensteiner abgebrochen, sondern selbst die einzelnen Weiler sind einander fast unzugänglich.

Münchener Telegraphischer Schrannen - Bericht vom 12. Januar 1861.

(Aufgegeben in München 4 Uhr — Min., angekommen in Landshut 4 Uhr 10 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4709	1865	21	49	21	—	20	18	—	—	—	28
Korn . . .	1789	740	14	44	14	10	13	37	—	—	—	11
Gerste . .	7978	4623	15	30	15	3	14	49	—	—	—	29
Haber . . .	2832	71	7	27	6	54	6	33	—	—	—	12

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 3. Den 21. Januar. Agnes

Des Schmugglers Tochter.

Erzählung von Dr. Kletke.

(Fortsetzung.)

Ich hatte eben freier zu athmen begonnen, als ich den Schall von Stimmen vernahm und auf der andern Seite des Grabens einen verwundeten Schmuggler erblickte, den ein junges Mädchen in den Armen emporzuhalten suchte. Es war nicht hell genug, ihre Gesichter zu unterscheiden, aber ihre Stimmen verriethen mir bald, wer sie waren.

„Fluch den Henkern! Es hilft nichts, Jenny, ich bin auf dem Sande und du hast nicht Stärke genug, um mich wegzuführen. So muß ich denn hier liegen, ein altes Wrack, wie ich bin, bis sie mich finden und aufhängen."

„Aber versucht's doch, Vater, versucht's; stützt Euch auf mich!" Mit fast übermenschlicher Anstrengung zog sie ihn weiter, sie brachte ihn auch auf einen niedrigen Damm hinauf, und selbst noch ein paar Schritte weiter, aber hier verließen sie ihre Kräfte und kaum hielt sie ihn noch vom Fallen.

„Es geht nicht, Jenny, dieser Schuß in dem Schenkel läßt mich nicht weiter — aber hängen sollen sie mich nicht. — Gott straf mich. Eher sprenge ich das Schiff in die Luft, ehe ich in Feindes Hände falle. So, küsse mich, mein Mädchen! — Gott erhalte dich! — Und jetzt — heida nach Dünkirchen!"

Er setzte sich eine Pistole auf die Brust, die Jenny mit einem unterdrückten Schrei wegriß. Armes Geschöpf. Ihr Jammer in diesem Augenblicke würde einem Steine Mitleiden abgezwungen haben. „Um's Himmelswillen, Vater! — Um Eurer armen Jenny willen, es ist noch Hoffnung da. Vielleicht kommen noch einige von unsern Männern zurück, ehe des Königs Leute aus der Hütte kommen."

„Das ist nicht wahrscheinlich, Jenny, die stecken ihren Hals nicht in die Schlinge um meinen zu retten."

Ich war wie festgebannt gewesen und hatte so die besten Augenblicke versäumt. Jetzt aber erholte ich mich, stürzte mich in den Graben, watete knietief durch Wasser und Schlamm und kletterte mit vieler Mühe am entgegengesetzten Ufer hinauf, wo mich der alte Schmuggler sogleich bemerkte.

„Hier sind sie, Jenny", rief er mit seinem gewöhnlichen Fluche. — In dem nächsten Augenblicke war ich bei ihm, aber in demselben drückte er auch die Pistole ab, und sank tödtlich verwundet in meine Arme, indem er rief: „Fluch der Mauth! Du kommst zu spät, Kamerad, um mich aufzuhängen. Jenny, mein Mädchen, sie sollen nicht sagen, dein Vater sei gehangen worden. Du bist ein Weib für den Besten im Lande, — wer er auch sei. Fluch der Mauth!"

„Ich bin es ja, Patrik! — Euer Freund, Franz Flenter!"

„Was, der Junker? Gebt mir die Hand; Gott verdamm' mich, Ihr seid ein braver Bursche, Junker. — Fechtet besser, als sechs von des Königs Blaujacken, obgleich es gegen mich war. — Aber, Junker — denkt an" — die Stimme versagte ihm und er deutete mit zitternder Hand auf das Mädchen. Ich verstand ihn nur zu gut. „Es soll ihr nicht an einer Heimat fehlen, so lange ich eine habe, Patrik!"

„Gott segne Euch, Junker! Jenny, mein Mädchen, wo bist du? Die Nacht wird so finster — oder es zieht sich mir etwas über die Augen — komm zu mir, meine Jenny!" — Und sie näherte sich ihm mit einer Ruhe, welche etwas Furchtbares an sich hatte. Als sie sich über ihn hinbückte, um ihn zu küssen, flog eine Art von Lächeln über ihre blassen Lippen. — Möchte ich nie ein solches Lächeln wieder sehen. In diesem Augenblicke fühlte ich an Patrik ein leises Zucken, und mit einem kaum hörbaren Seufzer verschied er in meinen Armen.

Gleich darauf kam auch der Lieutenant und seine Leute, welche der Knall der Pistole herbeigelockt hatte, herbei. Auf seine Fragen gab ich ihm die nöthigen Erklärungen, die er sofort sorgfältig beim Schein einiger Fackeln in sein Taschenbuch niederschrieb, und nachdem er die Leiche einigen seiner Matrosen übergeben hatte, suchte er das Mädchen auf seine Weise zu trösten. Jenny war aber nicht im Stande, diesen Trost zu vernehmen, der Schlag hatte sie betäubt, und sie stand da, bebend, aber scheinbar ohne Kraft sich zu bewegen.

Auf des Lieutenants Aufforderung nahmen wir sie mit in seine Wohnung, wohin sie sich auch mechanisch und widerstandslos leiten ließ; aber weder die Geschicklichkeit des herbeigerufenen Schiffsarztes, noch die rege Sorgfalt der Hausfrau vermochten etwas für sie zu thun. Am folgenden Morgen war sie wahnsinnig; der zweite und dritte Tag kam, und brachte keine Besserung. Der Gedanke, daß ihr Vater lebe und gehangen werden sollte, hatte sich ihrer Seele bemächtigt, und nichts vermochte ihn auszurotten. Ueber diesen einzigen Gedanken brütete sie in trotzigem Schweigen, welches ärger war, als völlige Raserei gewesen sein würde. Um meine Qual noch zu vollenden, wurde ich auch noch vor das Coroner Gericht geladen, um über die Todesart des Patrik Randow Zeugniß zu geben. Ich fand das Gericht in einer Wirthsstube in der Nähe des Dorfes versammelt, auch der Lieutenant und seine Seeleute, welche gleichfalls vorgeladen waren, hatten sich bereits eingefunden. Der Vorsitzende dieses Tribunals, ein kurzes, dickes Männchen, mit aufgedunsenem Gesicht und grauen, starren Augen, welcher die ganze Würde seines Amtes zu fühlen schien, war eben im Streit mit einem jungen Burschen begriffen, der nach der Art der Antworten sich um Keinen der Gegenwärtigen zu kümmern schien. Es war dieß Patriks Sohn, der sich eben so freimüthig erklärte, als sein Vater gethan haben würde, obgleich nicht ganz so kaltblütig.

„Gott verdamm' mich, wenn Ihr es thut! Keiner von Euch soll einen Pfahl durch eines alten Mannes Leiche treiben, so lange diese Hand an dem Körper hält."

„Achtet die Würde des Gerichtshofes, junger Mensch! Euer Vater tödtete sich bei vollem Verstande — denn das erhellt aus den Aussagen der Zeugen — und das Gesetz hierüber sagt —"

„Verdamm' das Gesetz, sag' ich! Wer meinem Vater einen Pfahl durch den Körper treibt, dem jage ich eine Kugel durch den Kopf. Merkt Euch das, und probirt's, wenn's Euch juckt!"

Mit diesen Worten stürzte er aus der Stube, zum großen Aerger des Vorsitzenden, welcher durchaus den jungen Menschen wegen seiner Verachtung der Justiz zur Strafe ziehen wollte. Der Lieutenant aber, dem des Burschen Trotz das Herz genommen hatte, brachte ihn endlich davon ab. Aber weder sein

Zureden noch das meinige konnte den Mann, nachdem er auch mein Zeugniß vernommen, dahin bewegen, seinen Entschluß aufzugeben oder zu ändern, die Leiche des armen Patrik auf dem Kreuzwege und mit einem Pfahl durch die Brust begraben zu lassen, — bloß weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, daß eine so wichtige Feierlichkeit auf seinen Befehl vollzogen werden sollte. Nicht ein Gesetz schrieb für das Begräbniß eines Selbstmörders eine solche barbarische Weise vor, vielmehr war es ein aus der Vorzeit überkommener und durch sein Alter gleichsam geheiligter Brauch. Der Vorsitzende wählte demnach ein halbes Dutzend vierschrötiger Bauern aus, denen er die Bewachung des Leichnams bis zum folgenden Tage übertrug.

Als John und ich aus dem Wirthshause traten, sahen wir in einiger Entfernung einen Haufen Schmuggler in ernsthafter Unterredung zusammen stehen. Der junge Randow war unter ihnen und seine Gebärden zeigten, daß es keinem friedlichen Unternehmen galt. „Siehst du sie, Franz?“ sagte der Lieutenant — „gerade wie ich es vermuthete, ehe Nacht vorüber ist, machen sie einen Versuch, des Alten Leiche fortzunehmen, und ich mag ihnen dabei nicht im Wege stehen. Was hat sich ein Seemann um Leichen zu kümmern.“

Bei diesen Worten waren wir bis dicht zu den Schmugglern herangekommen, die plötzlich still schwiegen und uns mit Blicken des Hasses und der Verachtung ansahen, welche leicht ein zweites Scharmützel befürchten ließen; John war aber zu tapfer, um streitsüchtig zu sein. Er wandte sich jetzt stehen bleibend zu ihnen: „Ihr braucht mich nicht so wild anzusehen, Jungens! Ich habe bloß meine Pflicht gethan, und vielleicht thut mir's leid, daß ich's habe thun müssen, aber es war nun einmal meine Pflicht, und ich that es, und würde es wieder thun, wenn sich dasselbe wieder ereignete. Doch das gehört nicht hieher. Was ich habe sagen wollen, ist, daß ich heute Nacht strenge Wache auf dem Wasser halten werde, und wenn ein Boot herüber kommt, all' meine Leute bei der Hand sein werden. Also gehabt Euch wohl.“

„Der Lieutenant ist doch ein braver Kerl!“ rief Einer aus dem Haufen, als wir uns entfernten.

„Ich habe ihn immer dafür gehalten, und er wird uns nicht in den Weg treten“, erwiderte Randow; — „finde ich aber den Hallunken, der meinem Vater den ersten Schuß beibrachte, bei meiner Seele, er ist ein Kind des Todes!“

„Komm, komm Franz“, sagte der Lieutenant, „wenn' ich höre, was diese Kerls sagen, so muß ich es melden, und das mag ich doch nicht, wenn ich's verhindern kann. — Es sind eben arme Schelme.“

Man kann sich denken, daß alle diese Begebenheiten mich beunruhigen mußten; mir schwindelte der Kopf und ich war froh, als ich mich endlich in mein Zimmer zurückziehen konnte. Es war eine dunkle, stürmische Nacht, noch regnete es nicht, aber der Donner rollte in fürchterlichen Schlägen zwischen den Felsen und der Blitz hüpfte über das Wasser, welches fast so schwarz aussah, als die darüber fliegenden Wolken.

Ich war zu aufgeregt zum Schlafen, und da ich keine Lust spürte, mich stundenlang im Bette herum zu wälzen, so trat ich an das Fenster, wo ich eine Aussicht nach dem Meere hatte, um das erhabene Schauspiel des Gewitters zu genießen.

Plötzlich hörte ich ein leises Klopfen an der Thüre, aber ehe ich noch antworten konnte, ging dieselbe langsam auf und Jenny stand vor mir mit einer Lampe in der einen und einem großen Messer in der Scheide in der andern Hand. Ich glaubte sie schliefe, denn ihre Augen, obgleich weit offen, waren starr und gläsern, und ihre Stimme wenn sie sprach, war gedämpft und gebrochen, als wie wenn Jemand im Schlafe spricht.

„Ich muß durch Ihr Fenster steigen — das geht auf das Feld hinaus — denn die Hausthüre ist verschlossen und der Lieutenant, welcher hinausgegangen ist, um den Schmugglern aufzupassen, hat den Schlüssel mitgenommen.“

(Schluß folgt.)

Neun Tage im Walde von Ecuador.

Von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Und der Wald blieb sich gleich; dichte Baumschaften, mit den Wipfeln fest in einander greifend, daß die Affen mit Leichtigkeit ihre Bahn dort obenhin verfolgen konnten; prachtvolle hochstämmige Palmen dazwischen aufschießend, zu denen die Elfenbeinpalmen — negritos — mit Tausenden von anderen niederen Bäumen und Büschen das Unterholz bildeten. Kein Sonnenstrahl fiel auf diesen Boden, der, ewig feucht, in ewigem Schatten lag, keine Brise fächelte diese purpurrothen Lianenblüthen, die in dichten Trauben niederhingen. Ja, oben in den höchsten Wipfeln brauste es manchmal hin. Wir konnten von unten erkennen, wie sie sich bewegten; wir hörten das ferne Rauschen, das wie das Brausen eines mächtigen Stromes zu uns drang; wir fühlten die schweren Tropfen, die der Wind aus den höchsten Blattkronen auf uns niederschüttelte, aber hier herrschte ewige Ruhe und Dämmerung, und weiter und weiter verfolgten wir unsere mühselige Bahn.

Die Nacht verging wie die vorige; gleich nach Sonnenuntergang begann der Regen und hörte wie gewöhnlich gegen Morgen auf. Im Juni, sagen die Leute, beginnt hier die trockene Jahreszeit; aber wir hatten jetzt Mitte Juli, und in den letzten vier Wochen erst zwei trockene Nächte gehabt, ja oft halbe Tage Regen.

Am nächsten Tage schoß ich zwei Pavas, die sich trotz unserem Hacken in den Bäumen hielten. Wir brauchten sie dabei nöthig, denn unsere Leute, die keinen Begriff von einer Eintheilung der Rationen hatten, wirthschafteten mit den Lebensmitteln, als ob sie nur immer in die vollen, frisch gefüllten Fässer zu greifen brauchten. Der Amerikaner that hierbei sein Möglichstes, denn er aß den ganzen Tag und war dann am Abend natürlich krank. Er überraschte uns auch in der That schon am dritten Tag mit der Nachricht, daß der Reis aufgebraucht sei; die gebackenen Bananen hatten dem Burschen ebenfalls gut geschmeckt und es blieb uns, wenn wir kein Wild erlegen konnten, nichts weiter als der getrocknete Fisch — eine Mischung von Gräten und Schuppen, die anfing, in Verwesung überzugehen. An diesem Abend hielten wir aber noch ein treffliches Mahl von unseren Pavas und lagerten an einem reizenden kleinen Strom, in dem wir — eine unbeschreibliche Wohlthat nach all' dem Schlamm und Schmutz — ein erfrischendes Bad nehmen konnten.

Böse Noth hatte ich aber mit meiner Doppelbüchse, denn trotzdem, daß ich mein Möglichstes that, sie rein und trocken zu halten, war das letztere doch vollkommen unmöglich. Nicht allein die immer feuchte Luft, in die kein Sonnenstrahl drang, beförderte den Rost, sondern die Büsche, die wir abhieben oder die Bäume, die wir markirten, schauerten auch ununterbrochen ihre Reste von dem letzten Nachtregen auf uns nieder. Die Läufe außen waren schon ganz roth angelaufen, und selbst im Inneren konnte ich sie nicht vom Rost frei halten, ja ich mußte sie jeden Morgen nothgedrungen einmal abschießen, um sie wenigstens im Schuß zu erhalten. Nur in der Absicht dabei den Zug auf etwa zwei, höchstens drei Tage zu begleiten, hatte ich mir auch keineswegs viel Munition mitgenommen, und meine Kugeln schmolzen bös zusammen. Nichtsdestoweniger wollte ich jetzt den kleinen Trupp nicht verlassen und beschloß, wenigstens so lang als möglich bei ihm auszuhalten.

An diesem Tag sahen wir wieder viele Affen, und einer der Leute that sein Möglichstes, um einen von ihnen zu erlegen. Er schoß auch, aber die Affen gaben mit einem furchtbaren Scandal und Geheule Fersengeld, und sie quälten mich jetzt

meinem Vorsatz untreu zu werden. Gegen Mittag trafen wir wieder einen Trupp, der sich in dem Wipfel eines riesigen Baumes ganz unnöthiger Weise gar sehr bemerkbar machte. Durch das Hacken scheu gemacht, zogen sie sich seitwärts ab, und ich schoß einen von ihnen, der gerade auf einem ausgezweigten Ast aufrecht hinlief, mitten durch die Brust, daß er todt herabstürzte. Die Zubereitung desselben an dem Abend war so ekelhaft wie appetitraubend, sie streiften ihn nicht ab, sondern sengten ihm die Haare über einem Feuer, gerade wie sie ein Schwein behandeln, und zerlegten ihn erst nachher. Weder ich noch Herr Willison konnten und mochten einen Bissen davon genießen und delectirten uns an dem Abend mit getrockneten Fischgräten.

Am nächsten Tag dieselbe Lage. Ich bekam weiter nichts zum Schuß als einen Affen. Einer der Leute, ein Neger, war mit Herrn Willison voraus, und ich hatte indeß vergebens versucht, einen Pava zum Schuß zu bekommen, die unsichtbar in den dichten Wipfeln blieben. Als ich ihnen nahe zu kommen versuchte — denn die Träger waren noch viel weiter zurück — hörte ich schon das rasende Geheul der Affen, und sah endlich einen von ihnen, der an seinem langen Schwanz an einem Baumast hing und mit Zähnefletschen und wilden Gesticulationen mit den unter ihm stehenden Männern demonstrirte. Ich schoß ihm gerade durch den Kopf; er blieb regungslos wohl noch eine volle Minute hängen und stürzte dann mit schwerem Fall aus seiner Höhe nieder.

Diese Art Affen ist vollkommen schwarz, hat einen langen Schwanz und steht, voll aufgerichtet, etwa drei Fuß hoch. Hier bei San Lorenzo habe ich aber auch noch eine kleinere Art mit weißem Gesicht gesehen und dann soll es noch eine weit größere ebenfalls schwarze Art geben. Wie uns die Leute sagten, war das Fleisch außerordentlich zart und saftig, und der Affe verschwand. Dem einen Neger aber, der auch davon gegessen hatte, wurde übel und weh darnach und er verschwor sich, keinen mehr anzurühren. Ich glaube, „er sah in der geschwollenen Ratte sein ganz leibhaftig Ebenbild", denn die beiden sahen einander wirklich ähnlich.

Ganz erstaunliche Geschichten hatten uns indeß die Leute von der Unmasse wilder Schweine erzählt, von denen der Wald wimmeln sollte. Es ist wahr, wir sahen ihre Zeichen überall, aber von den Schweinen selber keine Spur. Zwei Arten sollte es geben: die eine, talabra genannt, klein und weißlich; die andere, seyno, größer und schwarz. Die Seynos sollten außerordentlich wild und tapfer sein.

An dem Morgen hatten wir wieder viele Spuren angetroffen, als gegen Mittag plötzlich ein wahrhaft mephitischer Gestank die Luft erfüllte und gleich darauf der ganze Wald von grunzenden und durch die Büsche brechenden Schweinen lebendig schien. Im Nu hatte ich Alles abgeworfen, was an mir hing und lief nach der Richtung hin, in der ich sie meisten hörte; in diesem Dickicht war es jedoch unmöglich, irgendetwas am Boden auf eine Entfernung zu schießen. Rechts und links von mir sah ich auch schon ein paar Träger mit ihren Lanzen durch das Gewirr von Sträuchern und Palmblättern springen, aber doch nicht so rasch, als sie vielleicht hätten springen können und kaum eine Minute später stand ich mitten im Rudel, der rechts und links grunzend und stinkend an mir vorbeisauste. Ein tüchtiger Eber, der mich vielleicht noch gar nicht einmal gesehen hatte, kam gerade auf mich zu und ich schoß ihn auf etwa fünf Schritte im Feuer zusammen, wie ich mich aber wandte, um auch meine zweite Kugel zu verwerthen und eben die Büchse dazu auf ein anderes starkes Schwein an den Backen hob, sah ich, über meinem Korn hin, das rothe Hemd eines der Leute, der mit der Lanze in der Hand sein Bestes that, den Schweinen aus dem Weg zu kommen. Ehe ich, darüber erschreckt, wieder fertig wurde, waren die Schweine in den Büschen verschwunden. Rechts und links von mir fielen noch ein paar Schüsse und ein winzig kleiner Frischling, der sich verspätet hatte, lief dicht an mir vorüber.

Der Rudel hielt sich übrigens nicht auf, zeigte sich nicht im Geringsten kampflustig und brach so rücksichtslos in das tollste Dickicht, daß wir ihm unmöglich folgen konnten. Die „Jäger" kamen jetzt zusammen, aber das Resultat war nach allen gehegten Erwartungen ein sehr geringes. Außer meinem Schwein brachte nur noch einer der Leute einen Frischling, den er mit fünf Lanzenstichen glücklich erlegt hatte.

Die Schrotschüsse, alle auf die Entfernung von einigen Schritten gefeuert, waren erfolglos geblieben, da die Schweine „ja nicht hielten." Nichtsdestoweniger hatten wir jetzt wieder genug zu leben, und mehr würde nicht allein schwer fortzubringen gewesen, sondern vielleicht auch in dem feuchten warmen Wald auf die Länge der Zeit verdorben sein. Der Mensch hat ja für Alles einen Trost.

Diese Nacht hielten wir ein Lucullisches Mahl an unserer Beute, und daß wir weder Brod noch Bananen mehr hatten, konnte den Genuß nicht verringern. Wir fanden nämlich ein Surrogat an zwei Dingen im Walde. Das eine war eine Art Kastanie, aber freilich nicht sehr süß, sondern mehr ein Mittelding zwischen wilder und süßer Kastanie, von einem eichelartigen Geschmack, die aber geröstet wenigstens genießbar ist. Dagegen bietet eine Palmenart, die man hier überall findet, ein wahrhaft delicates Gericht. Es ist das Herz derselben, der süße Keim, der oben im Stamm sitzt, wo die Blätter auszweigen, und aus dem sich die Krone bildet. Freilich muß die Palme gefällt und dieser Kern herausgehauen werden, was ohne Axt eine schwierige Arbeit ist. Glücklicherweise hatten wir eine solche bei uns.

(Schluß folgt.)

Biographisches.

⊙ Die Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau sucht in jeder Weise der Verderben stiftenden Literatur entgegenzuarbeiten. Die zwei neuesten Erscheinungen aus dieser Offizin „Eligius" und „Aus dem Leben eines Unbekannten" bieten sich allen Jugend- und Volksbibliotheken als sehr willkommene Neujahrsgaben dar. Dr. Anton Kerschbaumer versteht es, uns im „Eligius" ganz anmuthige Genre- und Miniaturbilder aus dem alljährlich von Tausenden besuchten niederösterreichischen Gebirge vorzumalen. Die Personen, die in den Novellen figuriren, sind ganz nach der Natur gezeichnet, die Urwüchsigkeit der Gebirgscharaktere ist beibehalten. Karl Landsteiner nennt sich der Verfasser des zweitgenannten Romanes. Versetzt uns „Eligius" in die Kriegszeiten des ersten Napoleon, so treten wir im „Leben eines Unbekannten" in die Revolutionsperiode der Gegenwart; ein Sohn, der seine Mutter verläßt, durch die moderne Bildung gewaltsam eine Carriere machen will ohne etwas Gediegenes zu leisten, glänzen mit erborgtem Flitterstaat — aber durch die bittersten Erfahrungen getäuscht reuig wiederkehrt. Der Verfasser kennt die schöne Literatur ausnehmend und versteht es den Leser beständig in Spannung zu erhalten. Das Buch erinnert uns vielfach an die „Maria Regina" der Gräfin Hahn-Hahn — eines Romans, dessen merkwürdige Verwickelungen in den letzten Jahren sich abspinnen und all' das wilde tobende Treiben der jüngstvergangenen Revolutionsgeist farbenprächtig malen. Keine Gattung der Literatur wird von der lesesüchtigen Jugend nächst dem Roman mehr begehrt, keine wohl auch von den Bibliothekaren an die Verständigeren lieber abgegeben, als die mono- und biographischen Arbeiten, Charakterbilder, Portraite und Silhouetten von der Feder des kundigen Autors hingeworfen, daß sie wie lebendig den Leser überraschen. Mit Biographien beginnt der Geschichtsunterricht in der Schule. Nur Männer, welche die Träger der Ideen ihrer Zeit gewesen, in welchen ein gewisses Capital von Wissen und Können ihrer Zeit sich concentrirte, sollen monographisch behandelt werden. Alle Geschichte dreht sich doch mehr oder minder um Einzelne. Daher sollen gute Monographien historische Zeitgemälde sein, in jedem bedeu-

tenden Manne soll das Bild einer bestimmten Richtung der menschlichen Natur vorübergeführt werden. Der Monograph geht mit Liebe dieser und jener Persönlichkeit nach, schildert sie in ihren religiösen Empfindungen, in ihrer speculativen Betrachtung, auf den Abwegen und Verirrungen, im inneren Kampf mit sich und im endlichen Sieg ihres besseren Selbst. Sind Details aus der Jugendgeschichte bedeutender Männer bekannt, so sollen sie ja mit der kunstreichsten Feder gezeichnet werden: denn derartiges wirkt auf die Jugend elektrisch. Die Geschichte besteht nach ihrem substantiellen Gehalte aus Individuen und sie hat das Recht, dieselben an ihrer Stelle und nach ihrem Werthe hervortreten zu lassen: doch ganz muß die Gestalt uns gegenüberstehen, der Historiker darf nichts dazuthun, sie stehe wie aus Marmor geschlagen vor uns. Im Gebiete der Profan- und Kirchengeschichte, wie in dem der Naturgeschichte wirken meisterhafte Monographien mit gleich einschlagender Kraft, obwohl es wahr bleibt, daß des Menschen edelstes Studium der Mensch ist.

Die Herder'sche Verlagshandlung hat bereits 1857 eine Sammlung historischer Bildnisse begonnen, deren erstes Bändchen uns die historischen Portraite von Philipp Howard, Grafen von Arundel und Marc. Anton Bragadino aus der Hand des Meisters A. F. Rio bietet. Philipp Howard ist zum Martyrer der Wahrheit geworden in der Zeit, da die männerwüthige Königin Elisabeth von England den Fluch der Geschichte auf sich geladen hat. Der Graf von Arundel liefert uns einen Beweis von dem Widerstand, den das englische Volk der kirchlichen Reform des sechszehnten Jahrhunderts entgegensetzte, wie es nur durch List und Schrecken gelang, den Widerstand derer zu brechen, welche die Religion der Väter nicht verlassen wollten. Die letzten Jahre des Lebens Philipp Howards, der 1595 im Tower zu London starb, bieten einzelne Züge, welche nicht minder bewunderungswürdig sind als die wundervollen Thaten, welche die irdische Laufbahn der größten Heiligen verherrlichten. Rio versteht es, um seine Bilder den Nimbus der Romantik zu breiten und durch die Schilderung der Kerkerleiden, der satanischen Pläne, um zum Abfall zu reizen, pathologisch tief zu erregen. Dieß romantische Interesse steigert sich bei der Erzählung von den Heldenthaten der edlen Streiter Baglioni, Martinengo und Bragadino, die mit geringer Macht gegen ungeheuere Uebermacht die Festung Famagusta vertheidigten.

Dem ersten Bändchen der Sammlung historischer Bildnisse folgte 1860 ein zweites: Liobe und die frommen angelsächsischen Frauen von K. Zell. Der edle Hofrath widmete sinnig das Büchlein der Frau Sophie Schlosser, jener weltbekannten Dame, welche in den Sommermonaten auf dem reizenden Stift Neuburg bei Heidelberg so viele ausgezeichnete Männer der Kirche, des Staates, der Wissenschaft und Kunst versammelt, und in den Wintermonaten zu Frankfurt a. M. die Hallen ihres hochgastlichen Hauses allen Edlen eröffnet. Zell schreibt in der anmuthigen Widmung: „ja gerade sie schienen mir vorzugsweise im Stande und dazu berufen, solche Charaktere und Jungfrauen zu verstehen und richtig zu würdigen; jene edlen deutschen Frauen und Jungfrauen angelsächsischen Stammes, welche mit einer einfachen innigen Frömmigkeit die geistige Bildung ihres Zeitalters vereinigten und in literarischen Studien mit den Männern wetteiferten." Wer auf Stift Neuburg die Schätze der Kunst und der Wissenschaft (die Bibliothek zählt 30,000 Bände) geschaut und im Salon der edlen Frau im Kreise der gebildetsten Männer lebendige Anregung erfahren hat, wird die Worte in voller Bedeutung zu würdigen wissen.

Hofrath Zell hat sich ein glückliches Thema zum Vorwurf genommen, man könnte ihn darum beneiden; doch hat er, wie uns deucht, kein vollendetes Kunstwerk geschaffen, er ist zu sehr in die Breite gegangen. Er theilt das Büchlein von 398 Seiten in drei Bücher, spricht im ersten Buch von den frommen angelsächsischen Frauen, im zweiten (S. 143—250) von den Frauenklöstern überhaupt und den angelsächsischen Frauenklöstern insbesondere und kommt auf Seite 261 auf die „Quellen zur Kenntniß" des Lebens der hl. Lioba zu sprechen. Bei solcher Disposition kann sich unmöglich die Darstellung zum fesselnden Kunstwerk ineinanderfügen. Auch scheint es bei Zeichnung „historischer Bildnisse" nicht recht erlaubt zu sein, die Briefe des hl. Bonifacius und der frommen Frauen wörtlich und vollständig übersetzt, in den Text zu reihen: sie wären besser in der Quintessenz ihres Inhalts verwerthet worden, da und dort helle Streiflichter werfend und die Lebendigkeit der Erzählung fördernd. Das Publikum hat das Recht, in einer „Sammlung historischer Bildnisse" nur gelungene Meisterwerke zu verlangen und dieß sein Verlangen besonders in unserer Zeit nachdrücklich zur Geltung zu bringen. Zu breit geschriebene Sachen werden nicht mehr gelesen.

Die Herder'sche Verlagshandlung ließ im Jahre 1860 auch zwei Bändchen „Kirchengeschichte in Lebensbildern" ausgehen. Der Verfasser Dr. Stiefelhagen, Rektor von Eupen, durch ein etwas dickes Buch über das Heidenthum vor einigen Jahren bekannt geworden, hat seine Sache besser gemacht als Pfarrer Hepp von Eppertshausen (Mainz), der 1851 bei Kirchheim eine zweibändige Geschichte der christlichen Kirche in Lebensbeschreibungen für Schulen und Familien erscheinen ließ. Die großen bewunderungswürdigen Männer, welche der heilige Geist fort und fort sich in der Kirche als seine auserwählten Werkzeuge erweckte, ziehen in rascher Folge vorüber — von den apostolischen Zeiten bis auf Pius IX. Die frisch geschriebene Schilderung ihrer Kämpfe und Siege wirkt reinigend und läuternd und mahnt zu guten Vorsätzen. Wir möchten die zwei Bändchen in jeder katholischen Familie wissen. Ein lohnendes und preiswürdiges Unternehmen wäre es, wollte Jemand die Bilder der größten deutschen Kirchenfürsten im Mittelalter zeichnen: welch' eine glänzende Reihe gewaltiger Charaktere!

In Bayern haben sich, wie man hört, einige jüngere das Vaterland liebende Freunde verbunden, in drei Bänden die Lebensbilder der größten und edelsten Söhne dieses Volksstammes zu entwerfen.

Italien 1860.

Schönes Italien! Einst hab' Ich auch in deinen Gefilden
Glücklich und heiter geweilt: jetzo verlang' ich nicht hin.
Teutschland, Wien und Berlin! Wenn lang' Ihr noch ruhig so zuseht,
Wie's in Italien brennt, kömmt nun die Reih' auch an Euch.

Folglichkeit.

Darf Das in Sicilien vor sich gehen,
So darf es auch anderen Kronen geschehen.

Eremita Jenchovensis.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 19. Januar 1861.

(Aufgegeben in München 4 Uhr — Min., angekommen in Landshut 4 Uhr 20 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	5583	1319	21	23	20	40	19	57	—	—	—	20
Korn . . .	1928	571	14	24	13	58	13	31	—	—	—	12
Gerste . .	7575	5180	15	12	14	42	14	30	—	—	—	21
Haber . . .	2884	91	7	32	6	59	6	44	—	5	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 4. Den 28. Januar. Karl d. Gr.

⊙ **Die Convertiten der katholischen Kirche** entwickeln eine bewunderungswürdige Thätigkeit. Dr. Lämmer, der im Sommer 1859 convertirte, dann Priester wurde, 1859 im Herbste nach Rom ging, hat sich zur Lebensaufgabe gesetzt, den seit Flaccius Illyricus systematisch von den Protestanten genährten und groß gezogenen Tendenzlügen in der Geschichte mit aller Kraft und Offenheit entgegenzutreten, sie aufzudecken und durch selbstständiges Schaffen ihnen Gegengift und Schach zu bieten. Lämmer weiß sehr wohl, daß jetzt die Taclik eine andere geworden, als sie vor 300 Jahren gewesen, daß die Gegner der Kirche nicht mehr so plump wie ehedem vorbrechen, sondern mehr mit Glacéhandschuhen auftreten. Er ist auch ganz der Mann, der ihnen gewachsen ist und ihre Pläne bloßlegen kann. Er kennt die patristische Zeit: er schrieb ja über die Logoslehre des Clemens von Alexandrien. Er hat sich mit dem Mittelalter vertraut gemacht; dafür gibt Zeugniß sein Nicolaus I. und die byzantinische Staatskirche seiner Zeit. Die Scholastik suchte er in ihrem größten Repräsentanten Anselm kennen zu lernen. Viel beschäftigte er sich auch mit der vortridentinischen katholischen Theologie des Reformationszeitalters und kam durch diese schlagenden Antithesen gegen Lehre und Praxis des Protestantismus nach langem Kampfe in den Hafen der Kirche, wo er nun glücklich seine eminente Geisteskraft zu ihrem Ruhme verwendet. Um zu seinem sich klar bewußten Ziel zu kommen, verfolgt er den geradesten Weg. Wie Pertz in seiner italienischen Reise sich auf die Höhe des Unternehmens der Monumenta Germaniae zu schwingen verstand und sich selbst das glänzendste Zeugniß für seine Begabung ausstellte, um mit Böhmer an die Spitze desselben treten zu können; wie der böhmische Geschichtschreiber Palacky, von den Ständen des Landes aufgefordert, in der Vaticana mit großer Mühe und Eile möglichst viele Dokumente und Urkunden, welche Böhmens Geschichte erhellen, abschrieb; wie der Benedictiner P. Beda Dudik sein iter romanum der gelehrten Welt schenkte: so griff auch Lämmer zum Wanderstab, um reichsten Born zu schöpfen und ging wie gesagt 1859 nach Rom. Noch vor seiner Heimkehr in die una sancta suchte er kirchengeschichtliches Material in den Bibliotheken zu Dresden, Wien, München, Venedig, Padua, Mailand zu gewinnen. Lämmer forscht zunächst über Eusebius, den Vater der Kirchengeschichte, und über Baronius, den Vater der kirchlichen Annalen, den geistesgewaltigen Oratorianer, der die Papstwahl von sich abgelenkt hat, der den Flaccius Illyricus und seine Consorten derartig paralysirte, daß selbst protestantische Forscher das lügenvolle Centurienwerk nicht einmal citiren, während sie neunundneunzigmal vom Cardinal Noilz nehmen müssen; der, ein einziger Mann, wissenschaftlich mehr geleistet, als die gesammte ruhmredige Pertz'sche Schule zusammen. Die erste Hälfte der critischen Recension der Eusebianischen Kirchengeschichte, quantitativ wie qualitativ sehr bedeutend, ist 1859 erschienen; für die Monographie über Baronius sind in der Bibliothek der Oratorianer der Vallicellana umfassende Vorstudien gemacht. Lämmer verspricht uns in den Analecta romana, die unlängst veröffentlicht wurden, die für die mittelalterliche Ketzergeschichte wichtigsten noch wenig bekannten vatikanischen Monumente zu veröffentlichen und zu verwerthen; er hat auch in der Vaticana bedeutende Actenstücke gefunden, welche auf die Geschichte der ersten Jahre des Protestantismus helle Streiflichter werfen. Lämmer hat bereits mehr als 170 Bände historisch-theologischer Manuscripte in Rom durchgearbeitet, und aus 65 Codices patristischen, kanonistischen und kirchenhistorischen Inhalts eine Menge Relationen und Instruktionen gewonnen. Es ist aber auch der Schatz an Archivalien in Rom unermeßlich. Die Archive Roms enthalten Relationen aus der ganzen Welt, bis in die Zeiten Constantin's hinauf. Seit Sixtus IV. durch die Vereinigung und Deposition der Instrumente in die Engelsburg und Paul V. durch die Aufstellung in den 28 Zimmern des Vatikan den Gebrauch erleichterten, ist unendlich viel zur Verwerthung geschehen. Nachdem 1810 das vatikanische Archiv nach Paris war verschleppt worden, es Marini 1815 wieder zurück gebracht hatte, wurde sie durch Cardinal Angelo Mai, den unermüdet thätigen und schrifterfahrenen in 29 Bänden, die er herausgab, fruchtbar für Andere gemacht; P. Augustin Theiner, der gegenwärtig an der Spitze des geheimen Archivs im Vatican steht, hat in rascher Folge die wichtigsten Dokumentenbände für Frankreich, Rußland, Ungarn publicirt und den Plan für die Polonia sacra entworfen. Gleichwohl sind in Rom noch viele Schätze zu heben: die Vatikana ist die an Manuskripten reichste Bibliothek in Europa, sie zählt über 24,000 Handschriften; 1800 Handschriften sind in der Vallicellana, reich sind auch die Palatina, die bibl. Reginae oder Alexandrina, welche die Codices der Bibliotheken von Grotius, Nic. Heinsius und Petavius besitzt.

Das Colleg der Verbreitung des Glaubens, die Dominikaner und die Augustiner bewahren in ihren Bibliotheken kostbare Handschriften. Lämmer wird sie nach Kräften alle benützen. Möge er seine Thätigkeit nur nicht zersplittern und in seinem Streben nicht ermüden: er wird sich würdig neben unsern größten Kirchenhistoriker Döllinger stellen, dessen neuestes Werk wie keines auf der Höhe der Wissenschaft steht.

Gfrörer in Freiburg wird in diesen Wochen sein siebenbändiges Riesenwerk über Gregor VII. vollenden; es wird nach Generationen noch seinen hohen Werth haben und die außerordentliche Fülle des Inhalts die Jugend belehren.

Hurter's, des österreichischen Reichshistoriographen unermüdliche Thätigkeit, bringt die gothaischen Tendenzhistoriker und jüdischen Geschichtsfabrikanten, die in der Sybel'schen Zeitschrift und im Zarnke'schen Literaturblatt ihre Eier niederlegen, in eine wahre Berserkerwuth. Sie haben aber in der Wiener Literaturzeitung ihren Meister gefunden. In einer Reihe der trefflichsten Artikel ist dieses Cliquenwesen aufgedeckt und gebrandmarkt und das Treiben in der jüdischen Ruhmesassecuranz charakterisirt, daß man wünschen möchte, in einer eigenen Broschüre die Artikel zu besitzen, damit sie in Jedermanns Hände kämen und Jeder genaue Kenntniß nehmen möchte. Die Artikel des geheimnißvollen Historikers haben in Oesterreich und Ungarn, wie Briefe melden, ungeheueres Aufsehen gemacht.

Unermüdlich thätig nicht bloß auf dem Gebiete der christlichen Charitas, sondern auch auf dem Felde der Literatur ist

Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn zu Mainz. Es sind nun elf Jahre, daß sie zur Kirche zurückgekehrt ist. Den Weg, auf dem sie zur Wahrheit gelangte, hat sie uns in dem Schriftchen „von Babylon nach Jerusalem“ 1851 mit großem sittlichen Freimuth und oft mit herber Schärfe gezeigt. Wunderschöne Gedichte enthält das Büchlein „Unserer Lieben Frau“ und das „Jahr der Kirche“. Die meisterhaften Charakterzeichnungen in den „Bildern aus dem Leben der Kirche“ reihen sich würdig an die „Kirche der Väter“ vom größten Convertiten Englands, Newmann. Die merkwürdige Gewandtheit in Reiseschilderungen, die wir im „Jenseits der Berge“ und in den „Orientalischen Briefen“ kennen gelernt haben, der Gedankenreichthum, die Seelenkenntniß und Formgewalt, welche ihren Romanen (Gräfin Faustine, Sigismund Forster, Zwei Frauen, Levin u. a.) den Beifall der Salons in frühern Zeiten gewonnen: diese Vorzüge finden sich auch in „Maria Regina“, ihrem neuesten Werke, das bereits in's Französische, Englische und Polnische übersetzt ist. „Was würde bei den Katholiken ein Lärm losbrechen, wenn wir Protestanten so einen Tendenzroman in die Welt schleuderten?“ ruft jüngst die Leipziger Illustrirte in ohnmächtigem Zorne aus. Das eben erschienene Buch von Franz Freiherrn v. Andlaw „die Frauen in der Geschichte“ sagt II. 357: an Talent, schwunghaftem Styl, Gemüth, Kraft des Ausdruckes, Adel der Gesinnung, blendendem Geiste ragt Gräfin Hahn-Hahn vor allen hervor. Keine Schriftstellerin der Jetztzeit kommt ihr auch nur von ferne gleich.“

Daumer in Würzburg, einer unserer berühmtesten Convertiten, ist ebenfalls in rastloser Thätigkeit bemüht, seiner Kirche zu nützen und zur Einheit des Vaterlandes im Glauben beizutragen. Es ist jetzt etwas über zwei Jahre, als er im Dom zu Mainz convertirte und schon haben wir von ihm „die dreifache Krone Roms“, „Marianische Legenden und Gedichte“, die Conversionsschrift, und die Mansardenhefte, deren drittes eben auf unserm Büchertisch angekommen ist, erhalten. Man möchte sagen, es fromme nicht in allweg, wenn Convertiten bald nach ihrer Rückkehr viele Bücher schreiben. Es ist auch wahr, St. Paulus, der größte Convertit im Alterthum hat sich, nachdem der Herr auf dem Weg nach Damaskus ihm den Trotz gebrochen und die Seele erleuchtet hatte, drei volle Jahre in die Einsamkeit zurückgezogen und gebetet und betrachtet. Aber nicht Jeden leitet die Vorsehung dieselben Wege. Und als St. Augustin, 387 zu Ostern von Ambrosius in Mailand getauft war und sich sofort nach Afrika in die Einsamkeit begeben wollte, änderte der Herr seine Pläne; er ging nach dem Tode seiner Mutter Monika nach Rom, blieb dort bis gegen Ende Sommers 388 — nicht in der Einsamkeit, sondern die Prahlerei und die Angriffe der Manichäer niederschlagend durch die Schriften: über die Sitten der Manichäer und die Sitten der Kirche. Hier schrieb er auch sein Buch von der Größe der Seele und begann das wichtige Werk „Vom freien Willen.“

Auch wir sähen Daumer gerne in stiller glücklicher Thätigkeit; wo aber so perfide, auf grelle Unwahrheiten gebaute Angriffe geschehen, wie ein gewisser Professor Noack aus Giessen sie gegen ihn losgelassen, da können wir es ihm unmöglich verargen, wenn er wie im neuesten Mansardenhefte zu einer letzten Vertheidigung sein Schwert zieht, der Clique, die unermüdlich ihn verfolgt, die Larve wegreißt, ihre schmähliche Taktik mit vernichtender Kritik und überraschendem Detail geißelt — um wie er selbst sagt, nun für immer gegen alle perfiden Angriffe taub zu sein.

Des Schmugglers Tochter.

Erzählung von Dr. Klette.

(Schluß.)

Mit diesen ziemlich undeutlich hingemurmelten Worten schlüpfte sie durch das Zimmer an das Fenster, öffnete es, schwang sich auf das niedere Fensterbrett und stieg dann langsam hinaus. Da ich noch immer glaubte, sie schliefe, so versuchte ich nicht, sie zu hindern, aus Furcht, daß ein plötzliches Erwachen ihr schädlich sein könnte. Damit sie aber auf den Felsen und bei den Gräben keinen Schrecken nehmen möchte, folgte ich ihr auf demselben Wege in geringer Entfernung bis an das Wirthshaus, wohin sie ihren Weg richtete. Hier war man noch wach, in der Küche brannten noch Lichter, auch hörte man laute verworrene Menschenstimmen, und in dem Zimmer gerade über derselben stand einsam eine trübe Lampe am Fenster.

Bisher hatte Jenny meine Nachfolge nicht zu beachten geschienen, jetzt aber blieb sie stehen und wandte sich zu mir.

„Des Lieutenants Frau hat mir die Wahrheit gesagt, er ist hier; aber stille, sprechen Sie kein Wort! Folgen Sie mir leise, als fürchteten Sie, die Todten aufzuwecken.“ Ich sah nun ein, daß sie wirklich wachten, um sie aber weiter zu beobachten, that ich, was sie wünschte und so folgte ich ihr stillschweigend, während sie vorsichtig zum Küchenfenster trat. Nachdem sie mit der List einer Wahnsinnigen Alles durch dasselbe beobachtet hatte, öffnete sie leise die unverschlossene Hausthüre, welche auf die Hausflur führte. Am Ende derselben war eine Treppe, die uns in die Stube brachte, in welcher ich vorher die Lampe am Fenster stehen gesehen, und hier lag der arme Patrik in einem Sarge, welcher auf Bänken mitten in der Stube stand, bis an das Kinn mit einem alten weißen Leintuch zugedeckt, während die Bauern halbbetrunken ihre Wache unten in der Küche hielten.

Was Jenny hier wollte, darüber ließ sie mich nicht lange im Zweifel. „Nun, Herr Franz, Sie nennen sich ja meines Vaters Freund, Sie haben von seinem Brode gegessen, wollen Sie ihn wie einen Dieb am Galgen hängen sehen?“ — Die Sonderbarkeit der Frage überraschte mich so, daß ich nicht recht wußte, was ich antworten sollte. Sie wiederholte die Frage mit funkelnden Augen und steigernder Heftigkeit. „Wollen Sie ihn hängen sehen? — hängen? — hängen? — Sie verstehen doch das Wort?“

„Mein liebes Mädchen — —“

„Beim Lichte Gottes, Memme, ich hätte Lust Dir das Messer hier fühlen zu lassen. Siehst Du nicht, er ist ihr Gefangener — in Ketten? Ach, morgen werden sie ihn richten und hängen, — ja, meinen armen Vater werden sie hängen?“ — Hier schluchzte sie und weinte wie ein Kind, aber dieß dauerte nicht lange. „Aber sie sollen nicht, nein! sie sollen nicht! Hier nimm das Messer, stoß es ihm in die Brust, damit sie ihn nicht lebendig hängen. — Es ist ein schweres Geschäft für eine Tochter, aber da Sie sich hier befinden, so durchstoßen Sie ihn, während er schläft — nehmen Sie sich aber in Acht, damit Sie ihn nicht aufwecken; — stich zu — herzhaft — kein halbes Werk — stoß zu, gerade in's Herz! — Du weißt ja doch, wo es ist, — hier — hier!“ Sie ergriff meine Hand und führte sie an ihr Herz, als wollte sie mir zeigen, wo ich hinstechen sollte. Ich fuhr schaudernd zurück. „Memme! aber Du sollst es thun, — Du hast Dir selbst das Geschäft aufgesucht — Du kamst freiwillig mit hieher — ich hieß Dich nicht folgen — und darum sollst Du es nun thun.“

Ich wollte mich eben auf sie werfen, um ihr das Messer, das sie krampfhaft in der erhobenen Hand hielt, zu entreißen, als ich unten ein starkes, verworrenes Geräusch vernahm. Es fielen ein paar Hiebe, ein Pistolenschuß knallte und im Augenblick nachher hörte ich eilige Schritte mehrerer Männer die Treppe herauf kommen.

„Da sind sie“, schrie Jenny, und ehe ich es verhindern konnte, stürzte sie sich auf den Sarg und stieß das Messer zwei- oder dreimal in die Leiche. In demselben Moment war die Thüre aufgerissen, und das Zimmer füllte sich mit Schmugglern, den jungen Randow an ihrer Spitze.

„Was", rief dieser erstaunt, „Herr Franz und Jenny! Armes Mädchen! — Aber wir haben keine Zeit zum Schwatzen — so, Hand an's Werk! Laßt uns den alten Mann in's Boot tragen, — wir wollen ihn bald fünfzig Klafter tief betten, wo ihn diese verdammten Harpyen, diese Landratten nicht finden sollen.

„Meinen Vater! Ihr sollt mir meinen Vater nicht wegnehmen und hängen!" schrie jetzt die arme Wahnsinnige.

„Sei ruhig, Jenny; der Vater soll nicht hängen, deßhalb bringen wir ihn fort. So, gemach Jungens, immer langsam die Treppe hinab! Sehen Sie nach unserer Jenny, Herr Franz. — Nur gemach, Jungens — ich wollte lieber zwanzig Lebendige vor die Köpfe schlagen, als einem Todten einen einzigen Stoß geben hören."

Mit diesen Worten folgte er der Leiche, welche das Mädchen, gegen meine Erwartung, nun nicht mehr aufzuhalten suchte. Anscheinend gleichgültig und vollkommen ruhig, lehnte sie eine Zeit lang sich an das Fenster, ohne ein Wort zu sprechen, und als ich sie zu bereden suchte, mit mir zurückzukehren, erwiderte sie ganz gelassen: „Recht gern, was sollte ich auch länger hier noch thun, da sie meinen Vater weggeholt haben. Jetzt werden sie ihn doch hängen und ich kann es nicht hindern."

„Armes Kind, deinen Vater werden sie nicht hängen. Er ist todt, und sie haben ihn weggeholt, um ihn zu begraben."

Sie lächelte verächtlich und ungläubig, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als fühle sie sich ganz erschöpft, und bat mich, ihr ein Glas Wasser zu holen, dann wollte sie mit mir nach Hause gehen. Da ich in der Küche keines fand, so ging ich selbst zum Brunnen und zog einen Eimer voll herauf. Als ich nun aber nach wenig Minuten mit einem Krug voll frischen Wassers in das Zimmer zurückkehrte, war Jenny verschwunden und es schien, als habe sie mich bloß nach dem Wasser geschickt, um mir entfliehen zu können. Wohin sie sich gewendet, darüber blieb ich nicht lange in Ungewißheit, denn als ich die Treppe wieder hinunter geeilt war und vor der Hausthüre nach allen Seiten herum spähte, erblickte ich sie bald, noch immer mit der Lampe in der Hand, in einem kleinen Boote, womit sie in die See hinaus stieß.

Dieses Boot hatte, an ein dünnes Seil gebunden, unweit des Wirthshauses am Ufer gelegen; wahrscheinlich hatte sie das Messer wieder mit sich genommen und damit das Seil durchschnitten. Sei dem aber wie ihm wolle, sie arbeitete sich durch die Brandung, welche fürchterlich hoch um sie brauste und auf diesem Punkte wenigstens eine halbe Meile in die See hinaus sich erstreckt; wahrscheinlich gedachte sie auf diese Art ihrem Vater zu Hilfe zu eilen.

Ich machte jetzt Lärm, und die Schmuggler, welche unten die Bauern bewachten, verließen dieselben und eilten augenblicklich mit mir an den Strand herab. Die Unglückliche war aber schon über hundert Ellen weit vom Ufer, denn obgleich es zu finster war, um sie selbst zu sehen, so erblickten wir doch, so oft die Wellen das Boot empor hoben, ihr Licht.

„Bei Gott! es hilft nichts", sagte ein alter Schmuggler, „durch diese Brandung kommt kein Fahrzeug!"

„Aber sie ist doch hindurch!"

„Noch nicht, Herr! Seht! — jetzt ist das Licht weg — es ist Alles vorbei mit ihr!"

Das Licht war wirklich verschwunden, aber nicht, um, wie früher, sich mit den steigenden Wogen wieder zu zeigen. Eine Minute nach der andern ging vorüber, aber es blieb finster auf dem Wasser, und kein Lichtschimmer zeigte sich mehr. Am folgenden Morgen fand man Jenny Randows Leiche, welche die Brandung wieder zurückgebracht hatte, eine kurze Strecke von der Stelle, von wo sie abgefahren war, auf dem Strande.

Neun Tage im Walde von Ecuador.

Von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Am nächsten Tag kam nichts zum Schuß als Affen, die ich nicht schießen wollte, da wir genug Fleisch hatten. Ueberhaupt war meine Munition fast zu Ende, denn in der Absicht nur drei Tage auszubleiben, hatte ich bloß sehr wenige Kugeln mitgenommen. Trotzdem blieb ich noch, denn ich hoffte auf besseres Wetter und das Erreichen des Weges, dem wir entgegenstrebten. Der nächste Tag sollte uns eines Besseren belehren. Eine Strecke, zu der wir 25 Minuten gebraucht hatten, um uns einen Weg hindurchzubahnen, legten wir auf diesem Weg in fünf Minuten wieder zurück, also konnte der Fortgang, den wir die ganze Woche gemacht hatten, nur ein sehr geringer sein. Anstatt außerdem die schon im Juni versprochene trockene Jahreszeit zu bekommen, schien es, als ob Ende Juli alle Schleußen des Himmels auf's Neue geöffnet würden. Am siebenten Abend ehe wir nur begonnen hatten, unseren Rancho für die Nacht zu bauen, fiel um vier Uhr Nachmittags ein Schauer, der uns in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßte. Dieser Guß dauerte bis drei oder vier Uhr Morgens, und die Nacht lief das Wasser in kleinen, freundlichen Bächen durch unser Lager. Am nächsten Morgen mußte ich meine Büchse abschießen, und behielt nur, nachdem ich sie wieder geladen, noch eine Kugel übrig. Das ging nicht länger; hier konnte ich von keinem weiteren Nutzen sein, ja ich half nur die wenigen Lebensmittel aufzehren; wanderte ich aber rasch zurück, so war es möglich, in dem ausgehauenen Weg Lebensmittel nachzusenden.

Ich war rasch entschlossen, hatte auch in der That keine andere Wahl, wand, so gut es gehen wollte, meine Kleider aus, und zog sie naß, wie sie waren, wieder an, schulterte meine mißhandelte Büchse — ich hätte weinen mögen, wenn ich sie nur ansah, — und zog allein durch den weiten öden Wald zurück. Sonderbar war mir dabei zu Muth, die Brust beklemmt, der Athem schwer, — ich fürchtete, daß ich krank würde, und ein Wunder wäre es nicht gewesen. So viel rascher wanderte ich aber jetzt durch den nach dem schweren Regen von allen Zweigen tropfenden Wald, glitt steile schlüpfrige Hänge hinab, arbeitete mich an anderen mit Hilfe eines abgehauenen Bergstockes hinauf, watete durch die jetzt vollen Bäche vollkommen rücksichtsvoll um nasse Füße, und stand plötzlich an einem bis an die steilen Ufer gefüllten Bergstrom, den wir vor zwei Tagen auf einem hindurchliegenden Baumstamm trockenen Fußes gekreuzt hatten. Mit meinem langen Stock konnte ich dabei keinen Grund fühlen, das Wasser schoß mit wilder Gewalt vorbei, und es blieb mir natürlich nichts übrig, als hinüber zu schwimmen. Dreimal mußte ich das thuen, um alle meine Sachen hinüberzuschaffen, und als ich zum Zweitenmale gerade mit meiner Büchse den Uebergang machen wollte, hörte ich eine menschliche Stimme, die nicht weit davon ihr deutliches Huhp, huhp, huhp! rief.

Der Ruf klang so genau, wie unser alter Jagdruf in den Bergen daheim, daß ich ordentlich erschrocken anhielt. Thorheit; ich war im Wald von Ecuador, und keine befreundete Stimme schallte zu mir herüber. Waren das vielleicht Indianer, oder — die Leute, die Herr Wilson mithatte, waren des Marsches herzlich müde gewesen — sollten sie vielleicht desertirt sein und sich verirrt haben? Der Ruf klang genau so, auch nicht aus der Richtung, in der ich gekommen, denn die wußte ich nach meinem Compaß genau. Natürlich gab ich den Ruf zurück, und wieder antwortete es rasch und wie erfreut huhp! — huhp, huhp: dann war eine Weile Alles ruhig — ich rief noch einmal: huhp, huhp antwortete es jetzt aus viel weiterer Ferne und in anderer Richtung, und weiter und immer weiter fort: huhp — huhp, huhp! — Jetzt wußte ich, woran ich war, und kein Mensch hatte gerufen, sondern ein Vogel, den die Ecuadorianer auch „den Verirrten", perdido, nennen.

Ich hielt mich jetzt nicht länger auf, um meinen Uebergang zu bewerkstelligen, wozu ich etwa eine halbe Stunde brauchte, fand drüben wieder, zuerst durch ein dorniges Bambusdickicht hackend, unsere Bahn, die sogenannte Trocha, und hatte wieder nichts als Wald, als Dickicht, um mich her. Der Wind strich wohl dabei über diese Wildniß hin, aber er konnte mir nur in stärkeren Schauern die Tropfen aus den Wipfeln niedersenden, mich nicht selber erreichen, mir die Schläfe zu kühlen, und jetzt — jetzt zum erstenmal begriff ich es, was mir die Brust so beengt, was mir das Herz so beklemmt hatte, als ich an diesem Morgen allein meine Wanderung antrat. Es war die Sehnsucht nach Licht, nach Luft gewesen, nach dem warmen lichten Sonnenstrahl, nach dem frischen Luftzug, der über die Höhen strich — nach Licht, nach Luft, und wie in einem Kerker fühlt' ich mich auch in demselben Augenblick. Was hätte ich jetzt darum gegeben einmal, und wenn auch nur für einen Augenblick, über diese Wipfel emporsteigen und der Brise die Stirn entgegenhalten zu können — nur einmal wieder die Wolken und den freien blauen Himmel zu sehen. Aber dem strebte ich ja jetzt zu, wenn ich, so rasch ich konnte, meinen Weg verfolgte, und ich ließ wahrlich das Gras von da an nicht unter den Füßen wachsen. Dabei fand ich aber auch bestätigt, wie geringen Fortgang wir mit unserer Waldarbeit gemacht: denn immer, nach noch nicht anderthalbstündigem Marsch, erreichte ich einen unserer Lagerplätze, die zu gewinnen wir einen vollen Tag gebraucht. Um neun Uhr war ich von unserem letzten Lager aufgebrochen und um halb drei Uhr kam ich an das Ufer des Stromes, wo wir die dritte Nacht campirt.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, noch an dem nämlichen Abend San Lorenzo zu erreichen; that ich dieß aber, so kam ich gerade mit Dunkelwerden in den fast gar nicht markirten und sumpfigsten Theil unseres Weges. Ich fühlte außerdem auch das Bedürfniß nach Ruhe, nach einem frischen Bade, und der kleine Strom rauschte gar so verlockend dazu vorüber. Rasch entschlossen warf ich meine Sachen unter unseren alten Rancho, der mir wenigstens für die Nacht ein trockenes Lager versprach, badete und erfrischte mich dadurch vollkommen und befand mich nun so wohl, wie sich ein Mensch in nassen Kleidern und mit nichts als einem Stück kalten Schweinefleisch als Nahrung nur befinden kann. Eben so schwierig war es, ein Feuer anzuzünden, aber auch eben so unnöthig, denn wenn ich auch kurz vor Dunkelwerden noch einen Pava geschossen hätte, genügte das schon gekochte Schweinefleisch doch vollkommen für eine Nachtmahlzeit und am nächsten Tag war ich so früh in San Lorenzo, daß ich mein Frühstück bis dahin recht gut aufschieben konnte. Ich machte mir also mein Lager so gut als möglich frisch zurecht, warf die alten Palmblätter erst einmal bei Seite, um zu sehen, ob sich in den fünf Tagen kein Ungeziefer, Schlangen und Derartiges, dort eingenistet habe, legte frische auf und hatte bald ein weiches und bequemes Bett fertig, dem mein Regenmantel als Decke dienen konnte — Regenmantel, das unnützeste Ding, das ein Mensch in einem solchen Wald mitnehmen kann, denn bei Tage kann man ihn bei der Arbeit doch nicht umhängen, und Nachts dient er höchstens nur zur warmen Decke.

Da ich übrigens vorhin Schlangen erwähnt habe, ist es wohl nöthig ein paar Worte darüber zu sagen. Ehe ich selber nach Ecuador kam, waren mir die furchtbarsten Geschichten über die Unmasse von Schlangen erzählt worden, die hier den Wald beleben sollten. Auf unserm siebentägigen Marsch durch unbetretene Wildnisse, durch Sumpf und Dickicht, hatten wir vier kleine Schlangen getroffen, die uns rasch aus dem Weg glitten und an diesem Tag war ich wieder nur einer einzigen, kaum fingerstarken, begegnet, die mir eben so willig Raum gab.

Den Abend saß ich noch, bis es völlig dunkelte, am Ufer des kleinen, murmelnden Stromes, eine Cigarre rauchend und von der Heimath träumend und warf mich dann auf mein einsames Lager, um eine Unzahl der kleinsten und blutdürstigsten Fliegen zu füttern, die mir je im Leben vorgekommen. Diese Bestien sind so klein, daß man sie am hellen Tag auf der Hand mit bloßem Auge kaum erkennen kann und stechen schmerzhafter als Mosquito, richteten mich auch diese Nacht so zu, daß ich am nächsten Morgen von rothen Punkten wie besäet war. Ohne diese kleinen Quälgeister hätte ich ruhig genug schlafen können, denn keiner der gedrohten Tiger, die Jeden im Wald ohne Feuer Schlafenden rettungslos überfallen sollen', stattete mir einen Besuch ab. Ich wußte schon seit lange, was ich von solchen Märchen zu halten hatte, — sprang aber doch einmal in der Nacht mit meinem Messer in der Hand in die Höhe, als mein Rancho plötzlich schüttelte und bebte. Am nächsten Morgen fand ich, daß ein dürrer Ast darauf gefallen war.

(Schluß folgt.)

Luzern, 21. Jan. 1861, d. h. 1000 Jahre nach der Ermordung Meinrads im Finsternwalde. Zu Maria-Einsiedeln wird heute ein schönes Fest für Kloster und Dorf gefeiert, das auch in der Ferne in manchem Herzen seinen Wiederhall findet; denn wer sollte nicht sich mitfreuen, daß ein Gotteshaus nach tausend Jahren lebensfrischer und für die ganze Umgebung segensreicher fortblüht als je! Nicht bloß die seit dem vierzehnten Jahrhundert reichlich bestehende Wallfahrt sah letztes Jahr Mac Mahon, den französischen Marschall, der Napoleon bei Magenta aus bevorstehender Gefangenschaft rettete, nebst viel andern berühmten und vornehmen Herren vor dem wunderthätigen Marienbilde knien, sondern die Lehranstalt Einsiedelns, gehoben durch die Obsorge des Prälaten Heinrich und viele vorzügliche Lehrer, wie z. B. durch den Dichter P. Gall, den Physiker Tschopp, Erfinder des selbstschreibenden Telegraphen, den vorzüglichen Peter Carl Brandes u. a. m., wirkt, wie einst St. Gallen, als Quelle für Geistesnahrung und Herzensbildung, als ächt christliche Bildungsschule zum Heile für alle unsere Katholiken. (A. Postztg.)

Berlin. Vom verstorbenen König von Preußen erzählt man folgende Anekdote: Auf einer Reise im Jahre 1842 wurde der König von einem Superintendenten angeredet: „Es grüßen Dich Tausende und abermals Tausende — es grüßen Dich Tausende und abermals Tausende — und abermals Tausend Tausende!" — „Ich danke vielmals", fiel ihm der König in's Wort, „grüßen Sie dieselben von mir wieder, aber — Jeden einzeln."

Telegraphische Nachrichten der Landsh. Ztg.

Kopenhagen, 25. Jan. Dem Kriegs-Marine-Ministerium Gelder vorauszunehmen bewilligt.

Neapel, 25. Jan. Die neapolitanische Marine, welche Dienst vor Gaeta verweigerte, wurde einem Kriegsgericht überliefert. Es sind nur noch 2 neapolitanische Schiffe vor Gaeta.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 26. Januar 1861.

(Aufgegeben in München 3 Uhr 30 Min., angekommen in Landshut 3 Uhr 45 Min.)

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4580	917	21	23	20	39	19	51	—	—	—	1
Korn . . .	1520	363	14	40	14	10	13	35	—	12	—	—
Gerste . .	6240	3746	15	7	14	31	14	14	—	—	—	11
Haber . . .	3251	52	7	30	6	56	6	40	—	—	—	3

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 5.** Den 4. Februar. Veronika.

Gaeta.

(Aus dem Abendbl. d. N. Münchn. Ztg.)

Auf den Wällen von Gaeta
Ei wie weht die Luft so heiß!
Auf den Wällen von Gaeta
Sproßt das schönste Edelweiß!

Ringsum Tod und ringsum Feinde,
Ringsum hoffnungslose Nacht —
Aber mitten aus dem Grauen
Leuchtet's wundersamer Pracht!

Und die Strahlen dringen mächtig
Weithin über alles Land,
Wie die Sonne, wenn sie siegend
Dunkle Stürme überwand.

Staunend blicken auf die Völker
Zu Gaeta's Königin,
Die mit selt'nem Liebreiz paaret
Hohen deutschen Heldensinn.

Stern Gaeta's leuchte, strahle! —
Sproß aus edlem Bayerblut,
Engel an dem Krankenlager —
Gott hält Dich in seiner Huth!

Wie des Kampfes Würfel fallen,
Ob die Treue unterliegt —
Ewig wird Dein Ruhm ertönen,
Sieger bleibst Du — auch besiegt!

J. N. Vogl.

Daumer und seine Feinde.

⊙ Zu den bestgeschmähten Männern, die jetzt in Deutschland leben, zählt der Convertit Daumer. Kampf und Streit war sein Loos vor seiner Rückkehr; seit diesem Gnadenakte sind seine Gegner noch wüthender und giftiger geworden. Daumer ist ein ganz bedeutender Mann. Für musikalische Bethätigung geboren, schon früh Componist, wandte er sich später zur Poesie, gewann vollkommenen Sieg über den unmusikalischen Sprachdialekt, schrieb viele Bände lyrischer, epischer und didaktischer Gedichte, trieb dann Philologie und übersetzte homerische Gesänge metrisch in's Lateinische und horazische Oden ebenso in's Griechische, vertiefte sich sofort in die spekulative Philosophie, bewegte sich auch vielfach auf dem historischen, mythologischen, kritischen und polemischen Felde. Jetzt noch als Sechziger und, um in seiner Weise zu sprechen, als angehender Todeskandidat, entwickelt er eine bewunderungswürdige Thätigkeit, wirft ein Mansardenheft um das andere in die Welt und wird dadurch den Feinden der Kirche im höchsten Grad unangenehm. Daher auch dieser wahrhaft dämonische Haß einer ganzen Rotte von Recensenten gegen Daumer. Sie wissen, was der einzige Mann ihnen schaden kann und hören darum nicht auf, ihn in der öffentlichen Meinung zu vernichten. Alle Mittel, die gegen Convertiten seit Jahrhunderten in Gebrauch sind, werden fort und fort gegen Daumer gewendet. Zarnke, der es liebt, katholische Werke von Leipziger Literaturjuden recensiren zu lassen, kann es nicht anders glauben, als daß Daumer wie der römische Patrizier Caspar Scioppius aus Ehrgeiz katholisch geworden sei oder um die Schüssel der Cardinäle auslecken zu können (Lit. Bl. 15. Dez. 1860). Der Eine schreibt Daumers Conversion einer plötzlichen Laune, der Andere einer phantastischen Umwandlung, der dritte der Verdumpfung der Geisteskräfte. Jetzt meinen sie, Daumer schriebe in kläglicher Gemüthsbefangenheit, dann wieder er sei ein hirnkranker Phantast. Von der nämlichen Partei, von demselben Kritiker, wegen des nämlichen Buches wurde und wird Daumer fortwährend auf ganz entgegengesetzte Art beurtheilt, charakterisirt und abgethan. Was thut's, wenn sich die Herren dabei in unsinnige Widersprüche verwickeln. Es gilt einem Convertiten, es gilt einer katholischen Kraft, da ist jedes Mittel erlaubt. Längst kennen wir die Taktik dieser Cliquen: wir haben zu oft schon die vereinten Posaunenstöße aus norddeutschen Blättern vernommen. Geht es Hurter'n in Wien anders? Theilt Gfrörer ein besseres Loos? Die Beiden halten es unter ihrer Würde, mit dem Literatenpöbel sich abzugeben. Nur dann und wann führen sie einige Hiebe, daß die Rotte auseinanderstiebt. Auch Daumer ist des erbärmlichen Gezänkes satt. Er sagt es uns im dritten Mansardenheft, daß es sein Wunsch sei, Schild und Schwert der Polemik bei Seite legen zu können. Er will keine blutigen Schlachten mehr schlagen, will die aggressive Stellung aufgeben und nur mehr sich auf positive Erörterungen einlassen. In der zweiten Mansarde war Daumer bereits in einem Fahrwasser, wo es ihm behaglich werden konnte, da riß ihn ein grenzenlos perfider Angriff in der Zeitschrift „Psyche" aus dieser ihn glücklich machenden Thätigkeit und zwang ihn, zum letzten Mal den Gegnern mit offener Stirne entgegenzutreten. Der Angriff kam vom Redakteur dieser Zeitschrift Herrn Noack.

Wer ist Noack? Was ist Noack? Wo ist Noack? Noack ist seines Zeichens ein Professor in Gießen, der es liebt, den von ihm befehdeten Gegnern hirnkranke Beschaffenheit zuzuschreiben und ihnen terroristisch das Tollhaus zu decretiren. Schon auf der Schule haben wir von ihm gehört, daß er mit burschikoser Frivolität über Schelling und andere große Meister der Speculation aburtheilt und sie wie Schulknaben traktirt. Gegen Daumer verfährt er nicht anders. Daumer kann sich gewiß nicht beklagen, daß man ihm im Leben zu wenig mit Verkennung begegnet sei. Und doch schreibt er Mansarde III. IX.: „Ich muß gestehen, daß mir im Laufe meines mit so viel Streit und Kampf erfüllten, an Anfeindungen und Verletzungen aller Art überreichen Lebens etwas so Niedriges, Abscheuliches und Empörendes als dieses Noackische Opus noch nicht vorgekommen war, und daß mich der Abgrund der Bosheit, Arglist und Heuchelei, in welchen ich hier hineinblickte, in ein nicht geringes Erstaunen setzte. Aber ebenso sehr mußte ich mich über die Einbildung und Bewußtlosigkeit dieser Gegner verwundern, welche sie hoffen läßt, mit so unglaublich flüchtigen, seichten, inconsequenten, unbedachtsamen, lügenhaften, bloß von der Energie eines satanisch bösen, um jeden Preis nur zu schaden und zu verderben beflissenen Willens, durchaus aber nicht von der des Gedankens, der Vernunft und intellectueller Ueberlegenheit zeugenden Machwerken Etwas für sich und ihre Sache zu gewinnen."

Daumer's Charakter wird von Noack auf das Empörendste mißhandelt, ihm und Schopenhauer wird der Abgrund aller Schlechtigkeit beigelegt. Daumer hat sich in seinem „Anti-Noack" auf das glänzendste gerechtfertigt; er bringt durch die angeführten Zeugniße jeden zur Ueberzeugung von der Perfidie, mit der man ihn angegriffen hat. Zugleich gibt er uns die frappantesten Enthüllungen über die Taktik der Gegner und zeigt in wahrhaft vernichtender Ausführlichkeit, wie eine vollkommene sittliche Fäulniß und Auflösung auf Seiten dieser Gegner ist. Daumer war diese letzte Vertheidigung sich und seiner Familie schuldig, er war sie schuldig der Kirche, der er jetzt angehört, denn auch seiner Conversion wurden von dem Gießener die niederträchtigsten Motive unterlegt; es handelte sich nicht um die Person allein, es galt auch hier wieder universale Gegenstände, Principien, Standpunkte, Denkarten, Interessen. Daumer hat seinen zahllosen Feinden bewiesen, daß er wie je bis zur Stunde ein doppelschneidiges Schwert zu führen vermag.

Aber von jetzt an möge Daumer die Hunde heulen lassen. Möge er auf keine Antwort ein Echo geben, sondern uns mit den Resultaten seiner Forschungen beglücken. Die Leipziger Recensenten müssen doch auch leben und die Literaturjuden dürfen nicht Hungers sterben.

Neun Tage im Walde von Ecuador.

Von Friedrich Gerstäcker.

(Schluß.)

Noch war ich kaum eine Viertelstunde marschirt und auf dem ersten niederen Hügelrücken, der den Fluß begrenzte, angekommen, als ich unter mir im Thal etwas durch die Büsche brechen hörte und gleich darauf einen rothen Punkt bemerkte, der sich bewegte. Das war jedenfalls ein Hirsch, und obgleich ich keine Kugel mehr bei mir hatte, um den abgeschossenen Lauf wieder zu laden, konnte ich diese Gelegenheit doch nicht unbenützt vorüberzehen lassen. Zu viel hatte ich schon von den Ecuador-Hirschen gehört, theils aus Erzählungen, theils im Walde, wo sie in den Dickichten stets ungesehen verschwanden, daß ich deren nähere Bekanntschaft, wenn irgend möglich, machen mußte. Durch den steilen Hang begünstigt, hatte ich hie auch auf etwa hundert Schritt freie Flucht für meine Kugel, und wenn auch nur eben Büchsenlicht, ließ sich doch deutlich im Visir das Korn erkennen. Ich überlegte auch in der That nicht lange, zielte vorsichtig — denn wenn man nur noch zwei Kugeln zu verschießen hat, drückt man gewiß nicht leichtsinnig ab — und hörte fast zugleich mit dem Schlag der Büchse das Gestöhn eines getroffenen Rothwild, dabei schlug es einen Augenblick in den Zweigen, dann war Alles ruhig.

„Brav!" dachte ich, und setzte aus alter Gewohnheit die Büchse nieder, ehe ich zu dem erlegten Wild hinabstieg, um wieder zu laden, — ich hatte ja keine Kugel mehr als im linken Rohre, warf die Büchse seufzend auf den Rücken, setzte meinen Bergstock ein und glitt den steilen lehmigen Hang hinab. Bei dem ersten Geräusch aber, das ich machte, wurde es unten wieder lebendig, und ich sah jetzt — ein paar mächtige Flügel den Boden schlagen. Das war kein Hirsch, aber was denn? Im Nu war ich unten und fand jetzt einen großen rostbraunen Vogel mit einem Federbusch wie ein Wiedehopf, schwarz und weiß gesprenkelt, der in den letzten Zuckungen am Boden lag. Der Beschreibung nach, die ich von diesem Wild gehört, mußte das ein Pahni sein und zwar ein Weibchen, denn der männliche Vogel soll vollkommen schwarz sein. Jedenfalls war es ein tüchtiger Bursch, so groß wie unsere stärksten Truthähne, und schon die Kugel werth. Er war mit dunkler Zeichnung fast vollständig rostbraun, aber mit einer Stimme, die nichts weniger als vogelartig war. Als ich ihn aufgriff, stöhnte er noch einmal wie ein Hirsch und verendete dann.

Mit dem allerdings bedeutend kleineren Pava im Bergsack hatte ich jetzt freilich genug zu tragen, aber auch nicht mehr so sehr weit und wanderte rüstig vorwärts. Um 12 Uhr etwa erreichte ich den Sumpf, hieb mir von da in gerader Richtung meine Bahn nach dem Radadero, fand unfern von dessen Ufern unsere Trocha wieder, kreuzte die Platanare oder Plantaingärten, in denen die Bewoher von San Lorenzo ihren Pisang und ihre Bananen ziehen, und stand, kaum eine Viertelstunde später, mit einem Gefühl, das zu beschreiben unmöglich wäre, auf der Lichtung von San Lorenzo im vollen Sonnenschein und in einer prachtvollen Seebrise, welche die Bay zu uns heraufwehte. Aber wie sah ich aus, — meine Beinkleider bis hinauf zerrissen und zersetzt, meine Schuhe offen, alles, was ich an mir trug, durchnäßt und halb verfault, hungrig dabei und müde, mit den schmerzenden Bissen jener kleinen Sandfliegen in den Gliedern. Doch hier fand ich Rast und traf nun augenblicklich Anstalt, daß meinen bisherigen Begleitern sogleich Lebensmittel nachgesandt wurden.

Die Träger — denn ein Einzelner der hiesigen Leute ginge unter keiner Bedingung allein durch den Wald, — erreichten sie aber nicht mehr im Wald, denn der kleine Trupp hatte, an demselben Tage, an dem ich den Rückzug antrat, den Bogotafluß und dort ein Canoe getroffen, mit dem sie, um sich zu erholen, nach Concepcion hinabgingen. Ein anderes Canoe brachte ihnen aber die stets willkommenen Lebensmittel, Fleisch, Bananen mit etwas Chocolade und Agua ardiente nach und Herr Wilson konnte jetzt von dort seinen Weg mit größerer Bequemlichkeit nach Quito fortsetzen.

Die Rettungsanstalt in Damenstift.

(Eingesandt.)

Sehet ihr dort auf des buschigen Hügels grünbedecktem Haupt,
Jenen prächt'gen Bau mit seinem hehren Gottestempel stehn?
Auf dem breiten Rasenhügel wurzeln Bäume dichtbelaubt,
Hinter welchen viele Dächer auf zum blauen Aether seh'n.

* * *

Ein Jahrhundert nach dem andern sah der Bau schon untergeh'n,
Von des Herzogs Odilos Zeiten bis zu diesem heutigen Tag,
Ist wohl manches Reich verschwunden, viele Orte nicht mehr steh'n,
Doch durch diese Zeit hin reichet Damenstift's Geschicht' und Sag'.

* * *

Osterhofens altes Kloster, jetzt nun Damenstift genannt,
Ist seit mehr, als einem tausend und einhundert Jahr,
Als ein Hort der schönsten Tugend und der Wissenschaft bekannt,
Eine Schul' der Liebe Gottes und des Nächsten stets es war.

* * *

Damenstiftes weite Räume bieten Säle mancherlei,
Hier Museen, dort Gemächer, schöne Refektorien,
Lange Corridor's und Gänge, Zellen, Zimmer vielerlei,
Und für Müde steh'n bereit gesunde Dormitorien.

* * *

Was jedoch gewiß zumeist den wahren Menschenfreund erbaut,
Das ist hier die Rettungsanstalt, die dem armen Kind geweiht,
Zum Besuche dieses Klosters, ihn begeisternd, redet laut,
Daß sie Pfleg' an Leib und Seel' dem armen Kind mit Liebe beut.

* * *

Eingedenk des schönen Wortes, das der Heiland selber sprach:
„Laßt die Kleinen zu mir kommen, ihnen ist das Himmelreich!"
Wecken Nonnen in der Brust der Kleinen Gottes Liebe wach,
Lehren sie, den Nächsten lieben, und sich selber auch zugleich.

* * *

Armen Kindern, die verlassen, in der weiten Welt hier steh'n,
Eine Zuflucht zu gewähren, ihnen Vater — Mutter sein,
Sie erziehen, sie belehren, auf der Tugend Bahn zu geh'n,
Kann es Schön'res geben, kann wohl Beff'res wirken ein Verein?

* * *

Wirke drum, wer wirken kann, in echter Christenliebe gern'
Für der Anstalt Heil und Bestes, theils mit Worten, theils mit That!
Ja, gewiß! Der edlen Thaten Lohn, er bleibet nimmer fern',
Denn der hehren Liebe Tugend Gott den Lohn verheißen hat.

Neuestes.

Bayern. ♎ München, 1. Febr. Eine Anzahl von ehrenwerthen hiesigen Bürgersfrauen, bewegt von dem schweren Schicksal, von welchem Neapels jugendliche Königin, die wir in unserer Mitte so lange Zeit umherwandeln sahen, heimgesucht ist, hat sich vereinigt, in der Herzogsspitalkirche eine neuntägige Andacht abhalten zu lassen, um den Herrn der Heerschaaren um Hilfe und Schutz für die so schwerbedrängte hohe Frau anzuflehen. Möge der gütige Gott, der bis jetzt das erhabene Herrscherpaar so sichtlich inmitten der furchtbarsten Gefahren beschützte, dieses Flehen erhören und auch fernerhin seine Gnade über ihm leuchten und es als Sieger in der gerechtesten Sache nach seiner Hauptstadt zurückkehren lassen! In diesem Wunsche vereinigen sich alle treuen Bayerherzen. — Die heute hier eingetroffenen Telegramme aus Gaeta haben die allgemeinste Freude erregt. Allem Anschein nach zu schließen haben die Piemontesen in der Erstürmung der Felsenveste ein arges Haar gefunden und sind für ihre verächtlichen Großsprechereien verdientermaßen gezüchtigt worden. Beeilen sich die Großmächte mit dem Ausspruche, daß sie die Blocade nicht anerkennen — und das steht nach Allem in Aussicht — so wäre es leicht möglich, daß binnen wenig Monaten der Stiel, wie man sagt, umgekehrt ist. Die Rückkehr des russischen Gesandten nach Gaeta ist jedenfalls von sehr großer Bedeutung.

* München. Für München ziffert sich nach dem Sommerbiersatze für 1861 die Maaß Sommerbier auf **9 kr.** Schenkpreis und 8 kr. 2 pf. vom Bräuer über die Gasse geholt. Die „Neuesten Nachrichten“ empfehlen mit Recht dringlich die Einführung der Verabreichung von Schoppenbier über die Gasse.

Landshut, 1. Febr. 1861. Schrannenstand 3820 Schäffel, wovon 3261 Schffl. verkauft und 559 Schffl. eingesetzt wurden. Nach dem Mittelpreise Waizen 19 fl. 7 kr., gef. um 38 kr., Roggen 14 fl. 12 kr., gef. um 14 kr., Gerste 13 fl. 34 kr., gef. um 16 kr., Haber 6 fl. 50 kr., gef. um 8 kr. — Umsatz-Summe 50,679 fl. 24 kr.

☞ Ueber das bereits kurz berichtete Unglück bei Loiching geht der Lndh. Z. folgende nähere, ausführliche Nachricht zu: „Zu Loiching ereignete sich Dienstag den 29. Jan. Abends halb 5 Uhr ein bedauerlicher Unfall, indem der Söldner Joh. Brem aus den Teisbacher Schwaigen sammt seinen zwei Ochsen in der Isar seinen Tod fand. Derselbe hatte Getreide auf die Mühle nach Loiching gefahren und war, auf dem leeren Wagen sitzend, wieder auf dem Heimwege, als die Brücke, die über einen Seitenarm der Isar führt, unter ihm durchbrach und er mit dem Fuhrwerk in das Wasser stürzte. Der Wagen blieb an einem Pfeiler hangen, und die Ochsen ertranken an derselben Stelle alsbald. Der Mann aber wurde von den Wellen fortgerissen. Zwei Bruckdielen umfassend, hielt er sich noch, um Hilfe rufend, eine Strecke lang über dem Wasser, bis er endlich spurlos untersank, ehe die herbeieilenden Fischer ihn retten konnten. Sein Leichnam konnte bis jetzt nicht aufgefunden werden und ist wahrscheinlich durch das eben an jenem Tage ziemlich hochgehende Wasser weit fortgeführt worden. Der Verunglückte war 51 Jahre alt und hinterläßt eine Wittwe und 8 Kinder, von denen das jüngste 8 Jahre zählt. Der Einsturz der Brücke ist um so unerklärlicher, als am nemlichen Tage mehrere mit Dünger beladene Wägen und unmittelbar vor dem Unglücksfalle eine Holzfuhr die Brücke ungefährdet passirt hatte.

** Langquaid, 1. Febr. Bei dem am 28. Januar l. Js. stattgehabten und sehr besuchten Viehmarkte zu Langquaid erhielten Preise: Johann Dietl aus München, Georg Holleraner aus Achdorf, Georg Eichhammer aus Mühlhausen und Johann Holzner aus Laichling.

Straubing, 1. Febr. Das Donauthal ist in seinen Niederungen bereits überfluthet. Der Stoß ist noch zur Stelle. Die Höhe des Wasserstandes beträgt 11 Fuß Pegel.

* Straubing. Von dem Schwurgerichte wurden am 31. Jan. Georg Eigelsberger und Johann Fuchs von Oberhaslau des im Complotte verübten Verbrechens der vorbedachten Körperverletzung, wobei der Tod als wahrscheinlich nicht vorausgesehen werden konnte, für schuldig erachtet und Georg Eigelsberger zu 5½ und Johann Fuchs zu 5 Jahren Arbeitshaus verurtheilt. Der Bericht folgt nachträglich morgen; desgleichen der über den am 1. Febr. verhandelten Fall.

☞ Von „einem Augenzeugen“ wird brieflich das in neuester Zeit in Pfarrkirchen und Umgegend verbreitete Gerücht, als sei in der neuerbauten Pfarrkirche zu Triftern das Gewölbe eingestürzt, feierlichst als Unwahrheit erklärt, wovon sich Jeder auch durch Augenschein selbst überzeugen und bei dieser Gelegenheit auch von der Reinheit und Solidität der Bauausführung Notiz nehmen könne.

Dienstliches. Se. Maj. der König haben Sich allergnädigst bewogen gefunden: unterm 27. Januar zu genehmigen, daß der Taxbeamte des k. Landgerichts Mitterfels, Jakob Löffler, wegen nachgewiesener physischer Funktionsunfähigkeit für immer von seinem Posten entbunden und dessen Stelle jedoch ohne pragmatische Rechte dem Taxamts-Praktikanten Joh. Nep. Mehlhardt zu Obernzell übertragen werde.

Augsburg, 2. Febr. Wie man vernimmt, wurden gestern einem Bräuer sechs Eimer Bier versiegelt, und zu Gunsten der Armenpflege confiscirt. Dies ist die dritte Bierversiegelung seit Einführung der erhöhten Biertaxe. (A. Tgbl.)

Augsburg, 2. Febr. Der erbärmliche Unfug des Zopfabschneidens taucht leider wieder in Augsburg auf. Am verwichenen Dienstag wurden einem eilfjährigen Mädchen und vorgestern morgens 8 Uhr einem zwölfjährigen taubstummen Mädchen von Oberhausen die Zöpfe abgeschnitten. Nach der Beschreibung der Mädchen soll der Thäter von großer Gestalt sein. Möchte es endlich gelingen, daß man dieses Unsinnigen habhaft würde. (A. Tgbl.)

Schweinfurt, 1. Februar. Es ist nun constatirt, daß die gestern gemeldete schauerliche Katastrophe bei Sennefeld 21 Opfer gefordert hat, und zwar 6 Väter, 3 Mütter, 7 Burschen und 5 Mädchen. Der Verlust ersterer trifft insbesondere Familien mit zahlreichen Kindern. Von den Verunglückten waren 19 aus Sennefeld, und zwei von auswärts, daselbst in Diensten. Tags vorher sollen 28 Personen mit demselben Nachen (der wohl Raum für so viel Personen und Tragfähigkeit besitzt) übergefahren worden sein. Das Main-Eis von hier bis unterhalb Schonungen steht noch fest, theilweise auf dem Flußbett, und häufig 5 bis 6fach übereinander geschoben. Wasser im Main gering, ohne Treibeis. (Tel. d. N. M. Z.)

Oesterreich. Pesth, 1. Febr. In der Generalversammlung der Stadt Pesth erfolgte heute bei der Debatte über die Adresse auf das kaiserliche Rescript (vom 16. Jan.) das erste compacte Vortreten der sogenannten liberalen Partei. Ein von Deak verfaßter Adreßentwurf wurde von Szilaghi als zu wenig energisch heftig angegriffen, in Folge einer Rede von Eötvös aber einstimmig angenommen. (Tel. d. N. M. Z.)

Italien. Rom, 30. Jan. Zwei Pulvermagazine der Piemontesen explodirten durch neapolitanische Bomben entzündet und richteten große Verheerungen an. Von der Landseite wurden den Belagerten zwei Kanonen demontirt, das Bombardement der Flotte blieb ohne irgend einen Erfolg. Bei Chieti kam es zu einem bedeutenden Gefechte zwischen den Piemontesen und den Reactionären; beide Theile erlitten große Verluste, Pinelli ließ mehr als 100 Gefangene erschießen. (Tel. d. N. M. Z.)

Turin, 1. Febr. General Sonnaz griff am 28. Jan. den in Banco verschanzten Feind an und zwang ihn, sich zu ergeben. (Tel. d. N. M. Z.)

Frankreich. Paris, 2. Febr. Le Barbier de Tinan ist in Paris angekommen, um Instructionen bei wiederholter Uebernahme des Commando's des Mittelmeergeschwaders einzuholen. (Tel. d. N. M. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Edi ktalladung.

Die Verschollenheits-Erklärung des Joseph Wiedenbauer von Natternberg betr.

Der Schuhmacherssohn Joseph Wiedenbauer von Natternberg d. G., geboren den 8. April 1786 wird schon seit beiläufig 60 Jahren vermißt, wo er als Schuhmacher-Geselle in die Fremde gegangen sein soll.

Auf den Antrag der Erbsprätendenten wird nun Joseph Wiedenbauer oder dessen allenfallsige rechtmässige Descendenz aufgefordert, sich binnen drei Monaten von heute an bei dem unterfertigten Gerichte zu melden, und gegen Beibringung gehöriger Nachweise das für Wiedenbauer hinterlegte Vermögen zu 118 fl. 30 kr. in Empfang zu nehmen, widrigenfalls Joseph Wiedenbauer für verschollen resp. für todt erklärt, und sein Vermögen seinen rechtmäßigen Erben ohne Caution verabfolgt werden wird.

Deggendorf am 28. Jänner 1861.

Königliches Landgericht Deggendorf.

162 (a3) Krieger.

Wiese-Verpachtung.

Die zum St. Katharina-Beneficium beim hl. Geist in Landshut eigenthümliche sogenannte „Altdorfer Wiese“, Pl.-Nr. 2370 zu 1 Tgw. 85 Dez. wird am

Mittwoch, den 6. Februar, Nachmittags 2 Uhr

in der Wohnung des Unterzeichneten (Haus Nr. 608 am Paradeplatz) auf 6 Jahre verpachtet, wozu Pachtlustige hiemit geladen sind.

Landshut, am 29. Jänner 1861.

151 (c3) Anton Hoffmann, Prediger bei St. Jodok.

Bekanntmachung.

Der Unterzeichnete setzt hiemit ein verehrl. Publikum in Kenntniß, daß er mit einer ganz neu konstruirten

Bettfedern-Reinigungs-Maschine,

welche mittels Wasserdampf getrieben wird, hier angekommen ist. Mit derselben wird nicht nur aus den alten Bettfedern aller Schweiß und Staub entfernt und dieselben wieder wie neu hergestellt, sondern es darf das Bett selbst bei einer ansteckenden Krankheit benützt worden sein, wie es will, so wird es wieder so hergestellt, daß es Jedermann ungenirt brauchen darf. Aus den neuen Federn werden die darin befindlichen Milben und Würmer entfernt. Auch wird Jedermann bekannt sein, daß der Wasserdampf viel besser und vorzüglicher ist, als aller Spiritus, welcher den Federn höchst schädlich ist.

Die Preise sind für ein Ober- oder Unterbett 36 kr.
für ein Kissen . . . . . 6 kr.
für einen Polster . . . . 12 kr.

Mit vielen ehrenvollen Zeugnissen aus der Nähe und Ferne versehen, lade ich mit dem Bemerken ein, daß ich bei Herrn Joseph Angelhuber Nr. 606 bei St. Jodok logire.

Es wird Jedermann höflichst ersucht, der Reinigung selbst beizuwohnen.

Johann Schmidt,
154 (b2) gepr. Bettfedernreiniger aus Oettingen am Ries.

Landshuter Brod- und Mehlsatz vom 2. Februar bis 9. Febuar 1861

Brodgewicht.	Pf.	Lth.	Qt.	vfq
Eine Zweipfennigsemmel .	—	2	1	—
Eine Kreuzersemmel . .	—	4	2	—
Ein Zweipfennigslaibl . .	—	3	1	—
Ein Kreuzerlaibl . . .	—	6	2	—
Ein Batzenlaib	1	1	—	—
Ein Achterlaib	2	2	—	—
Ein Zwölferlaib	3	3	—	—

Mehlsatz.	Metzen. fl.	kr.	dl.	Mäßl. kr.	dl.
Semmelmehl	3	20	—	12	2
Pohlmehl	2	44	—	10	1
Nachmehl	1	52	—	4	—
Römisch-Roggen . . .	2	28	—	9	1
Backmehl.	1	48	—	6	3
				Vierling	
Waizenkleien	—	33	—	8	1
Roggenkleien	—	25	—	6	1

Viktualienpreise.

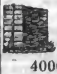
Schmalz das Pfund . . 26 bis 27 kr.
Butter das Pfund . . . 26 „ 28 „
Eier 7-8 Stück . . . 8 „ „
Hühner, alte, das Stück . 20 „ 24 „
„ junge. „ „ . — „ — „
Tauben „ „ „ . 10 „ 12 „
Enten, . . „ „ . 36 „ 42 „
Gänse, . . „ „ 1 fl. — kr. bis 1 fl. 42 kr.
Lämmer . . „ „ 1 fl. 30 kr. bis 2 fl. 24 kr.
Spanferkel, „ „ 2 fl. — kr. bis 2 fl. 30 kr.

Holzpreise

Buchenholz, Klafter 14 fl. — kr. bis 15 fl. — kr.
Birkenholz, „ 13 „ — „ „ 14 „ — „
Föhrenholz, „ 11 „ — „ „ 12 „ — „
Fichtenholz, „ 10 „ — „ „ 11 „ — „

Lichter- und Seifenpreise.

Unschlittkerzen, gegossene, das Pfund 27 kr.
„ ordinäre „ „ 25 „
Seife . . . . „ „ 18 „
Unschlitt, rohes, der Zentner 26 bis — fl.
Unschlitt, ausgelassenes, der Ztn. 33 „ —



Bekanntmachung. 163

Künftigen Donnerstag den 7. Februar l. Js. Vormittags 9 Uhr werden mit verschiedenen Holz-Quantitäten im Länghart bei Kronwinkl

4000 Stück Hopfenstangen

öffentlich versteigert, wozu Kaufslustige einladet

Die Rentenverwaltung Kronwinkl.

„Casino.“

Montag den 4. Februar l. Js.

Masken-Ball

im Saale des Hotel Bernlochner.

Anfang halb 8 Uhr.

Das Nähere ist am Anschlagbrett im Gesellschaftslokale zu ersehen.

Die Gallerie bleibt für Jedermann gesperrt.

Maskenzeichen sind in der Garderobe zu empfangen.

160 (b2) *Die Vorstandschaft.*

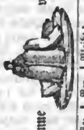
Stadt-Theater in Landshut.

Sonntag den 3. Februar 1861:

Geld, Geld, Geld!!

regiert die Welt.

Posse in 4 Akten von Kaiser.



Straubinger Schranne vom 1. Februar 1861.

Getreid-Gattungen.	Voriger Rest. Schäff.	Neue Zufuhr. Schäff.	Gesammt-Summe Schäff.	Verkauft wurde. Schäff.	Bleibt als Rest. Schäff.	Höchster Preis. fl.	kr.	Mittlerer Preis. fl.	kr.	Mindester Preis. fl.	kr.	gefallen. fl.	kr.	gestiegen. fl.	kr.
Waizen . .	70	1525	1595	1370	225	19	45	19	2	18	23	—	17	—	—
Korn . .	—	107	107	107	—	14	2	13	51	13	28		—	—	11
Gerste . .	3	891	891	891	3	13	22	12	59	12	12	—	—	—	4
Haber . .	5	78	83	65	18	7	25	7	5	6	36	—	—	—	24
Erbsen . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Linsen . .	—	7	7	5	—	11	—	10	14	9	44	—	—	—	54

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 6.** Den 11. Februar. Euphrosina.

An die Königin Marie von Neapel.

München, 31. Jan. Der Adresse der Frauen Münchens an die Königin von Neapel wird folgendes Gedicht von Fräulein Emilie Ringseis vorgefügt werden:

Kennst Du den Namen, holde Kön'gin,
Von dem wir staunend singen, daß er furchtbar
Den Feinden sei wie ein geordnet Kriegsheer,
Den Seinen aber wie die Friedenstaube,
Der Morgenstern, der starke Davidsthurm,
Trost der Betrübten und der Kranken Heil?
Wohl kennst Du ihn, und kennst die Hohe, Süße,
Die ihn geweiht zu ewig frohem Preis,
Sie, die der Schiffer Deines Landes grüßt
Als Meeresstern, die weite Lande rings
Mit siebenfachem Königsgruße grüßen,
Vor vielen andern doch Dein Wiegenland,
Das sie mit frommem Stolz also begrüßet:
„Patrona Bavariae!"

Ihr Name krönte Dich, eh Du die Krone
Neapels trugst, die nun wohl dornenreiche,
Schwerangefochtene. O wie krönt er Dich,
Da du des Gatten Herz mit Wonne krönest,
Und mit Vertrauen die getreue Schaar!
Auch Du Maria, Du auch Königin,
Auch Du dem Feind ein scharfer Dorn im Auge,
Den Deinen aber Taube, Thurm und Stern,
Zuflucht Betrübter und der Kranken Trost,
„Maria Bavariae!"

Sei denn dem Schutze Deiner Königin,
O Königin, befohlen! Sie umfange
Dich und die Deinen mütterlich, abwehrend
Des Feindes Anprall und der Feindestücke!
Sie lohne Dir was Du den Deinen bist,
Sie wahre dir den frischen Jugendmuth,
Drob unser bayerisch Herz an Dir sich freuet!
Begeistert nennen wir geringren Schwestern,
Auch wir als Bayerns Töchter uns berühmend,
Dich, hohe Schwester, unsrer Heimath Stolz,
Und warmen Herzens rufen wir Dir zu,
Daß über Land und Meer aus dieser Heimath
Es Dir erschalle: Bayerns Fürstentochter,
Tochter Maria's, sei gegrüßt Marie!

München, 20. Januar 1861.

Die Gänsehüterin.

Von W. Herchenbach.*)

I.

Es war an einem Augustnachmittage, als ein Landmann, dessen Haupthaar bereits in's Silbergraue zu spielen begann, mit seiner Tochter durch die gesegneten Felder dem Rheinufer zuschritt. Sie gingen schweigend nebeneinander her, denn es wollte kein Gespräch recht in Gang kommen, weil das Herz des Mädchens schwer war. Thränen verschleierten den Blick, von dem die jungen Bursche sagten, daß er mit den Sternen um die Wette glänze; und ihr Gang, der sonst der schlanken Figur so wohl stand, und sie noch mehr hervorhob, war träge und schleppend, als sei ihr jeder Tritt zuwider. Die Unlust der Tochter wirkte auch auf den Vater zurück; die Stirn lag in Falten, das Auge schaute düster, wie das bei Jemanden der Fall ist, dem eine Freude recht gründlich verdorben worden.

„Settchen", hub er an, und gab sich sichtlich Mühe, den Aerger niederzukämpfen, „schau einmal, wie der Waizen so üppig steht! die Aehren sind in diesem Jahre noch einmal so lang und doppelt so dick, als im vergangenen, und der Buchwaizen hat noch eine neue Blüthe über den bereits gebildeten Körnern angesetzt. So üppig habe ich ihn nie gesehen."

Das Mädchen hob den Kopf ein wenig und schaute über die Felder, die in der That ein Bild des Ueberflusses boten; aber sie nahm heute keinen Antheil daran. „Vater", antwortete sie mit einem tiefen Seufzer, „warum müssen wir denn gerade jetzt, wo der Ueberfluß ordentlich an den Scheuern herauswächst, die Heimath verlassen, und in ein unbekanntes Land ziehen? Bleiben wir daheim, Vater, es ist besser so."

„Schweig mir mit deinen Flausen", antwortete der Bauer; „seit deine Mutter gestorben ist, ging mir der Gedanke alle Tage nach, in Amerika müßten wir unser Glück machen. Wenn's Predigten und Thränen thäten, dann hätte ich's nicht so weit kommen lassen. Es zieht mich mit Gewalt, ich kann einmal nicht anders!"

„Wir verhungerten ja hier auch nicht", sprach Settchen mit neuem Schluchzen. „War unser Anwesen nicht groß genug, uns reichlich zu ernähren?"

„Wir können's jetzt nicht mehr ändern, wenn ich auch wollte", sagte der Vater. „Ich habe den Kaufpreis in der Tasche und es ist wahrhaftig eine hübsche Summe. Auch haben wir allen Vettern und Basen Adien gesagt; hier und drüben am Ufer wissen es alle Leute, daß wir nur noch eine Nacht in unserm Hause zu schlafen haben und daß es morgen mit Tagesanbruch weggeht. Lächerlich machen soll sich doch der Franz Kuller nicht, he?"

Settchen schwieg; sie sah wohl ein, daß sie sich endlich ergeben müßte; und sie nahm sich vor, es zu thun.

Am Rheinufer angekommen, zog Kuller die Glocke, welche zwischen zwei Pappelbäumen hing, um den jenseits wohnenden Fährleuten das Zeichen zum Uebersetzen zu geben. Wahrscheinlich thaten sich diese im gegenwärtigen Augenblicke an Bier oder Schnaps etwas zu Gute, denn es ließ sich keiner von ihnen sehen, wie oft der Kuller auch leuten mochte.

Unterdeß hatte sich die Luft mit Regenwolken umzogen, einzelne Tropfen fielen schon in den Staub der Straße hinab und wuschen auf den Feldern den Klee, dessen liebliche Blüthen unter dem bedeckten Himmel noch einmal so hübsch aussahen, wie sonst. Die rothen Mohnblumen, welche sich hier und dort über den zahlreichen Blüthenköpfen erhoben, trugen das ihrige dazu bei, die Lieblichkeit des Anblickes zu erhöhen.

Der Regen fiel unterdeß stärker und heftiger, so daß Settchen und ihr Vater unter dem Bretterdache Schutz suchen

*) Aus dem eben bei Manz in Regensburg neu erschienenen Volksbuch: „Für stille Stunden", von W. Herchenbach, das wir hiermit unseren Lesern empfehlen wollen. Jährlich erscheinen zwölf Hefte, das schön ausgestattete Heft von drei Druckbogen (mit einem Stahlstich) kostet nur fünfzehn Kreuzer.

mußten, das die Fährleute gegen Sonne, Wind und Regen zwischen den Weiden am Ufer errichtet hatten.

Mit schnellem Schritte nahte sich dem Schutzdache auch ein junger Mann, der mit seiner grünen Kleidung, der Büchse und der Jagdtasche den Jäger nicht verläugnen konnte. Er war groß und stark gebaut und von schöner Gesichtsbildung. In dem feurigen Auge that sich heftige Leidenschaft und auch ein wenig Tücke kund, doch fiel nur dem aufmerksamen Beobachter letztere Eigenschaft auf.

Hastig bog er unter das Bretterdach und ließ sich auf dem Rasenplatze neben Settchen nieder. Das Mädchen erröthete, als er ihr die Hand reichte und dieselbe mit mehr als gewöhnlicher Herzlichkeit drückte.

„Ihr habt wohl Abschied genommen, Kuller", sprach er.

„Freilich", entgegnete der Bauer; „morgen mit Tagesanbruch geht's auf und davon. Wenn du der Settchen noch etwas zu sagen hast, so mußt du es jetzt thuen."

Ueberrascht hob der Jäger den Kopf in die Höhe und schaute den Sprechenden an. „Ja, ja", lächelte Kuller, „wie heimlich es auch getrieben wurde, so habe ich's doch allzuwohl bemerkt, daß du ein Auge auf das Mädchen geworfen. Wäre ich hier geblieben, so hätte ich dem rasch ein Ende gemacht, den Settchen braucht einen Bauer und keinen Jäger, hörst du, Leopold?"

„Ich höre es", gab Leopold zur Antwort; „aber es ist ja nicht unmöglich, daß der Leopold Böhmer auch einmal den Weg nach Amerika findet."

„Das hat einstweilen noch gute Weile", antwortete Kuller, „denn erstens bist du beim Grafen fest, und zweitens mangelt's an den Moneten. „Ich aber", setzte er hinzu, „ich habe sie in der Tasche, blanke fünftausend Thaler. Damit kann ich einen Urwald kaufen, so groß wie der Regierungsbezirk Düsseldorf."

„Gut möchte es denn doch sein", entgegnete der Jäger mit einem Anfluge von Ironie, „wenn in diesem Urwalde der Leopold wäre, um mit seiner Büchse die Bären, Wölfe und Wildschweine vom Blockhause zu halten. Wie man hört, soll solches Gethier dort im Uebermaße vorhanden sein, wenigstens häufiger, als Kühe und Ochsen."

Kuller gab absichtlich wenig Acht auf die bissigen Reden; er wollte sich so kurz vor seiner Abreise keine unerquicklichen Händel auf den Hals ziehen, auch dem Settchen keinen Verdruß bereiten, da sie ohnehin unwirsch genug war. So kamen sie dann allmählig alle Drei in's Schweigen hinein.

Der Regen strömte indessen wie mit Eimern gegossen vom Himmel herab und trug das Seinige dazu bei, um die Stimmung recht unbehaglich zu machen. Als die Sonne endlich wieder durch die Wolken brach, kamen auch die Fährleute und setzten die drei auf das jenseitige Ufer über, wo sie ihren Weg gemeinschaftlich fortsetzten.

An einem Fußpfade, der von der Straße ab in den Wald führte, blieb Leopold stehen, streckte seine Hand aus und sprach: „Morgen wollt ihr fort; so nehmt meine Hand zum Abschiede. Möge es Euch gut gehen, und dir auch, Settchen. Heirathe mir nur keinen wilden Häuptling", setzte er lachend hinzu.

Kuller schüttelte die dargebotene Hand und entgegnete: „Ich komme noch auf's Schloß; der Verwalter ist mir von lange her in der Kreide, heute Abend muß er aber abschneiden."

Settchen wechselte noch einen raschen Blick mit dem Jäger und schritt dann mit dem Vater hinweg. Sie vergoß den Tag über noch manche Thräne, besonders, als sie bei Pastors und beim Lehrer Abschied nahm, denn zu den Angehörigen dieser beiden Häuser hatte sie immer eine große Zuneigung gehabt. Aber mit dem festen Vorsatze, dem Vater die letzten Stunden nicht zu verbittern, zwang sie sich mit Gewalt zur Heiterkeit und begab sich nach Hause, wo sie heute zum Letztenmale schlafen sollte.

„So Kind", sagte Kuller, als sie mit heiterem Antlitze das Abendbrod auftrug, „endlich bist du doch vernünftig geworden; ich wußte wohl, daß du nicht lange mit deinem Vater grollen konntest. Lege dich nun zur Ruhe, damit du morgen recht frisch und heiter bist. Ich selbst muß noch auf's Schloß, werde aber in zwei Stunden zurück sein." Mit diesen Worten schnallte er den Geldgurt fester um den Leib, nahm den knotigen Reisestock in die Hand und verließ das Haus.

Settchen aber ging noch nicht zu Bette; sie wußte ja, daß der Leopold es bei dem letzten kalten Adieu nicht bewenden lassen, sondern während des Vaters Abwesenheit kommen würde, um einen ächten und rechten Abschied zu nehmen.

Schon seit einer halben Stunde hatte sie das Gartenpförtchen geöffnet und saß nun beim hellen Mondenschein in der Laube, wo sie ihn ohne Vorwissen des Vaters so oft heimlich gesprochen hatte. Zuweilen stand sie auf, verließ die Laube und schaute ungeduldig dem schmalen Pfade nach; aber der Erwartete kam immer noch nicht. Eine halbe Stunde nach der anderen tönte vom Kirchthurme herab und immer harrte sie vergebens.

Da das Warten nun so gar entsetzlich lang wurde, so fing sie mit dem Abwesenden zu schmollen an. „Er macht sich nichts aus mir", sagte sie zu sich selbst, „sonst ließ er mich nicht hier auf heißen Nadeln sitzen." Das Herz klopfte ihr schneller und schneller, die Brust wogte höher und höher und die Augen konnten das Wasser nicht mehr zurückhalten, das sich gewaltsam hineindrängte. „Nicht einmal in dieser Stunde zu kommen", schluzte sie, „ich hatte ihm noch so Manches zu sagen!"

Mitternacht nahte schon, als sie sich endlich erhob und in's Haus zurückging, sich mit dem Gedanken tröstend, es sei dem Geliebten zu schwer gefallen, sie noch einmal in so hoffnungslosen Verhältnissen zu sehen.

Aber jetzt fiel ihr auf, daß auch der Vater noch nicht da war: er hatte doch in zwei Stunden zurück sein wollen. Im großen Sesselstuhle, der zur Winterszeit neben dem Herde zu stehen pflegte, schlief sie wartend ein, und holte im Traume den Abschied von dem geliebten Leopold reichlich nach.

II.

Als Settchen erwachte, war schon der helle Morgen hereingebrochen. Ihr erster Blick fiel auf das Bett, das der Ankäufer für die heutige Nacht noch im Hause hatte stehen lassen. Es war leer und unberührt: der Vater war also entweder gar nicht nach Hause gekommen oder er hatte sich vielleicht in einem anderen Zimmer auf einem Stuhle niedergelassen, um nicht zu stören.

Rasch erhob sie sich und machte einen Rundgang durch alle Räume; den Vater aber fand sie nicht. Das war ihr unbegreiflich, Furcht überkam sie; doch bemeisterte sie sich noch und suchte in den Ställen und in der Scheune nach ihm. Jeden Winkel durchstöberte sie, jede Garbe legte sie um und rief unablässig den Namen ihres Vaters. Alles war vergebens, er war nicht da.

Mit klopfendem Herzen ging sie nun zu den Nachbarhäusern, um hier Nachfrage zu halten. Die Bauern wunderten sich höchlich, sie noch im Dorfe zu sehen; man hatte sie längst auf der Eisenbahn vermuthet; den Franz Kuller aber hatte Niemand mit einem Auge gesehen.

Nun erinnerte sie sich, daß er zum Schlosse hatte gehen wollen, um eine Forderung einzukassiren. Unmöglich war es nicht, daß er dort über Nacht geblieben war. Sie nahm also ein Körbchen an den Arm und eilte durch den Wald dem Schlosse zu, um dort Erkundigungen einzuziehen. Je näher sie kam, desto mehr nahm ihre Angst zu; sie hätte sich an den Weg setzen und lautauf weinen mögen. Und doch mußte sie sich auch wieder sagen, daß ihre Angst eine thörichte sei, daß bei einem Abschiede auf immer der Vater leicht irgendwo zurückgehalten wurde, woran er vorher nicht gedacht.

Da knackte es in den Zweigen am Wege, und — er kommt! er kommt!" — jubelte sie und breitete ihre Arme aus. Aber, der sich so frühe am Morgen durch die Zweige Bahn brach, das war nicht der Vater, sondern der Jäger Leopold. Als er das Mädchen sah, machte er Miene, als ob er umkehren wolle; doch besann er sich doch bald anders, blieb stehen und fragte mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung: „Du noch hier, Settchen? Ich glaubte dich schon recht fern von dem Orte, wo ich dich so gerne zurückgehalten hätte. Verzeihe mir", fuhr er dann fort, „daß ich gestern nicht gekommen bin; der Abschied fiel mir zu schwer! Bei dieser hoffnungslosen Lage, glaubte ich am Besten zu thun, keinem von uns Beiden das Herz schwer zu machen." — „Dennoch sollte ich mit dir scheiden," gab sie zur Antwort, „weil ich die halbe Nacht unter Thränen auf dich wartete. Aber abreisen konnte ich nicht, weil mir noch einer dazu fehlt."

„Hast du den Vater nicht gesehen? Er ist gestern Abend zum Schlosse gegangen und nicht zurückgekehrt. Ich bin in großer Angst um ihn; mir ist es gerade, als ob ihm ein Unglück zugestoßen sei."

„Närrisches Mädchen", sagte der Jäger mit einem Anfluge von Munterkeit, die aber doch nicht aus dem Herzen zu kommen schien, „was sollte ihm denn auf dem Wege vom Dorfe zum Schlosse passirt sein? Es gibt doch keine Räuber und Mörder in dieser Gegend. Vielleicht hat er sich's in einer Schenke zum Letztenmal wohl sein lassen und des Guten zu viel gethan. Mache dir keine Sorge; er wird schon bald kommen und dich abholen. Lebe wohl, Settchen und vergiß in Amerika des Leopolds nicht, der dich ewig lieben wird."

Die Liebenden wechselten noch einmal einen Kuß, dann schlug Leopold einen Seitenpfad ein, während Settchen mit etwas erleichtertem Herzen sich auf dem Hauptpfade dem Schlosse näherte.

Hier erhielt sie vom Verwalter die Auskunft, daß ihr Vater allerdings gestern Abend dort gewesen, aber gleich wieder zurückgekehrt sei, nachdem er sein Geld erhalten und darüber Quittung ausgestellt habe.

Blaß und mit verweinten Augen kehrte sie denselben Weg in das Dorf zurück, Jeden, der ihr begegnete, nach dem Vater fragend, aber kein Mensch vermochte ihr Auskunft zu geben. In dem elterlichen Hause traf der Ankäufer bereits Anordnungen, um mit seiner Familie hineinzuziehen.

Diesen und den folgenden Tag trösteten sie die die Nachbarn; er werde schon zurückkehren, meinten sie. Als aber ein Tag nach dem andern verging und keine Kunde von ihm in's Dorf gelangte, da brach sich unter den Leuten allmählig die Ueberzeugung Bahn, daß er abgereist sei und Settchen absichtlich zurückgelassen habe.

Das Mädchen konnte sich in diesen Gedanke lange nicht finden, denn der Vater war ja immer so gut gegen sie gewesen hatte ihr nie eine vernünftige Bitte abgeschlagen und, so weit sie sich zurückerinnern konnte, ihr nur Liebe gezeigt. Das Einzige, worin sie auseinandergegangen, wo sie beide verschiedene Ansichten hatten, das war die Auswanderung; doch hatte sie sich zuletzt ja auch darein ergeben. Was sollte, was konnte ihn also bewogen haben, sein Kind zurückzulassen? Sie konnte dieses um so weniger fassen, weil er in dem fremden Lande doch einer liebenden Hand bedurfte, welche seine Bedürfnisse besorgte. Gab es aber einen Menschen auf der Welt, der besser wußte, wie er es gern hatte, und von dem er sich lieber bedienen ließ, als sie? Nein, nein, das war nicht möglich. Und gesetzt den Fall, er wäre wirklich so schlecht gewesen, warum hatte er ihr nicht einen Silbergroschen Geld zur Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse eingehändigt? Er konnte doch nicht wollen, daß sie verhungere?

Indessen verging ein Tag nach dem andern und ihre Thränen änderten nichts an der Sache.

Mitleidige Leute hatten sie bei sich aufgenommen, ihr Brod und Schläfung gegeben, aber es that ihren Gefühlen zu wehe, solche Wohlthaten, wofür sie kein Entgelt geben konnte, länger anzunehmen. Mägdedienste hatte sie sehr gerne verrichtet, denn sie liebte die Arbeit und hätte auch im Hause des Vaters immer rüstig schaffen müssen; aber im Dorfe gab es nirgends eine unbesetzte Stelle. Es blieb ihr also kein anderes Mittel, als in der Stadt oder auf einem anderen Dorfe ein Unterkommen zu suchen. Das aber ging ihr zu nahe. Mit welchem Schmerze hatte sie eingewilligt, den Vater zu begleiten, und nun sollte sie den Vater nicht haben und dennoch den geliebten Ort verlassen, wo jedes Sträuchlein ihr heilig war?

Da bot sich ein Rettungsanker in der Noth. Der Bürgermeister machte ihr den Vorschlag, einstweilen die Gänse des Ortes auf die Weide zu treiben, später werde sich dann schon ein Dienst finden, der besser für ihre Fähigkeiten passe.

Settchen lag der Stolz fern, schon von Natur aus fern, und jetzt erst recht; sie ergriff also mit beiden Händen, was ihr geboten wurde. Daß es gerade die Gänse waren, freute sie eigentlich am meisten; es war ja auch ein Truppchen dabei, das sie selbst groß gezogen, von dem sie beim Verkaufe nur mit Thränen geschieden war!

Am nächsten Morgen also trat sie ihr Amt an. Mit lautem Geschnatter kamen die Thiere aus den Ställen und watschelten den Fahrweg entlang. Settchen schritt mit einer Gerte hinter ihnen her und kümmerte sich wenig darum, daß die Leute ihr mitleidig nachsahen und leise zusammenflüsterten. Sollte sie doch heute Mittag selbstverdientes, wenn auch kärgliches Brod essen.

Die Reihe ihrer Pflegebefohlenen mehrte sich von Haus zu Haus und endlich war die ganze Heerde zusammen.

Die sieben Stück, welche sie selbst groß gezogen, schienen trotz ihrer angeborenen Dummheit eine dunkle Ahnung davon zu haben, daß Settchen sie gestern und vorgestern nicht begleitet habe, daß sie fern von ihnen gewesen sei, und nun eine besondere Anhänglichkeit verdiene. Sie gruppirten sich um das Mädchen herum, streckten die Hälse in die Höhe und erhoben ein lautes Geschnatter. Vielleicht war es auch nur die Erinnerung an die leckeren Bissen, die sie so oft aus ihrer Hand erhalten hatten.

Settchen aber nahm es für reine Zuneigung, bückte sich nieder und streichelte einer nach der anderen den gelenkigen Hals. „Nun werden wir zusammen bleiben, Hans", sagte sie unter rieselnden Thränen zu der fetten Leitgans. „Aber geh' nun, Hans, und führe die andern, daß sie nicht rechts und links durch die Gartenhecken schlüpfen und den Nachbarn die Pflanzen abweiden". Hans hob die schweren Flügel und schoß an die Spitze der zweibeinigen Schaar, wobei er im Gefühl seiner Würde und Herrschergewalt ein starkes pfeifendes Blasen ausstieß.

Der Macht der Gewohnheit folgend reihte sich hinter Hans die eine nach der anderen auf und schockelte in langem Zuge weiter, hier und dort im Gehen einen Grashalm abrupfend, oder mit dem gelben Schnabel in einer Pfütze umhergrabbelnd, sorgsam forschend, ob nicht irgend ein Fröschlein über Nacht in das oft durchgrabbelte Wässerlein gehüpft sei; Hans verstand in solchen Ungehörigkeiten keinen Spaß, denn kaum hörte er das verdächtige, schnelle Rüscheln hinter sich, so drehte er sich um und versetzte der Näscherin ein paar Hiebe mit scharfem Schnabel über die Flügel. Gab es diese ihrer Nachbarin zurück, so ging die Strafexecution durch die ganze Reihe bis zur letzten, die nicht wieder strafen konnte, sondern sich mit einem giftigen Blasen, oder entrüsteten Flügelflattern begnügen mußte. Aber gestraft oder nicht gestraft, bei der nächsten Pfütze ging die Schlürferei doch wieder von Neuem los.

Settchen hatte mit ihrer Heerde bald die Weide erreicht. Sie war ein gar prächtiger Ort für unsere Zweifüßler, bot

aber auch mannigfache Reize für ein menschliches Auge, das gerne im Grünen schwärmt.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Höglauer's Marienlieder.

‡ Neustadt a. d. D., 7. Febr. Es ist recht erquicklich und ein gutes Zeichen der Zeit, daß man endlich anfängt mit dem Wuste von Kirchen-Musikalien, welche früher massenhaft zu Tage gefördert wurden und leider allenthalben Eingang fanden, obwohl sie jeden kirchlichen Sinnes entbehren, aufzuräumen und bessere Werke in dieser Richtung Platz greifen zu lassen. Dank den edlern Männern der neuern Zeit, die sich zur Aufgabe machen für Herstellung einer würdevollen, kirchlichen Musik zu sorgen und somit das Verdienst haben, daß beim Gottesdienste auch das Herz und Gemüth geistig erbaut und erhoben wird.

So kam dem Verfasser dieses Artikels erst jüngst eine neue, kirchliche Composition zu Gesichte und mit wahrer Herzensfreude begrüßt er dieselbe als eine vollends gelungene Arbeit. — Es sind dieß 6 Marienlieder von Georg Höglauer für 2 Sopran und 1 Alt mit obligater Orgel oder Physharmonika, (2 Violinen und Violonzello hiezu sind zwar ad libitum, jedoch von ungemein günstiger Wirkung) aufgelegt bei Anton Böhm in Augsburg. — Bei diesen Liedern wetteifern Text und Musik an Innigkeit und Gediegenheit und ist namentlich die äußerst originelle, zarte und gemüthvolle Musik ganz meisterhaft und entzückend. Wahrlich eine erwünschte Gabe für den Musikfreund, ein wahrer Perlenfund für den innigen Verehrer Mariens. Man fühlt sich bei diesen Klängen zu wahrer, aufrichtiger Andacht hingezogen und sieht man dieser Composition auf den ersten Augenblick an, daß sie aus tiefstem Herzen, aus andachtsprudelnder Quelle gekommen sein muß.

Der Verfasser dieses Artikels wünscht diesem herrlichen Opus eine recht große Verbreitung und weiß, auf seine eigene Ueberzeugung, sowie auf das Urtheil ganz gediegener Sachverständiger gestützt, daß dasselbe allgemeine Anerkennung finden wird.

Möge der verehrliche Compositeur dieser lieblichen Marienlieder durch diese Zeilen eine Aufmunterung finden, sich noch weiterhin in solchen Compositionen zu versuchen und wir können ihm hiezu nur von ganzem Herzen Glück wünschen.

Gußhäuser.

Gegossene Häuser bekommen wir jetzt:
Da müssen die Maurer doch fallen zuletzt.

Orientalische Carbonari.

Döllingers „Muhamed" ** malt uns die Secten der Ismaeliten:
Jetzo beweist sich ihr Geist wieder und mehr als gemalt.

Gezogene Kanonen.

„Preußens gezogne Kanon' ist besser als jene von Frankreich" . . .
Brav! Doch erwarten wir erst ihren Erfolg in der Schlacht.

An die Mailänder.

Ihr mochtet nicht mehr stehen unter Wien;
Jetzt lieget ihr im Kothe von Turin.

Crux de Cruce.

„Kreuz wegen des Kreuzes" auf Golgatha hat
Papst Pius der Neunte zu tragen.
So ward es geweissagt. Pius erfährt's
In unsern „gesittigten" Tagen.
Da seht Ihr, Was Maurern die „Sittigung" heißt:
Des Teufelgezüchtes höllischer Geist.

Dampfzeitgeist.

Freimaurerthum ist Antichristianismus;
Welt ohne Gottheit ist Materialismus.

Bull-Staats-Recht.

Wenn sich die Inder empörten, da war es ein sträflicher Aufstand:
Aber Sizilien half selber empören der Bull.

Jean Paul.

Johann Paul Friedrich Richter spricht:
„Kein Heiliger ist zu bezwingen" . .
Das glauben unsre Maurer nicht:
Die wollen Gott ja bezwingen.

Eremita Jenchovensis.

München, 6. Febr. II. MM. der König Max und Königin Marie empfingen heute Nachmittag Hrn. Oscar v. Redwitz, und geruhten mit gewohnter Huld ein Gedicht auf Königin Marie von Neapel aus der Hand des Dichters entgegen zu nehmen:

Die Heldin von Gaeta.

Du schöne junge Königin
Auf hartem Felsenthrone!
Es schaun die Völker nach Dir hin
Du, mit der schwersten Krone!
Durch des Verrathes düstre Nacht,
Wie strahlst Du durch die Lande!
Wie hältst Du stark der Treue Macht!
Du Stolz in all der Schande —
Du Heldin von Gaeta!

* *

O Königin der Ritterschaft
Von neunzehn jungen Jahren!
In unsrer Zeit, so arm an Kraft,
In Stärke so erfahren!
Die deutschen Männer danken Dir,
Bewundernd sie Dich feiern,
Du, deutscher Fürstentöchter Zier,
Du lichter Stolz von Bayern,
Du Heldin von Gaeta!

* *

Sieh Königin, das sei Dein Trost
In Deinen öden Mauern!
Wie auch das Leid Dich wild umtost
Mit blut'gen Todesschauern: —
Du bist erkannt von Deiner Zeit!
Gleich einem frischen Bronnen
Durchrinnt Dein Preis die Lande weit,
Jed' Herz hast Du gewonnen
Du Heldin von Gaeta!

* *

Du starke Frau, so zart Dein Leib,
Du Königin im Lieben!
Du wirst als treustes Königsweib
Ins Buch der Welt geschrieben
Und hell im goldnen Heldensang
Wird stets Dein Name klingen.
Halt aus in Gott — in Noth und Drang!
O laß Dich um den Ruhm nicht bringen
Der Heldin von Gaeta!

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 9. Februar 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4741	1484	21	6	20	17	19	27	—	—	—	18
Korn . . .	1876	785	14	44	14	1	13	33	—	—	—	7
Gerste . .	7161	5002	14	31	13	50	13	37	—	—	—	46
Haber. . .	3635	90	7	28	6	50	6	37	—	—	—	13

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 7. Den 18. Februar. Simeon.

Kunstgeschichtliches.

⊙ Hofrath Schnaase aus Berlin hat in den letzten Wochen den VI. Band der „Geschichte der bildenden Künste" auf den Büchermarkt geworfen. Die ersten Bände des vielgerühmten Werkes wurden meist nach wenigen Jahren von der Kunstforschung überholt und da sie nicht gründlich genug auf das Wesen der Kunst eingingen, mehr oder weniger entbehrlich. Der neueste Band, welcher den Ausgang des Mittelalters bis zur Blüthe der van Eyk'schen Schule behandelt, hat das bis jetzt bekannt gewordene kunstgeschichtliche Material verwerthet, wesentlich neue Gesichtspunkte aber nicht gegeben. Daß der Herr Hofrath in Berlin auch zur Abfassung dieses Bandes, auf welchen wir ziemlich lang warteten, sich nicht durch sorgfältigeres Studium der Kunstdenkmäler in Franken, Schwaben und Bayern bereitete, leuchtet auf den ersten Blick ein. Hinter- und Vorder-Pommern und Brandenburg sind viel gnädiger bedacht als die Länderstrecken der Franken und Bayern. Von der reichen Kunstthätigkeit im mittelalterlichen Passau, von welcher das mächtige Chorhaupt des Domes als Zeuge sehr laut spricht, hören wir kein Wort, da ist von dieser an Denkmälern keineswegs armen Kathedralstadt in den vielen Bänden nicht einmal die Rede: das Münster zu Ingolstadt, welches mit dem Liebfrauendom in München und der Martinskirche in Landshut eine stolze Trias vollendet, wird in diesem Bande nicht mit einem Worte erwähnt, obwohl es viel bedeutender ist als die Collegiatkirchen zu Amberg und Straubing und die doppelchörige Kirche zu Naabburg. Schnaase gesteht offen, daß er keine mittelalterlichen Malereien aus Altbayern in dieser Periode kenne, und doch stehen im Nationalmuseum zu München allein sechs Altäre, aus dem XIV. u. XV. Jahrhundert, von denen um so mehr hätte müssen Notiz genommen werden, als ja häufig gar viele nicht gerade sehr wichtige Tafelmalereien von Privaten sehr breit abgehandelt werden. Die zahlreichen Glasmalereien des Regensburger Domes werden mit einem Wörtlein abgefertigt, die Denkmäler zu Würzburg, Bamberg und Regensburg als nichtssagend ignorirt. Und doch citirt Schnaase die Schriften, die ihn z. B. mit der Albrechtstumba zu Straubing, mit dem Babonenmausoleum zu Rohr bekannt machen mußten; und da er Aeneas Sylvius Piccolimini Note über Böhmen gelesen, hätte sich auch leicht die Notiz über Passauer Grabdenkmäler finden lassen. Schnaase behauptet steif, daß es in ganz Deutschland nur 70—80 gravirte Messinggrabplatten gebe; davon treffen auf Lübeck 25, Süddeutschland habe deren gar keine. Hätte der Hofrath bei seinem Aufenthalt in Würzburg und Bamberg sich genauer umgesehen, er würde in den dortigen Domen und Sepulturen allein eine solche Anzahl haben finden können; daß man außer Lübeck auch z. B. in Nürnberg eine derartige Technik verstand, hätten ihm die Lokalforscher jener Städte durch Vorzeigen domkapitel'scher Contrakte mit Nürnberger Künstlern gerne bewiesen. Von Heinrich Suso's süß frömmelnder Schwärmerei, deßgleichen wie seit Einführung des Frohnleichnamsfestes „die Hostienverehrung" sehr gewachsen sei, und wie das deutsche Bürgerthum nur im Kampfe gegen die hierarchischen Uebergriffe erstarken konnte, darüber weiß der Herr Hofrath sehr famos doctrinär und berlinerisch zu discutiren. Schnaase verfährt mit der Kunstgeschichte ähnlich wie Ranke mit der Geschichte überhaupt. Die Richtung und Tendenz des letzteren ist den Bayern, dem ganzen katholischen Deutschland bereits zur Genüge bekannt und besonders scharf durch neuere Broschüren und längere Artikel in der Wiener Literaturzeitung dargelegt worden. Alle diese Tendenzbücher richten sich selbst und verschwinden wie die wechselnden Moden.

Im Sinne Schnaase's bearbeitet in Süddeutschland der Sache Ernst Förster zu München die deutsche Kunstgeschichte. Er war früher selbst unter die Maler gegangen, zog sich aber, weil ihm die Productivität fehlte, von dieser Thätigkeit zurück, und macht nun unaufhörlich Geschäfte in deutscher, münchner, italienischer und sonstiger Kunstgeschichte. Von den „Denkmälern der deutschen Kunst" sind die ersten zwei Bände fertig; vier Bände haben wir noch zu gewärtigen, da das Ganze auf 150 Lieferungen berechnet ist und die zwei Bände deren 50 umfassen. O. Weigel in Leipzig läßt brillante Stiche fertigen; aber beim Lesen des Textes schnürt es Einem fast die Kehle zu. Vor einigen Monaten erschienen die letzten Bändchen der kleinen deutschen Kunstgeschichte, bei deren Lektüre es uns klar wird, daß Förster derjenige nicht ist, der die Herrlichkeit der Kunst des Vaterlandes entsprechend zu schildern vermag. Doch wird sich das Werk von 5 Bändchen einige Jahre in den Salons halten; da es nicht zu theuer ist, mehrere Abbildungen enthält und in handsamem Format erscheint. Der Westphale Lübke schreibt ebenfalls sehr fleißig. Westphalen fand an ihm einen talentvollen Geschichtschreiber für Kunst; durch die „Geschichte der Architektur" hat er sich rasch in die Höhe geschraubt und stellt sich bereits mit dem Böhmen Dr. Springer in Bonn zwischen Schnaase und den verstorbenen Kugler, der mit glücklichem Wurf das erste Handbuch der Kunstgeschichte für Europa schuf, eine Geschichte der Malerei vollendete und uns in den drei Bänden vermischter Schriften eine Fülle wichtiger Notizen hinterließ. Freilich fängt bereits der Convertit Hübsch, Baudirektor in Karlsruhe, an, darzuthun, daß Kugler's kunstgeschichtliche Prinzipien auf falscher Basis ruhten. Sehr fleißig arbeitet der Pastor Otte in Fröhden bei Jüterborg. Im Jahre 1854 gab er uns in dritter Auflage das Handbuch der Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters, mit 13 Stahlstichen und 362 Holzschnitten ausgestattet; 1855 erschien der Auszug „Grundzüge der kirchlichen Archäologie des deutschen Mittelalters" mit 78 Holzschnitten. Die Katholiken haben diesem praktischen und verdienstlichen Werke 1857 Jakob's „die Kunst im Dienste der Kirche" entgegengesetzt, das zwar nicht so glänzend ausgestattet ist wie das Otte'sche Buch, aber richtigere Anschauungen enthält und außerordentlichen Nutzen brachte. Die überall gewünschte zweite Auflage ist noch immer nicht auf unserm Büchertisch angekommen. Im Jahre 1857 veröffentlichte Otte das „archäologische Wörterbuch" in vier Sprachen mit 166 Holzschnitten; 1858 erhielten wir das System der Glockenkunde, nachdem sich Frankreich und England längst ähnliche Werke zurecht gemacht hatten; 1859 erschien der archäologische Katechismus mit 88 Holzschnitten. Im neuen Jahre 1861 kam das erste Heft von Otte's „Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart" an. Das Buch wird mit großem Fleiß und übersichtlicher Klarheit ge-

macht. Otte läßt hier den archäologischen Standpunkt vorwalten, was Schnaase, Kugler und Lübke, die ja auch außer den deutschen die allgemeine Architekturgeschichte berücksichtigen, nicht beabsichtigten. Otte nimmt auch auf die Bedürfnißbauten Rücksicht. Er hat die Citate ans Ende gesetzt, den Text übersichtlich in Paragraphe getheilt und verspricht am Schluß des Werkes ein ausführliches Register. Die erste Lieferung, welche die Römerzeit, die Periode der Merovinger, Karolinger und der Ottonen abhandelt, berücksichtigt in wohlthuendem Gleichmaaß die Rhein- wie die Donaulande. Vorzüglich benützt ist das klassische Werk des jüngst verstorbenen Generals Krieg von Hochfelden über „Militärarchitektur," der mit seinem Werke eine ganz neue Disciplin in die Kunstwissenschaft hineingetragen hat. Der edle General war Katholik und starb zur Zeit als uns der Tod Himioben in Mainz, Lieber in Camberg und Wiest in Ulm entriß. Dr. Bock hat nun seine Vaterstadt Aachen wie seine Kathedralstadt Köln genügend verherrlicht und schreibt unermüdlich in alle Zeitschriften. Dekan Dr. Dursch, der Schwabe, fördert hin und wieder ein Buch über Symbolik zu Tage, macht aber nicht recht viel Glück damit, so wenig als der Rektor Reumaler mit seiner doch gar zu oberflächlichen zweibändigen Geschichte aller Künste. Kreuser hat bei Pustet in Regensburg den I. Bd. des Kirchenbaues in II. Auflage erscheinen lassen, haut aber noch ebenso lustig und ungestüm nach rechts und links, wie in der ersten Ausgabe; die Rheinlande finden im Ernst aus'm Werth einen Illustrator. Als ein jüngerer Kunstschriftsteller ist ein W. Weingärtner aufgetaucht, welcher mit der Schrift „Ursprung des christl. Kirchengebäudes" 1858 debütirte und seitdem auch schon über die Thurmbauten ein System zu construiren drohte. Möge es unserm Sighart in Freising gelingen, die Kunstgeschichte von Bayern in hoher Vollkommenheit zu Stande zu bringen.

Das „Deutsche Kunstblatt" von Eggers ist glorreich vor einigen Semestern erloschen. Der Cothurn, auf dem es einherstolzirte, war etwas zu hoch, der Stil zu geschraubt, das Gefühl, sich ewig vom Areopag der gnädig Herren Redakteren Ruhm und Schande zu decretiren lassen zu müssen, zu unerträglich; das Publikum machte von seinem Rechte Gebrauch, nahm vom Blatte weiter keine Notiz und es ist verhungert.

Die „Dioskuren" haben soeben unter Schaßler ihren V. Jahrgang vollendet. Carriere in München ist einer der Hauptkorrespondenten des Blattes und dessen Haltung und Stil ächt carrierisch.

Die 1856 gegründete Zeitschrift von Otte und Quast hat es bis zur Stunde auf zwei Bände (zwölf Hefte) gebracht, während nach dem ursprünglichen Plane jedes Jahr ein Band erscheinen sollte. Die Zeitschrift fördert die Kenntniß des Mittelalters bedeutend.

Das „Organ für christliche Kunst" in Köln experimentirt mit Uebersetzungen aus dem Englischen, mit Artikeln, die es in besseren Zeiten nicht abzudrucken für gut fand, jetzt aber hervorzieht, was 3 und 4 Jahre liegen geblieben, so unerquicklich, daß man unwillkührlich der ferneren Existenz halber besorgt werden möchte. Mit tüchtigen Correspondenten ist es wahrlich nicht zu reich versehen; die unendlich langen Abhandlungen über das „Rationelle in der gothischen Architektur" vermögen das Publikum sehr unwirsch zu machen. Es dürfte dem Organ bald ein neues Reis aufgepflanzt werden.

Für das Schwabenland sind die Herren Dekane Dr. Schwarz und Pfarrer Laib sehr thätig. Sie haben ihrem „Kirchenschmuck" eine erweiterte Basis verschafft und das Blatt fast zu einem Centralorgan für archäologische Studien umgewandelt. Auch diesem Blatt wären viel mehr Correspondenten zu wünschen.

Bayern, das Land, wo die Kunst am volksthümlichsten ist, wo die meisten Künstler leben, das seine Kirchen mit soviel Liebe restaurirt, hat kein Organ, das die Interessen der kirchlichen Kunst würdig vertrete. Und doch gibt ihm Oesterreich mit seinen wahrhaft glänzenden Kunstzeitschriften ein so verlockendes Beispiel.

Die Gänsehüterin.

(Fortsetzung.)

Der Zug ging über einen hohen Damm, welcher zum Schutz der Felder gegen die zuweilen austretenden Wellen des Rheines aufgerichtet war. Von diesem Damme hinab schaute man auf eine Wiese, wo zahlreiche Weiden mit ihren schwankenden Zweigen vor den Strahlen der Sonne kühlenden Schatten boten. Die meisten wurden in jedem Herbste geköpft, und sahen deßhalb einem dicken Kopfe mit unordentlichem Haarwuchse nicht unähnlich; aber jetzt standen sie in der vollen Pracht eines frischen Grüns, und ließen die Kahlheit vergessen, die ihnen sonst so trostlos steht.

Durch die Mitte der Weide zog sich eine Senkung, worin große Wasserbecken glänzten, deren Ränder mit Dorngesträuch, Schilf und großen Wasserpflanzen aller Art eingefaßt waren. Dicht verwachsene Schlingpflanzen bildeten ein festes Geflecht um diese Teiche, so daß man sich nur mit Mühe dem Spiegel des sorgfältig verwahrten Wassers nähern konnte. Die Gänse aber hatten ihre Schlüpfe am Boden, wo sie ungehindert durchliefen, und die sie blindlings zu finden wußten. Es war wirklich ein bezauberndes Bild von der Höhe des Dammes herab; denn viele Schlingpflanzen standen in voller Blüthe, und auf dem klaren Wasser schwammen auf breiten Blättern dicke gelbe, weiße und rothe Wasserrosen. Grünes und braunes Moos, welches vom Boden bis unter die Oberfläche ragte, gab dem Wasser eine eigenthümliche Färbung, und das frisch grünende Gras, das die Teiche weithin umschloß, vollendete das reizende Stückchen Natur.

Hans schaute von seinem erhabenen Standpunkte auf sein Weideland hinab, aber nur einen Augenblick, dann wackelte er mit bedächtigem Schritt die Böschung hinunter und lud mit lautem Schnattern seine Unterthanen ein, ihm nachzukommen. Dem Befehle gehorsam, folgten die zweite und dritte mit einer gewissen Würde; die vierte verrieth eine größere, plebejische Hast; ihr schnelleres Vorrücken übte augenblicklich eine ansteckende Wirkung auf die fünfte aus, welche, der jähen Senkung nicht gedenkend, sich überstürzte und mit vielem Gezappel und Gezappel auf dem Schnabel in der Tiefe ankam. Die ganze Heerde verlor nun ihre Würde und Besonnenheit; die eine kollerte nach dieser, die andere nach jener Seite in die Tiefe, wo sie sich indessen ohne das geringste Gefühl der Scham rasch erhob, die Flügel ausbreitete und der Schaar der Vorausgeeilten nach mit vorgestrecktem Halse über die Wiese halb lief, halb flog, bis sie mit einem mächtigen Satze über das Wasser rauschte.

Settchen nahm ihren Platz auf einer Anhöhe, wo ihre Vorgängerin einen hübschen Rasenplatz aufgebaut hatte. Von hier konnte sie alle Teiche und die ganze Weide übersehen. Nicht eine ihrer Schutzbefohlenen hätte sich ungesehen entfernen können.

Welche Gedanken die Gänsehirtin an diesem einsamen Platze beschäftigten, an dem den ganzen Tag kaum ein Mensch vorüberging, ist unschwer zu errathen. Der Vater war der Gegenstand der nie rastenden Phantasie, des steten Grübelns, des ewigen Sinnens; nur an ihn dachte sie, mit ihm allein beschäftigte sie sich, — wenigstens war das in der ersten Zeit der Fall. So oft sich ein Wind in den grünen Weiden regte, sprang sie auf, denn es war ihr nicht anders, als er müsse über den Damm daher kommen und sie mit Namen rufen.

Erschien nun gar wirklich einmal die Gestalt eines einsamen Wandersmannes in der Ferne, so suchte sie sich zu überreden, das sei des Vaters Gang, Haltung und Gestalt. Diese Selbsttäuschungen mußten natürlich zu noch größerer Muthlosigkeit beitragen; dann legte sie die Hände über dem Schooße zusam-

men, weinte still und betete. Nach und nach freilich wurde sie ruhiger und ergab sich in das Unvermeidliche, in Geduld des Tages harrend, wo sie ihn entweder selbst sehen, oder doch auf die eine oder andere Weise Nachricht von ihm erhalten werde.

Sobald einmal ihr Herz nicht mehr in einem beständigen Fieber lag, sobald ihre Augen nicht mehr fortwährend mit Wasser gefüllt waren, konnte sie sich auch einer nützlichen Thätigkeit hingeben, indem sie nähte, strickte oder Flechtwerk von Stroh anfertigte.

Nun aber drückte sie noch ein anderes stilles Leid, freilich ganz anderer Art, aber für das Herz eines so armen Mädchens herb genug. Leopold, der Jäger, nämlich hatte sich seit jenem Morgen, wo er ihr im Walde begegnete, nicht mehr sehen lassen. Sie dachte nach, ob sie ihn vielleicht mit irgend etwas beleidigt habe; es mußte doch ein Grund vorliegen, weßhalb er sich so gänzlich zurückzog. Aber nein, sie wußte sich in jedem Stücke frei. Es mußte also eine andere ihr unbekannte Ursache obwalten. Nach langem Brüten boten sich ihr drei Möglichkeiten, sein Ausbleiben zu erklären: Entweder schämte er sich, mit dem Mädchen, das zur Gänsehirtin geworden war, noch fernern Umgang zu pflegen, oder sie war ihm zu arm und unbedeutend. Bei verliebten Mädchen pflegt das Herz mit dem Verstande durchzugehen, und da hört dann alles gesunde Urtheil auf. Das war auch bei Settchen der Fall; statt zu sagen: Wer mich nur des Standes und des Geldes wegen liebt und meine Person für nichts anschlägt, der würde mich doch nie glücklich gemacht haben — statt dessen ergoß sie sich in laute und bange Klagen. Den dritten Punkt wagte sie kaum zu denken: Sollte er am Ende gar Gefallen an einer Andern gefunden haben? Sie zitterte bei dieser Möglichkeit und erhob sich rasch, als ob sie sich im Dorfe überzeugen wollte; aber bald schlug sie sich diese Vorstellung wieder aus dem Sinne und starrte, von Trauer und Zweifel bewegt, über das Wasser hin.

Da sich solche stille Herzensquälereien von Tag zu Tag wiederholten, so konnte es nicht ausbleiben, daß Settchen bald blaß und kränklich aussah, tiefsinnig einherging und nur wenig sprach.

Eines Morgens, da der Nebel dicht greifbar über dem Rheine und auf den Teichen lag, und der Thau ganz das Gras durchnäßte, kam sie auf der Weide an, ehe noch die Sonne die Kraft erlangt hatte, die Nebel zu durchbrechen. Die Gänse schlüpften gleichwohl instinktmäßig durch die Löcher im Dickicht und tummelten sich, rauschend hin- und herschießend, auf dem Wasser umher; plötzlich erhoben sie ein vielstimmiges Geschnatter und rauschten unter Flügelschlag hinweg.

Neugierig, was das wohl zu bedeuten habe, schaute sie aufmerksam hinab; genau konnte sie nichts unterscheiden, doch schien es ihr, ein Mann krieche aus einem der Schlupfe hervor und entfernte sich eilig. Ein Sonnenstrahl, der jetzt seinen Weg durch den Nebel fand, beleuchtete die fliehende Gestalt. Das ist Leopold, sagte sie zu sich selber und schaute noch schärfer hinab. Aber schon im nächsten Augenblicke konnte sie nichts mehr entdecken. Die Gänse beruhigten sich wieder und kehrten an den Ort zurück, an welchem sie sich vorher so erschreckt hatten. Settchen nahm ihre Arbeit auf und dachte: „Es war nur eine Täuschung! Sie ist leicht verzeihlich, denn alle meine Gedanken sind ja stets auf ihn gerichtet. Könnte ich sie nur endlich einmal los werden, wie froh wollte ich sein.“

Als endlich die Sonne vollständig Siegerin geworden war, und ihre heiteren Strahlen ein fröhlicheres Bild vor ihr aufrollten, da nahm sie ihre Arbeit auf und wirkte emsig, fast bis zum Mittage.

Hans, der die Uhr fast besser im Kopfe hatte, als der Küster, kam aus dem Schlupfe heraus, um nach Hause zu schockeln, und ihm folgten seine Gevatterinnen; aber sie hatten hier und dort an den Grashalmen noch zu knabbern und konnten nicht recht zum Aufbruche kommen.

Settchen hatte es auch gar nicht so eilig, den Hans vorwärts zu treiben, und das hatte seinen guten Grund, denn über den Damm schritt der Jäger und schaute auf die Teiche hinab, als ob er dort etwas suche. Als er merkte, daß Settchen ihn beobachtete, kam er vollends auf die Weide herunter und gerade auf sie zu.

Gesenkten Hauptes und mit gerötheten Wangen blieb das Mädchen stehen. Leopold aber reichte ihr die Hand und sprach: „Bist du mir noch gut?“ Ihre Brust wogte, ihr Athem stockte fast; mädchenhaft verschämt erhob sie das Auge zu ihm, aus dem ein paar dicke Thränen auf das Gras niederfielen. „Leopold,“ entgegnete sie, und ihre Stimme wurde fest dabei, „mir käme es eher zu, das zu fragen. Seit dem Morgen, wo ich den Vater verloren, habe ich dich nicht mehr gesehen. Nicht wahr, die reiche Bauerntochter stand dir schon an, aber das arme Gänsemädchen behagt dir nicht mehr, und da hast du dir eine andere gesucht. Ist es nicht so?“

(Fortsetzung folgt.)

Der König der Tiroler Gemsen.

(Aus der Innsbr. Volks- u. Schützenztg.)

Aus dem Zillerthale. Einer der ältesten, stärksten und überhaupt merkwürdigsten Gemsböcke, die im Land Tirol die Luft und Freiheit der Alpen genießen, hat im Oktober des abgelaufenen Jahres sein viel bewegtes Leben beendet. Er fiel durch die Kugel des Gemsenjägers und Försters Hohenleitner in Mayrhofen. Seine „Decke“ geht jetzt in Form einer ledernen Hose um, sein Fleisch liegt in unterschiedlichen Staatsbürgern begraben und seines Kopfes vieljährige Zierde, die stattlichen „Krucken“, hängen in dem einsamen Stüblein eines Innsbrucker Jägers. Ich füge zur Erinnerung an diesen Gemsenveteranen noch einen Artikel bei, und wenn sich Jemand ärgern sollte, daß damit einem abgeschossenen Gemsbocke zu viel Aufmerksamkeit geschenkt wird, so bitte ich zu bedenken, daß es gegenwärtig ja allenthalben Mode ist, über die großen Böcke zu berichten, die in der Welt geschossen werden.

Der Gemsbock zählte bei seinem Tode 12—13 Jahre, denn als der Förster Hohenleitner zuerst seine Bekanntschaft machte, was vor 8 Jahren geschah, war er bereits 4—5 Jahre alt. Ueber seine Abstammung und Jugend ist wenig bekannt, man könnte höchstens sagen, daß er hoch- und wohlgeboren war, worauf jedoch die gegenwärtige Zeit kein großes Gewicht legt. Was dieses Thier später berühmt machte, war seine seltene Größe und seine Unbezwinglichkeit. Wenn dieser Gemsbock zuhöchst auf einer Felskuppe stand und der blaue Himmel seinen Hintergrund bildete, machte er den Eindruck einer wahren Riesengemse, und der Jäger, der ihn sah, riß staunend über die Größe dieses Grattthieres die Augen auf und das Herz klopfte ihm, denn ein so großer Bock ist selbst in der Politik kaum einmal geschossen worden. Die „Krucken“ standen wie zwei Bäumchen mit umgebogenen Gipfel auf dem verwegenen Haupte des kühnen Felsenkletterers (sie haben die seltene Höhe von acht Wiener Zoll); seine irdische Hülle wog aufgebrochen zweiundachtzig Pfund. Ob die letzten theuren Zeiten auf ihn einen Einfluß genommen, und ob er früher vielleicht noch schwerer war, weiß ich nicht, da der Bock bis zum Oktober des abgelaufenen Jahres nie dahin zu bringen war, sich auf eine Wage zu setzen. Der Bock behauptete seine Herrschaft bis zum Ende seiner Tage. Weit und breit durfte ungestraft kein anderer Bock sich blicken lassen und lange nach seinem Tode noch wagten es die jüngeren Böcklein nicht, sich in die weitverzweigte Verlassenschaft desselben zu theilen. Zu seinem Reviere wählte er sich eine Gegend aus, die man das Gibraltar von Zillerthal nennen könnte. Es ist dies der Ausläufer der 8000 Fuß hohen Tristenspitze, unter dem Namen „Mistler“ bekannt. Wer nur einmal einen Blick in die Seitenthäler des obern Zillerthales geworfen hat, dem brauche ich nicht zu sagen, daß es da Orte

gibt, deren Eroberung dem General Cialdini sicher die letzte Cigarre kosten würde. Ein solcher Ort war der, an dem unser Gemsbock lebte und wirkte. Fast senkrecht eingeschnittene, thurmhohe Klammen, die nur auf quer darüberliegenden, mit Wasser überronnenen, schlüpfrigen Steinplatten überschritten werden können, mußte der Jäger passiren, um dem Gemsbocke von der einen oder andern Seite schußmäßig beizukommen. Kurz eine so interessant gefährliche Gegend, daß sie weit mehr als die Stubaier und Oetzthaler Gletscher den Preis einiger überflüssigen Engländer werth wäre. Der Bock war offenbar ein strategisches Talent, und wenn derselbe zur Vertheidigung des Stilfser Joches noch verwendet werden könnte, so stellte er sich sicher nicht an der Spondiniger Brücke auf. Wenn der Bock irgendwo sich niederließ, so legte er sich immer so, daß er den Rücken jener Gegend zukehrte, von welcher man ihm absolut nicht beikommen konnte, seine scharfe Augen aber alle anderen Punkte übersehen konnten. Rechnet man hiezu noch sein scharfes Gehör, das selbst den Schmerzensschrei eines geknickten Schneckenhäuschens vernimmt, und den Einfluß des verrätherischen Windes, der geheimen Polizei der Gemsen, die ihnen jeden Athemzug zuträgt, so kann man ungefähr auf die Hindernisse schließen, die dem birschenden Jäger entgegenstanden. Herrn Hochleitner war es zwar trotz allemdem zum öfteren gelungen, den Bock auf erträgliche Schußweite anzubirschen, allein da hatte der alte Krückenträger sich so postirt, daß dessen schmalste Seite dem Jäger gegenüberstand, und so fehlte der sonst sehr geübte Schütze ihn dreimal, und nur einmal gelang es ihm, den Bock durch eine denselben streifende Kugel an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern; die andern Male aber, wo er den Bock so recht in seiner Gewalt gehabt hätte, stand derselbe von so vielen Abgründen umgeben, daß er von der Kugel getroffen über die Felsen stürzend sich total zerschmettert hätte. Der Jäger konnte also den Schuß nicht wagen, wenn er mehr als einen Brei von Haut und Fleisch haben wollte. So oft aber auch das Unternehmen mißlang, der passionirte Jäger ließ sich's nicht verdrießen; er war schon glücklich an dem Anblicke des stattlichen Thiers sich weiden zu können.

Endlich sollte der Bock, der durch so viele Jahre hindurch alle Künste und Anstrengungen des unermüdlichen Jägers vereitelte, der Kugel zum Opfer fallen. Es war auch hohe Zeit, da der Gemsenstand durch den alten Hagestolz, der in seinem einsiedlerischen Leben keine andere Aufgabe mehr sich stellte, als jeden andern Collegen, der in seinen Revieren sich sehen ließ, mit tödtlichem Hasse zu verfolgen, zu leiden anfing. Lassen wir nun den Jäger selbst erzählen, wie er schließlich den gehörten Siegfried erlegte:

„Als ich im vergangenen Herbste Morgens um 5 Uhr aufbrach, und am bewaideten Mistlergebirge die Tristenspitz hinaufbirschte, kam ich meinem gesuchten Gegner ganz unerwartet bis auf 60 Schritte nahe, da ich aber ihn in dieser Gegend noch nicht vermuthete, wurde ich seiner erst gewahr, als er bereits die Flucht ergriffen. In dem Augenblicke aber, als er den letzten Satz machte, um über eine Ecke zu verschwinden, fand ich eine Lücke, ihn auf's Korn zu nehmen. Im selben Momente krachte es, und ich konnte nach dem Schusse nur noch bemerken, daß der Bock pfeilgerade und mit besonderer Eile bergab rannte. Beim Nachsuchen fand ich ihn ungefähr 300 Schritte vom Anschußplatze hinter einem gestürzten Baumstamm mit dem schönsten Schuß am Blatte verendet liegen. Die Kugel hatte ihm das Herz mitten durchbohrt." So endete dieser berühmte und berüchtigte Gemsbock, welcher der König der Tiroler Gemsen genannt zu werden verdiente.

Die Heldin von Gaeta.

* Das jüngste Beiblatt zur Landsh. Ztg. hat nach der Allg. Ztg. ein Gedicht von Oskar v. Redwitz auf die „Heldin von Gaeta" gebracht. Zu unserer unangenehmen Ueberraschung mußten wir uns später nach andern Blättern überzeugen, daß in der Allg. Ztg. drei Strophen ausgelassen waren. Wir tragen daher dieselben nach, sie mit Ziffern zur Einfügung in die bereits mitgetheilten versehend.

2.

Ihr eidvergeßnen Männer all',
O schamroth blickt zum Meere!
Seht auf Gaeta's Felsenwall
Die Herrin stehn, die hehre!
Ihr Haupt umblitzt es feurigroth,
Rings treffen erzne Splitter,
Sie steht und lächelt in den Tod —
Ein minnestarker Ritter,
Die Heldin von Gaeta.

3.

So oft ihr Herr sie drängt zu fliehn,
Verwirft sie feig Enteilen,
Sie will nicht Rettung sonder ihn,
Will Alles mit ihm theilen.
Sie will ihm seines Reichs Verrath
Mit Treue überwiegen,
Sein Trost und Rath zur Königsthat,
Zum Fallen oder Siegen,
Die Heldin von Gaeta.

5.

O all' ihr Frau'n im deutschen Gau
Kommt, neiget ihr die Kniee!
Der tapfersten, getreusten Frau,
Der Königin Marie!
Sie lehrt euch, was das Weib vermag
Beim schwerbedrängten Gatten.
Die Sorge wächst von Tag zu Tag,
Doch nimmer will ermatten
Die Heldin von Gaeta!

* In Passau hält die Kreisgewerbe- und Handelskammer soeben Sitzungen.

* In Wegscheid konnten sie (im bayr. Walde gibt's eben noch Schnee in Fülle) am 12. d. ein Schlittenrennen abhalten, das bei schöner Witterung ohne allen Unfall und in Anwesenheit einer unzählbaren Menge vor sich ging.

Vor einiger Zeit machte eine Mittheilung aus Rußland die Runde, nach welcher ein jüdisches Mädchen in Nowo-Alexandrinks ihren Eltern geraubt und zum Uebertritt in den Schooß der katholischen Kirche veranlaßt worden sein soll. Die russischen Zeitungen enthalten jetzt eine officielle Nachricht, wonach das Mädchen aus freien Stücken gekommen ist, die Taufe nachzusuchen, die Juden aber außerdem ihre Sache verdorben haben, indem sie bewaffnet und mit Gewalt das Mädchen befreien wollten. Der Gouverneur und mehrere Beamte haben sich selbst an Ort und Stelle begeben, um die Untersuchung vorzunehmen.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 16. Febr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4425	691	20	55	20	—	19	13	—	—	—	17
Korn . . .	1400	1057	14	40	14	3	13	22	—	2	—	—
Gerste . .	6865	4394	13	47	13	14	13	—	—	—	—	36
Haber . . .	2700	126	7	20	6	48	6	35	—	—	—	2

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 8.** Den 25. Februar. Walburga.

Das Wiener Missale.

I. Aus der Diöcese Regensburg. Es ist bekannt, wie man im gläubigen Mittelalter bemüht war, Alles, was zu dem Hause Gottes und insbesondere was zum hl. Meßopfer in näherer Beziehung stand, auf die sinnigste und kostbarste Weise auszustatten und zu schmücken. Dies war namentlich bei dem Meßbuche (liber missalis) der Fall. Mehrere Jahre lang saß oft ein Schönschreiber und Miniatur-Maler über einem solchen Buche, mit frommer Geduld auf ausgesuchtem sorgfältig bereitetem Pergamente den heiligen Text mit zierlichen Ornamenten, vielfarbigen oft reich vergoldeten Initialien und kunstvollen Gemälden durchwebend. Solche kostbare Meisterwerke frommer kunstgeübter Hände haben sich seit Jahrhunderten noch viele erhalten — bei uns sind sie aus den aufgehobenen, Klöstern zumeist in Privat- und öffentliche Sammlungen gewandert. In andern Ländern, wo die Säkularisation nicht damit aufräumte, finden sich fast in allen Klöstern noch derartige Schätze, welche, dem gewöhnlichen Gebrauche entrückt, mit größter Sorgfalt bewahrt und von Freunden der frommen Kunst des Mittelalters bewundert werden — um so mehr bewundert werden, weil derartige Erzeugnisse der neueren Zeit so armselig dagegen erscheinen, was ihre künstlerische Ausstattung anbelangt. Nachdem nämlich durch die Afteraufklärung des vorigen und jetzigen Jahrhunderts die kirchliche Kunst auf das Niveau des Gemeinen herabgesunken, die Kirchen selbst kaum mehr durch ihre kahlen Wände und geschmacklose Ausstattung von profanen Gebäuden sich unterscheiden, hat diese Geringschätzung auch des Heiligsten selbst auf den Altären sich breit gemacht, hat auch das Missale den Charakter und die höhere Weihe eines Kunstwerkes abgestreift, und wurde durch die Gewinnsucht der Verleger in Bezug auf Druck und Ausstattung zu einem gewöhnlichen Buche herabgewürdiget; Papier und Lettern, Initialien und Bilder tragen keine Spur mehr an sich von so großer Sorgfalt, mit der man ehemals das Missale würdig zu schmücken bemüht war. Selbst die neuesten Versuche, hierin Besseres zu leisten, erzielten nur ein sehr zweifelhaftes Resultat, und lieferten den Beweis, daß die Jünger unserer Akademien selten einen Beruf haben zum Dienste der Kirche. — Erst in neuester Zeit hat Hr. Reiß in Wien die schöne Aufgabe sich angeeignet, das römische Meßbuch so auszustatten, wie es der hl. Handlung würdig ist, zu der es gebraucht wird. Mit einem außerordentlichen Aufwande von Mühe und Kosten wurde durch eine eigene Commission der tüchtigsten Männer das Schönste und Gediegenste ausgewählt und copirt, was sich in öffentlichen und Privatbibliotheken aus der Blüthezeit der altdeutschen Initial- und Miniaturmalerei noch erhalten hatte. Nach solchen Mustern nun sind in dem neuen Wiener Missale die Initialien in ganz edlen Ornamenten so rein ausgeführt und zugleich durch geschmackvolle Benützung der schwarzen und rothen Druckerfarbe oft ein so lieblicher Farbenschmelz erzeugt, daß man meint, einen alten Pergamentcodex vor sich zu haben. Da auch die Miniaturen, welche bei allen höheren Festen dem Introitus vorangesetzt sind, nur alte Muster in der ganzen Lieblichkeit der frommen Vorzeit wiedergeben, so genügt es, diese Bildchen mit ihren reicheren Ornamenten auch nur flüchtig zu sehen, um durch sie in eine gewisse festliche Stimmung versetzt zu werden. Wie schön ist z. B. das Bild bei der zweiten heil. Messe an Weihnachten, am Feste des heil. Johann Evang., der unschuldigen Kinder und besonders die Bilder aus der Passion des Herrn! Wer fürchtet, durch solchen Schmuck des Missale zerstreut zu werden, hat noch nie den wohlthuenden Eindruck gefühlt, den ein wahrhaft religiöses Bild auf ein gläubiges Gemüth macht. Dazu kommt noch für den Druck des fortlaufenden Textes auf pergamentartigem Papiere eine Schrift, die durch Schönheit, Schärfe und leichte Lesbarkeit überrascht. Bereits ist von diesem in jeder Beziehung ausgezeichneten Kunstwerke ungefähr die Hälfte versendet und mit Bestimmtheit zu erwarten, daß es bis Ostern vollständig in den Händen der Subscribenten sein wird. Der Preis, 30 Thaler, ist äußerst billig.

Neben dieser einfachen erscheint auch eine reichere Prachtausgabe, von der bis jetzt erst einige Bogen vorliegen. Dieselbe gibt in Gold- und Farbendruck die prachtvollsten Initialen und Miniaturen in solcher künstlerisch dem Malerpinsel treuen Weise, daß diese wohl den schönsten Leistungen der Franzosen und Engländer kühn zur Seite gestellt werden können; jedenfalls ist es ein großes Verdienst des Herrn Reiß, daß er das, was in früherer Zeit der Pinsel des Künstlers mühevoll als unicum geschaffen hat, mittels der Buchdruckerpresse in beliebigen Tausenden von Exemplaren in der vollendetsten Weise liefert. Auch an dieser Prachtausgabe wird rüstig gearbeitet und ist die Vollendung derselben in nahe Aussicht gestellt. Der Preis derselben wird ungefähr 100 Thlr. betragen. — Dieses in seiner Art einzige lithurgische Werk soll eine Kunstschule werden und zur Veredlung des Geschmackes auf dem Gebiete der heiligen Kunst ebenso wie zur Verherrlichung des Gottesdienstes nicht wenig beitragen. Es kann deshalb dasselbe der hochw. Geistlichkeit und den Kirchenvorständen nicht genug empfohlen werden. Auch die frommen Gutthäter, die unsern Kirchen nie fehlen, können keine schönere Gelegenheit finden, das Haus und den Altar des Herrn würdig auszustatten. Namentlich wird die einfache Ausgabe auch für mäßige Kräfte nicht zu theuer sein.

Die Gänsehüterin.

(Fortsetzung.)

„Nein, es ist nicht so", gab er zur Antwort, „ich liebe dich noch wie sonst, aber ich wollte dich nicht in's Gerede bringen, darum kam ich nicht zu dir. Aber von jetzt an, will ich alle Tage kommen, denn ich habe alle meine Angelegenheiten geordnet und bin im Stande, frei von der Leber zu sprechen. Ein alter Oheim im Elsaß ist gestorben; ich habe ihn beerbt und bin nun ein vermögender Mann. Gestern Abend habe ich den Kieshof gekauft und werde darauf ziehen, sobald ich meine Erbschaft geholt habe. Das soll aber in längstens acht Tagen geschehen, und dann wünsche ich, daß auch eine andere Person mit auf den Kiershof zöge."

Mit diesen Worten umfaßte er Settchen und lispelte: „Willst du meine Frau werden?"

Da that sich dem Mädchen der Himmel auf, sie sank dem Jäger an die Brust und entgegnete: „Ich will, ich will! O, wie ich dir Unrecht gethan habe! Verzeih, verzeih, Leopold."

„Gehe nun nach Hause", sprach der Jäger, „damit man uns nicht zusammensieht! Es ist nicht nöthig, daß den Leuten vor der Zeit das Maul aufgesperrt werde."

Settchen ging, ging freudetrunken; auf dem Damm schaute sie sich noch einmal um, und sah wie Leopold an dem Teiche stand, sich über die Dornbüsche beugte und hinabschaute. „Ah, er will die Tauchhühner fangen", sagte sie, „das Schilf ist ganz voll von ihnen, aber sie sind zu klug. Wenn sie kaum aus den Eiern geschlüpft sind, können sie schon schwimmen, wi die Alten."

Im Dorfe angekommen, hätte es Settchen wohl Jedem sagen mögen: „Ich bin Leopold's Braut, und wenn er aus dem Elsaß zurückkehrt, ist die Hochzeit." Aber wiederum war diese Liebe auch so heilig und feierlich, daß sie durch Worte entweiht wurde. Uebrigens wollte er ihre Verbindung ja auch noch geheim halten.

Am Nachmittage kam Leopold wieder auf die Weide, und so ging es nun täglich. Alle Einzelnheiten der Hochzeit wurden besprochen, Tag und Stunde festgesetzt und in dem Gedanken an das zukünftige Glück geschwärmt. Settchen war überglücklich, und überglückliche Leute sind schlechte Beobachter. Hätte sie ihm fremd und kalt gegenüber gestanden, so wäre ihr sicherlich eine unnatürliche Zerstreutheit, ein gewisses unheimliches Wesen nicht entgangen.

Die Reise nach dem Elsaß verzögerte sich; der Herbst war schon gekommen, täglich erneuerten sich seine Besuche auf der Weide, aber eine rechte Fröhlichkeit kam doch nicht über den Bräutigam, wie das wohl sonst der Fall ist. Mitten im süßesten Gespräche konnte er oft plötzlich abbrechen und an den Teich laufen, jetzt, um einer Fischotter nachzustellen, dann, um nach den Gänsen zu sehen, die sich aber gewöhnlich an einer anderen Stelle befanden. Zuweilen sprach er sonderbar und verworren, wurde plötzlich blaß und roth, und lief hinweg ohne Gruß. Hierüber befragt, gab er zur Antwort: „Die Liebe thut es, Kind! Es ist Zeit, daß wir ein Ende machen. Morgen will ich reisen."

Am Nachmittage des Tages, an welchem dieses Gespräch stattfand, saß Settchen allein auf ihrem Rasenhügel und schaute über den Damm hinaus, ob Leopold noch nicht komme. Da erhob Hans ein so furchtbares Geschrei, daß Settchen erschrocken zusammenfuhr. Eiligst sprang sie auf und ging zum Wasser hinab, wo Hans in den Fäden eines Schlinggewächses mit dem Fuße festhing.

„Dummes Thier", sprach sie, „wie du mich in Angst gejagt hast", und machte mit der Gerte den Fuß der gefangenen Gans los.

Sie war noch keinmal so nahe an dem Wasser gewesen; jetzt aber überkam sie die Lust. An einer Stelle, wo das Geschlinge nicht so dicht stand, arbeitete sie sich durch das Gesträuch und trat auf einen Stein, der dicht am Ufer lag. Ihr Auge schweifte über der mit schwimmenden Blättern und Blumen bedeckten Wasserfläche hin und her. Jetzt richtete sie den Blick auch vor sich hin, aber plötzlich stand sie wie zu einer Bildsäule versteinert da. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie in die Tiefe hinab.

Was war es nun, das sie so schreckte? Eine furchtbare Erscheinung! Aus dem durchsichtigen Wasser stierte ihr ein menschliches Auge entgegen; aber das Antlitz war das eines Riesen, auf dessen Stirn eine tiefe Wunde klaffte. Zwischen die Schlingpflanzen verwickelt sah sie die aufgeschwollenen Arme und Beine, den riesigen, breit gedunsenen Kopf, aus welchem zwei weit offenstehende Augen ihr entgegenstarrten.

Sie glaubte sich zu täuschen, wischte mit der Hand über ihr Gesicht und schaute nochmals hinab. Da entrang sich ein furchtbarer Schrei ihrer Brust. Mit dem gellenden Rufe: Vater! Vater! stürzte sie rücklings in die Dornen.

In diesem Augenblicke kam der Jäger über den Damm. Als er den Schrei hörte und das Mädchen umfallen sah, da wankten seine Beine, ihm ahnte etwas Furchtbares; aber er nahm sich zusammen und stürzte an den Teich hinab.

Mit einem Blicke wußte er, um was es sich handelte. Als er dieses furchtbare Antlitz und die wüste klaffende Wunde sah, da überkam ihn Todtenblässe, seine Kniee schlotterten, und es fehlte nicht viel daran, so wäre er neben Settchen hingesunken; aber er ermannte sich rasch und trug Settchen auf seinen Schultern hinweg zu einer kleinen Vertiefung, von wo aus man nicht auf das Wasser sehen konnte. Dann rannte er zurück. Man hörte bald nachher einen schweren Gegenstand in's Wasser fallen, so daß die sämmtlichen Gänse ein großes Geschrei erhoben.

Im nächsten Augenblick befand er sich schon wieder neben Settchen, die noch immer ohnmächtig auf dem Grase lag. In seinem Gesichte zeigte sich kein Tröpfchen Blutes mehr; weiß wie der Kalk an der getünchten Wand stand er vor dem Mädchen, seine Pulse flogen, seine Glieder zitterten, sein Auge stierte nieder, als ob es plötzlich die Sehkraft verloren habe.

Settchen schlug nach langer Zeit die Augen auf und gewahrte Leopold. Sie sprang empor, stürzte sich an seinen Hals und rief: „Leopold, Leopold, da unten der Vater!"

Der Jäger sammelte sich, und mit klangloser Stimme sagte er: „Was ist dir Kind, warum zitterst du so?"

Wäre Settchen nicht so sehr von Entsetzen ergriffen gewesen, so würde sie bemerkt haben, daß er selbst kaum im Stande war, sich auf den Beinen zu halten, daß sein Gesicht mehr dem eines Todten, als eines Lebenden ähnlich sah und daß seine keuchende Brust nach Athem schnappte.

Aber sie bemerkte das Alles nicht, nicht einmal, daß Rock und Beinkleider naß waren. Auf Leopolds Frage gab sie heftig zur Antwort: „Er ist ermordet, ein Bösewicht hat ihm den Schädel eingeschlagen, sein Geld genommen und ihn dann in's Wasser geworfen."

Ungläubig schüttelte der Jäger den Kopf und sprach: „Du phantasirst, mein Kind; weil du immer an den Vater denkst, darum hat dir deine Einbildungskraft ein so schreckliches Bild vorgespiegelt. Ich war ja auch am Wasser, aber ich habe nichts gesehen."

„Doch, doch", antwortete sie heftig, „es ist so; du hast nicht darauf geachtet. Gehe noch einmal hinab, so wirst du ihn mit gespaltenem Haupte zwischen den Schlingpflanzen hängen sehen. Gehe, aber gehe allein, ich kann nicht mitgehen; ich kann dieses furchtbare Bild nicht sehen."

Leopold hatte sich wieder gefaßt; mit festem Schritte wandte er sich dem Orte zu, wo er vorher die Ohnmächtige gefunden hatte und spähte vorsichtig im Teiche umher. Als er sich jetzt kopfschüttelnd umwandte und Settchen zurief: „Du hast dich sicher getäuscht!", da hatte sein Gesicht wieder die frische, blühende Farbe, und die Schlaffheit seiner Glieder war verschwunden.

Das Mädchen wehrte ihn mit der Hand ab, als er sie an Ort und Stelle führen wollte, da er ihr aber immer wieder und wieder versicherte, daß sie sich getäuscht habe, so ließ sie sich endlich bereden.

„Schau", sagte er, „das Wasser ist klar und rein, nirgends läßt sich etwas blicken, was mit deinem Schreckbilde nur entfernte Aehnlichkeit hat."

Settchen zwang ihre Augen, auf den Wasserspiegel hinabzugleiten, wo sie in der That nichts sah, als ein leichtes Zittern, daß in fernen Kreisen langsam hinstarb. Aber für einen so geringfügigen Umstand hatte sie jetzt keine Beobachtungsgabe; sie bemerkte nicht einmal, daß der Stein verschwunden war, auf welchem sie gestanden hatte, als sie der Gans aus dem Geschlinge half.

Sie konnte es nicht fassen, daß sie sich getäuscht haben sollte. Mit der Hand über die Augen wischend, als ob sie

einen Flor entfernen wollte, beugte sie sich tiefer hinab. Jeden Augenblick däuchte ihr, müsse der Körper emporschießen und die geschwollenen Arme nach ihr ausstrecken.

Lange wartete sie, aber nichts wurde sichtbar, was der ausgestandenen Angst auch nur einen entfernten Grund gab. Da endlich glaubte sie selbst, daß nur die Einbildungskraft das Schreckphantom heraufbeschworen habe, und wurde ruhiger. Dennoch ging sie seit jenem Tage nicht mehr auf die Weide, ohne das furchtbare Gesicht zu sehen. An die Teiche wagte sie sich vollends gar nicht mehr.

Leopold reiste am folgenden Tage nach dem Elsaß ab. Bevor er ging, legte er eine Summe Geldes in ihre Hand und sprach: „Du sollst nun nicht länger hinter den Gänsen herlaufen; kündige noch heute deinen Dienst, kaufe ein, was du für nothwendig hältst und laß dir's wohl sein; ich werde mich sputen, daß ich bald wieder bei dir bin, denn lange kann ich's ohne dich doch nicht aushalten."

Settchen gab ihm noch eine Strecke Weges das Geleite, und ließ ihn dann unter heftigen Thränen von dannen ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann von Lehnin.

Ein Artikel der „Augsb. Postztg." sucht in ausführlicher Darlegung nachzuweisen, daß der 93. Vers der berühmten Weissagung des Hermann v. Lehnin: „Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit — Endlich führt der Letzte von diesem Stamme das Scepter" nicht, wie es bisher geschehen, auf den eben verstorbenen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, sondern auf den jetzt regierenden König Wilhelm I. zu beziehen sei; dieser nämlich sei der eilfte Stamm, unter dessen Herrschaft der 49. Vers: „Hoc et ad undenum durabit stemma venenum — Und wird dauern dieß Gift bis zum eilften Stamme hinabwärts" durch die Rückkehr der Protestanten zum Katholicismus und die Wiederherstellung der Klöster Lehnin und Chorin sich erfüllen werde. Denn der Ausdruck stemma bedeute ebensowohl etymologisch als auch im Sinne der Weissagung nicht etwa ein einzelnes Glied eines Stammes, als welches König Wilhelm nicht der 11., sondern der 13. in der Reihe der protestantischen Regenten Preußens wäre, sondern er bedeute eben „Stamm", und da unter den 13 Fürsten zwei (nämlich Friedrich II. und Friedrich Wilhelm IV.) gewesen, die keinen Stamm gebildet, keine Söhne als Nachfolger gehabt, so bilde eben König Wilhelm den eilften Stamm, da er einen Sohn habe. In dem mit König Wilhelm beginnenden Stamme, nicht gerade unter ihm selbst, soll nach der Weissagung das Reformationszeitalter abschließen.

Literarisches.

a--y. Eine der liebenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur sind die „Erzählungen von rosiger Farbe" von Antonio de Trueba, wovon die Rieger'sche Buchhandlung in Augsburg eben eine gute Uebersetzung in glänzender Ausstattung und zu wohlfeilem Preise herausgab. Der Verfasser weiht diese Erzählungen seiner Gattin „als das Ehrenhafteste, was je aus seiner Feder geflossen" und nennt sie Erzählungen von rosiger Farbe, weil sie den Gegensatz bilden zu jener Schaumünze pessimistischer Literatur, welche sich darin gefällt, die Welt als eine endlose Wüste darzustellen, worin nicht eine Blume gedeiht, und das Leben als eine ewige Nacht zu schildern, in der nicht Ein Stern leuchtet." Die Fabel, welche diesen fünf Erzählungen zu Grunde liegt, ist immer sehr einfach; der Verfasser hat keine reichen Zusammenstellungen studirt, keine verwickelten Conflicte ersonnen, keine große Neuheit in seine Entwürfe gebracht; christliche Ideen, wie sie sich jedem denkenden Menschen oft aufdrängen mögen, bilden die Grundlage seiner Erzählungen. Aber wie entfaltet sich diese einfache Handlung? Wie stellen sich jene Personen dar? wie malt er jene Gemälde aus? „Wollt ihr sehen, schreibt ein Freund des Autors, der die Erzählungen einführt, — wie die Sonne auf und niedergeht, wie das Feld sich mit dem Frühling bekleidet und wie es sich im Herbst entblößt, wie man Messe auf dem Lande hört, wie man in dem Hause des Landmannes arbeitet, wie man fühlt, wenn man eine Fiber zum Fühlen und wie man genießt, wenn man eine Seele zum Genießen hat, wie Mütter mit ihren Kindern sprechen, wie diejenigen denken, die nichts wissen und was die wissen, die nichts denken, wie die Burschen spielen, wie die Hausthiere sich verständlich machen, wie es in den Herzen des Volkes zuckt und aufwallt, wie es lacht und weint? Wollt ihr wissen, wie die öffentlichen Lustbarkeiten und Unfälle geschehen, wie man vom Guten zum Bösen und vom Bösen zum Guten übergeht, wie das Leben sich glücklich oder unglücklich gestaltet, je nach dem guten oder schlimmen Weg, den man einschlägt, um die Reise zu machen? Wollt ihr dieß Alles wissen, indem es mit der Erzählung in Zusammenhang tritt ohne Einförmigkeit in der Rede, lachend, ohne zu erröthen, weinend, ohne euch zu entsetzen, gesättigt vielmehr von einer gefälligen und harmonischen Atmosphäre, welche dem Körper Erholung und unfehlbare Ruhe der Seele verleiht? — So leset die Erzählungen von rosiger Farbe: hierin liegt die Originalität des Verfassers, hierin der große Zauber Trueba's.

Bilder aus Amerika*).

(Aus brieflichen Mittheilungen.)

I.

Buchhändler und Colporteure auf der Eisenbahn.

Neulich machte ich eine Reise nach Chicago. Sowohl von hier dahin als von dort hierher fuhr ein unternehmender Sortimentsbuchhändler mit. Kaum war der Zug auf der Eisenbahn im Gang, so ging er von Wagen zu Wagen, von Passagier zu Passagier, und vertheilte Anzeigen. Damit durch, begann er wieder von vorne die angezeigten Bücher zu offeriren und die Anzeigen einzusammeln. Eine halbe Stunde darauf kam der Mensch wieder mit einem Arm voll Zeitungen, und so ging es den ganzen Tag fort. Bis wir ankamen, hatte ihm wohl Jeder der Passagiere etwas abgekauft und die Fahrt am Ende sich recht gut bezahlt. Unterwegs stieg er an jeder Station aus, einen Arm voll der neuesten Zeitungen bei sich und stellte sich damit, so lange der Zug hielt, an der Wagenthür auf. Dort erwarteten ihn schon seine Kunden, und an manchen Stationen war der Andrang so stark, daß er kaum Abgabe und Bezahlung in gehörigen Einklang bringen konnte. Sie sehen, die Amerikaner sind ein praktisches Volk. Welche Literatur sie aber lieben, und welche auf diese Weise verbreitet wird, können Sie aus mitfolgender Anzeige sehen**). Unsere Romane von

*) Aus der Südd. Buchhändlerzeitung.

**) Zum ersten Male veröffentlicht! Mein eigener und wahrheitsgetreuer Bericht.

Schreckliche Abenteuer in den Wildnissen Pennsylvaniens,

oder

Erschütternde Erzählung von Adelaide Lane.

Eine junge englische Dame von Rang und Vermögen, welche nach Uebersiedlung ihrer Eltern nach Amerika, von ihres Vaters Hause in Harrisburg, Pa., durch den Rev. Paul Searl, einen Teufel in Menschengestalt, dessen infame Anträge sie unwillig zurückgewiesen, weggelockt und in einem Sarge zu der Höhle des weitberühmten Räubers Burdick im tiefsten Dunkel des Waldes gebracht wurde.

Nebst dem Leben des

Räuberhauptmann Burdick, für lange Zeit der Schrecken des westlichen Pennsylvanien;

und dem traurigen Schicksal der jungen und schönen

Mariella Davis, welche vor einiger Zeit so geheimnißvoll von ihrer Heimath in Williamsville, Penn., verschwand.

(Scheußlicher Holzschnitt.)

Leirdock, Spieß, Cramer u. A. sind klassische Produkte gegen diese in der rohesten Form abgefaßten Lasterberichte. Auf die Wahrheit kommt es nicht an; so bestanden z. B. die versprochenen Stahlstiche in nichts als zwei erbärmlichen Holzschnitten; wie Sie sie auf der Anzeige als Probe sehen. Der Mann handelte, wie Sie sehen, nicht nur mit englischen, sondern auch mit deutschen Büchern. Uebrigens werden Sie zugeben, daß sich auf diese Weise in kurzer Zeit leicht ganze Auflagen verkaufen lassen.

II.

Das baare Geld.

Es ist natürlich, daß die Geldnoth nördlich von uns, wie Sie in der untenstehenden Mittheilung eine sarkastische, aber wahre Schilderung davon finden, und die zunächst auch auf Wisconsin (Milwaukee) paßt, das die nächste Grenze zu Minnesota bildet, auch auf St. Louis ihren nachtheiligen Einfluß übt; alle Welt hofft, es wird gegen das Frühjahr besser werden, so hoffe ich denn auch mit. Gut wird es aber erst dann wieder im Westen von Nordamerika werden, wenn Sie einmal eine rechte Mißerndte in Europa bekommen, daß wir unser Welschkorn und Kartoffeln dahin ausführen können. Davon gibt es Vorrath, Gottlob, genug, aber nur kein Geld.

Ein in Minnesota lebender Advokat bekam kürzlich von einem östlichen Hause eine Rechnung zum Eincollectiren, und erstattete in Antwort darauf folgende Schilderung von der finanziellen Lage da draußen im Westen, die, wie wir denken sollten, den Gläubiger „vollständig zufrieden" stellen mußte:

„Sir! Sie setzen mich wirklich in Erstaunen, daß Sie in diesen Zeiten eine Rechnung zur Collecte hieher senden. Ebenso gut könnten Sie Ihr Netz in den See von Schwefel und Feuer auswerfen und erwarten, einen Sonnenfisch zu fangen, oder in den berühmten stygischen Sumpf, um eine gesprenkelte Forelle zu erhaschen, als zu versuchen, hier Geld zu collectiren! Geld! Ich habe noch eine schwache Erinnerung, welches gesehen zu haben, als ich noch ein kleiner Junge war. Ich glaube, es wurde mir damals von meinem Onkel gegeben, um mir Candy dafür zu kaufen. Ja, es ist schon so lange her, seit ich welches gesehen, daß ich fast vergessen habe, ob Gold aus Korn oder Senf oder Silber aus weißen Zwiebeln oder Fischschuppen gemacht wird. Ei, Sir, wir leben hier ohne Geld. Sie sind noch hinter der Zeit zurück — es ist eine Reliquie des Barbarismus vergangener Jahrhunderte! Wir leben vom Essen, Sir, das thun wir. Ei, Mann, das tausendjährige Reich kommt, das Jubiläumsjahr ist bereits da, und alle Schulden sind bezahlt! Das Wort „Geld" existirt nicht mehr in unserem Wörterbuch. In der letzten, für diesen Meridian revidirten Ausgabe von Webster ist es mit „Obsolete" (nicht mehr gebräuchlich) bezeichnet, „früher eine Münze, die einen gewissen Werth repräsentirte und als Medium im Handel gebraucht wurde." Einige kleine Exemplare davon kann man noch in der Sammlung unserer historischen Gesellschaft antreffen, woselbst sie als Merkwürdigkeiten neben dem Scelett des Mastodon, Noahs alten Stiefeln und Adams Apfel aufbewahrt werden."

„Ich bin im Begriffe, Dich sterben zu lassen und in diesen Sarg zu legen!" und indem er eine Thüre an meiner Seite öffnete, setzte er einen neuen, fleischfarbigen Sarg zu meinen Füßen nieder. Ueberwältigt von Schrecken, schloß ich meine Augen, um diesen schrecklichen Anblick zu vermeiden, und fand, daß ich sie nicht öffnen konnte

Da die meisten meiner Leser mit Bruchstücken aus meinem abenteuerlichen Leben durch die Zeitungen bekannt sind, so halte ich es für überflüssig, irgend etwas in Betreff der Wahrheit meiner Erzählung beizufügen, sondern verweise diejenigen, welche an der Aechtheit zweifeln, an Rev. Barrey Hillyard, Shattucksburg Pa., und an Dr. M. B. Gardner, Harrisburg. Pa.

Das Buch ist mit feinen Stahlstichen, ausdrücklich für dieses Werk angefertigt, geziert.

Preis 15 Cents.

Zu verkaufen bei dem Agenten, der in Bälde für dieses Circular vorsprechen wird.

Neuestes.

Pesth, 22. Febr. Die Justizconferenz verhandelte das Gutachten über das ungarische Civilgesetz. Zwei Separatgutachten, eins von Deak, wurden für Wiederherstellung ungarischer Erbgesetze eingereicht. Nach langer Debatte wurde durch Abstimmung die Frage: ob restitutio in integrum ungarischer Erbgesetze physisch möglich? mit schwacher Majorität verneint.

Turin, 21. Febr. Es wurden verschiedene Decrete erlassen: das eine sichert den Akatholiken gleiche bürgerliche und politische Rechte zu; durch andere werden die Ausnahmsgesetze, die Privilegien des Klerus und die Klöster für beide Geschlechter aufgehoben, desgleichen die Beneficien und Caplaneien an den Collegiatstiftern. Die geistlichen Güter werden eingezogen. (Telegramme d. Allg. Ztg.)

Konstantinopel, 16. Febr. Lavalette überreichte der Pforte eine nach dem Inhalt mit jener Gortschakoffs identische Note. Der Besuch des Admirals La Roncière hat sich, wie es heißt, auf die von der Kaiserin Eugenie beabsichtigte Pilgerfahrt nach Jerusalem bezogen.

„Pays" und „Patrie" theilen Privatdepeschen aus Rom mit, wonach der Gouverneur von Civitella del Tronto erklärte, daß er sich nur nach gänzlicher Erschöpfung aller Vertheidigungsmittel ergeben würde. — Die spanische Fregatte „Colomb" ist vor Civita-Vecchia angekommen, wo sie König Franz II. erwartet, welcher den 25. Rom verlassen und sich über Triest nach Bayern begeben wird.

* Vor Gaeta haben die Piemontesen seit Anfang der Belagerung nahezu 5000 Leichen der Erde übergeben; die an Krankheiten Verstorbenen natürlich miteingerechnet.

* In Turin dauert der Bincketaumel fort. Der preußische Gesandte wird seit dem bekannten preußischen Kammervotum besonders aufmerksam behandelt.

Frankreich. Paris, 20. Februar. Eugène Scribe, der berühmte Theaterdichter, wurde heute Nachmittag 2 Uhr in seinem Wagen von einem Schlagflusse betroffen. Er war augenblicklich todt.

Landshut, 22. Febr. 1861. Schrannenstand 5200 Schäffel, wovon 4465 Schffl. verkauft und 735 Schffl. eingesetzt wurden. Nach dem Mittelpreise jede Gattung gefallen; Waizen 18 fl. 40 kr., um 22 kr., Roggen 13 fl. 15 kr., um 14 kr., Gerste 11 fl. 12 kr., um 1 fl. 17 kr., Haber 7 fl., unverändert. — Umsatz-Summe 66,269 fl. 54 kr.

Aus Deggendorf wird der Don.-Ztg. berichtet, daß sich der Eisstoß am 19. vollständig und ohne Schaden zu verursachen, entfernt hat.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 23. Febr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4615	415	20	45	19	57	18	50	—	—	—	8
Korn . . .	1639	905	14	26	13	48	13	8	—	—	—	15
Gerste . .	6022	3143	13	13	12	43	12	31	—	—	—	31
Haber . . .	2622	288	7	17	6	34	6	13	—	—	—	14

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 9.** Den 4. März. Kasimir.

Die Gänsehüterin.

(Fortsetzung.)

III.

Settchen hatte Anfangs vorgehabt, ihr Dienstverhältniß nicht aufzugeben, sondern ruhig auszuharren, bis ihr Bräutigam zurückkehre; als sie aber wieder auf die Weide kam, erfaßte sie eine so namenlose Angst, daß sie es für die ganze Welt nicht länger hätte aushalten können. Es wurde ihr dunkel vor den Augen, eine Schaar von Leichen entstieg dem Wasser und eilte schwebend, wallend auf sie zu. Da ergriff sie die Flucht und hielt nicht eher an, bis sie ihr Kämmerchen erreicht hatte, wo sie sich einschloß und im Gebete Ruhe und Stärkung suchte.

Der Bürgermeister war überrascht, als sie erklärte, daß sie um keinen Preis mehr die Gänse austreiben würde. Er drang in sie, ihm die Ursache dieser plötzlichen Anwandlung mitzutheilen, aber sie weigerte sich standhaft, denn sie wollte nicht für eine Schwärmerin und Geisterseherin gelten.

Als der Mann nichts aus ihr herausbringen konnte, entließ er sie. Das Mädchen war ja unglücklich und elend, warum sollte man ihr eine Laune nicht verzeihen?

Zu Hause angelangt, kam die alte Magdalena zu ihr, die lange Jahre im Hause des Vaters als Magd gedient hatte und noch immer recht lebhaften Antheil an dem Mädchen nahm, das immer so gut gegen sie gewesen war.

„Settchen", hob sie an, „im Dorfe spricht man davon, du würdest den Jäger Leopold heirathen. Ist dem so oder lügen die Leute?"

„Magdalena", antwortete Settchen, „die Leute wissen, daß ich dem Leopold längst gut gewesen bin; es kann sie also gar nicht überraschen, wenn ich einem Manne zum Altare folge, der mir im Elende treu bleibt und mir zu einer Zeit die Hand reicht, wo ich zu arm bin, um auch nur trockenes Brod im Ueberflusse zu haben."

„Und doch", sprach die Magd, „schütteln die Leute die Köpfe dazu und meinen, du solltest das nicht thuen."

„Warum nicht", fragte Settchen, und sah dabei Magdalena mit einem zürnenden Blicke an.

„Sei nur nicht böse, mein Kind; sie meinen, mit dem Leopold könntest du nimmer glücklich werden, denn er sei nicht aufrichtig, sondern tückisch und hinterlistig."

„Wer weiß etwas Böses von ihm?" fragte Settchen heftig.

„Böses, geradezu Böses kann man ihm freilich nicht nachsagen; es liegt mehr in seinem Charakter, als in seinem Thuen. Niemand kann ihn eigentlich so recht leiden, und — und — nun, es muß doch heraus: Ich selbst traue ihm auch nicht. Er hat einen Schlangenblick, der bis in das innerste Mark dringt und wie ein Messer schneidet. Du weißt, dein Vater, Gott habe ihn selig, mochte ihn auch nicht, und er war dir doch wahrhaftig so gut, wie einer."

„Weißt du etwas von ihm, so sag's", gab Settchen zur Antwort; „ist das aber nicht der Fall, so sprich auch keine Verdächtigungen aus!"

Magdalena sah wohl, daß ihr der Leopold zu tief im Herzen saß und daß ihn da so leicht Niemand heraussprechen werde. Sie machte zwar noch allerlei Versuche, tastete bald hier, bald da herum, ohne etwas auszurichten. Deßhalb nahm sie denn auch bald Abschied, indem sie mit weinenden Augen sprach: „Wenn du ihn denn mit Gewalt nehmen willst und mußt, so sei es in Gottes Namen; an meinem Segen und Gebet soll's dir wahrlich niemals fehlen."

Magdalena war fort und Settchen befand sich wieder allein. Die Worte der alten Magd hatten einen tieferen Eindruck auf sie gemacht, als sie sich gestehen wollte. Sie fiel daher in ein längeres Sinnen. Das war wahr, der Vater hatte ihn nie leiden mögen und ungefähr dasselbe Urtheil über ihn ausgesprochen, wie Magdalena; auch gab es im Dorfe Manche, die ihm schen aus dem Wege gingen und hinterher allerlei Lästerreden über ihn führten. Aber, wie sehr sie sich auch mühte, einen vernünftigen Grund hiefür aufzufinden, so wollte ihr das doch nicht gelingen. In ihren Augen war Leopold nicht allein ein schöner, stattlicher Mann, sondern auch frei von jeder Makel. Daß man so nachtheilig von ihm sprach und doch keine Thatsachen aufbringen konnte, war am Ende, so meinte sie, nur ein Beweis von Neid und Mißgunst.

Je stärker sich ihr die letztere Ueberzeugung aufdrängte, desto mehr kam ihr Leopold wie ein armer mißhandelter, ohne Grund verleumdeter Mensch vor, der ihrer Liebe und Achtung um so mehr bedürfe, weil Andere sie ihm versagten.

Sie hatte die Zeit ausgerechnet, wenn er wieder zurück sein müsse und wartete mit Schmerzen auf diesen Tag. Mehrere Male ging sie während dessen zur Stadt und machte nach Leopold's Anweisung verschiedene Einkäufe. Den Abend vor seiner Ankunft brachte sie alle diese Gegenstände auf das Schloß, damit er gleich bei seinem Eintritt überrascht werden sollte.

Der Verwalter übergab ihr den Schlüssel zu seinen Zimmern. Hier sah es wirklich recht junggesellenmäßig aus; nicht allein alle und jegliche Ordnung fehlte, sondern der Staub lag auch fingersdick auf Möbeln, umherliegenden Kleidungsstücken und am Fußboden.

Mit der innigen Freude, womit eine Frau überall Sauberkeit und Ordnung herzustellen bemüht ist, machte sie sich an die Arbeit, damit der Bräutigam bei seiner Rückkehr die Räume wohnlich und angenehm finde.

Es war nicht genug damit, nur obenhin einmal mit dem Staubbesen den Fußboden abzufegen; nein, es sollte eine gründliche Reinigung werden, wie sie so nahe vor der Hochzeit Noth that. Kisten und Kasten, welche offen standen, oder doch leicht geöffnet werden konnten, wurden ihres sämmtlichen Inhaltes entledigt, das unterste bis zu oberst gekehrt und dann in allen Fugen und Ecken mit Seife und heißem Wasser gerieben und gewaschen. In der Schublade einer Commode fand sie alle die kleinen Geschenke, welche sie ihm früher gegeben hatte. Es waren zwar nur Kleinigkeiten, wie Bildchen, vertrocknete Blumensträußchen und dergleichen Dinge, die nur einen Werth für den Empfänger haben. Für Settchen war das ein rechter Schmaus; sie nahm eines nach dem andern, betrachtete es, erinnerte sich der Umstände, unter denen sie es gegeben hatte und schwelgte noch einmal jene glückliche, vom Zauber der ersten Liebe verschönten Tage durch.

„Ihr seid die ersten Zeugen", sagte sie mit einem vor Wonne bebendem Herzen, „daß er mich wirklich und aufrichtig

liebt. Wer hebt so werthlose Dinge auf, wenn sie nicht etwas besonderes Liebes und Angenehmes für ihn haben?" Und unter ihren Freudenthränen fingen die dürren Blättchen wieder zu glänzen an, als ob sie erst so eben gepflückt seien.

In einer Schublade rasselte es von schweren Geldstücken, aber sie war sorgfältig geschlossen. Settchen wandelte die Lust an, einmal zu wissen, wie groß der Schatz sei, den er sich allmählig von seinem Gehalte zurückgelegt hatte; doch widerstand das Schloß. Sünde wäre es in ihrem Verhältnisse zu dem Jäger nicht gewesen, die Schublade zu erbrechen und so ihre Neugierde zu befriedigen; aber das fiel ihr im Traume nicht ein. Lieber wollte sie geduldig warten bis Leopold kam, sein Erbtheil zu dem Schatze legte und sagte: „Sieh, Settchen, das ist unser Vermögen, groß genug für den Kiershof und auch noch etwas mehr."

Während sie so dachte, klingelte etwas auf den Boden nieder. Sie bückte sich, um es aufzuheben: es war Gold, gelbes Gold, ein bergischer Ducaten. Aber kein gewöhnlicher Ducaten war es, sondern ein gehenkelter, wie die Mädchen deren an einer Schnur um den Hals zu tragen pflegten.

So hatte sie auch früher einmal einen gehabt, aber der Vater hatte ihr denselben gegen ein hübsches Kreuz vertauscht. Ungern war sie damals davon geschieden, und der Vater hatte im Scherze gesagt: „Wann du einmal heirathest, dann sollst du ihn wieder haben."

„Der meinige sah fast so aus, wie dieser", sprach sie vor sich hin. „Aber was ist denn das? das ist ja derselbe, ich kenne ihn genau an dem Henkel, wo er auf beiden Seiten eingefeilt war. Ja, ja, das ist mein Henkeldukaten! Er ist's! Aber wie mag der nur hierher kommen?"

Sie setzte sich nieder und sann nach. Tausenderlei Vermuthungen gingen ihr durch den Kopf, wovon aber keine einzige so recht stichhaltig war. Eines aber schien nicht allein am wahrscheinlichsten, sondern schmeichelte auch ihrem Herzen am meisten: „Wahrscheinlich hatte Leopold diesen Ducaten früher an ihrem Halse gesehen und sich später alle Mühe gegeben, denselben von ihrem Vater gegen gangbares Geld einzuhandeln. Keiner von beiden hatte ihr zwar je etwas davon gesagt, aber wer konnte wissen, wie das gekommen war." Lächelnd steckte sie das Geldstück ein und gedachte Leopold damit zu necken, wenn er zurückkehre."

Munter fuhr sie in ihrer Beschäftigung fort, hatte aber hier und dort doch einen kleinen Aerger über die Nachlässigkeit des Bräutigams, womit er gute Sachen verwahrlosete und umkommen ließ. Am meisten ereiferte sie sich über einen noch fast neuen Jagdrock, welcher, zu einem Klumpen zusammengeballt, hinter den Kleiderkasten gesteckt war, über und über mit Schmutz und Flecken bedeckt, und mitten auf der Brust war gar ein Fetzen Tuch herausgerissen.

Das war doch zu toll; sie erinnerte sich sehr genau, daß er diesen Rock an jenem Regentage getragen hatte, an welchem er mit ihr und mit dem Vater über den Rhein gefahren war; seitdem hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Also lag er am Ende wohl schon seit jenem Tage so vernachläßigt da.

„Es ist eine Schande", sagte sie; „ich muß ihn reinigen und später auch flicken, denn er ist so gut, wie nagelneu." Mit emsigen Händen rieb sie den Koth ab und fegte ihn mit der Bürste; aber die braunrothen Flecken wollten nicht weichen, wie sehr sie sich auch Mühe gab.

„Ich werde ihn später waschen", sprach sie, „und dann geht er noch lange mit."

Mit der sinkenden Sonne war das Geschäft beendigt; sie brachte dem Verwalter den Schlüssel zurück und wanderte durch den Wald nach Hause. Morgen wird er kommen, sagte sie, morgen, und dann ist bald Hochzeit! (Forts. folgt.)

Ernst Meyer.*)

Hannover, im Febr. Der Meister im Genrebild, Ernst Meyer, welcher eben in seine letzte Ruhestätte unter dem lachenden Himmel Roms gelegt ist, hat deutsche Kunst an fremden Stoffen so sehr zu Ehren gebracht, daß Sie ohne Zweifel beim Ausgang seines Lebens gern an seinen Namen erinnern werden. Mehr als eine Jugend hat die Stiche nach Meyer's Bildern unter die liebsten Schätze ihres Albums aufgenommen, ohne nach dem Schöpfer zu fragen, der seit langen Jahren unter den Landsleuten in Rom zu den hervorragenden zählte, in der deutschen Heimath aber viel weniger seinem Namen als seinen Werken nach bekannt war. Tausende besitzen oder bewundern den „Oeffentlichen Schreiber", ohne zu wissen oder daran zu denken, daß Ernst Meyer von Altona ihn „mit des Herzens Geist und Empfindung" aus dem römischen Leben gegriffen hat. Das Bild stellt einen jener Volksdiener vor, die in allen italienischen Städten, je tiefer nach dem Süden hin desto zahlreicher, mitten auf offenem Markte oder reihenweis an den Außensäulen der Bogengänge sitzen, Tisch, Papier und Schreibzeug vor sich und von früh bis spät bereit, dem Volke mit Dem beizustehen, was die väterlichen Regierungen Italiens ihm vorsorglich versagt haben — mit Lesen und Schreiben! Mög' es Viktor Emanuel, wenn er je König vom Monte Rosa bis herab zum Kap Passaro wird, besser meinen! An die Tische dieser Schreiber geht, was immer einen Wunsch oder eine Klage auf dem Herzen hat, was eine empfangene Zuschrift weder zu lesen noch zu beantworten weiß, was um ein Stück Brod oder um ein zärtliches Stelldichein bitten will. Eine, die auf den Abend an den heimlichen Liebesort gerufen wird, malt Ernst Meyer's Bild. Da sitzt der alte dürre Held von der Feder, und neben ihm steht das reizende, frischwangige Kind und flüstert ihm halb verschämt, halb schalkhaft in die Ohren, was der Alte ihrem Liebsten schreiben soll. Ein Bild von entzückender Wahrheit des Ausdruckes, wie es der lebendige Tartarugaplatz in Rom nicht lebendiger vor Augen bringt. Und so nahm unser Landsmann alle seine Stoffe aus dem Straßenleben der wälschen Städte, und wenn es je ein Zeugniß für die Universalität des deutschen Künstlergeistes gegeben hat, so hat Meyer es in seinen Schöpfungen aus fremden Sitten und Arten niedergelegt. Kein fremdländischer Maler würde jemals im Stande sein, so tief in den Geist deutschen Lebens einzudringen. Ich sah Meyer zuletzt vor nicht ganz vier Jahren in Rom. Jeden Morgen schlenderte er durch die menschenreichsten Straßen, ein stiller Lauscher auf das wechselvolle tummelnde Leben um ihn her. Als ich ihm eines Tages kurz vor der Vatikansstunde, ich meine vor der, wo die Galerien des gewaltigen Kunstpalastes der immer zudrängenden Menge geöffnet sind, auf der Piazza Navona, dem verkehrreichen Marktplatz, begegnete und ihn fragte, ob wir Einen Weg gingen, antwortete er mir, auf das wichtigste Gewühl weisend: Dieß ist mein Vatikan. Von den Märkten holte sich Meyer seine Stoffe. Dann ging er, um das Erlebte aufzuzeichnen, in die heilige Kreuzstraße, wo er im Erdgeschoß ein Paar Räume bewohnte, groß, hoch und ziemlich düster. Ein breiter, altfränkischer Lehnsessel vor dem Kamin, ein Paar Stühle für die Besucher und ein kleiner Tisch mit unscheinbaren Farbennäpfchen waren das ganze Möbelwerk. Mappen in Menge standen umher. Auf dem Gesims des Kamines lag etwas deutsche Literatur. Dazwischen immer die schönsten von Rom's immer frischen Blumen, womit bewundernde Freundinnen seiner Kunst den blumenliebenden Meister beständig versorgten. Meyer hatte schon vor Jahren eine Lähmung der rechten Seite erlitten. Er war nicht mehr völlig Herr seines rechten Armes. Und wär' er auch ganz ohne den Arm immer Ernst Meyer geblieben oder ohne ihn geboren, es geworden, so war es doch ein Glück, daß er noch so viel Kraft behielt, den Pinselstab zwischen den dritten

---

*) Aus dem Correspondenten v. u. f. Deutschld.

und vierten Finger zu klemmen. Denn den tiefsinnigen Einfall Lessing's in Ehren — ohne die Trümmer von Meyer's Arm hätten wir doch viele seiner köstlichsten Bilder nicht. Jener Nothbehelf, unter dem seine farbenkräftigen Aquarelle fertig wurden, zwang ihn auch, bei seinen selteneren Oelbildern der Staffelei zu entsagen, denn er bedurfte des stützenden Tisches und der Hilfe der linken Hand, um den rechten Arm zu regieren. Wer trotzdem diesen breiten und markigen Pinsel auf seinen Bildern bewundert, Der ahnt nicht, wie gebrechlich die Hand war, die ihn lenkte; und wem der unvergleichliche Humor in seinen Erfindungen das Herz erfreut, Der kann nicht denken, in welcher kranken Hülle der Geist wohnte, der solche Funken warf. Ernst Meyer war ein Mann von vielseitigen Kenntnissen und reichgebildetem Verstande. Er nahm noch immer den regsten Antheil an dem geistigen, besonders dem dichterischen Wirken der Heimath, obwohl er ihr als Wohnort längst entsagt hatte. Der mildere Himmel Italiens war seinem siechen Körper zum Bedürfniß geworden. Als ich ihn fragte, ob ich gar keine Aussicht hätte, ihn dauernd in Deutschland wiederzusehen, sagte er: „Ach, es ist mir auch hier noch zu kalt; wie wollen Sie, daß ich mich an der Elbe aufrecht halte!" Meyer's Jugend war nicht ohne Entbehrungen gewesen. Es hatte ihm Mühe gekostet, sich unter den zahlreichen Auswanderern des deutschen Künstlervolks Geltung zu verschaffen. In späteren Jahren waren seine Arbeiten so gesucht, daß er unter dem Druck körperlicher Leiden kaum den Forderungen nachkommen konnte, welche die Begierde nach seinen Bildern an ihn stellte. „So geht es, sagte er einmal: als ich Genuß vom Lohn meiner Arbeit hätte haben können, gebrach es mir daran; nun ich ihn entbehren könnte, strömt er mir zu." Bis zum 64. Jahr hat Mayer sein krankes Leben gefristet. Die Photographie hat uns heute den Vortheil verschafft, das Urbild bis in seine feinsten Züge treu vervielfältigen zu können. Die Maler sind so glücklich, daß sie die Sünden der Kupferstecher oder Steinzeichner nicht mehr auf sich zu nehmen brauchen. Es wäre sicher ein lohnendes Unternehmen für Kunstverleger, auch andere als die berühmtesten von Meyer's Bildern jetzt den Kunstfreunden zugänglich zu machen. Sie zählen fast ohne Ausnahme zu dem Besten, was im Genrebild geschaffen ist.

Bilder aus Amerika.

(Aus brieflichen Mittheilungen.)

III.

Zur Physiognomik des Publikums.

Wenn ich Ihnen das letzte Mal schrieb, daß besonders die geld- und verdienstlosen Zeiten, die Mißerndte vom vorigen Jahr, die große Concurrenz meinem Aufkommen hier hindernd im Wege ständen, so muß ich dieß heute auch noch auf andere Verhältnisse ausdehnen. Da sind vor Allem die sehr theuren Hausmiethen. Deßhalb hier so hoch, weil die Einwanderung immer stärker war, als die vorhandenen Wohnungen. Die Hauseigenthümer konnten fordern, wie viel sie wollten, die Leute mußten es bezahlen und froh sein, daß sie nur ein Obdach hatten. Große Familien mit 9 und 10 Kindern, einerlei ob gebildet oder ungebildet, mußten Gott danken, daß sie nur ein einzelnes Zimmer bekommen konnten. Was anfänglich die Noth erzwang, wurde später zur Gewohnheit und Lebensregel, und die Folge davon, daß der Mann vom Professor bis zum Arbeiter herab mehr in den Bier- und Weinhäusern zu finden ist, als zu Hause, und Weiber und Kinder mehr im Hof und auf der Straße, als unter ihrem Dach. Bei solchen Verhältnissen hört Lesen und Studiren auf. Verschieden vor andern Städten der Union sind hier in St. Louis auch Sonntags von Morgen bis Abend alle Kneipen, Tanzsalons rc. dem Suchenden geöffnet. Karl Heinzen in Boston schrieb kürzlich in seinem „Pionier", die Deutschen in Amerika könnten keine Bücher kaufen, sie hätten nicht genug Geld zu Bier und Tabak. Hier kommen noch die Sonntagsvergnügungen dazu, da bleibt natürlich für den Buchhändler gar nichts übrig. Manche meiner Collegen, welche selbst an großem Durst leiden, laufen den Herren in die Bier- und Wirthshäuser nach und suchen Subscribenten. Es sollen auf diese Weise zuweilen glänzende Resultate erzielt werden: so soll eine einzige hiesige Buchhandlung 500 Ex. Humboldt's Brief- (Nachdruck) auf diese Weise untergebracht haben; eine andere hat von „Ruppins, Vermächtniß des Peddlars" (Berlin Franz Duncker) mehrere tausend Exemplare importirt und so zu verbreiten gesucht, was aber nicht gleich gut gelungen sein soll. Wer dieß thun will, muß eine dauerhafte Gesundheit haben, viel trinken und noch mehr traktiren können. Wer das thut, das ist der Mann, der lebt und leben läßt, der den Leuten auch wieder etwas zu verdienen gibt, den man unterstützen muß. Ob der Mann aber mehr vertrinkt als verdient, ob er bezahlt oder zu Grunde geht; das ist seine Sache. Ich kann das nicht thun. Es ist mir deßhalb schon vielfach prophezeit worden: ich würde hier nie populär werden und nie als deutscher Buchhändler aufkommen. Was ich seit meiner Rückkehr aus Europa von deutschen Büchern absetzte, war allerdings meist an meine alten auswärtigen Kunden von......... her und reichte kaum hin, um nur die Ladenmiethe zu bezahlen; doch ich wohne in der Hauptstraße der Stadt, es gehen täglich mehrere tausend Menschen an meinem Schaufenster vorüber, der vierte Theil wenigstens betrachtet die ausgehängten Bilder und sieht dabei, was ich sonst führe, da will ich denn doch abwarten, ob sich unter den 60,000 hier lebenden Deutschen nicht noch so viel finden, welche mir Kundschaft und Vertrauen schenken, daß ich leben kann, ohne daß ich sie beim Bierglas aufsuche. Das Spätjahr soll alle Wunden heilen. Die Ernte war gut, die Einwanderung nimmt wieder zu: glückliche Vorboten einer bessern Zeit.

Meine Hoffnung auf die Anzeigen in öffentlichen Blättern ist hier auch gänzlich mißlungen. Es sind die Inserate hier vierfach so theuer, als in meinem frühern Wohnplatz, was aber viel schlimmer ist, sie finden weit weniger Beachtung. Wir haben in St. Louis drei täglich erscheinende Zeitungen, den „Anzeiger des Westens", die „Westliche Post" und die „Tageschronik", jede derselben hat gegen 10,000 Auflage, das Wochenblatt mitgerechnet. In allen ließ ich bereits inseriren, allein mit so wenig Erfolg, daß z. B. auf die einen vollen Monat lang jeden Tag angekündigten Bücher auch nicht eine, sage nicht eine einzige Bestellung einging.

IV.

Der deutsche Buchhandel.

Im deutschen Buchhandel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist noch Alles, wie ich Ihnen früher geschildert hatte, und eher schlechter als besser geworden. Die länger bestehenden Geschäfte schleppen sich mühsam hin, die wenigen neuern, wie Sie es an mir sehen, kämpfen einen Kampf auf Tod und Leben, und erst die Zukunft wird die Entscheidung lehren. So gern wie ich es möchte, kann ich Ihnen daher nichts Neues für Ihre Zeitung schreiben. Die Fragen: wie der Eine oder Andere den preußischen Thaler in amerikanischem Geld berechnet? welche Weise des Bezugs die billigste und beste ist? ob direkter Verkehr oder Bezug von New-York? u. s. w., können unmöglich Interesse für Ihre Leser haben. Eine Organisation findet hier nicht statt. Jeder ist daher vollkommen frei, ob er seine Bücher theuer oder wohlfeil, zum Ladenpreis oder unter demselben verkaufen will, direkt oder aus zweiter Hand beziehen u. s. w. Unsere Nachdrucker, wie ich es Ihnen vorher verkündigte, schweigen alle. Die glücklichen Erfolge, welche Brockhaus mit „Humboldt's Briefen" in Deutschland erzielte, verfehlten zwar den Reiz auf diese Herren nicht, und so erschienen in New-York zwei Ausgaben, die eine von Hauser, die andere von Friedr. Gerhard, glücklicherweise zwei, damit ja

keiner etwas dabei verdiente, und damit ist es nun aus, ich glaube für lange Zeit.

Wir haben jetzt eine Präsidentenwahl vor der Thür, die, wie man sagt, ebenfalls viel zur schlechten Zeit beitragen soll. Da gibt es Volksversammlungen auf Volksversammlungen, alle Abende Fackelzug mit Musik, Transparenten und Humbug jeder Art. Jede Partei sucht darin die andere zu überbieten. Man glaubt, daß dießmal die Republikaner siegen werden und daß dann der Zoll auf alle ausländischen Waaren bedeutend erhöht wird. Wenn dabei auch die deutschen Bücher sind, dann sei uns Gott gnädig. Die Nachdrucker sind auch Bürger, meist auch Zeitungsherausgeber, also auch zu Schutz berechtigt, wie jedes andere industrielle Unternehmen. Wo der Nachdruck zu Recht besteht, wird ihn auch stets die Obrigkeit schützen müssen. —

„Civilisations"-Philosophie.

„Beten und fasten und einfach speisen und ohne des Hofes
 Prunk regiren — Das ziemt keinem Regenten des Volks.
Deßhalb darf auch der Papst nicht länger die Römer beherrschen,
 Weil er ein Beispiel gibt, welches uns Andre beschämt.
Nicht in der todten und geistlichen Hand soll ruhen ein Land noch:
 Lebende Händchen genug, weltliche, strecken sich aus."

Eremita Jeuchovensis.

München, 1. März. Die Prinzessin Alexandra ist an den Rötheln erkrankt; regelmäßiger Verlauf.

München, 1. März. Der Kaiser von Oesterreich hat abermals zum Ausbau der Kaiserhalle im Speyerer Dom eine Zahlung von über **4000** Gulden machen lassen.

Pesth, 1. März. Am Freitag beschloß die Stadtversammlung, auf die Bürgerbeschwerde wegen der Verhaftung von Wählern aus Mißverständniß durch eine Polizeipatrouille, eine Adresse an den Kaiser und eine Deputation an den Tavernicus, um Entfernung der kaiserlichen Polizei zu senden, eine Repräsentation soll an die Hofkanzlei, um Rückgabe des Ludoviceums und Entfernung des Militärspitals daraus eingereicht werden. Sie wies eine Commission an Landtagslocale in Pesth herzurichten. Die Justizconferenz stimmt gegen den Comitéantrag für Wiederherstellung der Districtualtafeln.

Neapel, 28. Febr. Gegen Civitella del Tronto wurde das Feuer eröffnet. Dem Erzbischof-Cardinal Sforza wurden von bezahltem Gesindel wiederholt die Fenster eingeworfen.

Rom, 28. Febr. Franz II. und Königin Marie werden vor Ostern Rom nicht verlassen.

Turin, 1. März. Die in Messina verhafteten und hieher gebrachten drei französischen Offiziere mußten, auf erhaltenen Befehl aus Frankreich, freigelassen werden. (Telegramme d. Allg. Ztg.)

Der Münchener Volksbote wünscht den Oesterreichern zur Lösung der schweren und bedeutungsvollen Verfassungsaufgabe aufrichtig nur Glück und spricht die Erwartung aus, daß auf dem Boden dieser Grundgesetze und mittelst einer besonnenen Entwickelung des Gegebenen Oesterreichs Wohlfahrt neu und kräftig erblühen werde.

Aus Oberbayern, Ende Februar. In der ersten Woche dieses Monats forderte der Wagingersee abermals ein Opfer. Die beiden 11jährigen Söhne des Granwitter- und Stömaier-Bauern von Wolkersdorf ergötzten sich mit Beinschlittenfahren auf dem See, als ersterer durchbrach und dann von seinem Kameraden gerettet werden wollte. Dieser verunglückte aber selbst bei dem Rettungsversuche, indem er kopfüber in den See stürzte und ertrank. Der erste der Verunglückten wurde auf seinen Hilferuf vom Dorfe aus gerettet. (Isarztg.)

Augsburg, 28. Febr. (Oeffentliche Sitzung des Polizei-Senats am 27. Februar 1861.) Die Untersuchung bezüglich der Verhöhnung eines katholischen Geistlichen, während derselbe sich im Amte befand, hat zu keinem Resultat geführt, weshalb sie eingestellt wird. (Man hat die Betreffenden nicht ausfindig machen können.)

* Von Lindau wird berichtet, daß nun auch in Bayern für die aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrenden neapolitanischen Fremdsoldaten unentgeltliche Beförderung auf den Staatsbahnen angeordnet ist. Viele dieser Soldaten haben sich unterwegs für die französische Fremdenlegion anwerben lassen.

Oesterreich. Aus dem Montafonthale in Tirol, 24. Febr. Dieser Tage erhielt ein tapferer Montafoner, Johann Gantner von Schruns, die Lebensrettungs-Taglie von 25 fl., welche ihm die k. k. Behörde für die Rettung eines Dienstknechtes aus den Hörnern eines wilden Stieres zuerkannte. Dieser Dienstknecht, Namens Joseph Bertold, führte nämlich einen Stier, welcher bisher solid und gutmüthig sich zeigte, an der Kette zum Brunnen. Nachdem aber der Durstige sich satt getrunken, packte ihn der Muthwillige, der bald in eine völlige Raserei überging. Der Knecht suchte das wüthende Thier an der Kette festzuhalten, allein bald hatte ihn der Stier auf den Boden hingestreckt, stieß ihn hin und her, hob ihn mit den Hörnern in die Höhe und schleuderte ihn vor sich hin, um ihn mit einem neuen Ansprunge wieder zu packen. So zerrte er den Unglücklichen, dem bereits die Kleider vom Leibe gerissen waren, lange Zeit herum, so daß er mit Wunden bedeckt und aller seiner Kräfte beraubt der Wuth des Thieres hätte vollends zum Opfer fallen müssen, wäre nicht noch zur rechten Zeit der erwähnte Joh. Gantner dazu gekommen. Dieser, zwar nur mit einem Stocke bewaffnet, stürzte sich muthig auf das wilde Thier, das alsbald auch den Kampf mit ihm aufnahm. Auch aber Gantner wäre verloren gewesen, hätte er sich nicht auf den nahen Düngerhaufen geflüchtet, von wo aus er den Kampf mit dem Stier fortsetzte, und diesen durch einige demselben glücklich auf die Augen beigebrachte Schläge zur Flucht bewog, wodurch der arg zugerichtete Bertold und sein Lebensretter vor weiteren Angriffen sich sicher stellen konnten. (B.- u. Sch.-Ztg.)

Italien. Der aus dem badischen Aufstand bekannte Freischaarenführer J. Ph. Becker, ursprünglich ein gelernter Bürstenbinder aus Frankenthal, hat einen lithographirten Aufruf „an die Deutschen" gerichtet, woraus zu entnehmen ist, daß in Italien eine „Deutsche Legion" zum Kampfe gegen Oesterreich gebildet und Garibaldi zur Verfügung gestellt werden soll.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 2. März 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4441	1174	21	16	20	5	19	13	—	8	—	—
Korn . . .	1301	1402	14	45	13	51	13	—	—	3	—	—
Gerste . .	6657	1476	13	4	12	43	12	35	—	—	—	—
Haber . . .	2086	347	7	16	6	33	6	9	—	1	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. W. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 10. Den 11. März. Rosina.

Die Gänsehüterin.

(Fortsetzung.)

III.

Ehe sie noch den Auszang des Waldes erreicht hatte, trat der Ersehnte daher. „Du bist schon da?“ rief sie ihm entgegen: „ich erwartete dich erst morgen.“

„Ich hoffe“, antwortete Leopold lachend, „daß ich dir nicht zu frühe komme.“

„Beinahe doch“, gab sie zur Antwort; „ich war auf dem Schlosse und habe deine Zimmer unter dem Scheuerbesen gehabt.“

„Meine Zimmer?“ fragte er und wechselte dabei die Farbe; „wozu das, sie waren so hübsch rein, wie es ein Junggeselle nur immer verlangen kann. Ich werde wahrhaftig in den nassen Räumen den Schnupfen bekommen!“

„Dann ist das das erste Unglück, welches ich dir auf den Hals ziehe“, antwortete sie schäkernd; „die andern folgen später. Aber ich habe da hübsche Geheimnisse entdeckt, rath einmal was?“

Leopold starrte sie ängstlich an; er wußte nicht, was er von der Rede halten sollte.

Eine Secunde lang weidete sie sich an seiner Verlegenheit, dann aber sprach sie lächelnd: „All die Sträußchen, Bildchen und sonstigen Kleinigkeiten, die dir ein gewisses Mädchen geschenkt hat, sind entdeckt worden.“

Leopold athmete bei diesen Worten wieder auf. „Ah, diese Andenken“, sagte er, „sprechen sie nicht laut genug für meine Liebe?“

„Aber, du Schelm“, fuhr sie fort, indem sie den Henkelducaten in die Höhe hielt, „wie kommst du an das?“

„Laß sehen“, sprach er und griff hastig darnach. Mit dem ersten Griff wußte er, was es war. „Ich — ich“ — stotterte er.

„Ich — ich“ — ergänzte Settchen spottend, „ich habe ihn dem Franz Kuller abgelockt und nur lumpiges Silber dafür gegeben.“

„So ist es“, entgegnete Leopold erleichtert; „aber es ist mehr als ein Jahr her, daß ich ihm den Ducaten abkaufte. Gib ihn her, ich muß ihn zu den andern Andenken legen; später sollst du ihn für immer behalten.“

Settchen überreichte dem Geliebten den Henkelducaten und erkundigte sich nach seiner Reise. „Ist sie gut abgelaufen, und hast du das Geld schön gleich mitgebracht?“

„Versteht sich“, antwortete er; „ich trag es all in einem Gurt um den Leib.“

„Laß einmal sehen“ sagte sie; „ich habe in meinem Leben nicht so viel Geld auf einem Haufen beieinander gesehen, denn der Vater hielt sein Geld immer im Gürtel, als er unser Anwesen verkauft hatte.“

„Im Walde und zur Abendzeit“, gab er zur Antwort, „darf man seine Reichthümer nicht zeigen, es könnte den Einen oder den Anderen zu einem Todtschlage reizen.“

Das Wort schien auf den Sprechenden selbst einen unangenehmen Eindruck zu machen, denn er zuckte zusammen. Daß er auch die Farbe änderte, konnte man bei der Dunkelheit nicht sehen.

„Geh' nach Hause“, sagte er rasch; morgen komme ich zu dir und dann wollen wir alles besprechen.“ Ohne Händedruck, ohne Gruß und Kuß eilte er weg und ließ die etwas schmollende Braut den Weg allein machen.

Settchen schaute ihm verwundert nach, ohne sich darum aber weitere Gedanken zu machen. „Er hat den Kopf voll von der Hochzeit“, dachte sie, „und das viele Geld macht ihm Angst.“ — Jetzt war die Zeit des Weinens vorüber; von morgen ab wollte sie sich recht des Lebens freuen und sich Alles aus dem Sinne schlagen, was zu Trauer und Trübsinn neue Veranlassung geben konnte.

Das war ohne Zweifel ein recht vernünftiger Entschluß von dem Mädchen. Leider aber zeigte es sich später, daß das Sprüchwort noch immer Geltung hatte: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!“

Am nächsten Morgen kam Leopold schon zu ziemlich früher Stunde, um das Wie und Wann der Hochzeit mit ihr zu besprechen. Settchen hatte sich gestern vorgenommen, ihn wegen seiner Nachlässigkeit in Kleidern und besonders des zerrissenen Jagdrockes wegen recht tüchtig zu hänseln: aber er legte an diesem Morgen die Stirne so kraus in Falten und zeigte überhaupt ein so ernstes Wesen, daß sie sich dessen nicht getraute.

Die Unterhaltung drehte sich nur um rasche Beschleunigung der Hochzeit. „Ich hab' es satt hier“, sagte er, „hinaus müssen wir nach dem Kiershofe. Ich weiß nicht, hier wird's mir überall zu enge und zu schwül; mir ist ordentlich, als wenn es überall an Luft fehle.“

Die stechenden Blicke, welche mit diesen Worten aus seinen Augen schossen und wie forschend und fragend auf ihr hafteten, hatten in der That etwas Schlangenartiges und außerordentlich Unheimliches; aber in Settchens Augen wandelte sich Alles, was Leopold that, in Schönheit und Lieblichkeit um, oder sie bemerkte es gar nicht.

„Komm, wir wollen uns anschreiben lassen“, sprach er; „es dauert ja sonst eine Ewigkeit, bis wir zusammenkommen.“

Settchen, welche von so viel Liebe bis in das innerste Herz gerührt wurde, eilte sich, ihn zu begleiten. Der Pfarrer hielt eine sehr lange Rede über die Wichtigkeit der Ehe und konnte nicht dabei unterlassen, den Leopold auf allerlei hinzuweisen, was er im Ehestand werde ablegen und bessern müssen. „Ich habe dich als Kind gekannt“, sprach er. „Du warst immer ein kluger, aber auch ein hitziger, aufbrausender Kopf; du konntest im Zorne deinen besten Freund schlagen, wenn's dich auch nachher hundertmal reute. Habgierig warst du ebenfalls, du konntest nicht sehen, daß ein Anderer etwas hatte, oder du mußtest es im Guten oder mit Gewalt an dich ziehen. Noch andere Fehler hattest du die Menge, und ich glaube, du hast sie noch; dazu verstehst du jetzt die Kunst, sie zu verdecken und zu verschleiern. Soll dein Ehestand ein glücklicher werden, so trachte mit aller Macht darnach, diese Auswüchse einer kräftigen Seele zu beseitigen.“

Dem frommen Manne gegenüber mußte Leopold wohl schweigen; aber man sah doch in seinem Gesichte, wie viel ihm dieses Stummsein kostete. In diesem Gesichte aber stand es folgendermaßen geschrieben: „Hätte ich dich allein im Walde,

du alter Schwarzrock, ich wollte dir's eintränken, daß du so vor den Ohren meiner Braut sprichst!"

Die Schreiber auf dem Rathhause hatten allerlei unter sich zu tuscheln, als sie das Paar anschrieben; ihre Blicke glitten mitleidig von dem Jäger auf das Mädchen, und einer brummte halblaut vor sich hin: „Sie ist viel zu schön für den Kerl mit dem Straßenräubergesichte."

Das Wort traf, obschon es leise gesprochen war, Leopolds Ohren; hastig fuhr er zusammen, wurde glühend roth, wie ein gesottener Krebs und zitterte wie ein Espenblatt im Winde.

Nachdem die Einschreibung geschehen war, ging Leopold nach dem Kiershofe ab, um dort zum Empfang seiner künftigen Gattin Alles vorzubereiten, indeß Settchen emsig beschäftigt war, mit dem vom Bräutigam empfangenen Gelde ihre eigene Aussteuer herzurichten. Samstags kam Leopold einmal flüchtig herüber, hatte aber den Kopf so vieler Dinge voll und war stets so zerstreut und geistesabwesend, daß Settchen dieser kurzen Besuche kaum mehr froh wurde. „Nach der Hochzeit", tröstete sie sich, „wird's besser gehen, dann wird er Ruhe haben; wir werden stets beisammen sein und der eine wird sich mit dem andern freuen."

Trotz Leopold's reicher Erbschaft und trotzdem, daß er den Kiershof ganz und auf einmal bezahlt hatte, empfand doch keine der heirathslustigen Dorfschönen den geringsten Neid über Settchens Heirath, wohl aber war es richtig, was die alte Magdalena gesagt hatte, Jung und Alt bemitleideten sie recht aufrichtig. (Fortsetzung folgt.)

Der Kampf im Bärenzwinger in Bern.

Die Lodz. Ztg. hat bereits in ein paar Nummern nach der Allg. Ztg. und N. M. Ztg. über einen schrecklichen Vorfall berichtet, der sich kürzlich in Bern mit einem Engländer ereignet, der von einem Bären getödtet wurde. Es liegen nun noch ausführlichere Berichte vor, die jedoch, wie dies bei solchen Vorfällen begreiflich, in der Erzählung der Einzelnheiten nicht übereinstimmen. Ein Bericht im Schwäb. M. schildert den Hergang „nach Erzählung von Augenzeugen, so weit von solchen in der dunkeln Nacht gesprochen werden kann", auf folgende Weise: Vier bis fünf junge Herren, besten Standes, hatten sich bei einem splendiden Souper in einem der ersten Gasthöfe gütlich gethan, als einem derselben am frühen Morgen der unglückliche Gedanke einfiel, den Bären noch einen Besuch abzustatten. Man sagt, einer habe dem großen Bären, Mani genannt, einen Kuß versprochen, und wollte sein Versprechen halten. Man packte nun alles Zuckerzeug vom Tische zusammen und zog die Stadt hinunter. Es war stockfinster, Gas brannte nicht mehr. Beim Bärengraben angekommen, soll der Kapitän Lorcke sofort über das Geländer gestiegen sein und den Mani an sich gelockt haben. Dieser kam auch und kostete aufrecht stehend die Leckereien. Da muß Lorcke ausgeglitscht sein, er stürzte in den etwa 20—25 Fuß hohen tiefen Graben und blieb besinnungslos eine lange Weile, wohl ½ Stunde liegen. Der Bär berührte den scheinbar Leblosen während dieser Zeit nicht. Da erholte sich aber Lorcke aus seiner Ohnmacht und sah das Thier vor sich, schrie und schlug mit seinem Regenschirme um sich, statt sich ganz ruhig zu verhalten, sich todt zu stellen, was das einzige Rettungsmittel in solchen Fällen ist. Die Begleiter waren unterdessen zu den benachbarten Häusern der Stadt und nach dem kaum 20 Schritte entfernten Landjägerposten gelaufen, um Hilfe zu holen, allein diese sei ganz ungenügend gewesen. Stricke hatte man und zusammengebundene Leintücher; allein Lorcke konnte sich aus Mangel an Bewegung (er scheint den rechten Arm gebrochen oder verletzt zu haben) dieser Rettungsmittel nicht bedienen. Auf den Bären schießen wollte oder konnte der Landjäger nicht, weil er kein Pulver, nach Andern keine Kugel hatte und sonst keine Vollmacht (!) hiezu. Die Hauptwache wurde angerufen, allein sie ist sehr entfernt vom Bärengraben, und ihre Hilfe, Stricke, Laternen &c. kam zu spät. Der Bär war durch den Widerstand und das Geschrei des Unglücklichen wüthend geworden und riß ihm die Kleider buchstäblich bis auf die Unterbeinkleider vom Leibe, zerbiß ihn am Schenkel und Hals furchtbar, so daß er endlich nach 1½ stündigem Kampfe an Verblutung starb. Als die Stadtbehörde um 4 Uhr auf dem Platze erschien, war ihre Hilfe zu spät, und es handelte sich jetzt nur darum, den Leichnam aus dem Graben heraufzubringen. Der Graben ist ein Oval, in der kürzesten Diagonale durch eine Mauer geschieden; im östlichen Behälter war der Mani allein; sein Weibchen mit Jungen war eingesperrt. Im westlichen Behälter befindet sich ein Paar zweijährige Bären, die durch den Vorfall ebenfalls entsetzlich aufgeregt waren. Diese wollte man nur in's Haus locken und absperren. Es gelang aber nicht. Dann stiegen etwa acht muthige Männer, worunter Hr. Oberst Kurz, in den westlichen Graben hinunter und wollten die beiden Bären absperren, was trotz langer und gefährlicher Bemühung nicht gelang. Wäre es gelungen, so hätte man den großen Mani in den westlichen Behälter gelockt und wäre dann im östlichen von seiner furchtbaren Nachbarschaft befreit gewesen. So mußten sich jene Männer entschließen, selbst zu der Bestie hinunterzusteigen, welche soeben Lorcke zerrißen hatte. Mit vieler Mühe gelang es, den Leichnam in ein Garngeflecht einzuwickeln und über die Mauern zu ziehen unter beständigem Kampfe gegen das rasende Thier. Lorcke's Leichnam ist furchtbar verstümmelt, namentlich am Hals, Kiefer und Schenkel, und überall scheußlich zerkratzt. Schnellere Hilfe wäre vielleicht möglich gewesen; immerhin ist dem Manne, welcher sein Leben aus den Kriegen in der Krim und in Indien rettete, dieser gräßliche Tod selbst beizumessen. Daß hier Alles in Bestürzung ist, läßt sich denken. — Ein Berner Blatt schreibt: Bern. Sonntag, 3. März. Heute Nacht hatten wir ein trauriges Ereigniß. Ein seit einem Monat hier im Falken logirender englischer Hauptmann, Namens Lorcke, von Geburt ein Schwede, begab sich um 2 Uhr in der Nacht mit zwei Freunden zum Bärengraben; muthwillig stieg er über das Geländer, glitschte aus und stürzte in den Graben, wo sich der ältere Bär befand. Betäubt blieb er eine Zeitlang liegen, während dessen der Bär ihn beschnüffelte. Es wäre sein Glück gewesen, wenn er die ganze Zeit über betäubt geblieben wäre. Als er aufwachte, gerieth er mit dem Bären in Kampf. Seine Kameraden schrieen um Hilfe, aber es dauerte lange, bis Hilfe kam, und die wenigen Leute, welche herbeigerufen werden konnten, waren außer Stand zu helfen. Es war so finster, daß man nichts sah und nur das Geschrei des Unglücklichen hörte. Wenn auch ein Schießgewehr bei der Hand gewesen wäre, so hätte man wegen der Finsterniß doch nicht schießen können. Nach einem Kampfe, welcher wohl eine Stunde gedauert hatte, schwieg der Unglückliche. Er hatte geendet. Der Bärenwärter, welcher in einem entfernten Quartier wohnt, wurde endlich auch herbeigerufen; aber auch er wagte nicht, einzig dem Bären, welcher Blut gekostet hatte und in Folge dessen wüthend geworden war, offen im Zwinger entgegenzutreten. Wie der unglückliche Engländer todt war, ließ der Bär von ihm ab, und es handelte sich nun darum, den Leichnam herauszuholen. Zuerst versuchte man den Nebenzwinger, in welchem die jüngern, aber auch vollkommen ausgewachsenen Bären sich befinden, zu leeren. Aber es war nicht möglich, die wild gewordenen Thiere in den Stall zu bringen. Endlich entschloß man sich, den Zwinger gleichwohl zu betreten, um von da aus mit Leitern über die Mauer, welche beide Gräben trennt, in den andern Graben zu steigen. Während einige Männer Dieses bewerkstelligten, hielten andere ihnen die Bären vom Leibe. Herr König, der Bärenvater, stieg zum Leichnam hinunter; Andere, welche sich auf der Mauer postirten, hielten mit Stangen den großen Bären ab, wenn er sich nähern wollte. Endlich gelang es, den Leichnam über die Mauer und

aus den Gräben zu schaffen. Er war fast nackt; der Bär hatte ihm alle Kleider vom Leibe gerissen; er sah schrecklich aus. Die Leichenschau ergab, daß fast die ganze rechte Seite zerbissen und zerkratzt war; doch war keine tödtliche Wunde; der Unglückliche muß am Blutverlust gestorben sein; eine Bißwunde in der Wade des rechten Beines, welche bis auf den Knochen drang, mußte eine Arterie getroffen haben. Die ganze Geschichte dauerte mehr als vier Stunden. Man denke sich den Zustand der Kameraden des Unglücklichen, welche ihn in einem solchem Kampf wußten (sehen konnten sie ihn nicht) und nicht helfen konnten. So lange die Bären im Bärengraben sind, hat nie ein solches Ereigniß stattgefunden. In einem ähnlichen im 17. Jahrhundert stattgefundenen Fall konnte der Bedrohte gerettet werden.

Bayern. △ München, 7. März. (Schluß des gestern abgebrochenen Kammerberichtes.) Der Referent sagt sodann: „In den 4 Etatsjahren 1855/59 sind im Ganzen doch nur wenig Unglücksfälle vorgekommen. Im Jahre 1855/56 sind das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme des höchst beklagenswerthen Unfalls, welcher sich am 22. August 1856 ereignete, als in Folge des Zerreißens eines Zughackens ein Extrazug mit österreichischem Militär auf der Station Laufach in Unterfranken entgleiste und wobei 6 Mann das Leben verloren und 14 Mann mehr oder minder beschädigt wurden, keine erheblichen Störungen vorgekommen. Hiebei wurden aber 3 Personenwagen zertrümmert und 6 Personen- und 1 Güterwagen beschädigt. Durch eigene Schuld und zunächst durch Unvorsichtigkeit bei Begehung der Bahn oder durch die Fahrlässigkeit im Dienste verloren im abgelaufenen Jahre ihr Leben 6 Privatpersonen und 2 Bedienstete; beschädigt wurden 2 Privatpersonen und 3 Bedienstete; im Jahre 1856/57 hat nicht die mindeste Betriebsstörung oder irgend ein Unfall stattgefunden, es ist daher auch keiner Beschädigung eines Reisenden oder Bediensteten durch ein Vorkommniß während der Fahrt zu erwähnen. Durch eigene Schuld, zunächst durch Unvorsichtigkeit bei Begehung der Bahn oder aus Fahrlässigkeit im Dienste wurden 2 Bedienstete getödtet und 5 beschädigt, dann zehn Privatpersonen, wovon vier mit Absicht sich auf die Schienen geworfen hatten, getödtet und zwei beschädigt. Auch im Jahre 1857/58 hat kein Unfall, welcher eine Betriebsstörung oder Beschädigung von Reisenden zur Folge gehabt hätte, stattgefunden. Dagegen verloren sieben Personen und drei Bedienstete durch eigene Schuld, theils bei Begehung der Bahn, theils durch Fahrlässigkeit bei den dienstlichen Verrichtungen ihr Leben. Ebenso kam im Jahre 1858/59 eine Betriebsstörung oder ein Unfall, der eine Beschädigung von Reisenden oder Bediensteten zur Folge gehabt hätte, glücklicherweise nicht vor. Doch verlor durch Herabsteigen vom Tender ein Bediensteter durch den Bruch einer Kuppelung sein Leben, sechs andere Bedienstete kamen durch eigenes Verschulden, beziehentlich durch Fahrlässigkeit ums Leben, acht Personen fanden oder suchten den Tod bei dem Ueberschreiten der Bahn, ein Bediensteter und vier Personen wurden durch eigene Schuld von im Gange befindlichen Zügen oder Maschinen beschädigt, ohne daß bei dem einen oder andern Falle dem dienstthuenden Personale eine Saumsal oder ein Versehen hätte zur Last gelegt werden können. Bei einem Transporte von 112,228 Mann Militär, 30 Geschützen, 1381 Wagen und 11,501 Pferden, welche neben dem gewöhnlichen Dienste expedirt wurden, ist der Vorsehung besonders dafür zu danken, daß verhältnißmäßig so wenig Unglücksfälle vorgekommen sind. Faßt man die Gesammtbeförderung von 12,012,039 Personen in 4 Jahren ins Auge, so sind überhaupt die verschuldeten Unglücksfälle durch Ziffer kaum auszudrücken, denn es kommt auf $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen nicht einmal ein Mensch, der verunglückt ist. — Mit einer wahren Beruhigung kann man auf solche Resultate blicken und mit dem Betriebe um so zufriedener sein, als das Fahrmaterial doch noch Manches zu wünschen übrig läßt. Gleichwohl wird über den Mangel an Reiseinspektoren geklagt, die allerdings bei der Ausdehnung des Betriebs unentbehrlich zu sein scheinen, da sie jeden Mangel nicht allein rügen, sondern wohl auch gleich abstellen können. Werden für derlei Posten die geeigneten Persönlichkeiten gefunden, so wird die Generaldirektion jedenfalls treuere Mittheilungen erhalten, als wenn sie immer nur durch die Brille der Akten zu sehen hat. Im Ganzen ist man aber, Referent wiederholt es mit Vergnügen, mit dem Betriebe der Staatsbahnen zufrieden und hat sich mit den früheren Zeiten, welche vielfache Mißstimmung erregten, versöhnt. — Ueberdies treten die wohlthätigen Wirkungen der Eisenbahnen für die Hebung des Wohlstandes im Lande immer mehr zu Tage und daher kommt es auch, daß aus allen Theilen von Bayern nach Schienenwegen verlangt wird, ja es gibt Städte, welche, obwohl sie vor einem halben Decennium noch mit Gleichgiltigkeit von Eisenbahnen sprachen, heute von ihrer Unentbehrlichkeit überzeugt und zu allen Opfern, die sie bieten können, bereit sind. Am Main und in der Oberpfalz kann man davon erzählen. Eben darum wird man mit dem Weiterbau von Schienenwegen rüstig fortschreiten können und vor Allem Linien besonders ins Auge fassen müssen, die zur Beseitigung fühlbarer Lücken unumgänglich nothwendig sind. Die eine ist die Linie von Ansbach nach Würzburg, die andere, welche den nördlichen Theil der Oberpfalz mit Oberfranken im Anschlusse an die Regensburg-Nürnberger und Bayreuth-Neumarkter Bahn verbindet und dabei eine vortheilhafte Abzweigung nach Eger gestattet. Eine dritte Linie, eine direkte Verbindung zwischen Nürnberg und Würzburg, um den Handel zwischen dem Rheine und der Donau zu vermitteln, wird dann folgen müssen. — Zeit gewonnen heißt in der heutigen Zeit aber Alles gewonnen und je früher deßhalb diese Bahnen in's Leben gerufen werden können, desto nützlicher wird es sein. — Für die Oberpfälzisch-Oberfrankner Bahn dürften jedoch die Mittel leicht zu finden sein; denn durch den Umstand, daß die privilegirten Ostbahnen von ihrem Erbauer nicht allein in der Anlage meisterhaft ausgeführt, sondern auch so billig hergestellt worden sind, daß obgleich die Unterlage für ein doppeltes Geleise beschaffen ist, die Stunde, auch wenn alle Bauten vollendet sein werden, nicht auf 300,000 fl. zu stehen kommen wird, bleibt von dem vorgesehenen Bauaufwande von 60 Millionen Gulden ein solch' großes Kapital übrig, daß damit diese Linie füglich gebaut werden könnte. Eine derlei Verwendung wäre wenigstens sicherlich nicht gegen das Interesse des Landes. Namens des II. Ausschusses stellt Referent schließlich den Antrag: „Es sei den Rechnungsnachweisungen der Eisenbahnverwaltung für die Jahre 1855/59 die Anerkennung zu ertheilen.“ Bei der Debatte wünscht Lang die baldige Aufstellung von Reise-Inspektoren, die Erhöhung der Prämie für Bahn- und Wagenwärter bei Entdeckungen schadhafter Stellen, die Verkürzung der Lieferzeit für Spirituosen, die Annahme der auswärtigen Banknoten bei den Eisenbahnkassen und endlich die Bedachtnahme auf die pfälzischen Eisenbahnen, namentlich bei den bevorstehenden Kriegsgefahren. Frhr. v. Lerchenfeld sieht den Zustand der Eisenbahn nicht so optimistisch wie Referent. Er beklagt die ausgedehnten Konzessionen, die man der Ostbahngesellschaft gemacht, und hofft eine Abänderung der betreffenden Stipulationen. Dr. Weis will Verweisung des Sedlmayer'schen Antrags auf Herabsetzung des Frachttarifs für Kohlen auf 1 Pfennig per Meile und per Zentner, an den zweiten Ausschuß, wozu die Kammer ihre Zustimmung gibt. Buhl will die neuen Anschaffungen durch Submission bewerkstelligt wissen. Tröltsch will Ansammlung eines Reservefonds zur Vornahme der Reparaturen. Medikus bringt Klagen über den öftern Mangel von Wärmeflaschen in den Waggons II. Klasse vor. Minister Frhr. v. Schrenk verspricht Namens der Staatsregierung Abhilfe in jeder Beziehung und Berücksichtigung aller Interessen des Publikums. Er bedauert die Konkurrenz zwischen den Staats- und den Ostbahnen. Doch es sei jetzt die Anordnung getroffen, daß auf beiden Bahnen die Tarife gleichgestellt werden und dieselben nicht mehr einseitig umgeändert werden können. Er glaubt, daß hiemit auch die kürzlich auch in diesem Betreff eingebrachte Interpellation des Frhrn. v. Lerchenfeld ihre Erledigung gefunden habe. — Als Abg. Deuster noch auf die direkte Verbindung zwischen Nürnberg und Würzburg mit Wärme hingewiesen hatte, wird dem Ausschußantrage zugestimmt und somit den Rechnungsnachweisungen die Anerkennung ertheilt. — Der geprüfte Antrag der Kaminkehrergesellen von Mittelfranken bezüglich ihrer Lage, geht mit Empfehlung an die k. Staatsregierung hinüber, mehrere andere, die noch besonders zur Berathung gelangen, gehen zur nähern Würdigung an die betreffenden Ausschüsse. — In dieser Sitzung wurde auch der als Ersatzmann einberufene Abg. Pfaff auf die Verfassung beeidigt. — Im Einlauf der Kammer befindet sich u. A.: 1 Beschwerde der Gemeinden Aura, Fuchsstadt rc. „Verletzung verfassungsmäßiger Rechte betr.“; 2) Vorstellung der Landgerichts-Scribenten Franz Streub et Cons. von Werneck: „Verbesserung ihrer Lage betr.“; 3) Bitte der Schullehrer des k. Landgerichts Dingolfing: „Gehaltsaufbesserung“ betr.; 4) Beschwerde der Gemeinde Oberthulba, Gerichts Erbendorf: „Verletzung verfassungsmäßiger Rechte durch Vorenthaltung von Rüggefällen Seitens der k. Finanzbehörden betr.“; 5) Vorstellung

der Schullehrer der Landgerichtsbezirke Miesbach und Neumarkt in Oberbayern: „Aufbesserung ihrer Verhältnisse betr.“

☞ München, 6. März. Die Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege des Königreichs Bayern veröffentlicht eine Uebersicht über die strafgerichtliche Thätigkeit des obersten Gerichtshofes im Jahre 1860, der wir Nachstehendes entnehmen: Der oberste Gerichtshof hat im vorerwähnten Jahre an 70 Sitzungstagen 332 strafgerichtliche Erkenntniße erlassen, von denen 2 in seiner Plenarversammlung, die übrigen im ständigen Kriminalsenate gefällt wurden. Von allen Erkenntnißen wurden 18 in geheimer und 314 — darunter die beiden Plenarerkenntnisse — in öffentlicher Sitzung erlassen. Nichtigkeitsbeschwerden wurden 255 entschieden. Von diesen waren eingewendet worden: 215 von den Angeklagten, und zwar 60 wegen Gesetzesverletzung, 19 wegen Formverletzung, 14 wegen Gesetz- und Formverletzung und 122 ohne Bezeichnung eines Grundes; 36 von den Staatsanwälten, nämlich 30 wegen Gesetzesverletzung, 5 wegen Formverletzung und 1 aus beiderlei Gründen; 4 sowohl von den Angeklagten als von den Staatsanwälten, nemlich 2 wegen Gesetzesverletzung, 1 wegen Formverletzung und 1 aus beiderlei Gründen. Von diesen 255 Nichtigkeitsbeschwerden wurden 212 verworfen, und zwar 200 Beschwerden der Angeklagten, 11 der Staatsanwälte und 1 beiderseitige. Vernichtende Erkenntniße hatten 43 Beschwerden zur Folge, von denen 15 von den Angeklagten, 25 von den Staatsanwälten und 3 beiderseitig erhoben worden waren. Bei 31 vernichtenden Erkenntnissen geschah die Cassation wegen unrichtiger Anwendung des Gesetzes, bei 10 wegen Verletzung wesentlicher Förmlichkeiten und bei 2 aus beiderlei Gründen. Todesurtheile hatte der oberste Gerichtshof 13 zu prüfen, die auch 13 Personen betrafen. Von diesen waren 8 wegen Mordes, 4 wegen Brandstiftung I. Grades und 1 wegen Raubes IV. Grades verurtheilt worden. An zweien der im Jahre 1860 verurtheilten Mörder wurde die Todesstrafe auch vollzogen. Einer der Mörder ist kurz nach seiner Verurtheilung entwichen, in Oesterreich wieder aufgegriffen und dort wegen des verübten Mordes dem österreichischen Strafverfahren unterworfen worden. 5 zum Tode verurtheilte Mörder sind zur Kettenstrafe, der Räuber zu 12jähriger Zuchthausstrafe, 2 der Brandstifter zu Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit; einer zu 20 und einer zu 16 Jahre Zuchthaus begnadigt worden. Um Wiederaufnahme des Strafverfahrens wurden 41 Gesuche gestellt, die sämmtliche verworfen wurden. Von den durch den k. Generalstaatsanwalt erhobenen 11 Beschwerden zur Wahrung des Gesetzes ist eine verworfen, den übrigen 10 entsprochen worden. Außerdem wurde in 11 Fällen vom ständigen Kriminalsenate gegen den Antrag der Generalstaatsanwaltschaft erkannt. Die Zahl der gesammten im Jahre 1860 erlassenen strafrechtlichen Erkenntniße des obersten Gerichtshofes steht gegen die des Jahres 1859 um 57 zurück. —

Augsburg, 6. März. Schon öfters und wiederholt vor einigen Monaten brachten Münchener Blätter die erfreuliche Nachricht, daß die kgl. bayr. Oberpostbehörde die Absicht habe, endlich auch in Bayern die Franko-Brief-Couverts einzuführen. Seit langem verlautet aber nichts mehr hierüber; so daß es den Anschein hat, dieses äußerst zweckdienliche Projekt sei wieder aufgegeben. Das Publikum könnte es nur bedauern, wenn eine beabsichtigte Einrichtung fallen gelassen würde, die in anderen Staaten längst zur allseitigen Befriedigung des verkehrenden Publikums besteht. (A. Abdztg.)

Regensburg, 4. März. Man schreibt aus Wien: Die neue Verfassung findet die freudigste Aufnahme. In der That haben die Oesterreicher Ursache zur Freude. Reichsrath und Landesvertretung sind wahrhaft konstitutionelle Körper. Es geht, um die Worte eines Wiener Blattes zu gebrauchen, ein großer lebendiger Zug durch das Ganze: der aufrichtige Wille, die Traditionen der Vergangenheit mit den unabweislichen Forderungen der Humanität und des neunzehnten Jahrhunderts zu verbinden. Das Werk erschließt mit einem Schlage allen Oesterreichern, gleichviel ob Katholik oder Protestant, Christ oder Jude, die Möglichkeit, im Unterhause vertreten zu sein. Indem es mit dem abgelebten Prinzipe des alten Ständewesens bricht und die Interessenvertretung im großen Style in den Vordergrund stellt, legt es im Oberhause den Kirchenfürsten und den großen Adelsgeschlechtern eine politische Macht in die Hände, wie sie dieselbe in Oesterreich nie gehabt haben. Dem Bürgerstande hingegen, der Gentry, der Intelligenz, dem Grundbesitze und der Industrie sind die Pforten des Unterhauses geöffnet. Die Gegensätze zwischen Reich und Provinz, den Ländern der ungarischen und nichtungarischen Krone, sind mit großer Weisheit abgewogen. Mögen die Völker Oesterreichs sich in diesem Augenblicke der altrömischen Sage von dem Bündel Pfeile erinnern, die einzeln leicht gebrochen werden, verbunden aber unzerbrechbar sind. Einzeln sind die Völker schwach und ohnmächtig, selbst die Ungarn trotz ihrer Großsprecherei, in der Vereinigung aber stark und wuchtig. Vereinzelt sind sie den zerstörenden Einflüssen äußerer Feinde preisgegeben, vereiniget des gewaltigsten Widerstandes fähig. (Regensb.-Ztg.)

Oesterreich. Aus dem Pusterthale, 28. Febr., berichtet die Innsbrucker Volks- u. Schützenztg.: Wenn seiner Zeit die Schützenzeitung sagte: die Gemeindevorstehungen seien häufig die Packesel der Behörden, so hat dies im Hinblicke auf die Sündfluth von Dekreten, womit die Vorsteher ordentlich bepackt wurden, einen guten Sinn. Des zu vielen Gepäckes hat aber hie und da Einer sich entledigt, indem er Alles oder doch Vieles einfach abschüttelte. So hat sich auch ein Gemeindevorsteher im Pusterthale mit den Verordnungen, Dekreten und Aufträgen nicht viel den Kopf zerbrochen, sondern warf die Akten in einen Winkel und ließ dieselben sich selber studiren. Nachdem er aber einen hübschen Pack beisammen hatte, nahm er sie in eine, freilich eigenthümliche Erwägung, nämlich in die des Gewichtes. Unfähig Alles zu durchlesen, wog er sie ab, notirte das Gewicht und vernichtete sie. Die Dekrete wogen aber 12¼ Pfund. Bei Uebergabe an den neugewählten Vorsteher überreichte er demselben außer dem Steuerbüchl und dem Gemeindesiegel nur drei Dekrete, deren Siegel jedoch noch nicht erbrochen war, und die er nur aus dem Grunde an seinen Nachfolger abgab, weil er sie der Vornahme einer neuen Abwägung, womit er der ganzen Verantwortung nachgekommen zu sein glaubte, nicht mehr werth hielt. — Bei diesem Vorsteher wurde übrigens Alles nach dem Gewichte taxirt und ermessen, und ihm fällt nur in's Gewicht, was wirklich Gewicht hat. So setzte er seine vier Buben auf die Wage und ihr Gewicht betrug 216 Pf., das Gewicht seiner zwei Mädchen 96 Pf. (sich selbst scheint er noch nicht gewogen zu haben). In Summa Summarum wiegt also die Nachkommenschaft dieses Vorsteheroriginals 3 Zentner 12 Pfund ohne die Dekrete; seines Weibes Gewicht konnte der Fuchs noch nicht ermitteln, da sie auf eine Wage nicht zu bringen ist, er maß sie also mit einem anderen Maaße und fand, daß sie 15¼ Faust mißt.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 9. März 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4102	1843	21	12	20	2	19	7	—	—	—	3
Korn . . .	1388	1932	14	42	13	44	13	1	—	—	—	7
Gerste . .	7069	1282	13	36	13	5	12	44	—	22	—	—
Haber . . .	2601	211	7	14	6	28	6	4	—	—	—	5

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 11.** Den 18. März. Eduard.

Die Kapitulation von Gaeta.

(Uebersetzung und Auszug aus dem Privatbriefe eines Schweizer Offiziers an die „Leipz. Ztg".)

So ist denn nun nun auch Gaeta, das letzte Bollwerk des Rechtes auf dem neapolitanischen Festlande, gefallen. Verrath und Raub der schändlichsten Art feiern mit frechem Hohn ihren augenblicklichen Triumph und König Franz hat seinen rechtmäßigen Thron für einige Zeit — ja vielleicht für immer — verlassen müssen. Ich habe schwere, unendlich schwere Tage in den jüngsten Wochen in der belagerten Festung verleben müssen, der übermüthige Hohn, mit dem die Sardinier jetzt uns kriegsgefangene deutsche und schweizerische Offiziere behandeln, reizt stündlich uns zu augenblicklich zwar ohnmächtigem, aber gerechtem Zorn. Zwei Finger meiner linken Hand, die ein kleines Bruchstück einer zerplatzenden Bombe am 5. Februar mir fortriß, liegen mit unter den Trümmern Gaeta's und meine hart mitgenommene Gesundheit wird vielleicht niemals wieder ihre frühere Festigkeit erlangen, und doch bereue ich es keinen Augenblick, daß ich im Oktober vorigen Jahres nach dem Gefecht von Castelfidardo hieher eilte, dem Könige Franz II. meine Dienste anzubieten, und bis zuletzt, treu meiner freiwillig übernommenen Pflicht, für sein legitimes Recht nach besten Kräften mit gefochten habe. So besitze ich doch das innere Bewußtsein, daß ich für meine Person wenigstens dem heiligen Prinzip der Legitimität alle möglichen Opfer gebracht und das Andenken meines Vaters und Großvaters, die beide 1830 und 1789 in Paris im blutigen Kampfe gegen die Revolution den ehrlichen Soldatentod fanden, keine Schande gemacht habe.

So wie uns in Gaeta keine Hilfe von außen zukam, mußte die Festung in einem gewissen Zeitraum kapituliren, darüber konnte sich kein Einsichtsvoller nur im mindesten täuschen. Zwei Ursachen haben jedoch wesentlich mit dazu beigetragen, daß diese Kapitulation um einige Wochen früher erfolgte, als wir fremden Offiziere noch Mitte Januar geglaubt haben. Die eine dieser Ursachen war die entschiedene Ueberlegenheit eines Theiles des gezogenen sardinischen Belagerungsgeschützes über unsere Festungskanonen, die zwar schweres Kaliber, jedoch glatte Röhren besaßen. Diese gezogenen großen Belagerungsgeschütze schmettern mit furchtbarer Gewalt alle Mauern und Erdwälle zusammen und legen in zehnmal kürzerer Frist, als es andere Kanonen vermögen, Bresche. Dies habe ich sowohl in Ancona, wie auch jetzt wieder in Gaeta gesehen. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, welche verheerende Kraft die Kugel eines solchen Geschützes entfaltet, wenn sie einmal ihr Ziel getroffen hat, und wie keine Schutzwehr ihrer zerstörenden Wirkung zu widerstehen vermag. Dabei schießen diese Geschütze, wenn sie erst einmal ihre Distanz genau berechnet und ihren Zielpunkt richtig gefunden haben, was stets erst mehrfache mißlungene Versuche erfordert, ungemein sicher und haben dann ungleich weniger Fehlschüsse als die alten glatten Röhren. Für den Feldgebrauch, wo die Distanzen sich häufig verändern, wird eine gezogene Kanone stets mehrfache Nachtheile haben, da sie ein genaueres Zielen erfordert, als eine glatte, deren Rollkugeln weitere Flächen durchspringen; für eine Festung, die gegen feste Belagerungs-Batterien feuert, ist dieselbe aber ganz unentbehrlich. Selbst die stärkste Festung der Welt, die nur glatte Geschütze besitzt, wird jetzt gegen Batterien mit schweren gezogenen Geschützen sich stets in einem solchen Nachtheil befinden, daß ihr Widerstand von nicht allzulanger Dauer sein kann. Ich selbst bin wiederholt während dieser Belagerung in unseren am meisten vorgeschobenen Batterien, die nur von deutschen und Schweizer Soldaten besetzt waren, im Dienst gewesen. Anfänglich schossen die Sardinier stets sehr schlecht und ihre Kugeln gingen weit über unsere Köpfe hinweg; als sie aber erst einmal die Distanz sicher berechnet und ihr Ziel genau gefaßt hatten, schmetterten ihre Geschosse alles zusammen, unsere Geschütze wurden wiederholt demontirt und unser Verlust an Menschen war so erheblich, daß zuletzt nur Freiwillige in diese Batterien genommen wurden. An solchen wackeren Burschen fehlte es aber nie, und besonders die vielen bayerischen und westphälischen Soldaten der Besatzung waren durch das über alles Lob erhabene Benehmen unserer edlen Königin in solche Begeisterung versetzt, daß sie sich stets in großen Haufen freiwillig zu den gefährlichsten Diensten erboten. Auch an 60—70 geborne Schleswig-Holsteiner, lauter ehemalige Soldaten, die jetzt eigene Korporalschaften in dem deutschen Jäger-Bataillon des Königs von Neapel bildeten, zeichneten sich bei jeder Gelegenheit rühmlichst aus, waren besonders in den Batterien unermüdet thätig, und haben gewiß zur Hälfte ihren Tod hier gefunden, wie denn überhaupt in Gaeta mancher brave Soldat, der sein Leben einem edlen Zwecke opferte, begraben liegt. Ich hebe dies besonders hier hervor, weil es Ihnen als deutschem Offizier und allen Ihren ehrenwerthen Kameraden in den verschiedenen Kontingenten Deutschlands zu gerechtem Stolze gereichen muß, daß deutscher Soldatenmuth und deutsche Soldatentreue sich bei diesem Kampfe in Gaeta abermals so glänzend bewährt haben. Hätte der König Franz II. nur stets an 20,000 deutsche und Schweizer Soldaten in seinem Solde gehabt, er säße sicherlich noch jetzt auf dem Throne seiner Väter. Zwei Volontär-Offiziere der hiesigen Besatzung, ein kurländischer Edelmann v. B., und ein Landsmann von mir aus Graubündten, die beide als russische Offiziere die ganze Belagerung von Sebastopol mitgemacht hatten, versicherten, daß niemals dort das Feuer so verheerend gewirkt habe, als dies bei uns in den letzten Tagen hier in Gaeta der Fall war. Hätte die Festung nicht so sehr viele massive, ganz in die Felsen gehauene Kasematten gehabt, die freilich gegen alle Geschosse den sichersten Schutz gewährten, so wären unsere Verluste noch zehnmal stärker gewesen. So konnten die wenigen Einwohner, die noch in der Stadt geblieben und alle Soldaten, welche nicht unmittelbar im Dienst befindlich waren, sich in diesen Kasematten schützen, was vielen das Leben rettete. Freilich wüthete zuletzt der Typhus fürchterlich unter diesen eng zusammengepreßten und auch nur sehr spärlich genährten Menschen und es kostete oft Mühe, die vielen Leichen zu begraben, zumal die Kirchhöfe sehr dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren. Diese Hunderte von Kranken, eng zusammengepreßt in den dumpfen Lazarethlokalitäten — denn die eigentlichen Hospitäler waren von den Sardiniern bald zusammengeschossen worden, — liegen zu sehen, gewährte einen schaurigen Anblick, den zu ertragen schon große Selbstüberwindung erforderte. Ich für meine Person wenigstens verweilte ungleich lieber in der gefährdetsten, am meisten dem feindlichen Feuer ausgesetzten Bat-

terie, als in einem solchen Lazarethlokal. Mit unbeschreiblicher Sorgfalt, Ausdauer und Sanftmuth, wie solche nur die wahre Christenliebe einflößen konnte, walteteten in den gefährlichsten und wegen ihrer Ueberfüllung unangenehmsten und am schwierigsten zu versehenden Lazarethen, mehrere barmherzige Schwestern aus Frankreich. Was diese edlen Frauen hier alles geleistet, welche Fülle von Trost von ihnen ausging, dies nur zur Hälfte Ihnen zu beschreiben, dazu ist meine Feder viel zu schwach. Auch unsere erhabene Königin verweilte täglich wiederholt in allen Lazarethen, und keine Gefahr war ihr zu groß, um sie an der Erfüllung dieser Pflicht zu verhindern. Mitten in dem heftigsten Bombardement der Sardinier, wo die Erde förmlich von der gewaltigen Erschütterung bebte und jede Minute mindestens an 50 feindliche Geschosse in unsere Festung darnieder sausten, sah ich die Königin mit festen Schritten und zwar bleichem, aber muthigem Antlitz über einen den Kugeln sehr ausgesetzten freien Platz schreiten, um in einem Lazareth, in das man sehr viele Schwerverwundete getragen hatte, die nöthige Hilfe zu bringen und eine möglichst gute Verpflegung zu überwachen. „Haben diese braven Soldaten für uns und unser gefährdetes Recht ihr Blut vergossen, so halte ich als deutsche Fürstin es auch für meine Pflicht, nach meinen geringen Kräften ihr hartes Loos möglichst zu erleichtern", diese Worte sprach die Königin zu einem alten Schweizer Hauptmann, der sie inständig bat, ihr Leben doch nicht stets auf solche Weise zu gefährden. Und während die muthige Frau dies sprach, schlug eine sardinische Bombe kaum fünfzehn Schritte von ihr und der Staub, den sie aufwühlte, bedeckte ihren Mantel, so daß die Offiziere sie nur eiligst von dieser so sehr gefährlichen Stelle fortreißen mußten. Ganze Seiten könnte ich hier anfüllen, wollte ich die vielen Züge von Muth, Standhaftigkeit und dabei wahrer Freundlichkeit gegen den geringsten Soldaten, welche die Königin während dieser Belagerung hier zeigte, Ihnen nur zur Hälfte schildern. Bei uns allen, welche die Belagerung von Gaeta mitmachten, wird das Andenken an diese hohe Frau niemals erlöschen.

Uebrigens herrschte der Typhus nicht allein bei uns, sondern wüthete fast noch ärger im sardinischen Lager, wo die Soldaten in den offenen Laufgräben jedem Ungestüm der Witterung schutzlos preisgegeben waren. Ueber 5000 Mann seiner besten Truppen hat König Viktor Emanuel vor der Festung eingebüßt und manche Truppentheile waren so demoralisirt oder geschwächt, daß sie abgelöst und durch frische ersetzt werden mußten, wie ich aus dem eigenen Munde sardinischer Offiziere gehört habe. Besonders manche neuformirte Bataillone haben den Dienst fast verweigert gehabt, während die altsardinischen Truppen gut geblieben sind.

Das Bombardement, so gewaltig es auch wirkte, schien dem General Cialdini aber zu langsam zu gehen, und so nahm er denn auch zur Bestechung seine Zuflucht. Es ist leider eine nur zu traurige Gewißheit, daß sich unter den eingebornen neapolitanischen Offizieren unserer Besatzung mehrfache Verräther befanden und namentlich die furchtbare Explosion des Pulvermagazins, welche zunächst die Kapitulation von Gaeta herbeiführte, durch Verrath entstanden ist. Ein Oberfeuerwerker der Artillerie, der bei der Ausgabe der Munition beschäftigt wurde, hat diesen Schurkenstreich — aller Wahrscheinlichkeit nach — verübt, indem er eine langsam brennende Lunte an einem Pulverfasse befestigte. Die Explosion selbst war furchtbar und übertraf alles, was ich bis dahin erlebt habe. Es schien wirklich, als ob die Erde sich geöffnet habe und ganz Gaeta verschlingen wolle, so gewaltig war die Erschütterung. Ich selbst wurde zu Boden geworfen und rollte, wie von einem Wirbelwind getrieben, mehrere Schritte fort, bis ich an einen Steinhaufen anstieß und dort, gänzlich betäubt, wohl eine Viertelstunde liegen blieb und dann so viel Kraft gewann, mich wieder aufzurichten. Die entsetzlichen Scenen, die mein Auge darauf sah, mag ich auch nicht in der Erinnerung mir zurückrufen, und wollte gern, daß ich sie für immer gänzlich vergessen könnte. Ueber 400 Soldaten sind bei dieser Explosion getödtet oder doch so verstümmelt worden, daß der Tod für sie eine Wohlthat wäre. Wie immer, war unsere hochherzige Königin bald wieder gefaßt und eilte persönlich nach dem Ort der Verwüstung, dort so viel Hilfe, wie in ihrer Macht stand, zu bringen.

Nach dieser Explosion ward die Lage der Festung so verschlimmert, daß eine Kapitulation nothgedrungen bald erfolgen mußte. Wir hatten nicht mehr die Kraft, einen Sturm abzuschlagen, die Bresche war nicht mehr gangbar, und wenn General Cialdini jetzt ernsthaft angriff, so mußten wir uns auf Gnade und Ungnade ergeben. Der König Franz berief jetzt einen Kriegsrath aller seiner Generale und in diesem erklärte sich die Mehrzahl der Anwesenden für eine Kapitulation, nachdem wir alle Anforderungen der Ehre reichlich erfüllt hatten.

Mehrere Offiziere, und besonders Deutsche und Schweizer waren darunter, wollten auch jetzt nichts von einer Kapitulation wissen, sondern wünschten, daß wir den Sturm der Sardinier abwarten und dann Feuer in alle unsere Munitionsvorräthe werfen sollten, damit wir uns vereint mit unseren Feinden in die Luft sprengten. Mir persönlich wäre letzteres ganz recht gewesen, doch der König befahl die Uebergabe, und so mußten wir natürlich gehorchen. Die Kapitulationsbedingungen sind Ihnen ohne Zweifel schon durch die Zeitungen bekannt, und in Betreff der Umstände so ehrenvoll für uns, als wir solche nur erwarten konnten. Es ist dies keine Großmuth der Feinde, sondern reine Selbstsucht, da General Cialdini es nicht zum Aeußersten kommen und Gaeta noch mehr, als ohnehin geschehen, zerstören lassen wollte, daher sehr bereitwillig auf alle von unserer Seite geforderten Bedingungen einging.

Am 14. Februar verließ die königliche Familie mit zahlreichem Gefolge gegen 9 Uhr Morgens auf dem französischen Kriegsdampfschiff „La Mouette" Gaeta. Der Abschied war unbeschreiblich traurig und doch dabei wieder großartig. Besonders die Seelengröße der Königin verleugnete sich keinen Augenblick, und die letzten Worte, welche sie an uns Offiziere richtete, werden für immer in unserer Brust fortleben. Kommt es erst wieder zum neuen Kampfe gegen diese sardinischen Thronräuber, so wird von uns Offizieren keiner dort fehlen, wo die Fahne des Rechtes weht, das heilige Versprechen leisteten wir alle noch der scheidenden Monarchin und bekräftigten es dann aufs neue durch einen festen Bund, den wir unter uns schlossen.

Am 15. Februar marschirten wir mit vollen kriegerischen Ehren aus dem Trümmerhaufen der Festung, streckten dann die Waffen, und das blutige Drama der Belagerung von Gaeta hatte somit ein Ende. Es waren traurige und doch auch zugleich wieder schöne Stunden für uns, denn das eigene Gefühl, unsere Schuldigkeit bis zum letzten Augenblick mit voller Mannestreue gethan zu haben, erhob uns alle. — Meine Kameraden werden noch einige Zeit Kriegsgefangene bleiben, mich als Verwundeten, der die linke Hand noch jetzt verbunden trägt, hat man schon jetzt entlassen. Da ich hinreichende Kreditbriefe auf ein Schweizer Haus in Neapel besitze, werde ich eilen, so bald als möglich mein Heimathsschloß in Graubünden zu erreichen, um meine sehr zerrüttete Gesundheit gründlich wieder herzustellen und dann aufs neue mit ungebeugtem Muthe in die Reihen der Kämpfer zu treten, wo nur ein Kampf gegen die Revolution entbrennen mag.

Die Gänsehüterin.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage vor der Hochzeit trat ein Ereigniß ein, was Niemand vermuthet hatte, welches aber das ganze Dorf in Bewegung setzte. Settchen lag in ihrem Kämmerchen auf den Knieen und flehte den Himmel um Glück und Segen für den Ehestand an. Das Gebet erquickte und stärkte sie, aber ein Stachel blieb gleich wohl in der Seele zurück. Wo mochte der

Vater jetzt weilen? Hätte er in dem fernen Lande eine Ahnung davon, daß sein Kind nach zwei Tagen einen Hausstand gründen würde? Ach, wie viel hätte sie darum gegeben, wenn er jetzt da gewesen, wenn das zu knüpfende Band seines väterlichen Segens theilhaftig geworden wäre.

Da nahten sich hastige Schritte ihrer Thüre, der Polizeidiener des Dorfes trat ein und forderte sie auf, auf der Stelle auf dem Bürgermeisteramte zu erscheinen.

„Was soll ich dort? Sind die Papiere noch nicht in Ordnung?" fragte sie. Aber der Polizeidiener war schon fort. Befremdet und etwas erschrocken verschloß sie die Thüre und eilte zum Amte. Wo sie vorüberkam, standen Leute vor den Thüren und schauten ihr nach. Es lag auf allen Gesichtern etwas, das ein außerordentliches Ereigniß andeutete. Vor der Amtsstube stand die alte Magdalena und trocknete die Augen mit dem Zipfel der blauen Schürze. „Kind", sagte sie, „bleibe standhaft, es ist schrecklich, schrecklich!"

„Was ist schrecklich? Warum soll ich standhaft bleiben?" fragte Settchen.

Magdalena wollte antworten, aber schon trat der Bürgermeister in die Thüre, nahm sie bei der Hand und führte sie in die Schreibstube, wo er sie niedersitzen hieß. Mit klopfendem Herzen erwartete sie die Eröffnungen, welche ihr gemacht werden sollten.

„Settchen", fragte der Mann mit weicher Stimme, „wann haben Sie Ihren Vater zuletzt gesehen?"

„Meinen Vater?" fragte sie hastig entgegen. „Weiß man etwas von ihm? Wo ist er? Ich muß ihn sehen?"

„Ja, man weiß etwas von ihm", antwortete der Bürgermeister, „und Sie sollen Alles erfahren; vorher aber müssen Sie genau auf meine Fragen antworten. Wann sahen Sie ihn zuletzt?"

„Am 23. August, den Abend vor der festgesetzten Abreise nach Amerika."

„Wohin ging er an jenem Abende?"

„Er ging zum Schlosse, um bei dem Verwalter eine Schuld einzukassiren."

„Kam er vom Schlosse wieder in seine Wohnung zurück?"

„Nein, ich erwartete ihn die ganze Nacht vergebens."

„Wo waren Sie an demselben Tage mit dem Vater gewesen?"

„Wir hatten jenseits des Rheines Abschied von Verwandten und Bekannten genommen."

„Hat sich auf dem Wege nach Hause Jemand zu Ihnen gesellt?"

„Ja, der gräfliche Jäger, mein Bräutigam."

„Wo bewahrte der Vater sein Geld auf, als er Abends zum Schlosse ging?"

„Er trug es in einem ledernen Gurt um den Leib."

„Hat er Ihnen nichts davon zurückgelassen?"

„Keinen Silbergroschen."

„Haben Sie seitdem nie eine Ahnung von dem Verbleiben Ihres Vaters gehabt?"

„Nein, aber einmal hatte ich mich so lange in Gedanken mit ihm beschäftigt, daß ich mir einbildete, seine Leiche zu sehen."

„Wo war Das?"

„Auf einem der Teiche in der Gänseweide."

„Waren Sie damals allein?"

„Anfangs war ich allein; ich wurde ohnmächtig: als ich wieder zu mir kam, saß Leopold an meiner Seite."

Ein Blitz zuckte über das Gesicht des Bürgermeisters, doch fragte er ruhig weiter: „Was that Leopold, was sagte er zu Ihnen?"

„Er schalt mich eine Närrin und wollte meinen Worten nicht glauben. Ich mußte mit ihm an das Wasser gehen und mich überzeugen, daß ich nur mit offenen Augen geträumt hatte."

„Sahen Sie dann die Leiche nicht mehr?"

„Nein, ich schaute nach allen Richtungen hin, aber sie war verschwunden; ich hatte mich getäuscht."

Noch viele Fragen folgten. Am Schluße mußte Settchen ihre Angaben unterschreiben. „Werde ich ihn jetzt sehen?" fragte sie ungeduldig.

„Sie werden ihn sehen, mein Kind", gab der Beamte zur Antwort, „aber in einem andern Zustande, als Sie sich vorstellen. Sie müssen stark sein und sich auf etwas Schlimmes gefaßt machen."

„Gott, im Himmel", schrie sie laut auf, „hat er Schiffbruch gelitten und kommt er nun arm und elend heim? Ja, ja, ich sehe es schon, es ist so gekommen, wie ich immer fürchtete. Aber er wollte von keiner Umkehr wissen; er hatte sich das Auswandern einmal so fest in den Kopf gesetzt."

Der Bürgermeister schritt ihr voran durch die Menge, welche sich schnell gesammelt hatte; Settchen folgte mit klopfendem Herzen, aber im entferntesten ahnte sie nicht, welches Trauerspiel sie erwartete.

Ueber den Damm ging's der Gänseweide zu, und die Leute aus dem Dorfe folgten oder eilten voraus. Schweigend, starr schauend stand die Menge an dem Ufer des Teiches oder arbeitete sich mit Armen und Beinen durch das dichte Pflanzengeschlinge bis an's Wasser.

Als der Bürgermeister mit Settchen ankam, machten die Neugierigen Platz und hilfreiche Hände waren emsig bemüht, ihnen einen gangbaren Weg zu bahnen.

Kaum hatte das arme Mädchen den Wasserrand erreicht, als sie, wie von einem Schlage getroffen, zusammenzuckte und einen Schrei that. Wiederum wie an jenem Tage hing die Leiche zwischen dem Gewurzel der Wasserpflanzen, nur noch dicker und gedunsener. Für jeden Fremden schon war es ein gräßlicher Anblick, der noch durch die breite Kopfwunde gesteigert wurde, wie viel mehr für die Tochter?

Settchen aber, von dem Wahne befangen, daß sie sich abermals vor einem Blendwerke, einer leeren Täuschung erschrecke, fragte die Leute, „ob sie auch die Leiche im Wasser sehen könnten."

„Diesmal, armes Mädchen", sagte der Bürgermeister, „ist es leider volle Wirklichkeit. Der Körper da gehört deinem Vater an und die Wunde am Kopfe gibt ein unläugbares Zeugniß, daß er erschlagen worden ist; vielleicht erschlagen um seines Geldes willen. Doch werden wir das sehen, wenn die Leiche untersucht worden ist."

Bei diesen Worten verlor Settchen ihre Sinne; mitleidige Hände brachten sie von dem Orte des Schreckens hinweg auf ihr Stübchen und die alte Magdalena kam, um sie zu pflegen und zu trösten. (Fortsetzung folgt.)

Ein bayerischer Veteran.

Passau, am 9. März. Immer seltener und vereinzelnter werden nun uns die ehrwürdigen Ueberreste jenes großen Heeres, das in den Tagen, wo Deutschlands Nationalgefühl mit neuer junger Kraft gegen fremde Drängerei siegreich in die Schranken trat, jene großen Schlachten kämpfte, die ewig glorreich in der Geschichte unsers Vaterlandes leuchten. Auch heute galt das Geläute der Trauerglocken dem Hinscheiden und dem Andenken solch eines Edlen aus der vergangenen Zeit, der die Erinnerung an jene Tage in seinen vernarbten Wunden mit in unsere Zeit und mit sich in's Grab nahm, dem Herrn

Anton Stiegler,

1791 in der Pfarrei Tiefenbach geboren und getauft, kam er 1812 zum Militär, in einer Zeit, wo ganz Europa unter den Fußtritten des ersten Napoleon seufzte und in Ketten lag. — An dem großen Zuge gegen Rußland theilnehmend, ward er in dem Gefechte bei Smolensk gefangen, wobei ein russischer Soldat mit dem eisenbeschlagenen Gewehrkolben derart ihn auf die Brust stieß, daß die Folge davon in einem ungewöhnlich anstrengenden

Husten das ganze Leben hindurch ihm blieb und auch die Ursache seines Todes war.

Aus dieser Gefangenschaft kam er unter mannigfachen mitunter sehr bittern und schmerzlichen Schicksalen zu seinem Heere zurück und nahm dann als Korporal im ersten Infanterie-Regimente unter anderm Theil an der Schlacht bei Hanau, und dann an der Schlacht bei Brienne, wo er durch muthige Tapferkeit bei Erstürmung des Dorfes Roney sich derart auszeichnete, daß er die goldene Militärverdienstmedaille erhielt.

Im Thatenbuch ist Nachstehendes enthalten:

Korporal Anton Stiegler zeichnete sich beim Sturm auf Roney am 2. Februar 1814 unter Allen aus.

Als die 1. Grenadier-Compagnie im Sturm vordrang, war er immer an der Spitze, er ermunterte die Leute und feuerte selbst, bis er durch einen Streifschuß am Kopfe und einige Minuten darauf durch einen Schuß in die linke Hand verwundet wurde. Er konnte dadurch sein Gewehr nicht mehr laden, und nicht mehr feuern, und viele Andere würden in seiner Lage, ohne daß sie der geringste Vorwurf getroffen hätte, zurückgegangen sein. Er aber blieb nicht nur im Gefechte, sondern rief im Gegentheile den zunächst um ihn befindlichen Kameraden zu: Ich habe schon zwei Wunden, es thut aber nichts, nur voran! Wir müssen Meister des Dorfes werden ꝛc. bis er endlich einen dritten Schuß, der ihm die Kniescheibe des linken Beines zerschmetterte und gleich darauf einen vierten unter dem vorigen erhielt. Durch die vielen Wunden und den großen Blutverlust entkräftet, mußte er der Gefahr des starken Kleingewehrfeuers entzogen werden. Aber auch hier bewies er noch, wie weniges ihm um seine Person und wie sehr um die allgemeine Ehre und das allgemeine Beste zu thun war, indem er sich bloß von zwei Mann fortschleppen ließ.

In seinem ferneren Leben als k. Unteraufschläger während 17 Jahren und später als Landgerichtsdiener während weitern 17 Jahren zeichnete er sich durch Berufstreue aus und wurde Krankheits halber am 13. Februar 1855 unter Bezeugung allerhöchster Zufriedenheit in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Wer den Edlen in seiner Familie und im Verkehr mit Andern gekannt, hat ihn schätzen und lieben gelernt. In seinen vielen und durchaus sehr schmerzvollen Krankheiten betrug er sich mit musterhaft christlicher Geduld.

Rührend war der Abschied, den er von seinen Kindern nahm und der letzte Segen, den er ihnen einzeln gab. — Im vollen Bewußtsein bis zur letzten Stunde starb er geduldig und hoffend, versehen mit den hl. Sterbsakramenten, umgeben von seiner ganzen Familie am 6. März 1861. An seinem Sarg leuchtet die goldene Verdienstmedaille und die beiden Armeedenkzeichen als Andenken seiner für das Vaterland hingegebenen Jugend und Gesundheit, und trauern 7 Kinder mit ihrer Mutter. Das Leichenbegängniß fand Samstag den 9. März 9 Uhr früh statt. Die zahlreiche Begleitung von Seite aller Freunde und Bekannten sowohl hiesiger Stadt als auch von ferne her, die Anwesenheit des Veteranen-Vereins, der an ihm eines seiner ältesten Mitglieder verlor, und die Vertretung des Offizierkorps vom hiesigen k. Regimente unter der Menge der Trauernden zeugen, daß der Verstorbene weithin im freundlichen Andenken lebte und leben wird.

Königin Marie.

Ein Schifflein seh' ich traurig zieh'n
Vom Mittagsstrande her,
Und eine holde Königin
Blickt sinnend in das Meer.
Ach! eine Thräne perlt schwer
Das Antlitz ihr herab
Und sinket glänzend in das Meer
In's tiefe Wellengrab.

* * *

Was sinnst Du, schöne Königin,
Du aller Frauen Preis?
Was strömen Deine Thränen hin
So kummervoll und heiß?
Sieh die Getreuen um Dich her,
Sieh ihren stummen Schmerz, —
Und drückte Leid Dich noch so schwer,
O blicke himmelwärts.

* * *

Du heldenmüthig Königsreis
Vom stolzen Schyrenstamm,
Du bangtest nicht im Kampfe heiß,
Ein fürstlich Opferlamm;
Du standest muthig einer Saat,
Die Tod und Grau'n gebracht —
Ein Nordstern der bedrängten Stadt
In des Verderbens Nacht.

* * *

Du Heldenweib im Strahlenkranz,
Du Herz, so treu und gut,
Das standhaft in dem wilden Tanz
Getrotzt der Hölle Wuth,
Dich beugt die grimme Rotte nicht,
Die fluchbedeckte Brut;
Im Kampf für Ehre, für die Pflicht
Hast nimmer Du geruht.

* * *

Willst Du verzagen, daß Gewalt
Das Scepter Dir entwand,
Daß Feindes Ruf und Donner hallt
Durch ein bethörtes Land?
Dein Stern, der finstern Wolken wich,
Strahlt doch der Sonne gleich,
Selbst Deine Räuber nennen Dich
An Ruhm und Ehren reich.

* * *

Was prüfend Dir Dein Gott gesandt,
Nimm es geduldig, fromm.
Es bietet Dir ein besser Land
Ein freudiges Willkomm.
Und hat gesiegt das heil'ge Recht
Im jammervollen Streit:
Sei Königin wieder mild, gerecht,
Die Perle Deiner Zeit.

* * *

Drum segle stolz, du Schifflein, hin,
Laß Deine Flaggen weh'n,
Bring deine schöne Königin,
Wo deutsche Banner steh'n;
Da jubelt jede deutsche Brust
Dem Schyrensprößling zu; —
Bring' uns der Bayern Stolz und Lust
Beglücktes Schifflein du!

J. B. Sigl.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 16. März 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	5706	588	21	22	20	—	19	—	—	—	—	2
Korn . . .	1512	1292	14	49	13	37	12	37	—	—	—	7
Gerste . .	6595	1439	13	37	13	7	12	56	—	2	—	—
Haber. . .	2267	218	7	22	6	36	6	11	—	8	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt

zur

Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 12.** Den 25. März. Mariä Verkündigung.

Oesterreichische Kunstzeitschriften.

⊙ Diejenigen Kunstschriftsteller, welche tonangebend bis in die neuere Zeit das Gebiet der mittelalterlichen Kunst beherrschten, gehörten meist Norddeutschland an. Fiorillo (1748—1831) stammt aus Hamburg, auch Waagen (1798), Kugler aus Stettin (1808), Schnaase ist zu Danzig geboren (1798). In Süddeutschland arbeitete der selige General Krieg von Hochfelden sein Meisterwerk über die Militärarchitektur; gegenwärtig ist Baudirektor Hübsch in Karlsruhe mit einem ganz bedeutenden Werke über die Basiliken beschäftigt. Er will uns auf 60 Platten in Groß-Folio, größentheils in Farbendruck, die Grund- und Aufrisse wie die Durchschnitte, die constructiven wie die ornamentalen Details und perspektivische Ansichten der ältesten Basiliken bieten. Bereits sind von dem Prachtwerke sieben Lieferungen erschienen, drei erwarten wir noch. Hübsch füllt damit eine Lücke in der Kunstgeschichte zwischen Konstantin und Karl dem Großen, die bisher keinen würdigen Bearbeiter gefunden, auf das Befriedigendste aus und stellt sich in der Eleganz der Ausstattung neben Salzenbergs Werk über die Sophienkirche in Konstantinopel, wird ebenso umgestaltend und belehrend wirken als Hoffstadt's gothisches Abcbuch und Kallenbach's Atlas mittelalterlicher Kunstdenkmäler, Heideloffs praktische Ornamentik und Mustervorlagen und Hefner-Altenecks kostbares Trachtenwerk.

Der Schwerpunkt kunstschriftstellerischer Thätigkeit in Deutschland ist seit fünf Jahren in Oesterreich. Die k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler hat sich seit 1855 die außerordentlichsten Verdienste erworben. In allen Kronländern sind Conservatoren aufgestellt, deren Zahl 60 übersteigt, der Klerus hat auf alle Weise angeregt, bereits das lebendigste Interesse an der Kunst an den Tag gelegt und wirkt der Centralcommission in jeder Weise in die Hände. Zur Ausstellung mittelalterlicher Kunstschätze im November 1860 schickten die Bischöfe, Klöster und Gemeinden 471 Gegenstände, die Nationalbank überließ ein Lokal, Architekt Fersil besorgte das Arrangement. Die Ausstellung bot ein reiches Bild jeder Kunstübung in den Kaiserstaaten während des Mittelalters*). Das Nationalmuseum in Pesth wird auch eine Ausstellung ungarischer Alterthümer veranlassen. Seit dem 1. Januar 1861 findet zu Lemberg eine ähnliche Schaustellung polnischer Alterthümer statt. Das Reiß'sche Missale steht zur Zeit einzig in seiner Art in ganz Europa. Mit der praktischen Beförderung der alten Kunst hält die wissenschaftliche Forschung gleichen Schritt. Vier Zeitschriften müssen namhaft gemacht werden.

1. Mittelalterliche Kunstdenkmäler des österreichischen Kaiserstaates erläutert von Heider, Eitelberger und Hieser. Die Zeitschrift begann 1855, erschien etwas unregelmäßig in zwangslosen Heften, vollendete 1858 den ersten, 1860 den zweiten Band und ist mit diesem erloschen. Wenigstens nimmt die Vorrede des II. Bandes (1859) von dem Leserkreise rührenden Abschied und empfiehlt für weiteres den Weg der Monographien. Seitdem kam uns kein Heft mehr zu.

*) Der Alterthumsverein in Wien wird dieser Tage dem Kaiser 120 Photographien — die interessantesten Werke der Ausstellung — überreichen.

Die Zeitschrift wurde gegründet, als die Kunstforschung in Oesterreich sehr darniederlag. Sie sollte Bahn brechend jede Gruppe der Kunstthätigkeit im ganzen Kaiserstaate beleuchten und mehr für das kunstliebende Publikum berechnet sein. Die Redaktoren haben viele Opfer gebracht. Der I. Band enthält 36 Tafeln und 108 Holzschnitte, der II. Band 36 Tafeln und 153 Holzschnitte.

Ueber St. Wolfgang, Heiligenkreuz, Salzburg, Kuttenberg, Mailand, Cremona, Zwettel, Trebitsch, Gurk, Wienerisch-Neustadt erfuhren wir sehr interessante Mittheilungen; italienische und deutsche, slavische und byzantinisch-ravennatische Kunst wurde mit gleicher Liebe berücksichtigt. Die Mitarbeiter beschrieben genau, handhabten die Terminologie mit voller Sicherheit, machten einfache aber bestimmte Erklärungen und bereicherten so die Kunstgeschichte in dankenswerthem Maaße. Sie haben auch das Ihrige gethan, daß die Kunstgeschichten der hochfahrend absprechenden Norddeutschen halb unbrauchbar wurden. Stiche und Schnitte sind die schönsten, die man sehen kann. Wir hätten den Forschungen längere Dauer und mehrere Bände gewünscht; Martin-Cahier brachten ihre Mélanges wenigstens auf vier Bände. Die Zeitschrift konnte sich neben den Organen der Centralcommission nicht halten. Dieselbe läßt zwei Zeitschriften erscheinen:

2. Die Mittheilungen zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler u. s. w. Diese Monatsschrift erscheint regelmäßig in 12 Heften das Jahr und ist von Karl Weiß unter des Baron Czörnig Auspicien redigirt. Sie hat den V. Jahrgang vollendet und ist vor Kurzem das 1. Heft des VI. Jahres uns durch die Hände gegangen. Jedes Heft hat drei Druckbogen Text in Großquart, vortreffliche Illustrationen, der Jahrgang kostet 8 fl. 40 kr. Diese Monatsschrift ist jetzt das eigentliche Centralorgan der mittelalterlichen Kunststudien in Oesterreich, wie Didron's Annalen dieses für Frankreich sind (die bereits seit 1844 zwanzig Bände zählen). Als Mitarbeiter der Monatsschrift findet man Weiß, Wocel, Eitelberger, Merklas, Lepkowski, Zingerle; auch Springer, Falke, Lübke, Bock, Schnaase verdienen sich durch Beiträge Gelder. Das erste Heft für 1861 bringt Trachtenstudien von Falke, Notizen über Hohenfurth in Böhmen von Grueber, eine Nachricht über die älteste Benediktinerhandschrift u. A. Die Monatsschrift hat noch eine große Aufgabe vor sich und ein weites Feld zu erobern. Sie darf nicht abschließen, bis sie nicht sämmtliche mittelalterliche Denkmäler des Kaiserstaates beschrieben, geordnet und der wissenschaftlichen Benützung bequem zurecht gelegt hat. —

Neben der Monatsschrift erscheint seit 1856

3. Das „Jahrbuch" unter der Redaktion des Dr. Gustav Heider. Das Jahrbuch ist doppelt getheilt: die eine Hälfte besorgt das Geschäftliche der Centralkommission, macht mit den Conservatoren und ihrer Thätigkeit bekannt und überzeugt uns jedes Jahr, daß die Commission segensreich wirkt: Eine zweite Abtheilung enthält jedesmal gelehrte Abhandlungen. Die V Jahrgänge brachten uns bisher 28+43+42+34+17 Tafeln und 26+156+177+91+116 Holzschnitte. Klassisches Alterthum wie Mittelalter wird hier gepflegt: Eitelberger, Camesina, Essenwein, Weiß, Sacken, Arneth, Wocel, Sava, Ankershofen müssen als

die fleißigsten Mitarbeiter genannt werden. Ungarn, Siebenbürgen, Salzburg, Oesterreich ob dem Wienerwalde, Kärnthen, Venedig, Dalmatien sind im Jahrbuch in ihren Denkmälern eingehend besprochen. Die Ausstattung des Jahrbuches ist nicht minder glanzvoll.

Zu erwähnen sind noch

4. Die Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien; bis jetzt zu vier Bänden angewachsen. Sphragistik, Numismatik und die kleinere Archäologie finden hier ihre Vertreter. (Der Alterthumsverein ist der rührigste und der geistreichste unter den Wiener Vereinen.) Der IV. Band spricht über den Altaraufsatz zu Kloster-Neuburg. Derselbe ist anerkannt das bedeutendste Emailwerk des Romanicismus in Europa, stammt aus den Rheinlanden und wurde im XII. Jahrhundert gefertigt. Heider und Camesina erklären Technik und Bedeutung zu voller Befriedigung. Auch hier sieht sich Heider veranlaßt, dem Leichtsinn und der Willkühr des schreiberischen Ernst Förster zu München sehr energisch zu begegnen und ihn zu einiger Gewissenhaftigkeit zu ermahnen.

Diese vier Zeitschriften haben seit fünf Jahren eine außerordentliche Fülle von Kunstdenkmälern aller Art der Vergessenheit entrissen, an allen den Maßstab wissenschaftlicher Kritik angelegt, haben Grundlagen gegeben, auf welchen sich ein wissenschaftliches Gebäude erheben kann, sie haben das Interesse am Mittelalter populär gemacht, auf tausend Punkten angeregt, und einen ununterbrochenen wissenschaftlichen Verkehr ermöglicht. Sie leisten mehr als das Kölnische „Organ", der Nürnberger „Anzeiger" und der schwäbische „Kirchenschmuck."

Die Rheinländer, die Schwaben, die Franken und die Oesterreicher besitzen ihre Kunstorgane. Wann werden sich die Bayern eines schaffen, das seiner hoher hohen Stellung, die es in der Kunstgeschichte einnimmt, würdig ist?

Die Gänsehüterin.

(Fortsetzung.)

Von der entgegengesetzten Seite nahte sich jetzt der Jäger Leopold; die vielen Menschen am Teiche waren ihm durch dichtes Laubwerk und hohes Schilfrohr verdeckt, bis er um die Ecke bog und er sich nun plötzlich zwischen ihnen befand.

Ein schneller Blick seines unstäten Auges sagte ihm sogleich, was geschehen war. Auf die Leiche starrend, war es nicht anders, als versetze ihm eine unsichtbare Hand einen Schlag, denn er taumelte zurück, und verwickelte seine Füße in dem Gedörne.

„Erkennt Ihr den Menschen im Wasser?" fragte der Bürgermeister.

„Wie sollte ich ihn nicht kennen", lallte Leopold, „es ist Franz Kuller, Settchens Vater. Aus welchen Gründen mag der in das Wasser gesprungen sein?"

„Er ist nicht hineingesprungen", entgegnete der Beamte, „sondern hineingeworfen worden. Seht Ihr die breite Wunde am Kopfe und das durchgerissene Tuch am Arme? Wahrscheinlich war das an einen Stein festgebunden, der den Körper bis heute in der Tiefe hielt."

„Das ist sein eigenes Tuch", sprach Leopold, „ja es ist sein Tuch, der Mörder wird nicht so dumm gewesen sein, ein anderes zu gebrauchen."

Der Bürgermeister schickte zwei Leute ab, um im Dorfe eine Bahre zu holen.

Leopold, dessen Zähne hörbar klapperten, wollte sich mit ihnen entfernen, aber der Bürgermeister bat ihn zu bleiben, um die Leiche aus dem Wasser heben zu helfen.

Da lief dem Jäger ein kalter Schauer über den Leib; mit Händen und Füßen wehrend, rief er aus: „Um Gotteswillen, muthet mir das nicht zu; ich könnte es nicht für ein ganzes Königreich!" Und fort war er.

Zwei herzhafte Männer machten sich unterdeß an's Werk, die Leiche aus dem Wasser zu ziehen und legten sie im Schilfe nieder. —

Jetzt erst bemerkte man einen Umstand, der bis dahin Jedem entgangen war: Drohend, wie zur Anklage bereit, hatte der Todte den einen Arm in die Höhe gerichtet und hielt zwischen den geschlossenen Fingern einen dunkelgrünen Gegenstand.

„Was ist das?" fragte der Bürgermeister. Der Polizeidiener trat näher, nahm den Gegenstand aus der starren, noch im Tode festhaltenden Hand und sprach: „Es ist ein Stück Tuch! Wahrhaftig ein Stück Tuch! Beim Himmel, er hat es seinem Mörder im Kampfe um Tod und Leben aus dem Rocke gerissen."

An diese Entdeckung knüpften sich natürlich allerlei Muthmaßungen und Folgerungen, wovon die eine noch abenteuerlicher war als die andere.

Der Bürgermeister aber meinte die Untersuchung werde schon Alles in's helle Licht stellen, die Leute sollten sich einstweilen die Köpfe nicht zerbrechen.

Der Zug mit dem Todten ging langsam über den Damm; von Groß und Klein gefolgt ward die Leiche, die Niemand in seinem Hause aufnehmen wollte, im Spritzenhause niedergesetzt, welches den ganzen Tag über von Neugierigen aus dem Dorfe und der Nachbarschaft vollständig umlagert ward.

Am Abende dieses verhängnißvollen Tages kam Leopold leise herbeigeschlichen und klopfte an Settchens Kammer. Er war blaß und verstört, und hatte auf die herzzerreißenden Klagen der Braut kein einziges Trostwort. „Laß uns fliehen", sprach er, „ehe der Morgen tagt, wollen wir über der Grenze sein."

„Fliehen", fragte sie erstaunt. „Warum sollten wir fliehen?"

„Weil es Menschen gibt", gab er zur Antwort, „welche im Stillen den Verdacht auf dich werfen — ja auf dich, armes Kind!"

„Leopold", antwortete sie mit Entrüstung, „ich glaube nicht, daß es einen Menschen auf der Welt gibt, der mich wirklich einer solchen That für fähig halten könnte. Wenn aber auch, so wird die Untersuchung zeigen, daß man mir Unrecht that. Ich fliehe nicht!"

Seine Versuche, sie zum Fliehen zu bereden, wurden dringender, zuletzt stürmisch. Sie aber stellte ihm immer nur das eine Wort entgegen: „Ich fliehe nicht!"

Da Alles vergeblich war, so eilte er in höchster Unruhe hinweg und ließ Settchen in Trauer und Nachdenken zurück.

IV.

Während Settchen Leopold's Ansinnen mit Entschiedenheit zurückwies, saß der Bürgermeister auf seiner Schreibstube und sann über den unbekannten Mörder nach. Es muß ein Mann gewesen sein, der einen grünen Rock trug, sagte er leise vor sich hin. Dann ließ er in Gedanken alle Einwohner des Dorfes Revue passiren und musterte Jeden von den Füßen bis zum Kopfe. Plötzlich sprang er auf und sprach: „Immer wieder derselbe Verdacht; nur Einer, ein Einziger trägt einen grünen Rock, und dieser Eine ist Leopold, der Jäger."

Rasch ergriff er die Schelle, welche neben ihm stand, und klingelte. Der Polizeidiener erschien auf der Schwelle und frug nach seinem Begehren.

Gehe fort zum Schlosse", erhielt er zur Antwort, „und lade den Jäger des Grafen vor, noch heute Abend hierher zu kommen, um in einer wichtigen Sache Zeugniß abzulegen. Wenn er sich sträuben sollte, so wirst du ihn binden und mit Zwang hierherführen. Während er sich fertig macht, wirst du Acht auf Alles haben, was er thut, und mir dann genau Bericht erstatten."

„Wohl, ich werde es ausrichten", antwortete der Sergeant, und schlug den Weg zum Schlosse ein; aber er kam gerade in dem Augenblicke an Settchens Hause vorüber, als Leopold von seinem Fluchtberedungsversuche zurückkehrte.

Der rothe Kragen des Polizeidieners schien ihn unangenehm zu berühren; er suchte demselben rasch zu entschlüpfen, aber der alte Soldat hatte sein Manöver bemerkt, versperrte ihm den

den Weg und sprach: „Der Herr Leopold soll sogleich zum Herrn Bürgermeister kommen, um in einer wichtigen Sache als Zeuge vernommen zu werden.

„Ich weiß von keiner wichtigen Sache etwas“, antwortete er. „Wie kann ich denn als Zeuge vernommen werden?“

„Das sind nicht meine Sachen, kann also auch keine Antwort darauf geben“, sprach der Mann der Gerechtigkeit mit eherner Ruhe. „Kommen Sie, Herr Leopold!“

Der Jäger wollte sich nun mit Gewalt vorbeidrängen und den Polizeidiener auf die Seite schieben, der aber kannte in solchen Dingen keinen Spaß. Mit einem Husch war der Säbel aus der Scheide und die Spitze auf Leopolds Brust. „Weichen Sie noch einen Zoll zurück“, sagte er mit großer Entschiedenheit, „so sitzt Ihnen das kalte Eisen in der Brust. Seien Sie vernünftig, sonst setze ich Ihnen die Daumschrauben an, daß das Blut unter den Nägeln durchbricht. Vorwärts marsch!“

Nothgedrungen mußte er vorgehen, und der Sergeant folgte ihm mit grimmigem Blicke und blankem Säbel.

Wie es der Bürgermeister mit Settchen gethan hatte, so unterwarf er auch Leopold einer Reihe von Fragen:

„Wann haben Sie den verstorbenen Franz Kuller zuletzt gesehen?“

„Den Tag vor seiner projectirten Abreise, als er mit seiner Tochter von den Abschiedsbesuchen zurückkehrte.“

„Standen Sie mit Kuller in freundschaftlichem oder feindlichen Verhältnissen?“

„In einem freundlichen, denn er wollte mir seine Tochter zur Frau geben.“

„Man hat mir gesagt, er habe sie Ihnen nicht geben wollen.“

„Da er todt ist, so kann man ihn nicht mehr fragen.“

„Haben Sie den Kuller nicht vor Ihrer Abreise nach dem Elsaß in dem Wasser liegen sehen?“

„Nein, aber Settchen erzählte mir einmal, sie habe ihn gesehen. Sie wußte also schon vorher, wo die Leiche war. Wie sie zu dieser Wissenschaft kam, kann ich nicht sagen.“

„Was meinen Sie damit? Wollen Sie sagen, daß die Tochter von dem Morde Kenntniß habe, oder gar dabei betheiligt sei?“

„Ich habe das nicht gesagt, sondern mich nur gewundert, daß sie eher als irgend Jemand Kenntniß von der Leiche hatte.“

„Wie heißt der Oheim, den Sie im Elsaß beerbten?“

Der Jäger stockte eine Weile, dann sagte er rasch: „Schmidt hieß er.“

„Man hat Sie vorher nie von diesem Oheim sprechen hören; auch sind Sie ja nicht aus dem Elsaß zu Hause.“

Leopold schwieg.

„Was hatten Sie an dem Tage, an welchem Sie Kuller zuletzt sahen und sprachen, für einen Rock an?“

„Einen grauen Rock.“

„Wußten Sie, daß Kuller all sein Geld bei sich trug?“

„Nein, ich wußte es nicht; ich glaubte vielmehr, er habe es zu Hause. So sagte mir wenigstens Settchen, und sie setzte hinzu: Wahrhaftig, ich wäre im Stande, ihm das Geld heimlich hinwegzunehmen, dann hörte das Abreisen auf.“

„Halten Sie das Mädchen für fähig, so etwas zu thun?“

„Sie ist meine Braut, darum kommt es mir nicht zu, etwas Schlimmes über Sie auszusagen.“

„Sie müssen als Zeuge die ganze Wahrheit sagen, ohne Furcht und Ansehen der Person.“

„Nun denn, wenn ich es sagen muß, so darf ich auch nicht verschweigen, daß sie den Vater haßte, weil er sie zum Auswandern zwang.“

„Sie halten also Settchen für boshaft genug, den Mord begangen zu haben?“

„Ich will das nicht gerade behaupten, aber ich habe die Wahrheit gesagt.“

„Kennen Sie dieses Stückchen Tuch? Der Todte hielt es in den Händen, als er aus dem Teiche gezogen wurde.“

Beim Anblicke dieses wollenen Läppchens griff Leopold nach der Brustgegend seines Rockes, wurde kreidebleich und stotterte: „Ich habe es nie gesehen!“

„Es sind Anzeichen vorhanden, welche mir die Pflicht auflegen, Sie einstweilen in Gewahrsam zu nehmen. Sie scheinen etwas Bestimmtes über den Mord zu wissen, und haben insbesondere eine Person verdächtigt, welche dem Verstorbenen am nächsten stand, seine Tochter. Halten Sie nun diese Beschuldigungen noch fest, so muß ich auch sie einziehen lassen.“

Leopold senkte den Kopf und schwieg.

Der Bürgermeister befahl dem Sergeanten, ihn abzuführen. Dann begab er sich mit dem Polizeidiener und einigen Dorfbewohnern auf das Schloß und begehrte Eintritt in Leopold's Stube. Hier blieb kein Winkel undurchstöbert; jedes Ding ward von seiner Stelle gelegt oder gerückt, und so fand sich zuletzt auch jener grüne Rock, der Settchen so viel Aerger verursachte.

Der Bürgermeister nahm das Läppchen aus der Tasche und paßte es in das Loch hinein. Und siehe, es füllte die Stelle ganz genau aus, so daß man mit Sicherheit sagen konnte, dieses Läppchen und jener Rock hätten früher zusammengehört und nur durch Anwendung von Gewalt seien sie von einander getrennt worden. Bei einer weiteren Besichtigung fanden sich auch blutige Flecken in dem Rocke, welche durch eine stattgefundene Auswaschung nicht hatten vertilgt werden können.

In einer sorgfältig und mehrfach verschlossenen Schieblade fand sich ein Handbeil vor, dessen Schneide hier und dort ein wenig angerostet und mit einem röthlichen Stoffe bedeckt war. Eine verschlossene Schieblade ist ein seltsamer Aufbewahrungsort für ein Handbeil; um so mehr aber wurde dieses Instrument verdächtig, weil es in Lappen und Papier gehüllt war, was einem Handbeil nur unter besonderen Umständen passiren kann, die nichts mit seiner eigentlichen Bestimmung gemein haben. Diese Hüllen waren ebenfalls dort, wo sie das Eisen berührten, roth, blutig.

In derselben Schieblade fand sich ein goldener Ring, der im Innern mit den Buchstaben A. K. und F. K. bezeichnet war, dann ein lederner Gurt, wie ihn die Handelsleute um den Leib binden, um ihr Geld leichter tragen zu können. In der Mitte desselben hatte der Sattler aus Lederriemchen ebenfalls die beiden Buchstaben F. K. zusammengesetzt.

Der Leser wird hiernach sicher längst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Leopold Settchens Vater ermordete, ihn seines Geldes beraubte und dann die Leiche in's Wasser schleppte. So dachte auch der Bürgermeister und mit ihm alle Diejenigen, denen diese Einzelnheiten bekannt geworden waren. Es kann uns deßhalb nicht befremden, daß Leopold noch in derselben Nacht unter starker Bedeckung in's Stadtgefängniß escortirt wurde.

Kommen wir zu Settchen zurück. Als sie allein war, überlief es sie kalt, daß man einen Verdacht gegen sie, die Tochter schöpfen konnte; aber sie ängstigte sich deßhalb nicht, weil die Anklage zu unnatürlich war. Gern hätte sie aber doch gewußt, wer im Dorfe fähig war, solche Verleumdung auszusprechen und zu verbreiten. Am nächsten Morgen hatte sie wieder ein Verhör zu bestehen, und in diesem kamen Fragen vor, welche unverhüllt auf ihre Thäterschaft, wenigstens auf ihre Mitwirkung hinzielten.

„Ich bitte Sie um des Himmels und seiner Heiligen willen“, sprach sie unter einem Strome von Thränen, „hält man denn mich für die Mörderin?“

„Was mich angeht“, antwortete der Bürgermeister, „so fällt es mir nicht im entferntesten ein, aber es hat Jemand Aussagen gemacht, auf welche hin ich Sie verhaften müßte, wenn ich meiner Pflicht vollständig genügen wollte; aber ich

werde das nicht thuen, sondern nur Ihr Versprechen fordern, daß Sie sich nicht aus dem Dorfe entfernen. Wollen Sie das thuen?"

„Von ganzem Herzen", entgegnete Settchen. Ich werde jederzeit bereit sein, mich sowohl Ihnen, als dem Gerichte zu stellen."

„Gut", sprach der Bürgermeister; „aber nun habe ich noch eine Frage zu stellen, die Sie mir, wie schwer es Ihnen auch vorkommen mag, gewissenhaft beantworten müssen: Ist Ihnen keinmal der Verdacht aufgestiegen, daß Leopold von dem Morde mehr wisse, als er sich den Anschein gibt?"

„Leopold?" fragte sie mit allen Zeichen des Entsetzens. „Wäre es möglich, daß Leopold in einen so furchtbaren Verdacht gerathen könnte? Nein, nein, es ist nicht denkbar?"

„Und doch hat man ihn verhaften müssen", sagte der Bürgermeister, „denn es liegen Anzeichen vor, daß er entweder den Mord allein, oder mit Hülfe Anderer ausgeführt hat."

(Schluß folgt.)

Das Unglück im Berner Bärengraben.

Von dem im „Bund" von Oberst Kurz, der bei den Rettungsversuchen sich auszeichnete, veröffentlichten Berichte über das Unglück im Bärengraben geben wir mit einigen Kürzungen das was darin zur Aufhellung des räthselhaften nächtlichen Unfalls Neues beigebracht ist: „Herr Lorck aus Drontheim in Norwegen, dessen Vater Consul in Hamburg war (seine Mutter soll als Wittwe in Berlin leben), befand sich seit einigen Wochen in Bern. Als gewesener Hauptmann der englischen Fremdenlegion kam er in freundschaftliche Verhältnisse zu jüngeren Mitgliedern des hiesigen diplomatischen Korps. Samstag den 2. März, Abends um 6 Uhr, speiste er mit 2—3 Freunden im Falken. Um 9 Uhr verließen sie den Gasthof, und um 11 Uhr kehrte Herr Lorck mit 6—7 Herren zurück; sie blieben bis gegen 2½ Uhr auf seinem Zimmer. Alle gingen zu dieser Zeit mit einander fort. Zwischen 3 und 3½ Uhr Nachts begab sich Herr Lorck mit einem jungen Engländer zum Bärengraben. Daselbst beinstigte er sich damit, auf das Geländer zu steigen, wovon ihn sein Begleiter abzuhalten suchte. Auf einmal machte er einen Sprung über das eiserne Geländer; der Sprung mißlang, er konnte das Bord auf der innern Seite mit den Füßen nicht erfassen und stürzte in den Graben, wo er betäubt liegen blieb. Er hatte sich im Fallen nicht unbedeutend am Kopfe verletzt. Sein Begleiter eilte zum Hause hinter dem Graben, klopfte daselbst an und rief um Hülfe. Da er Niemand fand, so eilte er die Stadt hinauf, ohne vorher in der unmittelbaren Nähe Hülfe zu suchen, und weckte einige seiner Freunde. Als dieselben sich angezogen hatten und zu ihm auf die Straße hinuntergestiegen waren, begab er sich in der Nähe zu drei Bäckergesellen, welche bereits an der Arbeit waren. In der größten Unruhe suchte er ihnen begreiflich zu machen, was vorgefallen; sie verstanden aber nichts, als das Wort „herabgefallen", doch folgten sie ihm nach anfänglichem Weigern. So kamen die sechs Personen zum Graben. Im Vorbeigehen rief einer der Bäckergesellen dem Landjäger, welcher bei der Brücke stationirt ist, der zwar vorher einigen Lärm gehört, aber, wie auch andere, geglaubt hatte, es sei ein gewöhnlicher Nachtlärm. Ein Anderer eilte zum nahe liegenden Klösterliwirthshause und weckte die Stallknechte. Seit dem Sturze waren mindestens 20 Minuten vergangen. Sie fanden Herrn Lorck aufrecht im Graben stehen. In diesem Augenblick kam der Bär, welcher bisher ruhig in seinem Stall geblieben war, aus demselben und näherte sich langsam. Herr Lorck hielt denselben mit seinem Hut und Regenschirm ab; seine Freunde warfen von oben herunter dem Bären Hüte, Kleider, Leintücher u. s. w. an den Kopf, womit sie ihn eine Weile fern hielten, aber auch reizten. Einer der Bäckergesellen stieg auf die Zwischenmauer hinunter, welche beide Zwinger des Grabens von einander trennt, reichte dem Unglücklichen die Hand und versuchte ihn heraufzuziehen. Leider fehlte demselben die Kraft, zweimal ließ er die Hand wieder fahren. Nun knüpften seine Freunde Kleidungsstücke zusammen und versuchten, ihn damit heraufzuziehen; unglücklicher Weise zerriß der Stoff, Lorck fiel wieder in den Graben, und zwar der Länge nach auf den Boden. Der Bär, welcher bis zu diesem Augenblick ruhig gewesen war, ging nun auf ihn los, nahm ihn unter seine Tatzen und rollte ihn im Graben herum. Der Stallknecht vom Klösterli, welcher in diesem Augenblick ein Seil brachte, kam zu spät. Die Freunde des Unglücklichen glaubten nun keine andere Rettung mehr möglich, als wenn der Bär erschossen werden könnte. Der Begleiter, welcher mit Herrn Lorck bis zum Bärengraben gegangen war, eilte auf's Neue die Stadt hinauf, dießmal, um auf der Landjägerhauptwache Hülfe und namentlich Schießgewehre zu holen. Die Hauptwache ist vom Bärengraben ziemlich weit entfernt. Er war, ohne Rock und Hut, in einem Zustand fürchterlicher Aufregung. Die Landjäger, welchen er sich überdieß, da er nicht deutsch spricht, nicht recht verständlich machen konnte, hielten ihn anfänglich für wahnsinnig; er wollte immer die Gewehre wegnehmen, was ihm aber verwehrt wurde. Der Postenchef weckte nun mehrere Landjäger und sandte sie mit ihm. Da jedoch schon oft der Posten von Muthwilligen allarmirt worden war, so gab er ihnen den Auftrag, auf ihn Acht zu geben, und ihn zu arretiren, wenn seine Angaben sich nicht erwahren würden. Der junge Engländer, welchem dieß Alles viel zu langsam ging, wollte voraneilen. Nun glaubten die Landjäger, er wolle wirklich Reißaus nehmen, und arretirten ihn. Das Mißverständniß löste sich erst, als einer seiner Freunde, der den Bärengraben ebenfalls in der Absicht verlassen hatte, gewaffnete Hülfe zu suchen, herzukam. Es folgten nun noch einige Landjäger, worunter einer mit seinem Gewehr. Im Hinuntergehen schleppten die Landjäger eine Leiter mit, welche sie bei einer Baustelle wegnahmen. Als sie beim Bärengraben ankamen, mußten sich die Freunde des Unglücklichen selbst überzeugen, daß er bereits empfindungslos oder todt war. Diese zweite Periode des Ereignisses dauerte wieder mindestens 25 Minuten." Nun folgt Bekanntes: warum der Landjägerposten nicht schießen konnte, die Heraufholung des Leichnams u. s. w. Schließlich bemerkt Oberst Kurz: „Es gibt Ereignisse, wo Alles verhängnißvoll und selbst die Rettung, welche so leicht erscheint, unmöglich ist. Ein solcher Fall ist der genannte. Die erste halbe Stunde, wo die Rettung leicht gewesen wäre, ging unbenützt verloren. Wäre zur rechten Zeit irgend ein Mann benachrichtigt worden, welcher die hiesigen Verhältnisse kennt und z. B. weiß, wo die Brandleitern liegen, es hätte Alles gut kommen können, aber es sollte nicht sein."

Bacon von Verulam.

„Wer von der Philosophie bloß nippte, den führt sie von Gott ab:
Bis auf die Neige geleert führt sie nur wieder zu Gott."

Eremita Jenchovensis.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 23. März 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4524	596	21	23	20	23	19	24	—	23	—	—
Korn . . .	1441	1374	14	28	13	31	12	40	—	—	—	6
Gerste . .	6802	1880	13	16	12	51	12	38	—	—	—	16
Haber. . .	2232	114	7	24	6	39	6	10	—	3	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. | Nro. 13. | Den 1. April. Hugo.

Abbé Migne.

⊙ Der unermüdet thätige Abbé von Petit-Montrouge hat nun den cours complet de patrologie vollendet. Es sind 326 starke Quartbände geworden; 217 Bände kommen auf die lateinischen Kirchenväter der ersten zwölf Jahrhunderte, von Tertullian bis Innozenz III.; die andern 109 enthalten die griechischen Väter und Scriptoren von Barnabas bis Photius. Sämmtliche Bände sind stereotypirt, der Satz ist vorhanden, damit, wenn etwa ein Werk ausverkauft ist, sogleich wieder nachgedruckt werden kann. Dieß kann nur in einem Institute geschehen, wo wie in Petit-Montrouge in einem Gebäude die Buchhandlung, die Druckerei, Schriftgießerei, Stereotypie, Buchbinderei und verwandte Zweige vereinigt sind.

Noch fehlt das Register zum ungeheuren Werke. Dasselbe wird 12 Bände umfassen. Um es zu fertigen waren 5 Jahre lang 50 Menschen beschäftigt; es kostet die Anschaffung 500,000 Franken; sämmtliche 326 Bände sind 210mal in verschiedener Weise analysirt worden. Zu jedem Bibelvers vom ersten der Genesis bis zum letzten der Apocalypse sind alle Stellen angeführt, wo derselbe in den Schriften der Väter commentirt ist. Der Fleiß und die Ausdauer, mit der man daran gearbeitet, nimmt unsere Bewunderung mit Recht in Anspruch.

Die Folge der Kirchenväter ist großentheils chronologisch; die Abdrücke ihrer Schriften und Werke sind nach den besten Editionen und mit Vergleichung von Handschriften geschehen, das seit den Zeiten der Mauriner neu Aufgefundene wurde benützt, Varianten, Noten, Einleitungen und interessante Dissertationen begleiten den Text.

Der gelehrte Abbé hat sich durch sein preiswürdiges Unternehmen das größte Verdienst um die katholische Wissenschaft erworben. Jedem Kleriker, jedem Theologen ist es sofort möglich, um geringen Preis die Lieblingsautoren des christlichen Alterthums in seine Bibliothek zu stellen. Convente und größere Institute haben in der ganzen Sammlung eine vollendete theologische Bibliothek. Das Format ist bequemer als das aller bisherigen Väterausgaben.

Die Migne'schen Ausgaben haben auch ihre Schwächen. Nicht immer wurden die besten Handschriften bei der Herausgabe benützt; eine strengere Kritik wird von Anfang herein gewünscht, die Druckfehler sind erklecklich und den Satz möchten wir oft sauberer sehen. Aber wo entspricht ein derartiges Unternehmen je allen Anforderungen, wo bleibt der vergleichenden Kritik nichts zu wünschen übrig? Erscheinen doch auch die Monumenta Germaniae in allzu hoffährtigem Format und scheinen nur für die Aristokraten da zu sein; wie kränkelt das Neulatein ihrer Einleitungen und wie viel ist unnöthig abgedruckt?

Der geistliche Herr von Montrouge hat seit Erfindung der Buchdruckerkunst das Großartigste in derselben geleistet. Er als einzelner Mann hat die ungeheure Leistung vollendet: die Regierung hat ihn nicht unterstützt, kein Orden, keine Gesellschaft ist ihm beigestanden. Seine That wird ewig glänzen in den Annalen der Literaturgeschichte. (Er ließ außer der Patrologie auch noch die theologische Encyclopädie in 70—80 Bänden drucken.)

Vor Migne erfreute sich Mansi, Erzbischof von Florenz († 1765) des Ruhms, die meisten Drucksachen unter allen Sterblichen besorgt zu haben. Man hat von Mansi die 31bändige Conciliensammlung, welche die geschätzteste von allen ist; ferner die 38bändige Ausgabe der Annalen des Baronius-Raynald-Pagi; die mehrbändige Moralbibliothek.

Die Bollandisten brachten es mit ihrem Riesenwerk der Heiligenleben, in der alten Folge auf 53 große Bände; die neue Redaktion (P. P. Boone, Vandermooren, Koppens und v. Hecke) fügte bereits einige Bände dazu.

Muratori's gesammelte Schriften fassen 48 dicke Bände in der Venediger Ausgabe von 1790—1810. Kardinal Mai ließ — er der einzelne Mann — 36 ziemlich stattliche Quartanten drucken — es hat mancher, der über ihn aburtheilt, in seinem Leben kaum so viel gelesen. Die bibliotheca magna patrum zählt 17 Bände, die bibliotheca maxima 30 Folianten. —

Gegenüber diesen großartigen Druckunternehmungen und Editionen katholischer Priester und Ordensmänner erscheinen die berüchtigten Magdeburger Centurien, die man meist in 8 Bände bindet und selbst das Pertz'sche Unternehmen der Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen, von welchen wir den 17. Band nächstens erhalten werden, nicht allzu bedeutend und keineswegs als „einzig dastehend."

Wir wünschen Herrn Abbé Migne, daß der Tag bald heraufkomme, da auch die Registerbände zu seinem Riesenwerk vollendet sind: er wird der schönste seines Lebens sein. Möge der Klerus aller Länder von den Ausgaben fleißigen Gebrauch machen, um allzeit das doppelschneidige Schwert der Wissenschaft muthig handhaben zu können.

Ueber die Oekonomie der Schullehrer.

(Von einem Schullehrer aus der Donaugegend.)

⁂ Ueber diesen Gegenstand wird unter dem Lehrerpersonale viel debattirt und hin- und hergestritten. Während einige Lehrer alles Heil in der Oekonomie zu finden wähnen, verwerfen Andere selbe als ein für einen Lehrer höchst unpassendes Geschäft, gänzlich. Beide Ansichten sind unrichtig, und auch hier ist die goldene Mittelstrasse die beste.

Eine kleine Oekonomie ist für einen Lehrer auf dem Lande, wo er selbst gegen baare Bezahlung seinen Bedarf an Milch, Butter, Schmalz ꝛc. ꝛc. im kleinen Quantum nicht zu bekommen weiß, wohl etwas sehr Gutes; zu viele Oekonomie, ist aber weder vortheilhaft noch empfehlend. Lohnender mag dieselbe freilich für einen solchen Lehrer sein, dem seine Gebäulichkeiten erlauben sich die erforderliche Dienstbotenzahl zu halten und den nöthigen Mähnstand anzuschaffen. Wo dieses nicht der Fall sein kann, ist wohl eine starke Oekonomie das Schlechteste was es für einen Schulmann geben kann.

Der Lehrer, als Hans, muß nun selbst Hand an die Arbeit legen und nachholen, was er als Hänschen zu lernen nicht Gelegenheit hatte. Er muß die Sense, Sichel, den Dreschflegel ꝛc. handhaben lernen, und überhaupt seine ganze Aufmerksamkeit der Oekonomie widmen. Dadurch geht die Liebe zum Schulhalten verloren, die Kirche verliert nach und nach ihr freundliches und reinliches Aussehen, die Gemeindeschreiberei

wird nur schlenderisch betrieben und seine weitere Fortbildung geräth in Steckung — d. h. mit einem Worte: „Er verbauert.“ Hiedurch aber büßt er nothwendig die Achtung und das Zutrauen seiner Vorgesetzten ein, und die Bauern halten ihn für einen Mann ihresgleichen.

Besonders bei der Heu- und Getreideernte, wo er selbst in mancher Lage gegen gute Bezahlung keinen Menschen zu bekommen weiß, geht es ihm sehr übel. Er muß entweder zusehen, bis die übrigen Dorfbewohner ihre Früchte eingeheimst haben, oder er muß vor der Reife mit seiner Ernte beginnen. Die größern Grundbesitzer haben zu dieser Zeit selbst viel zu thun, die Kleinern aber können, selbst mit dem besten Willen, nicht viel helfen. — Gesetzt auch, der Lehrer hat eine ökonomiekundige Frau; allein dieselbe muß kochen, andere Hausarbeiten verrichten, hat öfters kleine Kinder, ist in gesegneten Umständen, oder liegt gar im Wochenbette. Das Schul- und Meßnerhaus allein stehen zu lassen, ist wiederum nicht rathsam, da man nicht wissen kann, ob nicht eine eilige Provisur angesagt wird, oder gar das Signal zu einer aufgehenden Feuersbrunst gegeben werden muß. Der Lehrer hat etwa auch noch eine alte lebenssatte Mutter. Nun müssen sich deren erschlaffte Sehnen noch verjüngen und deren morsche Beine jugendliche Kraft annehmen, um ihren Sohn oder Schwiegersohn aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Durch diese Anstrengung wird sie aber krank; es kommt der Doktor und auch der Apotheker sendet seine Rechnung; so werden die Kosten größer, als der Nutzen ihrer Arbeit.

Ebenso erbärmlich geht es dem Lehrer bei der Bauzeit. Er ist indeß wirklich so glücklich einen dienstgefälligen Nachbarn gegen honorable Bezahlung ausfindig zu machen; allein dieser kann mit dem Anbaue der Lehrer'schen Felder erst dann beginnen, wenn seine eigenen Saaten bereits aufgegangen oder Schuh lang gewachsen sind. Durch diese Zögerung geräth der Lehrer immer mit den Nachfrüchten in Nachtheil, da diese ihre erforderliche Reife selten, oder gar nicht mehr erlangen können. Alle diese höchst mißlichen Verhältnisse sind unter Gottes Beistande, unter Sorgen und Kümmernissen, so wie unter großen Auslagen überwunden, und die heranrückende Ernte verspricht reichlichen Ertrag, da ja die Oekonomie den dritten oder gar halben Theil seines fassionsmäßigen Einkommens ausmacht. Aber ach! es kommt eine regnerische Zeit. Das Wasser steigt von Minute zu Minute, und tritt endlich gar aus seinem Bette. Der Bauer reißt über Hals und Kopf nach Hause was er noch erwischen kann. Der Lehrer, dem an Mähnstande gebricht, nimmt den Schubkarren, dessen Frau aber die Kürbe, und suchen auch noch zu retten, was zu retten ist. Dieß hilft aber selten mehr viel. Der Lehrer muß dem Elemente lassen, was es hat und will, und kann sich nur damit trösten, daß ihn Gott einst in der andern Welt reichlicher dafür belohnen werde.

Meiner Ansicht nach, soll sich die Oekonomie eines Lehrers höchstens auf die Haltung von zwei Kühen beschränken. Die übrigen Grundstücke sollen verkauft, der Ertrag fundirlich angelegt, und die Zinsen dem Lehrer verabfolgt werden. Hiedurch gewinnt er mehr Zeit, seinen Geschäften in der Schule, Kirche, Gemeindeschreiberei und eigener Fortbildung obliegen zu können und wie ich glaube: „Ein viel günstigeres Aussehen in der Schullehrer-Welt würde kommen.“ Genug hievon! Z.

Herr Professor Dr. Höfler hat, wie der „Lumir“ mittheilt, in einem gemischten Kodex der Prager Universitäts-Bibliothek ein höchst interessantes von der eigenen Hand des Johannes Hus geschriebenes Fragment aufgefunden, aus welchem unter Anderm hervorgeht, daß Hus ein eigenes Tagebuch führte, das er vor seinem Todesgange einem der in Konstanz anwesenden Böhmen übergab.

Auf das allzufrühe Hinscheiden des

Herrn Nicolaus Lüttich,

ehemals k. Landgerichts-Assessors zu Burghausen.

† zu Wasserburg den 11. März 1861.

Wir sah'n mit Kummer welken Deine Wangen,
Dein Jugendlicht vom Todeshauch durchzittert,
Und doch hat uns die Kunde tief erschüttert,
Daß Du hinab zur Grabesnacht gegangen.

Wie liebvoll Alle wir an Dir gehangen,
Ist Allen nun der Freude Kelch zersplittert;
Ein einzig Kleinod bleibt uns unverwittert:
Dein sanftes Bild, mit Freundestreu umfangen.

Die Guten führt nach einer frommen Sage
Ihr Engel früh ins Reich der ew'gen Klarheit,
Drum ward auch Dir so zeitig die Erfüllung;

Drum stieg Dein Geist schon jetzt aus der Umhüllung
Empor zum Quell des Lichtes und der Wahrheit,
Und läßt den Staub zurück im Sarkophage.

Σ.

Bayern. △ München, 31. März. Ein Ausschreiben des Ordinariats des Erzbisthums München-Freising ist gegen die Schrift „Papst Pius IX., eine nach dem Leben gezeichnete Biographie von Pesinier“, gerichtet, welche wieder als eines jener schmählichen Libelle angeboten wird, die heut zu Tage unter verschiedener Anregung und Protektion so üppig aufwuchern. Das betreffende Ausschreiben verweist darauf, daß kein Zeitraum der Geschichte intensivere Anstrengung und berechneteren Aufwand für die Zwecke des Umsturzes der auf dem Felsen Petri ruhenden Kirche darbietet, als die Gegenwart, daher allen Priestern der Erzdiöcese die Pflicht um so dringender in's Gedächtniß zu rufen ist, des Wächteramtes im Hause Gottes mit besonderer Treue zu pflegen, die anvertraute Heerde vor den Schlangen wie vor den Wölfen zu sichern und zur Erfüllung der wichtigen Aufgabe unserer heiligen Kirche sich um so fester zu schaaren, je mehr sich die Aussicht öffnet, daß Hirten und Heerden hiefür schwere Proben zu bestehen haben.

München, 29. März. Der Adjutant des Gendarmerie-Korps-Kommandos, Hauptmann Pfistermeister, erhielt den Auftrag zu einer Mission nach Wien, Berlin und Brüssel, um Erhebungen über die Organisation und Dienstespflichten der Gendarmerie in Oesterreich, Preußen und Belgien vorzunehmen. Es scheint somit dem längst schon dringendst gefühlten Bedürfnisse einer Reorganisation der bayerischen Gendarmerie Rechnung getragen zu werden.

Das Münchener kgl. Hofbräuhaus hat während der abgelaufenen Finanzperiode durchschnittlich pro Jahr 26,252 Gulden Reingewinn abgeworfen. (Jedenfalls eine erkleckliche Mannsnahrung.)

Landshut, 1. April. Laut magistratischer Bekanntmachung beginnt vom April an die Schranne Morgens 7 Uhr.

, Hörmannsdorf bei Landshut, 30. März. Gestern am hl. Charfreitag wurde dahier bei Franz Hundhammer der erste junge Bienenschwarm gefaßt, was gewiß im Monat März noch selten geschehen ist.

† Deggendorf am Charsamstag. Diese Tage sahen wir in unsrer Gnadenkirche ein neues, ganz zierliches hl. Grab aufgerichtet. Es stellt im untern Theile das Felsengrab des Herrn dar in einem Blumengarten, im obern Theile einen gothischen Tempel, worin das Allerheiligste ruht. Die Zeichnung hiezu verdanken wir dem bekannten Kunstmanne, Herrn Direktor P. Ildephons von Metten.

Auch wurde gestern Abends zu Ehren des im Grabe ruhenden Heilandes von dem hiesigen Liederkranze die sieben Worte von Haydn aufgeführt zur allgemeinen Freude der Musikfreunde.

Grafenau, 28. März. Am 25. ds. brach in dem Dorfe Arfenreith, $1\frac{1}{2}$ Stunde von hier, in einem großen Bauern-

hause Feuer aus, das in kurzer Zeit über Stall und Stadel sich verbreitete. Da die Gebäulichkeiten größtentheils von Holz und deren Einrichtung und Vorräthe nicht unbedeutende waren, erhielt das Feuer eine so weithin leuchtende Ausdehnung, daß die ohnehin von solchen Unglücksfällen stark heimgesuchte Gegend in großen Schrecken versetzt wurde. Schnelle Hilfe und günstiger Wind verhinderten eine weitere Ausdehnung des Brandes. Außer dem Vieh konnte nichts gerettet werden, und ist demnach der Schaden ein sehr bedeutender. Das Feuer soll, während die christliche Familie, nichts Böses ahnend, in gemeinschaftlichem Gebete sich befand, im Kindszimmer aus noch unbekannter Ursache entstanden sein. (Str. Tgbl.)

Aus Würzburg, 28. März, wird geschrieben: Vorgestern fand wieder ein Duell statt, wobei Verwundungen erfolgten. Bereits sind mehrere strafrechtliche Untersuchungen wegen Duellverwundungen anhängig. — Dieser Tage ging ein Studirender eine höchst muthwillige und unsinnige Wette ein. Er wettete nämlich um den Preis von drei Eimern Bier, daß er eine zur Unterlage des Bierglases dienende Filzplatte verzehren werde. Und er zerschnitt einen vom Wirthstische genommenen Filz und verzehrte solchen mit Butter beschmiert. Er hatte seine Wette gewonnen, leidet aber jetzt im Unterleibe, so daß man sogar für sein Leben fürchtet.

Freie Städte. Ein Hamburger Blatt, das immer Partei für das Ausland, besonders Frankreich nimmt, stellt in jüngster Nummer wieder Frankreich und Rußland, sage Frankreich und Rußland als Musterstaaten ehrlicher Freiheit (!!) für Oesterreich auf! „Möchte doch die österreichische Regierung, wenn noch nicht auf England und Belgien, doch auf Rußland, ja sogar auf Frankreich schauen, und überzeugt sein, daß nichts helfen kann als volle, ehrliche Freiheit!" — Was muß das für ein Publikum sein, dem man Dergleichen bieten darf!! Auch sonst stimmt das Blatt in das allgemeine Geschrei der norddeutschen Presse gegen Oesterreich ein und schwärmt für die standhaften Ungarn.

Preußen. Köln, 27. März. Durch einige Blätter ist die Nachricht gegangen, daß hier eine Art von sogenannter Mortara-Geschichte vorgefallen sei. Die ganze Geschichte, wenigstens so weit sie die Taufe des Kindes durch einen katholischen Geistlichen und die Unterredung mit dem Hrn. Erzbischof betrifft, ist aus der Luft gegriffen. (Allg. Z.)

Oesterreich. Wien, 30. März. Der Kaiser verordnet die Errichtung selbstständiger Landesbehörden in Kärnthen, Krain, Salzburg und Schlesien mit einem den früheren Landesregierungen zukommenden Wirkungskreis; ferner Wiederherstellung der Banaltafel Dalmatiens, Croatiens und Slavoniens in Agram, anstatt der bisherigen Agramer Banaltafel, und Vereinigung des croato-slavonischen Urbarialobergerichts mit der neuen Banaltafel. (Tel. d. Allg. Ztg.)

Wien, 30. März. Amtszeitung. Eine Verordnung des Staatsministers ist erschienen, welche die Oeffentlichkeit in den Gemeindeverhandlungen wieder einführt. (Telegr. d. Allg. Ztg.)

Wien, 29. März. „Die Kriegsbesorgnisse", „die Gefahren der Zukunft", „der Kriegslärm", — so und ähnlich lauten die Ueberschriften, welche wir heute an der Spitze der Leitartikel der meisten Wiener Blätter lesen. „Die Lage ist reif", ruft die Donau-Ztg. aus. „Die letzte Stunde hat geschlagen, in der die europäischen Mächte noch durch einen festen Entschluß, durch ein energisches Eingreifen Europa retten können vor Drangsalen, deren Tragweite und Resultate nicht zu berechnen sind."

Die „Presse" hält die Lage im Osten Europa's für nicht beruhigender als im Westen und Süden. Im Rücken Deutschlands die polnische, im Rücken Oesterreichs die südslavische Bewegung, der Däne im Norden, die Legion Garibaldi's im Süden, die geschlossenen französischen Reihen am Rhein, das Heer Italiens am Mincio, drohender Angriff, lodernde Flammen auf allen Seiten, das ist der Schlachtplan der geheimnißvollen Tuilerien-Politik. So stellt sich die Lage nach einigen Wochen friedlicher Zuversicht plötzlich wieder dar.

Ueber den Stand der Verhandlungen im Schooße der Regierung bezüglich der ungarischen Angelegenheiten wird dem Pesther Lloyd aus Wien geschrieben: Die Krise dauert in ihrer ganzen Heftigkeit fort; noch ist keine Entscheidung getroffen. Die deutschen Minister stehen den ungarischen schroff und einmüthig gegenüber. Wenn unsere Regierungsmänner trotzdem an dem Erfolge nicht zweifeln, so beruht ihre Hoffnung faktisch und ausschließlich auf der Person des Monarchen.

Pesth, 24. März. Privat-Nachrichten zufolge sind bei der Wahlschlacht in Mezö-Kövesd 18 Todte und 48 Verwundete geblieben.

Pesth, 29. März Abends. Der Lloyd berichtet aus Wien authentisch: Der Judex curias Apponyi habe seine Entlassung eingereicht. Die Landtagseröffnung finde wahrscheinlich am 7. April statt. Hübner sei nach Wien berufen. (Tel. d. S. Z.)

Schweiz. Bern, 27. März. Laut einer Pariser Correspondenz des Genfer Blattes haben sämmtliche Notabilitäten des Garibaldi'schen Generalstabs, welche seither zu Paris im dolce far niente lebten, plötzlich Befehl erhalten sich Samstag den 6. April zu Brescia einzufinden. Der Chef des Geniekorps habe schon am 23. März Paris verlassen.

Italien. Turin, 30. März. Auf die von Mauro Machi vorgelegte Petition über die Entfernung der Franzosen von Rom erwiederte das Ministerium, daß es dieselbe in Betracht ziehen werde. Der Sohn des Generals Ulloa soll mit einer von vielen tausend Neapolitanern unterzeichneten Adresse an den Prinzen Murat in Paris angekommen sein. Eine hohe durch ihren politischen Wankelmuth bekannte Persönlichkeit betrieb das Unternehmen. (Tel. d. Allg. Ztg.)

Ein piemontesisches Blatt, die „Turiner Zeitung" vom 22. März, meldet: Die Mauern unserer Stadt sind mit Anschlagzetteln bedeckt, worin das Kriegsministerium Lieferungen von Lebensmitteln und alle für eine Armee im Felde nöthigen Gegenstände ausschreibt. Hier rüstet man in Piemont eine Armee aus, dort enthüllt man ein Monument Daniel Manin's als eine Brandfackel für Venedig — alles in genauer Ausführung des Programms, „daß auf die herausfordernden Drohungen, die unverhüllte Kriegslust Oesterreichs Piemont täglich mit neuen Manifestationen der Friedensliebe, der Versöhnlichkeit, der Selbstverleugnung antworte" — wie gewisse Blätter sich ausdrücken!

Neapel, 21. März. Gestern kam das früher neapolitanische jetzt italienische Linienschiff „Rè Galantuomo" von Messina hier an, mit einem Theil der dort zu Kriegsgefangenen gemachten Besatzung. Da schon an den vorhergehenden Tagen mehrere Transporte dieser letzten Vertheidiger des rechtmäßigen Herrschers, und mit ihnen auch der Marschall Fergola mit seinem Stab, Neapel erreichten, so wird jetzt fast die ganze Besatzung von Messina hier beisammen sein. Es wird mit diesen Gefangenen genau so verfahren wie mit denen von Gaeta: sie werden also so schnell als möglich entlassen, oder nach Genua expedirt, um dort in die sardinischen Truppenkorps eingereiht zu werden. (Allg. Z.)

Frankreich. Paris, 26. März. Eine russische politische Persönlichkeit, jedoch ohne amtlichen Charakter, ist neuerdings in Paris angekommen und wurde vom Kaiser und dem Prinzen Napoleon empfangen.

Niemand wird über die Nachricht erstaunen, daß Frankreich achtzig Infanterie-Regimenter auf den Kriegsfuß stellt.

* Paris. Die Allg. Ztg. sieht in den augenblicklichen kriegerischen Allarmrufen mehr ein bloßes Demonstrationsmittel, bestimmt, um nach dem großen Widerspruche bei den Adreßdebatten die öffentliche Meinung durch drohende Gefahren mit dem Auslande zu beschäftigen.

* Paris. Die „Patrie“ bringt eine heftige, den englischen Hof beleidigende Klage, daß bei dem Leichenbegängniß der Herzogin von Kent, der Mutter der Königin Victoria, die Prinzen der orleanistischen Familie mit der königlichen Familie erschienen. Die französische Regierung aber hat sich in London darüber beschwert und Erklärungen zur Genugthuung gefordert. Das ist denn doch ein Ausbruch sehr übler Laune!

Rußland. St. Petersburg, 18. März. Wie es den Anschein hat, wird der große Schritt der Emancipation der Bauern glücken. Nach telegraphischen Berichten aus Moskau, wo gestern zu derselben Stunde wie hier das kaiserliche Manifest in den Kirchen verlesen wurde, ist es noch im Laufe des Tages in den Gemeinden des ganzen Bezirks bei vollkommener Ruhe bekannt gemacht worden. Der Enthusiasmus soll in Moskau außerordentlich sein. Binnen wenigen Stunden waren 85,000 Exemplare des kaiserlichen Manifestes und 15,000 des Statuts über die Hofsleute vergriffen. Im großen Theater verlangte Abends, wie es auch hier geschah, das Publicum die Nationalhymne da capo. (Allg. Z.)

Aus Warschau, 21. März, wird geschrieben: Die Landestrauer dauert in Stadt und Land allgemein und überall fort. Unsere Straßen bieten noch immer einen ernsten, düstern Anblick dar, und die schwarze Farbe übt die ausschließliche Herrschaft aus. Auch aus den altpolnischen Provinzen im Westen Kaiserreichs, namentlich aus Litthauen, haben wir gleiche Nachrichten. Die Polizei wollte in Wilna Anfangs gegen die Trauernden einschreiten und nahm einige in Haft, aber in wenigen Stunden war die ganze Stadt in gleichem Gewande und der unnütze Widerstand mußte aufgegeben werden.

Polnische Grenze, 29. März. Die gemachten Konzessionen haben nicht zufrieden gestellt. Die Trauer wird verstärkt. Die Nationalanzüge werden allgemeiner. Die Preßorgane ermahnen zur Mäßigung. Die Militäransammlungen dauern fort, waffenlose Bürgerkonstabler patrouilliren in den Straßen. Die 24 Delegaten sind wieder in Thätigkeit. (Tel. d. S. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 14.** Den 8. April. Klemens.

Die Gänsehüterin.

(Schluß.)

Wer vermag die Gefühle zu beschreiben, welche sich bei diesen schrecklichen Worten ihres Herzens bemächtigten! Ihre Zunge stockte im Munde, sie war nicht im Stande einen Laut hervorzubringen, wie sehr sie sich auch Mühe gab, zu sprechen, um die furchtbare Anklage gegen den Bräutigam zu entkräften.

„Gehen Sie nach Hause", sprach der Bürgermeister, sammeln Sie sich; später werden Sie besser zu antworten wissen."

Sie schwankte fort. In ihrem Stübchen angekommen, brauchte sie lange Zeit, bis sich ihre Gedanken so weit ordneten, daß sie einen Rückblick auf die Vergangenheit thuen konnte. Zuerst fiel ihr von Neuem wieder die sonderbare Zumuthung auf, zu fliehen; sie gedachte jenes Tages, wo sie die Leiche im Wasser gesehen. Die plötzliche Erbschaft wurde ihr auffällig, auch sein verwirrtes Wesen, sein gänzliches Wegbleiben nach dem Tode des Vaters, sein häufiges Umschleichen des Teiches, der Henkeldukaten und der Rock mit dem Loche, alles das gab ihr viel zu denken. Sie konnte nicht leugnen, daß der Verdacht gerechtfertigt war, aber sie schrieb Alles einer ungünstigen Verkettung von Umständen zu und glaubte, daß die Zukunft Licht bringen und Leopold reinigen würde.

Je stärker sie aber hoffte, desto mehr häuften sich die Anzeichen für seine Schuld. Die Eigenthümer des Kiershofes hatten dem Gerichte die Summen vorlegen müssen, welche sie von dem Jäger erhalten hatten. Es waren viele Stücke darunter, welche sowohl von Settchen als auch von anderen Einwohnern des Dorfes als Eigenthum Franz Kuller's erkannt wurden.

Unterdeß hatte Leopold eine vollständige Anklage gegen Settchen erhoben und sie war gefänglich eingezogen und in das Stadtgefängniß abgeführt worden. Verhör folgte auf Verhör, bis endlich die Untersuchung für die Assisen reif war. Da saß sie nun mit dem Mörder auf der Anklagebank; während sie ihn noch für unschuldig hielt, mußte sie nun vor den Geschwornen ein Lügengewebe entrollen hören, das in einem anderen Munde als dem seinigen für sie gefährlich werden konnte.

Eine allgemeine Entrüstung ging durch den Saal, als Leopold, um sich selbst rein zu waschen, sie geradezu des Mordes bezüchtigte. Settchen erhob sich, bleich, zitternd, aber gefaßt. „Meine Herren Richter", sagte sie, „bis zur heutigen Stunde habe ich den Mann geliebt und einer solchen That für unfähig gehalten. Was gegen ihn sprach, suchte ich natürlich zu deuten, weil ich an ihn glaubte. Seine Anklage thut mir die Augen auf und ich beginne die Wahrheit von dem zu erkennen, was mir die gute Magdalena so oft gesagt hat. Zwischen mir und ihm ist von dieser Stunde an jede Gemeinschaft unmöglich. aber ich werde mich jeder Vertheidigung enthalten, noch viel weniger eine Gegenklage auf ihn schleudern. Der Geist meines armen Vaters, der in diesem Augenblicke auf ihn und mich sieht, wird mir beistehen, daß Richter und Geschworne das Rechte erkennen." Diese wenigen Worte machten einen tiefen und günstigen Eindruck auf Richter und Geschworene.

Auf dem schwarz behangenen Tische lagen verschiedene Gegenstände, unter denen auch der Henkeldukaten, das Handbeil, der Rock und das Geld.

Die Sachverständigen erklärten, daß das Blut am Rocke und an dem Beile Menschenblut sei.

Leopold erbebte bei diesem Ausspruche, er mußte sich festhalten, um nicht zu fallen.

„Angeklagter", sprach der Präsident, nach dem Gange der Untersuchung scheint es, daß Sie der Mörder sind. Wahrscheinlich haben Sie Ihr Opfer im Walde mit dem Beil getödtet, das Geld an sich genommen, dann den Todten auf Ihrem Rücken nach dem Wasser gebracht und ihn dort versenkt. Geben Sie der Wahrheit die Ehre, legen Sie ein reumüthiges Bekenntniß ab; es ist das einzige Mittel, Ihnen die Gnade des Königs zu erwirken."

Leopold stierte vor sich hin. „Ich bin unschuldig", war seine beständige Antwort. „Das Mädchen hat den Mord begangen, weil sie nicht mit nach Amerika wollte. Sie hat es mir nach der That eingestanden, und mir dann das Geld übergeben, womit ich den Kiershof kaufte."

„Nehmen Sie das Beil in die Hand", fuhr der Präsident fort, „besehen Sie es genau, und sagen Sie uns, ob Sie es kennen."

Leopold zitterte, als er das Beil erfassen mußte; seine Augen flogen wirr von einem Punkte zum andern; sein Oberkörper beugte sich gewaltsam zurück, als ob etwas allen Andern Unsichtbares gegen ihn losrücke. Dann that er einen Hieb mit dem Beile in die Luft und rief mit einem schreckenerregenden Schrei: „Fort, fort Kuller! Ha todt!"

Mit einem lauten Schalle stürzte das Beil aus seiner Hand zu Boden; er selbst aber todtenbloß auf die Anklagebank zurück.

Durch die Reihen der Geschworenen ging eine Bewegung des Erstaunens; sie erkannten, daß seine wilde Phantasie mit dem Bilde des Gestorbenen gekämpft hatte. Der Spruch war schon entschieden, seine Verurtheilung sicher.

Im Raume der Zuschauer erscholl jetzt eine Stimme: „Laßt mich durch, laßt mich durch! Ich muß sprechen und wenn es mir den Hals kostet." „Der Wilddieb!" rufen mehrere Stimmen. Ein Mann drängte sich gewaltsam durch die Leute, schwang sich über die Barre und rief: „Herr Präsident, lassen Sie mich sprechen. Dieser Mensch da ist der Mörder! Ich bin Augenzeuge der That gewesen! Jetzt, wo seine Verurtheilung sicher ist, darf ich sprechen, ohne für mein Leben fürchten zu müssen. Ich war im Begriffe, im Halbdunkel einen Rehbock zu schießen, als ich den Jäger des Weges kommen sah. Um nicht entdeckt zu werden, verbarg ich mich hinter einer Buche und der Jäger trat in das Gesträuch. Nicht lange nachher kam ein Mann des Weges. Da trat Leopold aus dem Gesträuche, hielt ihn an und sprach: „Wohin so spät, Kuller?" „Auf's Schloß!" gab dieser zur Antwort. „Wenn Ihr Euer Geld bei Euch habet", sprach der Jäger", „so könntet Ihr durch den Wald wohl meine Begleitung brauchen." „Ich habe es bei mir", antwortete Kuller, „aber ich fürchte mich nicht, denn hierherum wohnen nur ehrliche Leute."

Da zog der Jäger ein Beil unter seinem Rocke hervor; mit aller Kraft sauste es auf den Schädel Kullers nieder. Während er lautlos zusammensank, griff er im Fallen nach dem

Mörder und faßte ihn am Rocke. Das Stückchen Tuch, welches sich in der Hand der Leiche fand, muß davon herrühren.

Alles vergessend, sprang ich hinter der Buche hervor und rief: „Leopold, was hast du gethan?“

Der Mörder hob das Beil noch einmal, um auch mich niederzuschmettern; aber als ich zurücksprang und das Gewehr auf ihn anschlug, da besann er sich und sprach: „Der Teufel hat dich hergeführt, daß du Zeuge meiner That geworden! Merke dir nun wohl, was ich zu sagen habe: Wir sind einer gegen einen, ich kann also ebenso gut dich angeben, wie du mich. Was dich angeht, so stehst du seit langer Zeit in schlechtem Rufe; man würde mir also mehr glauben als dir. Ist es so oder nicht?“

„Es gibt aber noch einen Ausweg“, fuhr er fort, „nämlich daß du das Maul hältst und dafür einen Theil vom Raube nimmst. Wenn du klug bist, so wählst du das Letzte. Uebердieß will ich dir noch sagen, daß ich dich tödten werde, sobald ich nur den geringsten Verdacht merke.“

„Den Raub“, gab ich ihm zur Antwort, „kannst du allein behalten, aber schweigen will ich, weil mir mein Leben lieb ist.“

„Gut“, antwortete er, „mache dann, daß du fortkommst.“

Ich ging, kroch aber bald nachher auf Händen und Füßen an den Ort der That zurück, wo ich sah, wie er dem Todten die Geldgurt abschnallte und sich selbst um. Dann aber packte er den Kuller auf seinen Rücken und schleppte ihn in die Wiesen. Weiteres weiß ich nicht; denn mir grauste und ich machte mich davon.

Bei diesem Zeugnisse bemächtigte sich aller, die im Saale waren, ein Schauder; athemlose Stille herrschte überall.

Der Mörder hörte den Wilddieb mit steigender Angst; der letzte Tropfen Blutes entfloh aus seinem Gesichte.

Und als der Präsident nun fragte: „Angeklagter, was habt Ihr auf diese Aussage zu erwiedern“, da schnappte er eine Weile nach Athem, dann stöhnte er: „Beim König ist noch Gnade, wenn ich bekenne? Gut, so will ich denn bekennen! Sein Zeugniß ist wahr, ich habe den Kuller umgebracht, um sein Geld und seine Tochter zu bekommen.“

Nach diesem Geständnisse verließen ihn seine Kräfte; wie von einem jähen Blitzstrahle getroffen, stürzte er nieder und schlug mit dem Kopfe auf die Bank, daß es schallte.

„Was bewog Euch“, fragte der Präsident nach einer Pause, „dieses Mädchen fälschlicher Weise anzuklagen?“

Er antwortete nicht; fest blieb der Kopf auf der Bank liegen, schlaff hingen die Arme herab.

Der Arzt, welcher den Leichnam Kuller's untersucht hatte, trat zu ihm, beschaute ihn aufmerksam, betastete seinen Puls und sprach: „Meine Herren Richter und Geschworenen, hier hat die irdische Gewalt ihre Macht verloren. Er steht bereits vor dem Richterstuhle Gottes; ein Schlag hat dem Scharfrichter die Ausübung seines Amtes gespart.“

Das Gericht wurde aufgehoben, Settchen entlassen.

Draußen harrte die erschütterte Menge, und als das Mädchen aus dem Gebäude trat, da erhoben sich ihre Arme und wollten sie im Triumphe durch die Stadt tragen.

Sie aber wehrte es. „Laßt mich im Frieden ziehen“, sprach sie; „ich habe einen Todten zu beweinen und für einen andern zu beten!“

Im Dorfe angekommen verfügte sie sich sogleich zum Bürgermeister und sprach: „Der Kiershof oder das dafür gezahlte Capital ist mein rechtmäßiges Eigenthum; aber meine Hände sollen nimmer das Blutgeld berühren, noch die Scholle betreten, die mit Blut erkauft ist. In Euere Hände lege ich Alles; verwendet es zum Wohl der Armen; mir aber erweiset die Gunst und laßt mich bis an mein Ende die Gänse des Dorfes hüten.“

Die Bitte ward ihr gewährt und von diesem Tage an sah man sie stets an dem Platze, wo man auf den Teich hinabschauen konnte. Lächeln kam nicht mehr über ihre Lippen. Ihr ganzes Leben war dem Gebete und der Betrachtung gewidmet.

Politisches Zwiegespräch zwischen dem engl. Minister Lord Palmerston und einem engl. Metzger.

London, 30. März. Lord Palmerston, das wiedergewählte Mitglied für Tiverton, wird am 30. März Abends auf seinem Landsitze Broadlands, bei Southampton, eingetroffen sein. Seine dortige Wahlrede war, ohne eigentliche politische Bedeutung. Daß der Premier seinen Wählern die innern und äußern Zustände des Reichs in den angenehmsten Farben schilderte, überrascht selbst diejenigen nicht, welche sehr wohl wissen, daß das Geschäft arg darnieder liegt, und die da zweifeln, daß der Sommer ohne Kriegsgetöse verfließen werde, wenn auch die Iden des März ruhig vorübergegangen sind, wie Palmerston sagte, daran die Hoffnung knüpfend, daß auch der April sich als friedliches Lamm bezeigen, und die Kriegspolitiker in den April schicken werde. Seine Complimente für die „150,000 prächtigen Freiwilligen“, deren Contingente in Torquay und Tiverton ihn mit Paraden und Flintensalven begrüßt hatten, fielen natürlich in empfängliche Herzen. Nicht minder seine Bemerkung: England, welches noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der einzige constitutionelle Staat in Europa war, dürfe stolz darauf sein, daß jetzt nach seinem Beispiel, und wesentlich auch durch seinen Einfluß, das Princip verfassungsmäßiger Regierung fast in ganz Europa Wurzel gefaßt habe, oder zu fassen im Begriff sei; wobei der Premier zugleich seine innige Freude „über das nahebei vollendete Werk der Einigung Italiens“ aussprach. (Betäubender Zuruf.) Rußland allein sei diesen constitutionellen Verbesserungen noch verschlossen, aber auch in Rußland sei ein wohlwollender Monarch jetzt beflissen, das große und edle Werk der Bauernemancipation durchzuführen (hört!) — „Nur einen Punkt“, so ungefähr schloß der Redner, „gibt es am politischen Horizont, der uns mit Sorge und Bedauern erfüllt: die Wirren unter unsern Stammesbrüdern in Nordamerika, die zur Trennung der Union führen. England kann da keinen Rath geben, sondern nur den Wunsch aussprechen daß, wie immer die Dinge drüben sich gestalten, es zu keinem blutigen Bürgerkrieg, zu keiner gewaltsamen Lösung kommen möge.“ — Mit dieser plausibeln Rede, welche der edle Viscount aus einem Fenster des ersten Hotels der kleinen Stadt, genannt „zu den drei Tonnen“, an die dichtgedrängte Menge gehalten hatte, glaubte man den Wahlaktus beendigt, da ließ sich die alte stehende Oppositionsfigur des Orts, der Fleischermeister Hr. Rowcliffe, aus einem andern Fenster desselben Gasthofs wie folgt vernehmen: „Der edle Viscount hat viel von auswärtigen Verhältnissen gesprochen, aber was er mit der Reformbill angefangen, davon hat er uns kein Wörtlein gesagt“. Und nun wandte er sich zum Fenster, an welchem Palmerston stand und rief ihm zu: „Ich möchte gern einige Fragen an Sie richten, Mylord! (Heiterkeit.) Ihr Whigs seid nun schon seit 1832 am Ruder. — Ihr habt euch zu Ersparnissen im Staatshaushalt verpflichtet, und habt nicht Wort gehalten, habt eine Menge neuer Gesetze gemacht und damit neue Kosten verursacht, habt das Land und alle Aemter mit eueren Creaturen angefüllt. Jetzt ist's hohe Zeit, daß ihr euch zusammennehmt. Denn eure Majorität im Parlament ist beim Teufel (Heiterkeit). Ich wollt' ich säße im Unterhaus (Gelächter.) Denn ihr versteht nur die arbeitenden Classen zu besteuern, aber nicht was diese Classen für Bedürfnisse haben. Das Haus, in dem Sie Premier sind, ist bis ins Mark hinein faul. (Heiterkeit.) Es sitzen drinnen nicht 100 ehrliche Leute (verdoppelte Heiterkeit). Wie hätten Sie sonst die Reformbill fallen lassen können? Sir Robert Peel hätte das nie gethan. Jetzt kommen Sie hieher nach Tiverton um die Leute zu foppen (gull), aber das nützt dem gemeinen Mann nicht. Ihren Bedienten vertrauen Sie Geld und Juwelen an, warum nicht auch eine Stimme fürs Parlament? Ich habe euch Whigs eine lange Probezeit gegönnt, aber von

nun an werf' ich euch über Bord (schallendes Gelächter). Warum? Weil ihr euch zu allem hergebt um nur ein Amt zu bekommen, wie sich denn auch Milner Gibson, den ich früher für einen großen Mann gehalten hatte, das Maul von euch stopfen ließ. Sie, Mylord, wollen die Leute von Tiverton foppen, aber mich foppen Sie nicht. (Bravo, Rowcliffe!) Scheeren Sie sich lieber zu Ihren Collegen nach Downing-Street, und sagen Sie ihnen: es müsse statt all des Humbug eine respektable Reformbill eingebracht werden, sonst sind Sie verloren. Schon wendet sich das Land immer mehr von den Whigs ab. Zum letztenmal frag' ich also: Weßhalb bringen Sie nicht eine Reformbill ein?" — Auf welche Rede der Premier erwiederte: es freue ihn stets die verschiedensten Ansichten zu vernehmen, und es sei ihm ein wahrer Genuß, hier unter den Raritäten dieser Welt wieder einmal „seinem werthen Freunde" Rowcliffe zu begegnen. Dieser Freund habe eben behauptet, es gebe nicht 100 ehrliche Menschen im Parlament. Nun, 100 ehrliche Leute seien allerdings eine gute Zahl, die viel ausrichten können, und käme erst Hr. Rowcliffe ins Unterhaus, so würden deren 101 beisammen sein (Heiterkeit.) Aber das Hineinkommen sei eben die Schwierigkeit, und in dieser Beziehung würde er seinem werthen Freunde den freundschaftlichen Rath ertheilen, sich seine zukünftige Wählerschaft so weit als möglich von Tiverton auszusuchen, an irgend einem Fleck, wo man am allerwenigsten von ihm wisse. (Gelächter.) Weßhalb wir die Reformbill in der vorigen Session aufgegeben haben? Weil sie keine Aussicht hatte durchzugehen, weder rechts noch links. Und warum wir in dieser Session keine neue einbrachten? Weil wir nicht Esel genug sind etwas zu versuchen, das nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hat. Und weßhalb wir keine Ersparnisse einführten? Weil sich dieß ohne Verminderung des Heeres und der Flotte nicht thun läßt, und weil wir diese lieber stärker als schwächer machen wollen. (Beifall.) Damit habe Hr. Rowcliffe hoffentlich Bescheid auf alle seine Fragen, und wenn Ihrer Majestät Cabinet bemüht ist, sich nach den Wünschen des Landes und nicht nach den Ansichten Hrn. Rowcliffe's zu richten, so sei dieß vielleicht ein Mißgriff, aber am Ende doch einer der verzeihlichsten. Die Versammlung vor und in dem Wirthshaus „zu den drei Tonnen" trennte sich hierauf in großer Heiterkeit und der Premier fuhr nach Torquay zurück. — Times und M. Post äußern sich über dieses Stück Palmerston'scher Volksberedsamkeit ganz entzückt; hingegen Daily News und M. Advertiser meinen: der wackere Fleischermeister in Tiverton habe die Wahrheit gesagt. Die Regierungstage der Whigs seien in der That gezählt, wenn sie nicht bald eine durchgreifende Reformbill einbringen. Starke Aeußerungen in gleichem Sinn sind so eben in einem zahlreichen Reform-Meeting zu Manchester gefallen.

Eugen Scribe.

In Paris starb vor Kurzem am Schlagflusse der allbekannte Lustspieldichter Eugen Scribe im Alter von 70 Jahren. Er wurde zu Paris am 24. Dezember 1791 geboren. Frühzeitig Waise, kam er unter die Vormundschaft des berühmten Advokaten Bonnet, der ihn für das Barreau bestimmte. Ein unwiderstehlicher Hang zog ihn jedoch zum Theater, und trotz aller Abmahnungen fing er an, Vaudevilles zu schreiben. Anfangs hatte er kein Glück, denn er wurde mehrmals ausgepfiffen; allein er verlor den Muth nicht, was ihm freilich weniger schwer fiel, da er von seinen Eltern ein anständiges Vermögen ererbt hatte und es mit weiser Sparsamkeit zusammenzuhalten wußte. Allmälig drang er durch, sein Name wurde immer bekannter, und er brachte es dahin, daß fast ein halbes Jahrhundert lang seine Stücke auf allen bedeutenden Bühnen Europa's eingebürgert waren. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er sogar auf gewissen Theatern von Paris beinahe als unumschränkter Gebieter geherrscht. Die Zahl seiner Stücke beläuft sich auf nahe an 500 und, so viele Mitarbeiter er auch zur Anfertigung derselben verwandte, so wurde doch aller Orten beinahe immer nur sein Name genannt und bekannt. Seine Popularität war groß, nicht minder war es sein Vermögen. 1836 erlangte Scribe den durch Arnault's Tod erledigten akademischen Sessel. Damals war es, daß Villemain in seiner Erwiderungsrede folgendes halb schmeichelhafte, halb boshafte Urtheil über ihn fällte: „Das Geheimniß Ihres Glückes auf dem Theater besteht darin, den Geist Ihres Jahrhunderts glücklich erfaßt und eine Art Schauspiel geschaffen zu haben, das unserer Zeit am meisten zusagt und ihr am meisten gleicht." Trotz dieses zweideutigen Lobes des lebenslänglichen Secretärs werden gar manche der Scribe'schen Stücke ihre Zeit überleben. Im Privatleben war Scribe eine äußerst achtbare Erscheinung; er war in hohem Grade wohlwollend und wohlthätig, namentlich gegen manche seiner ärmeren Collegen, und viel Gutes, das er insgeheim und geräuschlos that, wird jetzt erst nach seinem Tode offenbar werden. Sein großes Vermögen, das er sich durch seine Arbeit erworben, wie er es selbst durch eine goldene Feder mit der Inschrift „Inde fortuna et libertas" auf seinem Wagenschlage zur Schau trug, verbleibt, da er kinderlos starb, seiner Frau und deren Kindern erster Ehe. Uebrigens soll sein Testament verschiedene bedeutende Legate für wohlthätige Stiftungen auswerfen.

Staudigl.

Wien, 30. März. Der eben verstorbene Sänger J. Staudigl, welcher in den letzten Jahren seines Lebens nebst der Gesundheit des Geistes endlich auch sein musikalisches Gehör eingebüßt hatte, war 1807 zu Wöllersdorf in Niederösterreich geboren, absolvirte zu Krems das Gymnasium und die philosophischen Studien und trat dann in das Noviziat des Benediktiner-Stiftes Melk. Schon als Student that er sich durch seine schöne Stimme und durch große Geschicklichkeit im Zeichnen und nebenbei in allen Gesellschafts-Spielen hervor. Des Klosterlebens überdrüssig, ging er nach Wien, um sich zur Medizin zu wenden. Allein die Noth zwang ihn bald, die Studien aufzugeben und er trat in den Chor der hiesigen Hofoper. Ein Unwohlsein des Bassisten Siebert veranlaßte die Direktion, mit Staudigl als Pietro in der „Stummen" einen Versuch zu wagen, der so glücklich ausfiel, daß der junge Sänger fortan in den ersten Partieen beschäftigt und alsbald der Liebling des Publikums wurde. Staudigl zählte, abgesehen von seiner musikalischen Begabung, zu der Art der Tausendkünstler. Er verstand ebensowohl ein Lied zu dichten und in Noten zu bringen, als zu singen: er war ein tüchtiger Generalbassist, leistete als Maler nicht Unbedeutendes, trieb mit Eifer Chemie und war leidenschaftlicher Homöopath; wenn ihn seine Heillaune überkam, hatte man Mühe, sich seinen ärztlichen Experimenten zu entziehen. Er spielte so gewandt Billard, als er sang, gewann mit einer Hand in der spanischen und Kegelpartie gegen bewährte Meister, schlug die tüchtigsten Gelehrten des Schach, schob Kegel, als ob er Zeitlebens nichts anderes gethan u. s. w. Staudigl erwarb als Sänger ein ziemlich bedeutendes Vermögen, doch nicht in Wien, wo er stets bescheidene Gagen bezog, sondern auf seinen Kunstreisen und ganz besonders in London. Er war ein guter Kollege und liebenswürdiger Gesellschafter, und nur in den letzten seiner Krankheit vorausgehenden Jahren von ungewöhnlicher Reizbarkeit, während er in früheren Jahren sich gerne von Freunden und von der Kritik rathen und leiten ließ. Er war der Ansicht, daß jeder junge Künstler, der stets gelobt sein will und jedem Tadel empfindlich ausweicht, selbst bei großem Talent bald unter die Mittelmäßigkeit versinken muß, denn wenige Naturen, sagt er, sind energisch genung, das Gift des Lobes rechtzeitig auszustoßen und sich nicht einer dünkelhaften Manier hinzugeben, der man später nicht

mehr Herr wird. Der Künstler muß selbst einen ihn kränkenden Tadel als berechtigt anerkennen, dann wird er auch wahres Lob von falschem unterscheiden lernen, und echtes Lob ihn um so mehr erfreuen und befriedigen. Staudigl rieth denen, die es mit ihrer Kunst ernst meinen, die Tadler aufzusuchen und die Lobhudler zu meiden, denn noch nie habe der Tadel geschadet, aber durch Lob sei schon manch schönes Talent trostlos zu Grunde gegangen.*) — Staudigl befand sich seit dem 11. April 1856 in der neuen Irrenanstalt am Michaelbeuergrund. Er verschied, wie berichtet, gestern um 11 Uhr Vormittags. Der Sektionsbefund wies ein sehr kompaktes festes Gehirn und einen durchgemachten typhösen Prozeß nach.

*) Das erinnert an den berühmten Direktor der Berliner Akademie Schadow, der alles Mögliche that, damit Anmaßung und Dünkel bei seinen Schülern nicht aufkomme, auch da nicht, wo ein entschiedenes Talent die Aeußerungen der Eitelkeit ebenfalls verzeihlich gemacht hätte. Merkte er das Aufkommen solchen Dünkels, so entstanden Gespräche wie das folgende: Schadow: Haste det alleene gemacht? Schüler: Ja, wohl, Herr Direktor. Schadow: Janz alleene? Schüler (fast beleidigt): Ja wohl, Herr Direktor. Schadow: Na det is jut, Du kannst Töpfer werden. — Viele von Schadow's Schülern wurden aber auch Meister, die in der Kunstgeschichte aller Zeiten groß dastehen werden.

München, 5. April. In ziemlich früher Morgenstunde sind gestern dahier 3 seltene Gäste eingetroffen und haben sich mehrere lustige Wohnungen angesehen; sie schienen Anfangs, wie unsere großen Bierkenner, am Augustinerbräuhause Gefallen zu finden, indem sie sich von aller Anfang an da niederließen. Wie echte Touristen zogen sie aber heute am frühesten Morgen schon wieder aus zur Besichtigung der Stadt und da bemerkten wir sie zunächst in der Sendlingergasse beim Eberlbräu, wo sich ein Pärchen und beim Nachbar ein einzelner Storch niederließ; wie lange ihr Aufenthalt dauern wird, läßt sich nicht bestimmen, da unsere Hauptstadt ihnen schwerlich für längere Zeit zulagt. Was die Störche bringen, werden die betreffenden Frauen bald erfahren.

Landshut, 5. April 1861. Schrannenstand 3849 Schäffel, wovon 3275 Schffl. verkauft und 574 Schffl. eingesetzt wurden. Nach dem Mittelpreise Waizen 19 fl. 3 kr., gef. um 11 kr., Roggen 12 fl. 42 kr., gef. um 13 kr., Gerste 10 fl. 49 kr., gef. um 49 kr., Haber 6 fl. 56 kr., gest. um 24 kr. Umsatz-Summe 51,191 fl. — kr.

Augsburg, 4. April. (Oeffentliche Sitzung des Polizei-Senats am 3. April 1861.) Ein alter Säcklergeselle von Pfersee, welcher die Arbeit scheut und sich auf Bettel herumtreibt, hat sich einer hiesigen Pfarrersfrau als tiefbetrübter Familienvater vorgestellt, der 9 Kinder zu ernähren und durch den Tod seine Frau verloren habe. Er bat um Linnenzeug, um seine Frau einigermaßen anständig beerdigen zu können. Das Linnenzeug wurde dem trauernden Bittsteller sofort übergeben, und er erhielt überdies auf sein inständiges Ansuchen die Zusage, daß man sich auch bei andern Familien für seinen bedrängten Zustand verwenden werde. Durch die versprochene Collekte erhielt der Schwindler die schöne Summe von 80 Gulden, und er selbst brachte auch noch manches zusammen, da er nicht unthätig war. Da dieser Säcklergeselle weder verheirathet ist, noch neun Kinder zu ernähren hat, so wird er wegen des unter erschwerenden Umständen verübten Bettels auf 4 Wochen in die Detentionsanstalt gebracht.

Augsburg, 4. April. Am verwichenen Sonntag Nachmittags ereignete sich das Unglück, daß das dreijährige Knäblein eines Militärbeamten in die im Hofraum des Wohnhauses vor der Stadt befindliche Mistjauche fiel und erstickte. Alle angewendeten Belebungsversuche blieben leider ohne Erfolg. Die Mistjauche hat eine Tiefe von $4^1/_2$ Fuß und ist gegen die bestehende Verordnung unbedeckt geblieben.

Württemberg. Stuttgart, 1. April. Im Arsenal in Ludwigsburg herrscht angemeine Thätigkeit, um alle für eine etwa nothwendig werdende Mobilmachung des Contingents nothwendigen Ausrüstungsgegenstände nach den jetzigen Anforderungen herzustellen. Obschon im Jahr 1859 hierin viel gethan wurde, so ist durch die Einführung gezogener Kanonen, verbesserter Lafettirung und leichterer Schießgewehre für die Infanterie darin noch Manches zu thun, namentlich, da sich auch herausgestellt hat, daß fast alle Fahrzeuge für eine Mobilisirung neu zu beschaffen sind. (N. M. Z.)

Italien. * In den vormaligen päpstlichen Delegationen Perugia und Spoleto steht's mit der neuen Glückseligkeit trüb genug. Die Provinzen haben nur Herrscher und Namen gewechselt; hat sonst ein Wechsel stattgefunden, so ist's selten ein günstiger. Die alten Uebelstände sind nur durch neue vermehrt worden. Die Anhänger und Theilnehmer der frühern Revolutionen sind mit Stellen bedacht und getröstet worden, diese, Studenten, einige Adelige, Zeitungsschreiber und ein Theil des höhern Bürgerstandes haben sich aktiv bei der neuen Gestaltung der Dinge betheiligt. Die große Masse hat die Umwälzung mit der äußersten Gleichgültigkeit angesehen. Die Leute waren gewohnt nach Rom zu blicken, eine piemontesische oder italienische Regierung will ihnen nicht in den Kopf. Italien und Italianismus ist für neunzig vom Hundert eine kühne Einbildung! Die Aufhebung der Klöster und Kollegiatstifter macht einen üblen Eindruck; desgleichen das Verfahren gegen die höhere Geistlichkeit. So steht es in Umbrien und genau so wird es sich durch ganz Italien verhalten und nur das Geschrei der Italianissimi für die Stimme des Volkes gelten. Verschwörung, Verrath und Gewalt haben das Uebrige gethan, um die italienische Einheit auf die Beine zu bringen.

* **Aus Neapel**, 24. März, wird geschrieben, daß im Juli 1860 33 Millionen Dukaten in der neapolitanischen Staatskasse lagen, von denen nun nicht mehr ein Heller vorhanden ist. Alles wurde auf die „Regeneration" Italiens verwendet; daß dabei für manche der Regeneratoren auch etwas abfiel, versteht sich.

Dresden, 5. April. Ein Pariser Telegramm vom heutigen versichert aus glaubwürdiger Quelle: Louis Napoleon habe dem Papst die bestimmte Zusicherung gegeben, die französischen Truppen aus Rom nicht zurückzuziehen.

Pesth, 5. April. Ein Extrablatt des „Sürgöny" vom Freitag meldet, daß nach einer so eben aus Wien eingetroffenen Depesche, der Landtag morgen Mittags im königlichen Schloß Ofen eröffnet und um 11 Uhr daselbst ein feierliches Veni sancte stattfinden wird.

Paris, 5. April. Die Patrie enthält eine Note des Inhalts: daß der Kaiser Louis Napoleon, getreu seiner italienischen Politik, aus welcher jeder Familienehrgeiz und jede Eroberung ausgeschlossen, einen Brief an den Prinzen Murat geschrieben, worin er dessen Manifest mißbilligt. Die gepanzerte Fregatte „Invincible" ist in Toulon von Stappel gelassen. (Telegramme d. Allg. Ztg.)

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 6. April 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4213	925	21	21	20	25	19	29	—	—	—	3
Korn . . .	1534	687	14	14	13	23	12	42	—	1	—	—
Gerste . .	5506	1472	12	42	12	10	11	56	—	—	—	14
Haber . . .	2472	51	8	6	7	31	7	4	—	21	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 15.** Den 15. April. Anastasia.

Hat unser Jahrhundert einen selbstständigen Baustyl?

⊙ Die Gegenwart hat sich bis zur Stunde noch keine Bauform geschaffen, welche dereinst in der Kunstgeschichte eine Stellung wie die klassischen und mittelalterlichen Bauweisen einnehmen wird. Verschiedene Richtungen haben sich zur Geltung gebracht, allerlei Bestrebungen sind aufgetaucht, Experimente wurden in Fülle gemacht, ältere Style wurden wieder aufgenommen, einen neuen anzubahnen da und dort der Versuch unternommen; aber eine Form, der so zu sagen ewige Gültigkeit zukäme, vermochte die Gegenwart nicht zu schaffen, wir sind — wenn wir offen sein wollen — auf immer zu einem miserablen Eclecticismus verdammt. Besser als es vor 60 Jahren war, ist es allerdings auf vielen Punkten geworden. Die Periode des Zopf- und Barockstyls ist im Ganzen überwunden, theoretisch und praktisch, mit Meißel und Feder, Pinsel und Reißblei hat man lange erheblich dagegen gekämpft, wohl auch ungebührlich viel Tadel und Hohn auf die Bauweisen seit dem Jahr 1500 gewälzt. Frankreich und Deutschland betheiligten sich zumeist an diesem Umschwung. In Italien ist man der Renaissance, besonders den Regeln des Palladio, getreu geblieben, in England baut man im (gothischen) Perpendikulärstyl oder Tudorstyl, der nie ganz dort ausgestorben war, wohl auch in Barock.

Beschränken wir uns zunächst auf Deutschland, so lassen sich nach dem Gesagten drei Hauptrichtungen in der Architektur unterscheiden.

1) Die Nachahmung der griechisch-römischen Architektur. Die einfachen edlen reinen Formen, die griechischer Geist auf hellenischem ewig heiteren Boden zu wunderbarer Harmonie entfaltete, suchte man den modernen Formen anzupassen. Viele respectable Werke gingen aus diesem Bestreben hervor: nennen wir für Ihren Leserkreis zunächst die Walhalla und die Münchener Glyptothek. Formensinn und Geschmack mag durch derlei Werke geläutert worden sein; dem ausgearteten Schnörkelwesen gegenüber ist die klare Schönheit solcher Bauwerke wohlthuend. Aber darüber sind wir uns jetzt bereits im Klaren, daß die klassischen Formen für die christlichen Kirchen nicht im Mindesten geeignet sind, daß sie in Profanbauten nie populär und heimisch werden können. Anschauungsweise, Klima und Bedürfnisse sind ganz andere in Deutschland als in Hellas vor 2000 Jahren. Die Hauptrepräsentanten des klassischen Styles sind der geistreiche Schinkel in Berlin († 1841) u. Klenze in München.

2) Die Nachahmung der mittelalterlichen Baustyle: des romanischen und gothischen. Die Vorliebe für die Romantik und Literatur des Mittelalters, der Aufschwung der deutschen Gesinnung in den Kriegen gegen Frankreich, hat diese Restauration eingeleitet. Es wird vielfach bezweifelt, ob diese Nachahmungen in voller Harmonie mit der Zeit stehen, da doch die gesammten Zustände andere geworden sind, die einmal verschwundenen Zeiten sich nicht wieder zurückrufen lassen und jeder Baustyl mit seiner Zeit auf das innigste verwachsen, das Produkt seiner Zeit ist. Die glänzendsten Muster dieser Bauten besitzt Altbayern in der Basilika, der Allerheiligenkirche, der Ludwigskirche, der Mariahilfkirche in der Au; auch sind Bayerns Dome am prächtigsten restaurirt. So prächtige Altarbauten stellen die Pfarrkirchen anderer Länder selten auf als wir sie in Landshut, Velden, Frontenhausen, Vilsbiburg, Gottfrieding, Mamming und an so vielen Orten Altbayerns finden. Ziebland und Gärtner in München, Lassaulx in Koblenz, Hübsch in Karlsruhe müssen als die vorzüglichsten Vertreter der Rundbogenarchitektur genannt werden; Ohlmüller in München, der Erbauer der Auerkirche (1839), Heideloff in Nürnberg, der an vielen Orten thätige, der Leiter des Dombaues, Statz in Köln, der seiner Zeit in Linz an der Donau einen Dom bauen wird, nennen wir die hervorragenden Repräsentanten des gothischen Styles.

Jetzt, da wir bereits eine bedeutende Anzahl von neugeschaffenen monumentalen Werken jeder Art fertig vor uns haben und wir daran den Maßstab der Kritik legen und darüber philosophiren können, wird es uns bei einiger Einsichtnahme bald klar, daß aus Mangel an Verständniß, weil die Kenntniß der älteren Style nicht in Fleisch und Blut übergegangen, auch in allen Punkten unendlich viel gegen die Kunst ist gesündigt worden. Ueber Vieles, was in dieser ersten Generation der Restaurationsperiode geschaffen worden, wird die Zukunft ein sehr strenges Urtheil fällen. Bald wurden verschiedene Style durcheinandergemengt, meist nur die Aeußerlichkeiten des einen Styles erfaßt und zur Anwendung gebracht; die Gesetze der Construction hat man vielfach umgangen oder willkürlich geändert. Den meisten Herren, die sich in den vergangenen dreißig Jahren an der Herstellung von kirchlichen Gebäuden betheiligten, fehlte ganz und gar das Verständniß der Kirche und ihrer Geheimnisse und Cultbedürfnisse. Als gar kranke Erscheinungen sehen wir gewisse Altarfabriken in München*) an, die größte Ironie auf die ächt kirchliche Kunst sind die Münchener Figurenbäckereien aller Art, die indeß bereits ihre Glanzperiode hinter sich haben: hat ihnen doch jeder Einsichtsvolle nur ephemeres Dasein prophezeit. Mit Scheinarchitektur hat man sich viel abgegeben, häufig etwas vorgestellt, was es doch nicht war, und in Masse die Lüge in unsere Kirchen geworfen. Auch Altbayern kann davon erzählen.

Doch war es immerhin eine Regeneration, eine Rückkehr zu Besserem, guter Wille in Fülle vorhanden und jeder Freund der vaterländischen Kunst hat das Recht, sich über die bisher gewonnenen Resultate zu freuen. Alle, welche in der Zukunft ein Wort in Sachen der Kunst mitzusprechen haben, mögen sich ja von aller Industrie entschieden emancipiren, die Fesseln der Fabrik ein für allemal zersprengen, allem Schein, jeder Lüge, der bloßen Aeußerlichkeit Todfeindschaft schwören und nicht bloß für alle Constructionsgesetze, sondern auch für unsere große Vergangenheit und die bisher gemachten Erfahrungen ein liebendes Verständniß gewinnen. Bayern, das herrliche Land der Kunst, das in diesem Jahrhundert mehr für die Kunst gethan, als einige europäische Großmächte zusammengenommen, welches dadurch für die reiselustigen Völker das Land der Sehnsucht geworden ist: Bayern hat vor Allem den Beruf, tonangebend mit gutem Beispiel voranzugehen und auf allen Gebieten christ-

*) Nicht zu streng geurtheilt? Unser vielerfahrener Hr. P. Weiß hier urtheilt günstiger. Die Red.

licher Kunst die reinen Gesetze zu erhalten und die allein wahren Prinzipien zur Geltung zu bringen. Jeder der restaurirt oder Neues schafft, nehme dieser seiner Pflicht wahr.

3) Die Eisenbahnbauten sind die einzigen Werke, die uns als die oft gelungensten Versuche selbstständiger Bestrebung erscheinen. Es gibt keine Vorbilder dafür in der Vergangenheit. Wir können bereits von einem Eisenbahnstyl sprechen. — Ein neuer Baustyl läßt sich indessen nicht künstlich hervorrufen, er muß wachsen und aus der herrschenden Sinnes- und Gefühlsweise hervorgeben; jeder einzelne Künstler ist ja nur ein Vertreter der allgemeinen Richtung seiner Zeit. Wenn der Baustyl nicht aus dem Leben hervorgeht, so kann ein Einzelner keinen neuen allgemein gültigen schaffen. Es ist nicht recht zeitgemäß, darüber zu philosophiren, ob wir für die Zukunft einen neuen selbstständigen Baustyl zu erwarten haben und wie dieser etwa möge beschaffen sein. Viel besser thun wir vor der Hand mit allem Ernst in die Erkenntniß der Vergangenheit uns zu versenken; denn soll sich je wirklich eine neue reife Frucht entwickeln, so kann sie nur auf dem großen himmelragenden Lebensbaume unsers deutschen Volkes gedeihen.

Die Hexenlinde am Kirnberge*).

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Js. Proschko.

„Alles was du thuest nimb wohl in acht
Vor allem du das End betracht
und Trau auf Gott, die Gerechtigkeit lieb,
daß dich der Strang hier nicht betrieb."

Dieses uralte Sprüchlein ist auf der Fläche eines breiten und trotz seines mehr als hundertjährigen Alters noch immer scharfen Richtschwertes eingegraben, welches in der Rüstkammer des vaterländischen Museums zu Linz aufbewahrt wird.

Unter diesem Sprüchlein ist der Gevotter Dreibein und der Scharfrichter eingegraben, welch letzterer eben an einem armen Sünder die Handlung der Gerechtigkeit vollzieht. Ueber diesem Schreckbilde sind die Worte eingravirt: Et verbum Caro factum est. Jesus, Maria, Josef.

„Hans Georg Sinthöringer bin ich genand
Das Schwerd füehr Ich in meiner Hand
Zue der Justitia Ich es gebrauch,
Davor sich ein Jeder soll hüthen auch! —
Memento mori."

Auf der andern Seite des Schwertes sind drei Namen der damit gerichteten Verbrecher eingeätzt. Dieses ernste Denkzeichen der strafenden Gerechtigkeit war vor ein hundert und fünf und fünfzig Jahren in der Hand des Herrn die Strafruthe eines Verbrechens, dessen Vorfall sich im Gedächtniß des Volkes an der Donau bis auf unsere Tage erhalten hat und den Beweis liefert, daß die ewige Gerechtigkeit sich oft gar unscheinbarer Mittel bedient, um die Unschuld zu retten und das Laster der verdienten Strafe zuzuführen.

Die Adventzeit des Jahres 1696 nahte ihrem Ende. Das liebliche Fest der Geburt des Herrn rückte immer näher heran: St. Nikolaus schien bereits im weißen Mantel erscheinen zu wollen, denn am Vorabende dieses Tages stürmte der Nord gar arg über die Hochkuppe des alten Pöstlingberges herüber, und wühlte gleich einem tollen Riesen im beeisten Tannenhaare des umliegenden Hochwaldes.

In den Kaminen des Adels und der reichen Bürger der Landeshauptstadt Linz sprühten die rothen Kohlen, in den von angenehmer Wärme durchwehten Stuben saßen die wohlhabenden Eigenthümer bei Bechern und Maßkrügen, je nachdem es ihr Hauskeller gestattete, und verbrachten bei Würfel, Cither oder Kartenspiel den Abend, während auf den Gassen und Plätzen der Stadt lustige Bursche herumhuschten, welche in seltsamen Vermummungen den St. Nikolausvorabend zu feiern gingen. Die Armuth aber fror bei kalten Kohlen in ihren Dachstübchen, und hatte keine andere Blüthe der Freude, als jene Eisblümchen, welche der rauhe Nord auf die runden Fensterscheiben malte, und statt Würfel und Karten fielen wohl heiße Kummerthränen auf manche Tischplatte, für welche trockenes Gerstenbrod als Hauptgericht am heiligen Abend in Aussicht stand.

Die Straßen und Gassen im Weichbilde der Stadt Linz waren menschenleer, nur hin und wieder eilte ein schneebedeckter Waidmann, oder irgend ein Landbauer, der sich in seinem Geschäfte in der Stadt verspätet hatte, mit vom Froste glühenden Gesichte durch das Schneegestöber seiner Wohnung zu, wenn der gar zu heftige Nordwind ihn zurückdrängte oder ein angeschwollener Schneehügel ihm den gewohnten Fußsteig versperrte. Leuchtete dort oben, so weit die zerrissenen Schneewolken den Durchblick gestatteten, die Nacht des Himmels mit ihren glitzernden Sternen auf den Erdball nieder, so war die beleuchtete Stadt am Donaustrande mit ihren Lämpchen und Lichtern in den Häusern ihr winziges Abbild, und freundlich schimmerten auch von den beschneiten Höhen um Linz aus manchem Bauernhofe oder Kirchlein die Abendlichter in's Thal. So auch am Mariahilfsberge bei Linz, wo seit Jahren eine Kapelle mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau und dem Kinde stand und manches bedrängte und gläubige Herz an den Steinstufen vor dem Bilde seine innersten Wünsche, seine Leiden und Freuden dem Herrn zum Opfer brachte.

Während der schönen Jahreszeit sah man das Bild der Himmelskönigin nicht selten mit Blumen des Feldes geschmückt, welche fromme Hände dahin gelegt hatten; aber auch zur strengsten Winterszeit fehlte es an jener heiligen Stätte nicht an frommen Betern, und ob auch manches Jahrhundert seit dem Tage der vorliegenden Erzählung in den Strom der Ewigkeit hinabgesunken ist, so wallen auch jetzt viele Andächtige zu der oftmals erneuerten Kapelle und flehen zur großen Fürsprecherin ihr frommes „Maria hilf!"

Auch an jenem Vorabende des St. Nikolaustages war der Hohlweg an der Stadt zu jener Kapelle ungeachtet des argen Schneewetters nicht menschenleer. Wacker schritt auf die Kapelle ein eben vierzehnjähriger Knabe voll Frische und Leben zu, der auf dem blonden Lockenkopfe ein kleines Käppchen nach damaliger Sitte und am Leibe einen kurzen grauen Mantel aus grobem Loden trug. Je heftiger der Schneesturm den armen Jungen zurückdrängte, desto kräftiger hob er seine jungen Füße und leuchtete sich mit der kleinen Handlaterne, um recht bald den Betstuhl vor der Kapelle zu erreichen. Dort kniete der Junge auf den Steinstufen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, richtete den schwachen Docht in der kleinen Oellampe vor dem Bilde auf und verhüllte dann sein rundes von der eisigen Kälte hochgeröthetes Antlitz mit beiden Händen, indem er bitterlich zu weinen anfing.

Ach, der arme Cornelius! Seit drei Wochen war er durch den Tod seiner Mutter, einer armen Zimmermannswittwe in Leonding bei Linz, eine ganze Waise geworden. Mütterlein hatte ihm nichts als ihren Segen hinterlassen, und der gesetzlich bestellte Vormund, ein verwandter Weber in Linz, zu welchem Cornelius nun wandern mußte, hätte sich des lästigen Mitessers von seinem Gnadentische je eher je lieber wieder entlediget; Cornelius bekam daher bei ihm mehr Vorwürfe über seine Armuth, als Bröcklein in der Suppe aufgetischt. Der arme Junge, bereits im Lesen und Schreiben wohl unterrichtet, suchte und fand daher seinen Trost darin, daß er, der vater- und mutterlose Waisenknabe, zur großen Waisenmutter seine Zuflucht nahm, und täglich nach dem Feierabende, mochte die Winterkälte auch noch so sehr seine Wangen brennen, die Kapelle von Mariahilf am Schloßberge besuchte, um der Mutter des Heilandes sein Leid zu klagen.

O wie wehmüthig blickte er auf die verdorrten Blumen

*) Aus Dr. Lang's Hausbuch für christliche Unterhaltung.

nieder, welche noch eben so in dem Eisengitter vor dem Muttergottesbilde stacken, wie sie die schwache Hand seiner hinsiechenden Mutter im letzten Spätherbste, als er mit ihr vom Lande heimkehrte, hingesteckt hatte. Er drückte seine gerötheten Wangen nun abermals zwischen die kalten Eisengitter, und weinte heiße Thränen auf die verdorrten Blumen, das letzte Andenken an sein liebes Mütterlein.

Mit dem Nordwinde schwammen leise Flocken auf das aus Holz geschnitzte Marienbild mit dem Jesukinde hinein und reihten sich allmälig zu kleinen Krystallsternen um das Haupt der Himmelskönigin und ihres göttlichen Kindes, und der Strahl des herabhängenden Lämpchens bildete in dieser Schneekrone eine Anzahl kleiner Demanten, so daß der Blick des Knaben zuletzt wirklich zwei Kronen von Edelsteinen auf den Häuptern der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Sohnes wahrzunehmen glaubte. „O Maria hilf! du heilige große Himmelskönigin", lispelte er, die Hände fromm faltend und zur heiligen Fürsprecherin aufblickend; „du große heilige Jungfrau, willst du denn ein armes verlassenes Waisenkind, das außer dir Niemanden mehr auf der weiten Welt hat, ganz verlassen?" —

Jetzt hatte die nahe Lampenwärme den auf das Bild der heiligen Jungfrau hereinrieselnden Schnee allmälig geschmolzen, und von der Crystallkrone der heiligen Jungfrau rollten über ihre Augen zwei große Tropfen herab, die wie ein paar Thränen auf ihr brennendes Herz niederträufelten. — „O du weinst, meine heilige, himmlische Mutter", rief halb schmerzlich, halb erfreut der fromme Knabe: „du weinst, und willst mich nicht verlassen, wenn auch die ganze Welt den armen Waisenknaben von ihrer Thüre wirft — hu! wie mich friert! — ist es hier doch auch nicht wärmer, als in meiner Dachkammer beim Vormund, wo ich auf dem dürren Laube übernachten muß .... und wie weh der Hunger thut!" — Der arme Knabe zog sein Mäntelchen enger um die Lenden und setzte sich auf die Steinstufen der Kapelle, indem er ein Stück schwarzen Gerstenbrodes hervorzog und damit sein nothdürftiges Abendmahl hielt.

Während der arme Cornelius hier sein Abendbrod mit Thränen benetzte, tobte der Schneesturm stärker gegen den Hohlweg herab, und was etwa noch auf der Straße war, eilte zähneklappernd und mit verdoppeltem Schritte seinem Herde entgegen. Auch am westlichen Bergabhange gegen den Schloßberg von Linz zu, mühte sich eine arme, alte Frau vergebens ab, das Bündel Reisig, welches sie am Abende auf dem Rücken des Jägermeierberges mühsam zusammengeklaubt hatte, in ihr Stübchen am Wörth herabzuschleppen. Die arme Frau suchte vergebens dem Schneesturme Stand zu halten; die altersschwachen Glieder brachen ihr bei jedem neuen Versuche zum Vorwärtsschreiten zusammen, und bitterlich weinend sank sie zuletzt ohnweit der kleinen Mariahilf-Kapelle auf den Schnee. Bald aber richtete sie sich wieder auf, denn sie glaubte Fußtritte zu vernehmen und hoffte Hilfe zu finden. (Forts. folgt.)

⁂ München, 12. April. In seiner heutigen dritten Vorlesung sprach Stiftspropst Dr. Döllinger über „die Religionen der Menschheit nach ihrer Beziehung zur Gegenwart und Zukunft." Auf der ganzen Erde leben gegenwärtig 800—1200 Mill. Menschen, die sich in ungefähr 800 Völker theilen. In religiöser Beziehung trete vor Allem die Thatsache entgegen, daß unter diesen 800 Völkern der Erde keines existire, das sich der Religion völlig entschlagen hätte. Es bestehe wohl die Ausnahme, daß einzelne kleine sittlich und geistig gesunkene Völker bis zur gänzlichen religiösen Stumpfheit herabgesunken seien. Das religiöse Bewußtsein sei dem Menschen so wesentlich wie die Sprache, und unterscheide ihn wie diese vom Thiere. Gegenwärtig spreche man zwar viel von Indifferentismus, der in den höheren und mittleren Ständen viele Anhänger zählen soll. Es gebe aber kaum einen religiösen Indifferenten, wenigstens sei ihm Redner noch keiner vorgekommen. Die Annahme des Indifferentismus beruhe auf einer Verwechslung des Bestrebens des Menschen, das religiöse Bedürfniß zu unterdrücken, mit der Gleichgiltigkeit. Die furchtbarsten Verfolgungen, welche die Geschichte kenne, hätten in Frankreich in den Jahren 1791—1797 stattgefunden, und seien ausgegangen von Menschen, die vorher als sogenannte Indifferente gegolten, die aber nachher es unerträglich gefunden, daß es in Frankreich Menschen gäbe, die an Christus glauben. Dieß thaten die Gleichgiltigen! Man könne unterscheiden: Volksreligionen und Weltreligionen, letztere seien das Christenthum, die muhamedanische und die buddhaistische Religion; eigentlich jedoch nur die christliche. Ferners: naturwüchsige und gemachte Religionen, erstere seien solche, deren Ursprung Niemand kenne, die letzteren dagegen solche, deren Eintritt in der Geschichte ein bestimmtes und gekanntes Ereigniß sei. Alle Religionen der heutigen Naturvölker seien naturwüchsige. Eine gemachte Religion sei die Muhamed's, mit dem in gewisser Beziehung Swedenborg Aehnlichkeit habe, und die durch Smith gestiftete Sekte der Mormonen. Der gegenwärtige Bestand der Religionen auf dem Erdkreise sei: das Heidenthum zählt 377—678 Mill. Anhänger. Letztere Zahl sei die wahrscheinlichere. Demnach gehöre die Hälfte des Menschengeschlechts dem Heidenthume an. Christen gebe es 350 Mill., sohin 30% der ganzen Erdbevölkerung. Muhamedaner gibt es höchstens 120 Millionen, während die Zahl der Juden auf 4—5 Mill. sich beläuft. Diese Zahlen seien aber nicht bleibend, sondern veränderlich und zwar so veränderlich, daß vielleicht schon im nächsten Jahre das Verhältniß ein anderes sein werde. Unter den heidnischen Religionen ragen zwei hervor durch die große Zahl der Anhänger, nemlich 1) die brahmanische, die 117 Mill. zähle und 2) die buddhaistische, bezüglich deren Anhänger sich keine Berechnung geben lasse. Wie schon erwähnt könne eigentlich nur die christliche Religion als Weltreligion gelten, diese habe vor den andern voraus, daß sie keine geographische Grenzen kenne. Der Buddhaismus sei insoferne Weltreligion, als er viele an sich höchst verschiedene ungleiche Völker umfasse, wie einen Theil der Chinesen, Mongolen etc., er reiche vom südlichen Ostasien bis zur Grenze von Syrien. Der Muhamedanismus sei durch Glaubenskämpfe zur Weltreligion geworden, aber sein Kreis sei gleichwohl immer ein beschränkter geblieben und habe manchen Gebietstheil mit der Folge wieder verloren, wie z. B. Spanien. Unter den Völkern deutscher Zunge habe er nie Eingang gefunden, ebenso sei Amerika von ihm ganz unberührt geblieben. „Christliche Religion" sei ein Ausdruck, dem nichts Wirkliches entspreche, in der Wirklichkeit gebe es nur eine katholische, protestantische und griechisch-russische Religion. Man könne daher nur von Kirchen reden, wohl könne man aber Weltkirche sagen. Redner müsse einen weitverbreiteten Irrthum der Zeit bestreiten, nämlich den, daß es keine alle Völker umfassende Religion geben könne. Diesem Wahn, dem schon die Geschichte das Urtheil spreche, möchte er recht entschieden entgegentreten. Redner gibt in dieser Hinsicht ein Citat aus einer vor 2 Jahren in Berlin erschienenen wissenschaftlichen Zeitschrift als Beispiel wissenschaftlicher Oberflächlichkeit und Frivolität, die heutzutage immer mehr um sich greifen, und kommt schließlich auf den Einfluß zu sprechen, den die Religion auf das Leben und Aussterben der Völker übt, weist nach, daß der Untergang eines Volkes noch immer in religiösen Verhältnissen seine Ursache gehabt habe. Ein anschauliches Beispiel hievon biete die Türkei, die vor zwei Jahrhunderten noch der Schrecken des christlichen Europa, nunmehr morsch und dem Untergange nahe sei, vor dem sie nur noch die Uneinigkeit der übrigen europäischen Mächte über die Frage der Beutetheilung schütze. Die muhamedanische Bevölkerung des türkischen Reiches sei im steten Abnehmen, die christliche im steten Zunehmen begriffen, so daß die Türken in Bälde ganz aus Europa wieder in das Innere Asiens, von wo sie gekommen, verdrängt sein werden. Diese Erscheinung habe lediglich in religiösen Verhältnissen ihre Ursache. Dafür spreche schon

die merkwürdige Thatsache, daß dieser Zersetzungsprezeß der Türkei in ihrem zu Europa gehörigen Theile wie in Kleinasien und Syrien gleichmäßig von statten gehe. Es können also in allen diesen drei Theilen nur die gleichen Ursachen wirksam sein, und dieses seien eben die religiösen Verhältnisse. Redner berührt auch das Verschwinden und Aussterben der Stämme der Rothhäute im Westen Amerikas. — Nächsten Dienstag wird die Fortsetzung des heutigen Vortrags folgen, der 1½ Stunden währte und dem ein äußerst zahlreiches Publikum aus allen Klassen der gebildeten Stände mit größter Aufmerksamkeit folgte.

München, 13. April. Der Vorschlag unserer Bräuer, auf den Schenkpreis des Sommerbieres zu verzichten, wenn der Magistrat seinerseits auf den Malzaufschlag für das Sommerbier verzichte — in welchem Falle sich dann die Sommerbiertaxe auf 8 statt auf 9 Kreuzer berechnet haben würde — ist in der gestrigen Magistratssitzung zur Berathung gelangt, und wurde nach ausführlicher Darlegung beschlossen: daß der Mastrat nicht in der Lage sei, auf den Vorschlag einzugehen. Dieser Beschluß wurde mit Einstimmigkeit gefaßt.

Augsburg, 11. April. (Oeffentliche Sitzung des Polizei-Senats am 10. April 1861.) Ein Schreinergeselle begab sich vor einiger Zeit in eine in der Nähe der Stadt gelegene Wirthschaft, um allda mit der Köchin, seiner Geliebten, eine Differenz zu schlichten. Bei dieser Gelegenheit trank er ein Glas über den Durst und wurde etwas unangenehm. In Folge dessen bekam er Differenzen mit einigen Gästen, dem Hausknecht und dem Wirth, welche mit Farrenschwänzen auf den Schreinergesellen schlugen, und ihn zum Haus hinauswarfen, vor dem er ohnmächtig liegen blieb. Ein Hausknecht erbarmte sich des Mißhandelten und führte ihn zur Stadt bis in die Allee vor dem Wertachbrucker-Thore. Hier begegneten ihnen zwei Soldaten, welche sich gleichfalls des Mißhandelten erbarmten, und ihn, als er ihnen seine Erlebnisse in der Schenke erzählt hatte, zur Rache aufforderten. Der Gedanke an Rache belebte den Schreinergesellen auf's Neue, er raffte sich zusammen, und versprach den Soldaten Bier zu zahlen, wenn sie ihn kräftig unterstützen würden. Mit vereinten Kräften begab man sich nun wieder in das verhängnißvolle Wirthshaus. Der Streit erneuerte sich, die Soldaten ergriffen, die anwesende Uebermacht fürchtend, die Flucht, und nun war der Schreinergeselle, der sich ohne Kampfgenossen sah, neuerdings den Mißhandlungen mit den erwähnten Farrenschwänzen ausgesetzt. Der Schreinergeselle mußte in das hiesige Krankenhaus gebracht werden, und seine Krankheit hatte eine Arbeitsunfähigkeit von 27 Tagen zur Folge. Da jedoch jede einzelne Verwundung eine Arbeitsunfähigkeit von kaum drei Tagen zur Folge hatte, und nur die Verwundungen in ihrer Zusammenwirkung eine Dauer von 27 Tagen hervorriefen, so fällt die Bestrafung der Schuldigen noch in die Competenz der Polizei. Der Wirth, der Hausknecht und ein Gast werden zu einer Arreststrafe von drei Tagen und ein minder betheiligter Gast zu einer Arreststrafe von 36 Stunden verurtheilt.

Aus Wien, 8. April, erfährt der N. C., daß seit einigen Tagen die Rüstungen daselbst einen so bedeutenden Aufschwung genommen haben, daß man meinen sollte, man befände sich unmittelbar am Vorabende des Eintritts großer Ereignisse. Große Truppenbeförderungen finden in Eile nach Venetien statt, insbesondere sind viele kroatische Grenzregimenter auf dem Marsch dahin begriffen.

Dienstliches. Seine Majestät der König haben Sich allergnädigst bewogen gefunden: unterm 10. April die katholische Pfarrei Zimmern, Ldg. Simbach am Inn, dem seitherigen Pfarrer in Grainet, Ldg. Wolfstein, Priester J. B. Bauer, zu übertragen.

Paris, 12. April. Die Patrie bestätigt die Landung von 50 Garibaldianern zu Spizza, und sagt, daß die Zahl der Garibaldianer, welche sich überhaupt ausgeschifft und in die dalmatinischen Gebirge geflüchtet hätten, 500 betrage.

Neapel, 11. April. Eine piemontesische Truppenabtheilung war nach Capua bestimmt, als sie plötzlich Befehl erhielt, nach den Abruzzen aufzubrechen. Mobile Colonnen durchziehen das Land. Die Verhaftungen dauern fort. Auch Bischöfe befinden sich unter den Verhafteten. Die „Reaction" erhebt sich von neuem.

Turin, 13. April. Garibaldi soll eine Fraction in der Kammer zu bilden beabsichtigen, und die Feindseligkeiten gegen das Ministerium mit einer Interpellation bezüglich Venedigs beginnen. Liborio interpellirt über den finanziellen Zustand Neapels. Man spricht darum bereits in einigen Cirkeln von einem frühern Schluß der Session. Garibaldi hat eine Einladung zur k. Tafel abgelehnt. (Telegramme d. Allg. Ztg.)

Den historischen Verein für Niederbayern betr.

Landshut, 10. April 1861.

Es schenkten wiederum und zwar:

1) Herr Joseph Mayer, Kaufmann zu Mainburg, abermals vier Silbermünzen, eine antikrömische Familienmünze ohne Legende, eine vom Landgrafen Georg von Leuchtenberg, unter Kaiser Karl V. 1534 geschlagen, eine der Grafschaft Oetingen aus dem Jahre 1523 und sodann jene Medaille, welche auf die Verehlichung der bayerischen Prinzessin Josepha mit dem Kaiser Joseph II. i. J. 1763 mit dem Wahlspruche: Juncta levant, geprägt wurde.

2) Herr Cooperator Georg Loichinger zu Gangkofen, Mitglied des Vereins, wieder mehrere Silber-Münzen, mehr der Neuzeit angehörig.

3) Der königl. Herr Rittmeister Freiherr von Esebeck dahier
   a. eine kleine Literatur, worunter interessante Piecen, und
   b. 4 Silber und 2 kleine Kupfermünzen, unter welchen sich ein Kaiser Leopold v. J. 1685, ein Erzherzog Ferdinand Karl, Graf von Tyrol ꝛc v. J. 1662, eine Landmünze aus Ansbach von 1777 ꝛc. befinden.

4) Herr Kaufmann Wilhelm Hensolt zu Nürnberg eine Kupfer-Münze aus dem IV. Jahre der französischen Republik 1792 mit dem bekannten Wahlspruche: Frei leben oder sterben! Sodann eine würtembergische Scheidemünze vom Jahr 1694.

6) Herr Steinmetz aus München einen Severus Alexander von Silber, 223 bis 235 nach Christus.

Eine freudige Erscheinung auf historischem Grunde bietet die Stadt Abensberg. Dort vereinigte sich durch den Herrn Bürger und Kaufmann Nikolaus Stark eine große Anzahl Männer, um alle vorzugsweise vom Herrn Oberlieutenant J. R. Schuegraf vorhandenen Urkunden und Quellen-Studien über Abensberg zu sammeln, diese wo möglich zu ergänzen (mit weiters vorgefundenen Dokumenten zu versehen) und so dem Drucke zu übergeben. So eben läuft die vom Herrn Nikolaus Stark unter Mitwirkung des Herrn Cooperators Guggenberger also behandelte Geschichte des Karmeliten-Klosters in Abensberg hier ein. Allerdings bestehen in Niederbayern schon einige derlei preisliche Vereine; allein ihre Vervielfältigung wäre sehr zu wünschen.

Dr. Wiesend, d. Z. Vereins-Vorstand.

Münchener  Telegraphischer Schrannen - Bericht vom 13. April 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel Preis		Niederster Preis.		Gestiegen		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr	fl.	kr	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr
Waizen . .	4821	1700	21	1	20	12	19	12	—	—	—	13
Korn . . .	1904	202	14	24	[illegible]	35	12	57	—	12	—	—
Gerste . .	4862	1058	13	3	12	38	11	27		28	—	—
Haber . . .	3186	216	7	3	6	44	6	25	—	—	—	37

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 16.** Den 22. April. Lothar.

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Js. Proschko.

(Fortsetzung.)

Ach, es war nur der leise Tritt eines braunen Jagdhundes, welcher wahrscheinlich seinen Herrn verloren hatte, nach der Stadt rannte, das Gesicht der Alten beschnupperte und seinen Weg fortsetzte. Jetzt begann sich der armen Frau eine Art von verzweiflungsvoller Angst zu bemächtigen. Sie betete zuerst, dann rief sie mit heiserer Stimme, deren Schall der sausende Sturm verwehte, alle Heiligen des Himmels um ihren Beistand an. Aber schon kam ein stämmiger Jägerbursche mit Federhut und Hirschfänger, seinen beschneiten Mantel um die Brust geschlagen, den Abhang herab. „Gelobt sei Jesus Christus", rief ihm die arme Frau entgegen; „ach um Gottes willen, lieber Herr, helft einer armen Frau, welche sonst jämmerlich erfrieren muß, von diesem Schneelager auf!"

Der Wind erstickte ihre weiteren Schmerzenslaute; der junge Jägerbursche warf einen Blick auf die flehende Jammergestalt. „Das fehlte noch", rief er lachend, „daß ich einer alten Hexe wegen eine Sekunde länger in diesem Unwetter verbringe, rufe deine Genossinnen an der Hexenlinde im Kirnberge herab, alte Schneedrossel, ich muß meinem Hunde nach, sonst verläuft sich das Thier in der Stadt, und ich hab' kein Geld für einen zweiten."

Der Spötter trabte fort gegen den Berg hinauf, aber die Angst der armen Frau wich jetzt dem heftigsten Unwillen über die grausame Verhöhnung, welche sie eben erlitten hatte. — „So wollte ich", rief sie ihm nach, „daß die Hexenlinde der Block wäre, auf dem deine ruchlosen Lippen, die mein Alter verhöhnen, erbleichen müßten, und daß die Hölle dir ihre Geister auf deine Fußtapfen sende, wie einst zwei Bären die Knaben zerrissen, welche den Propheten Elisäus verspotteten!"

„Oho", rief der freche Bursche lachend zurück, „du meinst es ja trefflich mit mir, altes Mütterlein, daß du mir den Bösen mit seinem Gefolge auf den Hals wünschest." — Aber er hatte noch nicht geendet, als er schon bis in sein innerstes Mark erschreckend und an allen Gliedern zitternd zurücktaumelte; denn von der Seite, wo die morsche Hexenlinde vom fernen Kirnberge wie eine Thurmspitze in die Nacht emporstarrte, kamen zwei Dämonen der Unterwelt mit Hörnern, Pferdefüßen und Ketten gegen die Stelle herab, wo der vorauseilende Jägerbursche Halt gemacht und sich eben zur Rückkehr angeschickt hatte, um den Fluch der Alten auch mit ein paar Faustschlägen zu erwidern. — „Jesus Maria! was hab' ich gethan!" schrie die Alte, sich bekreuzend — — „der Fürst der Finsterniß hat meinen Fluch vernommen! — o Gott! o Gott! geh' nicht in's Gericht und höre nicht, was meine Zunge verbrach!"

Ein brüllendes Gelächter beantwortete den Angstruf der Alten. Die beiden höllischen Dämonen nahten sich dem Jägerburschen, der jetzt in ihnen zwei Schmiedgesellen aus der Altstadt erkannte, welche den gewöhnlichen Fastnachtsunfug am Vorabende des heiligen Nikolaus üben und sich als verkleidete Dämonen oder, wie der Volksmund sie nannte, „als Krampusse" in jene Kinderstuben der Stadt und der umliegenden Bauernhöfe einschleichen wollten, wo die Eltern so thöricht waren, ihre Kinder mit derlei sündhaften und lächerlichen Possen schrecken zu lassen.

„Ein köstlicher, unbezahlbarer Spaß!" jubelte jetzt der herzlose Jäger. — — „Schau, Alte! wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er gelaufen" . . . Die beiden Dämonen begleiteten diese Rede mit brüllendem Gelächter. Sie konnten auch des köstlichen Spasses kein Ende finden, keinem dieser drei herzlosen Bursche fiel es aber ein, daß vor ihren Augen eine arme alte Frau dem Tod des Erfrierens nahe war; — sie machten auch gar keine Miene, der armen Alten beizustehen, ja der elende Forstgehilfe hatte sogar die Frechheit, die nunmehr halb ohnmächtig auf den Schnee hingesunkene alte Frau mit dem Fuße zu stoßen, indem er rief: „Jetzt aus dem Wege, alte Sumpf-Unke, auf daß wir endlich weiter kommen!"

„Ehre das Alter! denn du kannst auch alt werden!" schallte hier eine feine Stimme hinter den Frevlern; der arme Cornelius, welcher das Geschrei der frechen Buben von der Marienkapelle aus vernommen hatte, trat glühenden Antlitzes auf die drei frechen Bursche zu. „Schämt ihr euch nicht", sagte er, „daß ihr euern Uebermuth an einer armen alten Frau kühlt, die euch nichts zu Leide that."

„Schweig, Knabe", rief der Jägerbursche dazwischen, indem er seine Faust zum Schlage empor hob, „was kümmert dich unser Scherz?"

„Oder willst du ein paar Pflaumen in das Gesicht zum morgigen Nikolausfeste?" schrie der eine der Schmiedgesellen, indem er gleichfalls seine Hand drohend emporschwang.

„Laßt den Knaben laufen", mahnte der andere Schmiedgeselle, den vielleicht die Scham beschlich, von einem armen Knaben an das Schändliche des Handels erinnert zu werden — „er mag", fuhr er fort, „die Alte nach Hause tragen, wenn es ihm gefällt, und er es im Stande ist, wir wollen unsern Scherz deßwegen nicht versäumen."

Das saubere Paar rannte hierauf den Weg nach der Stadt hinab, daß der Schnee den Burschen von der Ferse stob, und lange noch das Klirren der Wagenketten zu vernehmen war, mit denen sich die beiden Schmiedgesellen für den Unfug ausgeschmückt hatten. Der Jägerbursche aber rief ihnen lachend eine gute Nacht nach und setzte seinen Weg aufwärts fort, indem er den Jägermeier-Forst zu gewinnen suchte. Cornelius blieb mit der armen Alten allein im Hohlwege zurück. Die arme Frau war mehr todt als lebendig. Schreck, Aerger und Kälte hatten ihre Kraft erschöpft. Der arme Junge, welcher kurz zuvor den drei Buben gegenüber eine für seine Jugend seltene Entschlossenheit entfaltet hatte, wußte jetzt in seiner Bekümmerniß um die alte Frau nichts Besseres zu thun, als ihr den Rest seines Gerstenbrodes in den Mund zu stopfen, und ihr sein Mäntelchen um den Hals zu werfen, obgleich er selbst vor Frost an allen Gliedern zitterte. „Nehmt, nehmt," sagte er drängend, „stärkt Euch, arme Mutter, daß Ihr weiter könnt." —

Die Lage war in der That höchst bedenklich. Eine halb ohnmächtige Frau und ein schwacher vom Frost erstarrender Knabe im hilflosesten Zustande auf schneebedeckter Straße, und die Nacht im vollen Anzuge! — Die arme Frau blickte ihrem jungen, muthigen Schützer wehmüthig in's Antlitz. „Gott segne

dich hundertfach, guter Knabe", rief sie schluchzend, „Gott segne dich für deinen guten Willen; aber wenn uns der Herr nicht seine Engel sendet, werden wir miteinander kaum zehn Schritte weit von der Stelle kommen, denn ich bin todesmatt." „Thut nichts, Mütterlein! thut nichts!" rief Cornelius, ihr freundlich in's Gesicht blickend, „wartet nur ein wenig hier, ich laufe schnell in die Stadt hinab und hole Leute, die Euch fortbringen."

„Ach, mein Söhnlein", jammerte die Alte, „ehe du zurückkommst, erstarren meine Glieder, und du findest die alte Linsen-Hanne von Wörth nur noch als Leiche wieder, die ihr dann im Schnee gleich begraben könnt." — Cornelius blickte jetzt trostlos um sich. „Mein Gott! mein Gott!" rief er, die Hände ringend, „wer bringt uns doch Hilfe!" — — da blitzte ein Gedanke durch seinen Kopf.

„Maria hilf!" lispelte er leise vor sich hin — dann rief er: „Wohlan, gute Frau! stützt Euch getrost auf meine Schulter, wenigstens schleppe ich Euch die zwanzig Schritte zur Kapelle der Mutter Gottes Mariahilf hinauf, dort seid Ihr zwischen den Wänden doch mehr vor dem Schneesturm geschützt, und glaubt mir nur, unter dem Schutze der heiligen Jungfrau könnt Ihr gar nicht zu Grunde geh'n — ich hole dann Leute, und die bringen Euch, so Gott will, bald in Eure Wohnung!" —

„Nun denn, mein Sohn", sagte die Alte, sich mühsam aufrichtend, „was du an der alten Hanne thust, wird der Herr dort oben tausendfach lohnen, wenn meine morschen Gebeine längst unter der Schneedecke verscharrt liegen werden!" Sie stützte sich dann mit einer Hand auf die Schulter des Knaben, ergriff mit der andern Hand den Knotenstock, der ihr vorher aus der Hand gefallen war, und wankte den Hohlweg hinauf, der Marienkapelle zu, wo sie erschöpft niedersank, aber dennoch mehr Schutz gegen Wetter und Wind fand, als in dem hochverschneiten Hohlwege unten. Cornelius aber, voll Freude über das erste Gelingen seines Rettungswerkes, hüllte das Haupt und die Brust des alten Mütterleins noch sorgfältiger in die Falten seines der alten Frau überlassenen Mäntelchens, löste ihr die breite Schneerinde von den Füßen, und warf dann lächelnd noch einmal mit der Hand ein Küßchen zum Heiligenbilde der Gottesmutter hinauf, als wollte er die Himmelskönigin fragen: „bist du zufrieden mit mir, heilige Gottesmutter?" — Die arme Frau aber faßte seine beiden eiskalten Hände und küßte die Stirne des Waisenknaben, indem sie schluchzend ausrief: „Wahrlich! wahrlich! das Wort währt ewig: „„lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!"" — O mein frommes Kind, wer auch immer deine Eltern seien, und wohin deine Lebenswege dich noch führen mögen, Gott wird dich segnen, weil du das Alter ehrtest und eine arme Verlassene auf offener Straße nicht verschmachten ließest — Gott wird dich segnen in alle Ewigkeit." . . .

„Amen!" ertönte es hinter ihr . . . . und ein hoher stattlicher Mann mit Jägerhut und Reiherfeder, einen zottigen Jagdmantel von falbem Wolfsfelle auf seiner Schulter, eine doppelläufige, am Schafte mit Elfenbein ausgelegte Jagdflinte in der Rechten, klopfte dem nun vor Frost bereits heftig zitternden Cornelius die Wange. — „Wackerer Junge!" rief er, „nur fünf Minuten lang habe ich geschaut und gehört, wie auch ein Knabe dem barmherzigen Samariter ähnlich werden kann, und wahrlich ich habe einen Engel gesehen."

„Ja, mein Herr", antwortete rasch die Alte, „dieß Kind hat sein eigenes Mäntelein ausgezogen und sein letztes Stuck Brod mit mir getheilt, um mich vor dem Erfrieren zu retten."

„Doch vor Allem ist hier Hilfe dringend nöthig", sagte der Jäger, „gib dem Knaben sein Mäntelein schnell zurück", mahnte er, „und nimm meine Wildschur, Alte!" Er warf den Wolfsmantel von seiner Schulter und bedeckte damit die die alte Frau, welche an Cornelius dessen Mäntelchen zurückstellte. Dann zog der Jäger seine Kürbisflasche hervor und reichte der alten Frau sowohl als dem kleinen Cornelius einen wärmenden Trank. In diesem Augenblicke ertönte Hundegebell in der Nähe. Zwei andere Waidgesellen nebst jenem Jägerburschen, welcher kurz zuvor die arme Hanne verspottet hatte, kamen, die ersten beiden mit geschossenen Füchsen beladen, gegen die Kapelle, deren Lämpchen sie wahrgenommen hatten, heran. Als sie den stattlichen Jäger erblickten, neigten sie sich und blieben vor der Kapelle stehen. Dieser aber rief ihnen schnell zu: „Geleitet sogleich diese arme alte Frau in ihre Wohnung, holet ihr meinen Arzt, den Doktor v. Blischer*) und gebt mir morgen Bescheid über ihre Wohnung, ihren Zustand, auf daß ihr vollends geholfen werde; fort, fort, ich folge mit dem Knaben."

Die beiden Waidgesellen trugen auch sogleich die in Dankesthränen ausbrechende arme Frau, in den Wolfspelz des Jägers gehüllt, den Hohlweg zur Stadt hinab. Der freche Jägerbursche warf noch einen glühenden Blick der Beschämung und des tiefsten Hasses auf den jungen Cornelius, und ging dann, sich vor dem stattlichen Jäger gleichfalls tief verneigend, ohne weiter ein Wort zu verlieren, den Hohlweg entlang, in die Stadt zurück. Der stattliche Jäger aber wandte sich jetzt zu Cornelius: „Jetzt auf! Bürschlein", sagte er, „eh' auch dich der Frost verzehrt, sollst mir auf dem Wege gleich erzählen, was es mit dir für ein Bewandtniß hat."

Der arme Cornelius lief alsbald in sein Mäntelchen gehüllt an der Seite des Jägers; der genossene Wein aus der Kürbisflasche des Letzteren, das raschere Gehen und die Freude über die nunmehr gelungene Rettung der alten Frau hatte dem guten Knaben wieder warm gemacht, seine Munterkeit kehrte allmälig wieder, und er blickte auch jetzt recht zutraulich und offen in das edle Gesicht des stattlichen Jägers. Dieser betrachtete gleichfalls den schönen, munteren Knaben mit Wohlgefallen. „Vor Allem", fragte er, „wie heißt du, mein Sohn?"

„Rathet einmal, lieber Herr!" entgegnete freundlich Cornelius. „Nun", sagte lächelnd der Jäger: „du bist wohl ein ehrlicher Hans Oberösterreicher — oder ist dein Name vielleicht Josef?"

„Viel schöner", entgegnete schmunzelnd der Knabe. „Ah", sagte der Jäger, also wohl gar Stephan?"

„Viel schöner!" rief Cornelius. „Hoho!" sagte lächelnd der Jäger, „du bist vielleicht ein Carolus, Fortunatus, Sebastianus!" —

„Halb getroffen", rief der Junge, „auf us geht mein Name aus, aber viel schöner, viel schöner!" —

„Doch nicht Anastasius, Seraphicus, Cornelius!" — „Getroffen! getroffen", jubelte der Knabe hüpfend und in die Hände klatschend, „das ist schön, das ist prächtig, ja, ja, ja ich schreibe mich Cornelius Weitmann."

„Wie?" fragte der Jäger, „du kannst auch schreiben?" — „Ei freilich", entgegnete der Kleine — „ach, mein armes Mütterlein schickte mich wohl in die Schule; jetzt aber ist's mit dem Lesen und Schreiben vorbei, denn das Wollspulen krümmt die Finger für immer." Er erzählte nun dem aufhorchenden Jäger sein trübes Geschick, und weinte bitterlich, als er auf sein armes Mütterlein zu sprechen kam.

Als er zu Ende war, war er mit dem Jäger auch bereits bei dem Kirchhofe der kleinen St. Martinskirche am Schloßberge angelangt. Dort hielt dieser an. „Nun, mein wackeres Söhnlein", sagte er, „hast du mir dein trauriges Geschick erzählt. Du hast mich auch deinen Namen errathen lassen, so wie ich aus deiner schönen That bei der Marienkapelle schon deinen edlen Sinn und deine menschenfreundliche Gemüthsart kennen lernte; das muß eine treffliche Mutter gewesen sein, die einen so braven Sohn erzog. Da du junger Schelm mich aber deinen Namen nur errathen ließest, so magst du jetzt auch meinen Namen und Stand errathen. Wer bin ich, und wie heiße ich wohl?" —

*) Ständischer Doktor in Linz.

Der aufgeweckte Knabe blickte dem Frager freundlich in's Auge. — „Ach, Ihr seid doch Niemand anderer“, sagte er, „als ein Jäger vom Schlosse, und Euer Geschäft ist Füchse pelzen.“

„Viel schöner“, entgegnete schmunzelnd der Jäger. — „Nun so ist Euer Geschäft wohl gar das Commando der Schloßwache?“ —

„Viel schöner“, rief der Jäger. — „Ei was kann denn das sein?“ sagte der Kleine; „wenn ich mir so das Geschäft des Schloßhauptmanns denke, wie er vor den Trabanten mit dem blitzenden Degen einherstolzirt, o dann scheint mir kein schöneres zu sein, das Ihr haben könnt.“

„Viel schöner! viel schöner!“ versicherte der Jäger, die Worte des Kleinen nachahmend, „übrigens hast du recht“, setzte er hinzu, „so was vom Commandiren liegt in meinem Geschäfte.“ — So seid Ihr wohl gar der — Herr Landesgubernator“ — stotterte der Knabe. —

„Getroffen! getroffen!“ entgegnete lächelnd der Jäger, „du siehst den Landesgubernator Franz Josef Grafen von Lamberg vor dir, den Gott der Allmächtige in seinem unerforschlichen Rathschlusse auf deine Wege führte, und der gerne armen Waisen Gutes thut, besonders wenn sie wie du, ungesehen und unbelauscht als kindliche Engel der Erbarmung an der Seite der leidenden Armuth stehen.“ —

Der edle Graf zerdrückte hier eine große Thräne in seinem Auge und faßte den jungen Cornelius sanft bei der Hand: „Dort im Schlosse, mein Söhnlein“, sagte er, „ist fortan deine Wohnung — und du bist keine Waise mehr, denn ich habe in dir einen wackern Jungen kennen gelernt, der das Herz am rechten Flecke hat, und das Sprichwort sagt:

Wer das Alter ehrt,
Ist selbst des Himmels werth.“ (Forts. folgt.)

Die Böhämmerjagd.

Der seltsamste Vogelfang ist wohl in der Stadt Bergzabern (tabernae montanae, Vaterstadt des berühmten Physikers Tabernaemontanus,) und deren Umgebung in Uebung. Die Stadt mit dem herzoglich-zweibrückischen Schloß, in welchem Göthe's „große Landgräfin“ von Hessen ihre Jugendzeit verlebte, liegt reizend an der Mündung eines engen Vogesenpasses in das Rheinthal, von Weinbergen, Kastanienwäldern, Weiß-Tannenforsten, Getreidefluren und herrlichen Wiesengründen umgeben, in der bayerischen Pfalz 2 Stunden von Weißenburg im Elsaß, der französischen Grenzfeste.

Wir entlehnen einem größeren Werke über die Pfalz*) folgende Darstellung des Vogelfangs.

In diesen herrlichen Wäldern „am Guttenberger Schloß“, in den Bergforsten der oberen Mundat hinter Bergzabern erwacht im Winter oft ein eigenthümliches Leben in stiller Nacht, daß es den einsamen Wanderer, der zufällig vorüberkommt, dünken mag, er sei mitten unter das wilde Heer gerathen. Schmuggler, welche diese einsamen Wege am Guttenberger Schloß vorüber gerne einschlagen, können es nicht sein, denn die gehen nicht mit weithin leuchtendem Fackelscheine auf ihren verborgenen Pfaden. Es sind vielmehr Bürger von Bergzabern auf der Böhämmerjagd.

Es kann nichts Romantischeres, nichts Abenteuerlicheres und Phantastischeres geben, als diese Böhämmerjagd. — In besonders harten Wintern, wenn die Bucheln, (Buchecker) gerathen sind, kommen ungeheure Schaaren von Strichvögeln in die Wälder und Schluchten des Vogesus hinter Bergzabern, deren Geschrei, wo sie sich niederlassen, Berg und Thal mit furchtbarem Lärm erfüllt. Es ist der Bergfink (Fringilla montifringilla), ein Vogel in der Größe eines Goldammers und wahrscheinlich auch für eine Ammergattung gehalten, da uns der hier gewöhnliche Name „Böhämmer“ das verdorbene „Buchammer“ scheint. Einige schreiben „Böheimer“ und lassen die Vögel aus Böhmen kommen. In gelinderen Wintern kommt der Vogel auch einzeln mit den Goldammern in die Bauernhöfe, um vor den Scheuern die Körner aufzufressen. Dann wird er zuweilen mit dem „Siebe“ gefangen und einige auf diese Weise gefangene Böhammer kann der Fremde unter Andern auch auf der Stiftsmühle zu Klingenmünster sehen. Es ist ein ziemlich hübscher, schön gefärbter Vogel, in der Größe einer Ammer mit bräunlichgelber Brust und Schulter und im Winter mit wachsgelbem Schnabel. Er nistet im höchsten Norden Europas auf den Kiölen Skandinaviens und in den schneeigen Birkenwäldern Lapplands und kommt bei harten Wintern in ungeheuren Zügen zu uns in die Buchen- und Tannenwälder der Vogesen, hie und da auch in schwächeren Schaaren nach der Schweiz, wo er „Gägler“ heißt, und im Emmenthal sogar brüten soll. Am Tage weiden die Vögel, gehen aber zur Nachtruhe in die hohen Baumgipfel der Wälder. — Dann erwacht in Bergzabern ein eignes Leben. Die langen, hölzernen Blasröhren, die wohl auch mit Maulwurfspelz auswattirt werden, damit die Kugel ja luftdicht liege, werden jetzt hervorgeholt, — Tausende lehmener Kugeln angefertigt, die Gluthpfannen ausgebessert und die wärmsten Winterkleider angezogen. Dann zieht man mit Anbruch der Nacht parthienweise hinaus in die Wildniß des Gebirgs bei strengster Kälte, lustig und fröhlich und voll freudigster Erwartung. — Die Berg- und Thalklüfte und Schluchten überdeckt die düsterste Nacht, aber in ihren Gründen leuchten wandelnde Feuer. Das sind die Kienspanflammen in den Gluthpfannen (die an einem auf der Schulter liegenden Stiel getragen werden), während Andere mit Rückkörben (Köitzen) und die Schützen selbst mit den Blasröhren folgen. Endlich hat man den Schlummerplatz der Vögel entdeckt, alle Aeste der Bäume biegen sich von den dicht neben einander sitzenden Böhämmern. Die Kienspanflammen beleuchten weithin im Walde eine reiche Ernte, denn es erinnert in der That an die Züge der Wandertauben in Amerika. Der Schütze schleicht sich unter die Bäume und richtet das „Blasrohr“ nach dem nächsten Vogel — pustet hinein und lautlos sinkt der Vogel todt zur Erde. Fühlten die Vögel im Schlafe eine Lücke, so rücken sie dumpf und leise zwitschernd, wie im Traume zusammen und wieder stürzt einer und wieder rücken sie zusammen und so weiter. Man sagt, der Fackelschein im Walde blende sie. So schießen die Blasrohrschützen mit den irdenen Kugeln in einer Nacht jeder oft vierzig bis sechszig Dutzend Böhämmer. Die Vögel sind so fett, daß, wenn man sie rupfen will, man oft die Haut mitreißt und daß die irdenen Kugeln gewöhnlich in ihrem Fleische stecken bleiben. Es gehört ein sicherer Blick und eine kräftige Lunge dazu, denn ein einziger Fehlschuß kann die ganze Jagd verderben. Ist nämlich ein Vogel nicht so getroffen, daß er gleich niedersinkt, so schreit er und in durchdringender Weise und dieser Allarmruf ist dann auch das Zeichen zum Erwachen und Aufbruch für die Vögel. Weithin im Walde, soweit man sieht und hört, braust, rauscht, schreit und lärmt es auf aus den hohen Gipfeln der Bäume, daß man glauben möchte, der wilde Jäger, der Gott des Sturmes und Wetters selbst sei mit im Anzug. So durchwandern die Bergzaberner oft wochenlang das vogesische Gebirg und dringen bis in die einsamen Waldschluchten und Gebirgsthäler von Ramberg, Elmstein und Johanniskreuz, indem sie am Tage schlafen und in den Nächten jagen. — Es ist begreiflich, daß diese Jagd viele Liebhaber hat und oft eine wahre Böhämmermanie in der Stadt und der Umgegend einreißt. Das Fleisch des Böhämmers ist bitter wie das des Krammetsvogels, aber noch zarter und gilt als Leckerbissen. In guten Jahrgängen wird sogar Handel mit den erbeuteten Vögeln getrieben und dieselben weithin versendet. Sie haben auch den Bergzaberern weit und breit den Spitznamen „Böhämmer“ verschafft, wahrscheinlich, weil man

*) „Pfalz und die Pfälzer“ von A. Becker. Leipzig. J. J. Weber. 1858.

die Erzählungen von den Böhämmern für Mährlein zu halten geneigt war.

Die Ansprache Benedek's

an die Armee liegt vor uns, schreibt das Mainzer Journal. Endlich ein männliches Wort in dieser an Männern so armen Zeit, endlich ein treues Soldatenherz, das es gewagt, die Feinde Oesterreichs, die inneren wie die äußeren, beim rechten Namen zu nennen und offen und fest das alte österreichische Banner aufzupflanzen, das immer dort flatterte, wo die Ehre und die Treue walteten; endlich ein Mittelpunkt, um den sich schaaren kann, was Oesterreich noch an Ehre und Treue gerettet. Man wird ihn lästern und in die Acht erklären, den Genossen Radetzky's aus Oesterreichs glorreichster Zeit; die Advokaten ohne Praxis, die geldgierige Journalistik, die malcontenten Professoren und Schullehrer, der verschuldete kleine Adel und das feige Magnatenthum — sie Alle, die er an den Pranger zu stellen den Muth gehabt, werden an ihm zerren und mäkeln und aus sicherer Entfernung ihn anklässen. Aber die Worte, die er gesprochen, werden als fruchtbarer Samen in den Boden des alt-österreichischen Sinnes fallen, die Wankenden zu stützen, die Gefallenen wieder aufzurichten und die Getreuen zu kräftigen. Und wenn, was wir nicht glauben können und mögen, je die Zeit kommen sollte, wo das irregeleitete Oesterreich selbst daran arbeiten würde, das stolze Gebäude der Habsburgischen Monarchie niederzuwerfen, dann wird die Geschichte gleichzeitig den Namen Benedek nennen und ihm das ehrenreiche Denkmal setzen: In seinem Lager war Oesterreich!

Das Grevenbroicher Kreisblatt schreibt: „Am Ostersonntage als Mittags drei Männer aus Gustorf (im Regierungsbezirk Düsseldorf) gegen Neisdorf feldeinwärts gingen, bot sich ihrem überraschten Auge ein seltsamer Anblick dar: Auf dem sanft abgedachten Höhenzuge, der von Gustorf aus gegen Nordwesten den Gesichtskreis begrenzt, erschienen Heeresmassen, die sich in der Richtung von Hahnerhof und Hoheneichen den Bergerbusch hin fortbewegten und stellenweise wie im Kampfe entwickelten. Man unterschied Fußvolk und Reiterei, unterschied den Dampf der Geschütze und des Kleingewehrfeuers und sah große Schaaren hin- und hergedrängt in heftigem, wechselvollem Kampfe. Der ganze Höhenzug wimmelte von größeren und kleineren Heeresabtheilungen. Es war, als ob mindestens ein Armeekorps im Feuer manövrirt habe. Jene drei Männer gewahrten einzeln aus verschiedenen Standpunkten Daffelbe, ehe der Eine dem Anderen seine Wahrnehmungen mitgetheilt hatte, und zwei andere Männer aus der Nachbarschaft haben gleichzeitig Dasselbe gesehen. Etwa anderthalb Stunden hindurch wurde die Erscheinung beobachtet, worauf dieselbe, nach Westen hinziehend verschwand. Die Glaubhaftigkeit jener Männer bürgt dafür, daß sie nicht absichtlich Unwahres berichten. Mögen Viele das ihnen Unerklärliche als Täuschung ungläubig abweisen, so dürfte doch die Möglichkeit einer Abspiegelung, wie sie in anderen Gegenden häufig vorkommt und vor einigen Jahren auch bei Lippstadt beobachtet wurde (im Sommer des Jahres 1853, bei Büderich), hier zur Erklärung gereichen."

Einem süddeutschen Blatte wurde kürzlich, unter anderen telegraphischen Mittheilungen, auch die über „einen blutigen Kampf in Marguerita"; durch ein Versehen des Setzers erhielt das Publikum alsbald die Nachricht aus Neapel vom 27. März über „einen in Marguerita stattgehabten Blutigel-Kampf!"

Dienstliches. Seine Majestät der König haben Sich allergnädigst bewogen gefunden: unterm 17. April an die Stelle eines zweiten Staatsanwalts am Appellationsgerichte von Schwaben und Neuburg den bisherigen zweiten Staatsanwalt am Bezirksgerichte Straubing, Gustav Donle, zu versetzen; zum zweiten Staatsanwalt am Bezirksgerichte Straubing den functionirenden Staatsanwaltssubstituten am Bezirksgerichte Neuburg v/W., Otto Rothenfelder, zu ernennen.

Hersbruck, 8. April. Aus England will man (soll heißen: wollen die Spekulanten) Nachricht haben, daß der Hopfen schlecht aussehe und wenig Hoffnung auf eine Ernte gebe. Bei uns in Bayern werden gegenwärtig die Hopfenkeime verspeist als Gemüse und Salat, von Ernteaussichten kann um so weniger die Rede sein, da bekanntlich der Hopf ein Tropf ist und über sein Gedeihen sich gar nichts vorausbestimmen läßt. Vorjähriger Hopfen ist noch immer zu finden und wird angeboten, aber die Kauflust will sich nicht einstellen und der ersehnte Preis von 300fl. auch nicht, was für die Spekulanten, die noch bedeutende Vorräthe haben, halt recht fatal ist. (Ansb. Mrgbl.)

Salzburg, 17. April. So eben um 8 Uhr Abends ist der Director und Capellmeister des unter dem Namen „Salzburger Mozarteum" in weitesten Kreisen bekannten Musikinstituts, Aloys Taux, mitten in seinem Beruf verschieden. Im freundlichen Liedertafellokal schickte sich die Sängerschaar eben zur Probe eines demnächst abzuhaltenden Concerts an, als der sich an das Clavier setzende Chormeister ohnmächtig vom Stuhle fiel, um — trotz aller augenblicklich angewandten ärztlichen Hülfe — nicht mehr zum Leben zu erwachen.

Pesth, 19. April, Mittags. Das Abgeordnetenhaus ist constituirt. Der Präsident bedauert die Abwesenheit der Deputirten Siebenbürgens, Croatiens, der Militärgrenze und Fiume's. Der Präsident und die Schriftführer erklären ihre Stellen bloß provisorisch bis zur Ergänzung des Hauses durch die Deputirten der partes adnexae einzunehmen. Der Vicepräsident Tisza betont die Schwierigkeiten der Lage; unsere Politik sei muthig, nicht tollkühn, Klugheit ohne Feigheit, welche mögliche Erfolge compromittire.

Turin, 19. April. Erdichtete Gerüchte von Manifestationen und der Demission Cavours waren das Resultat der gestrigen der Regierung günstigen Sitzung, in der alle Parteien schließlich den Worten der Eintracht von Seite Cavour's und Bixio's zujubelten, und Garibaldi sich befriedigt erklärte. Es herrscht Ruhe. (Telegramme d. Allg. Ztg.)

Konstantinopel, 18. April. Die Pforte bewilligt die Vereinigung der Donaufürstenthümer unter einem lebenslänglichen Fürsten, und beantragt eine Konferenz zu Paris, die davon Akt zu nehmen habe. (Tel. d. Südd. Ztg.)

An den Kaiser von China.

Was half Dir Deine „goldene Krücke"?
Ich tausche nicht mit solchem Glücke

Eremita Jenchovensis.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 20. April 1861.



Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4510	1716	21	16	20	24	19	39	—	12	—	—
Korn . . .	2220	270	14	57	14	7	13	27	—	32	—	—
Gerste . .	4756	965	13	10	12	40	11	25	—	2	—	—
Haber . . .	2557	42	7	28	6	58	6	47	—	14	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 17.** Den 29. April. Petrus, Robert.

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Is. Proschko.

(Fortsetzung.)

2. Das Försterhaus am Kirnberge.

Der hartherzige Vormund des kleinen Kornelius, Webermeister Erhart vom Schloßberg, hatte sich am Morgen des nächsten Tages bereits seine Lederpeitsche zurecht gelegt, um dem armen Waisenknaben bei seiner Rückkehr in's Haus eine derbe Züchtigung zu verabreichen; denn er wußte von dem nächtlichen Abenteuer des wackern Cornelius nicht das Geringste und vermeinte, daß derselbe gleich andern arbeitsscheuen und muthwilligen Burschen am Nikolai-Abende und während der Nacht am Lande in die übliche Mummerei verkleidet, herumgezogen sei und am Morgen schon wiederkehren werde. Wie erstaunte aber der der am Fenster lauernde Weber, als der kleine Cornelius in Begleitung eines betreßten Dieners des Landesgubernators in die Stube trat, dem Vormund freundlich einen guten Morgen bot und die Hand küßte, sodann aber sein nächtliches Abenteuer mit wenigen Worten erzählend, dem Weber noch einmal für alle empfangenen Wohlthaten — deren er wohl sehr wenig hätte erwähnen können — unter heißen Thränen dankte und ihm erklärte, daß der Herr Landesgubernator, der hochgeborne Herr Graf Lamberg, nunmehr selbst seine Versorgung huldreichst übernehmen wolle und ihm bereits ein Stübchen im Erdgeschosse des Schlosses zur augenblicklichen Wohnung angewiesen habe.

Der alte Vormund vernahm mit gezwungener Freundlichkeit diese Nachricht, sie war ihm übrigens eben nicht unwillkommen; ward er doch nunmehr eines lästigen Mitessers an seinem Tische los; auch berechnete er sogleich im Stillen den Vortheil, der ihm durch diese Aenderung des Schicksals seines Mündels werden könnte, — seine Stirne heiterte sich immer mehr auf. „Ei, lieber Cornelius“, sagte er freundlich, „du weißt, mein Knabe, wie nahe du meinem Herzen gestanden bist, an meinem Tische habe ich dich gespeist, auf meinem Lager hast du geschlafen; nun hoffe ich auch, daß du das nie vergessen, und wenn es dir möglich werden wird, auch lohnen werdest. — Schau“, setzte er leise hinzu, „Se. Gnaden der Herr Landesgubernator bedarf für seine Hausleute und Trabanten alljährlich der Weberwaaren gar viele; nun, wenn du einmal warm geworden bis im Schlosse oben, so wirst du wohl auf deinen alten Vormund denken und ihm behilflich sein, mit seiner Waare dort oben Posto zu fassen —... Verstanden mein Söhnlein? — he? — und an Sonntagen wirst du uns wohl noch besuchen und zuweilen ein Gänslein mit uns verzehren.“ — —

Der alte Fuchs hätte noch lange in diesem Tone fortgeredet, um den armen Cornelius, dem er früher nur Wassersuppen und Faustschläge zukommen ließ, für sich zu gewinnen, wenn nicht der Schloßtrabant zum Aufbruche gemahnt hätte. Cornelius stieg zum Letztenmale die Stiege zum Dachboden seines Vormundes hinan, raffte seine wenigen Habseligkeiten zusammen, dankte seinem Vormunde noch einmal für alles Empfangene und folgte dem Trabanten auf das Schloß. Dort bezog er ein kleines Stübchen im Erdgeschosse, wo er einige Tage verblieb. Dann aber willfahrte der edle Graf seiner Bitte und übergab ihn dem alten Förster Anselm am Kirnberge, der nahen Revier des Landesgubernators, wo Cornelius die Jägerei erlernen und fortan verbleiben sollte.

Mit dem ersten Januar des neu beginnenden Jahres 1697 trat Cornelius in das Haus des alten Försters; vorher besuchte er aber noch seine heilige Fürsprecherin am Mariahilfberge bei Linz, dankte ihr inbrünstig für die Hilfe, die sie ihm gespendet hatte und bat sie auch, seiner ferner nicht zu vergessen. Heiße Thränen aber rollten über seine Wangen bei dem Gedanken, daß er nun seine täglichen Abendgebete vor dem Bilde der Mutter Gottes in der kleinen Kapelle einstellen müsse, und das Kirchlein der Hochgebenedeiten vielleicht lange nicht mehr werde besuchen können. Als er die kleine Kapelle mit nassen Augen verließ, fühlte er einen leisen Druck auf seiner Schulter, hinter ihm stand die arme Linsen-Hanne von Wörth — so benannt von dem kleinen Linsen- und Erbsenhandel, den die Arme betrieb — und reichte ihm freundlich die Hand. „Siehst du, mein Söhnlein“, sagte sie, „daß Wohlthun Zinsen trägt; o ich habe schon gehört, wie edelmüthig und reichlich Seine Gnaden der Landesgubernator für dich sorgt . . . Geh', geh' mein Söhnlein, geh' nur immer auf diesen Wegen, und vergiß den da droben nicht, die alte Hanne wird für dich beten, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden, wie es der Herr jenen Kindern auf Erden verheißen hat, die das Alter ehren.“

Cornelius nahm einen freundlichen Abschied von der guten Alten und ließ sich von ihr mit Weihwasser aus dem steinernen Weihbrünnlein der Kapelle besprengen, und mußte ihr zuletzt geloben: daß er nie auf Gott vergessen, und die Fürbitte seiner großen Nothhelferin, der heiligen Mutter der Gnaden täglich anrufen wolle.

Cornelius kam nun in's Försterhaus am Kirnberge. Dieß war ein Haus der Ordnung und des Friedens, ein Haus nach altem gutem Baustyle, über welches Gott der Herr seine Hand breitete, und auf dessen Schwelle sein heiliger Engel Wache hielt. Schon am Portale sah Cornelius mit stiller Freude das Bildniß des Heilandes, wie er die Jünger segnet und ihnen die Worte zuruft: „Der Friede sei mit euch!“

Unter demselben standen die schönen Worte:

„Der Friede sei mit euch, und wohn' in diesem Haus,
Nicht Böses geh' hier ein, nur Gutes geh' hier aus!
Es stehet dieses Haus fürwahr in Gottes Hand
Und wird seit alter Zeit „das Försterhaus“ benannt.“

In der weiten, mit dünnem weißen Sande bestreuten unteren Wohnstube, wohin Cornelius zuerst trat, waren verschiedene merkwürdige Hirschgeweihe an den Wänden, dazwischen in versilberten Rahmen die Bildnisse des heiligen Landespatrons Leopoldus und des Patrons der Jäger, St. Hubertus, dann mehrere schöne Christus- und Engelsköpfe angebracht. Die eichenen Schränke und fein gebohnten Tische, die hohen vollgepfropften Waschkästen und schönen Gewehre verriethen Wohlhabenheit und Reinlichkeit. Gegenüber der Thüre aber hing ein wunderliebliches Marienbild, ganz ähnlich jenem Bilde in der Kapelle am Mariahilfberge bei Linz. Ueber das Antlitz des freudig überraschten Cornelius verbreitete sich bei diesem Anblicke sogleich ein Schimmer des höchsten Entzückens. O wie jubelte er im Stillen, seine heilige Fürsprecherin auch hier wieder so

nahe zu haben! Er konnte sich an dem schönen Bilde nicht satt sehen, mit glühendem Antlitze trat er auf das Bild zu, und küßte mit heißen Lippen die Hände der heiligen Jungfrau, als wollte er sagen: „Gegrüßet seist du Königin, gegrüßet seist du Waisenmutter, die der arme Cornelius auch hier wieder gefunden hat!"

In diesem Momente trat der alte Förster in die Stube; eine große Thräne perlte über seine Wange, als er, ungesehen von dem Knaben, die rührende Freude desselben vor dem Marienbilde belauschte. Es hatte wahrlich nur dieses Augenblickes bedurft, um sogleich sein ganzes Herz für den Knaben einzunehmen. Der alte Förster war ein Greis von siebzig Jahren, dessen Haupthaar wie Silber glänzte, aber seine Wangen schmückten noch ein paar Rosen, welche das schöne Zeichen eines mäßigen und thätigen Lebens waren; er trug sein Haupt noch vollkommen aufrecht, und sein ernstes und zugleich gutmüthiges Aeußeres verrieth den Mann der Thatkraft, Besonnenheit und des ruhigen Urtheiles.

Am Leibe mit einem einfachen Jagdrocke von grünem Loden bekleidet, trug er in einer Hand ein breites Baret von falbem Sammt. Er lüftete jetzt sein Haupt und trat auf Cornelius zu, indem er einen langen Blick auf denselben fallen ließ. Cornelius blickte um, verneigte sich und sagte mit vernehmlicher wohlklingender Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus!" „In alle Ewigkeit", antwortete freundlich der Förster.

Nach einer kleinen Pause, während welcher dieser den schönen Knaben noch genauer betrachtet hatte, überreichte ihm Cornelius das Schreiben des Landesgubernators, worin der Förster aufgefordert wurde, den Knaben in die Lehre zu nehmen und ihm alle Sorgfalt angedeihen zu lassen. — Der Förster durchflog das Schreiben des Grafen und legte es dann sorgfältig in seinen Wandschrank. — „Gott segne deinen Eintritt, mein Sohn", sagte er, „du kommst im Namen des Herrn, und die paar Minuten, die du in dieser Stube zubrachtest, genügen mir, um zu wissen, daß Gottesfurcht und Unschuld in deinem Herzen wohnen. Sei darum willkommen in meinem Hause, im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Der alte Förster machte dem Knaben das Zeichen des heiligen Kreuzes auf die Stirne, besprengte ihn mit einigen Tropfen des zinnernen Weihbrunnkesselchens nächst der Thür, und nun war Cornelius Weitmann ein Glied des christlichen Försterhauses am Kirnberge . . . (Fortsetzung folgt.)

Das altbayerische Bier*).

(Auszug aus einem Vortrage.)

Die interessanteste Seite des bayerischen Bieres ist jedenfalls seine sociale Rolle. — Ausländern fällt, bei Beobachtung altbayerischen Volkslebens, zuerst und zumeist die vollkommene Mischung der Stände an öffentlichen Orten und bei öffentlichen Festen auf.

Es ist dieß kein anmaßliches Herzudrängen der unteren Schichten, kein demonstrativer Trotz herausfordernder Gleichheitsmanie, oder Ostentation mit liberté, egalité und fraternité, wie es wohl anderwärts vorkommt; — noch weniger eine kokettirende Herablassung der Vornehmen; — sondern eine selbstverständliche Sitte, ein schönes unvordenkliches Herkommen, unbewußt und ohne Hintergedanken; — das nicht genug zu preisende Glück eines Nationalgetränkes.

Geistlich und Weltlich, Hoch und Nieder, Reich und Arm, freut sich mit naiver Unbefangenheit in freundlicher Gemeinsamkeit eines erfrischenden Trunkes! — Fürsten, Grafen und Herrn, Bürger, Bauern und Proletarier trinken fröhlich mit einander aus einem Faß, — und der Gassenkehrer labt sich aus dem nämlichen Steinkrug, aus dem vorher der Minister getrunken! — Dem ärmsten Teufel schmeckt seine Halbe in dem sicheren, neidlosen Gefühle: „daß der König mit all' seiner Macht und Herrlichkeit sich keinen besseren Trunk verschaffen kann, als er um seinen zusammengebettelten Sechser!" — und die Kellnerin ist so freundlich auf seine Bedienung bedacht, als wäre er mit sechs Hengsten angefahren!

Es liegt gewißlich etwas großartig Behagliches in dem Anblick, wie eine Gottesgabe, die ein ganzes Land zu seinen erwünschtesten zählt, so in fröhlicher, freier, patriarchalischer National-Geselligkeit genossen wird. — Es verbreitet dieß über das ganze Volk eine arglose, harmlose, sorglose Stimmung. — So hat sogar der Münchner Pöbel einen gutmüthigen Takt, der gegen die giftige Hefe anderer großen Städte angenehm absticht — und das Benehmen des gemeinen Volkes bei Festen ist trotz seiner Ungenirtheit und trotz seiner sonstigen Raufluft in der Regel ein untadelhaftes. — Einen Beleg mag z. B. das Regensburger Sängerfest geben, wo bei einem dreitägigen Gewoge von mindestens 20,000 Menschen aller Arten, von denen sicherlich Tausende viel, viel mehr getrunken hatten, als zur Löschung ihres Durstes unumgänglich nothwendig war, nicht eine einzige polizeiliche Einschreitung nöthig wurde! Das schlechteste Münchener Gesindel wird sich nie zur consolidirten Gemeinheit herablassen, mit welcher sich der süße Schnapspöbel Berlins beim Schillerfest und der Beerdigung Humbold's besudelte!

Eine ächte altbayerische Seele hält das Ziel eines vernünftigen bürgerlichen Strebens für erreicht, wenn sie ihr Tagwerk mit einer guten Maß Bier in leiblicher Gesellschaft beschließen kann; und legt sich dann zufrieden zur Rast für des kommenden Tages Last und Hitze!

Bei dieser großen, überall eingreifenden Bedeutung des Bieres hat natürlich jeder darauf bezügliche Umstand allgemeines Interesse und der, vorzüglich durch den ungewöhnlich theuren Hopfen, gestiegene Bierpreis setzt alle Köpfe, Mäuler und Federn in eine krampfhafte Bewegung. — Guter Rath ist aber noch theuer als das Bier, und in Ermangelung eines besseren Einfalles kommt man auf den schon oft dagewesenen: „die Aufhebung der polizeilichen Biertaxe" und setzt seine Hoffnung auf die Wunder der freien Concurrenz. Man wird damit auch vor die Stände kommen. Ich hoffe, daß diese nicht Stichwortspolitik treiben — und in letzter Instanz die Regierung so viel Einsicht vorräthig hat, ein wahres Nationalpech abzuwenden.

Ohne natürlich die im Allgemeinen sehr heilsamen Wirkungen der freien Concurrenz im Entferntesten zu läugnen, kann doch nur Principreiterei die Ausnahmen übersehen, in denen sie unbedingt verwerflich ist. „Die beste Arznei wird zu Gift zur Unzeit und am unrechten Orte!"

Ich will meine Ansicht möglichst deutlich zu machen suchen.

Wie ist die Erscheinung zu erklären, daß ausschließlich in Bayern, welches weder in allgemeiner noch industrieller Bildung andern Ländern voraneilte, schon seit hundert Jahren und länger bis auf den heutigen Tag ein einheitliches, wohlschmeckendes, gesundes Bier erzeugt wurde und wird, während der ganze übrige Continent (uns in den meisten andern Dingen voran) sich bis auf die neueste Zeit in einer Unzahl von Biersorten erging, von deren vielen man kaum begreift, wie ein vernunftbegabtes Wesen sie zur Löschung des Durstes verwenden mag und deren Angewöhnung eine vorgängige, gründliche Corruption der Geschmacksorgane nothwendig bedingt? — Ja, daß diese „Mißfabrication" noch fortblüht und nur durch allmälige Belehrung zu unseren Bierprinzipien reformirt werden wird?

Man findet gewöhnlich eine Erklärung in der frühzeitigen Betheiligung der Aristokratie und der Klostergeistlichkeit; vorzüglich der letzteren, die — wie allerwärts — auf guten Trunk haltend, ihre Kenntnisse und Geldmittel an die Ausbildung dieses Getränkes wandte, und natürlich keinen Gewinn suchend und nur einen Mustertrank im Auge, bald zu einem glänzenden Resultate kam, welches schnelle Nachahmung und edlen Wetteifer zur natürlichen Folge haben mußte!

*) Aus der N. Münchner Ztg.

Bei dem günstigen Umstande wohlfeiler Betriebsmittel und einer trinklustigen Bevölkerung fiel nothwendig auch ein sicherer und namhafter Gewinn in's Gewicht, — der schundige Fabricanten-Knickerei unnöthig machte und einer, dem bayerischen Charakter recht zusagenden, ehrenhaften Gewerbs-Rennomage freie Bahn ließ.

So verlor unser Bier (ursprünglich, wie alle geistigen Getränke, zum Ersatze des Weines bestimmt) nach und nach ganz den Charakter eines „Surrogats“ und wurde zu einem selbstständigen Stoff.

So weit mag dieß alles richtig sein; die fortdauernde permanente Gleichförmigkeit und Güte erklärt aber nur — der amtliche Biersatz!

Allbekanntlich wird der Preis des Biers alljährlich nach einer gesetzlich regulirten Scala der Gersten- und Hopfenpreise von der Regierung bestimmt und es ist willkürliche Steigerung wie Minderung untersagt!

Hierin liegt der Schutz des kleinen Brauers gegen den großen! Hierin liegt die Garantie seines billigen Gewinns, um den er nicht erst mit brodneidischen Gegnern zu ringen braucht und den er sich nicht durch möglichst raffinirte Verfälschung und Verschlechterung zu sichern und zu erhöhen — verlockt wird!

Die völlig freie Concurrenz wirkt, sagt man,

1) durch ungehinderte, vermehrte Betheiligung bei einem Geschäfte, wodurch den Consumenten eine reichere Auswahl geboten und der Producent zu einem Wettstreit um möglichste Güte und Billigkeit gezwungen wird!
2) durch das aufgenöthigte Bestreben nach möglichster Vervollkommnung des gesammten Fabricationsapparats, welche naturgemäß auf die Güte und Billigkeit rückwirkt;
3) durch Anregung der Gewerbsehre; — und des Strebens nach solidem Ruf; — welches Moment jedoch in neuerer Schwindelzeit aus der Mode zu kommen scheint und füglich außer Anschlag bleiben kann!

ad 1 ist nun zu bemerken: daß Brauereien bei uns in genügender Anzahl bestehen und die Wahl des Publikums nichts weniger als beengt ist; daß aber ein „Freigeben der Taxe“ die Betheiligung nothwendig vermindern statt vermehren muß, weil — der durch die gesetzliche Taxe nicht mehr vor dem großen Capital geschützte kleine Brauer — „bei einem Gewinne zu Grunde gehen muß, mit welchem der große noch sehr wohl bestehen kann!“

Jede Ausdehnung eines Betriebs vertheilt und vermindert folglich die Produktionskosten und macht durch Vervielfältigung den kleinen Gewinn zum großen! Folglich muß die Concurrenz sich bald selbst auffressen und geradezu zu dem führen, was man durch sie verhindern will — zum Monopol!

Es wird, sonder allen Zweifel, sehr gutes Bier gemacht werden, aber — sehr theuer! Es wird, sonder Zweifel, sehr wohlfeiles Bier gemacht werden, aber — sehr schlecht!

Es ist nicht die Aufgabe stärkeres Bier zu bekommen, — denn dieß hängt nur vom Preis ab; — es ist nicht die Aufgabe blos wohlfeileres Bier zu bekommen, — denn dieß hat keine Schwierigkeit, so lange das Wasser nichts kostet; — sondern es ist die Frage: „wie ein durch's ganze Land gleichartiges, gleich gutes, gesundes, erfrischendes Bier — um einen den Umständen angemessenen und für Producenten und Consumenten gleich billigen Preis zu erzielen ist?“ Diese Aufgabe hat aber die freie Taxe noch nirgends gelöst!

ad 2 muß bemerkt werden, daß wohl wenig mehr am technischen Apparat mehr zu verbessern ist, — da die Nöthigung hiezu schon lange in der Steigerung der Rohprodukte und des Arbeitslohnes gegeben ist und ohne möglichst ausgedachte Ersparniß an Brennmaterialien, Handarbeit rc. — ein großer Theil von Brauereien schon längst hätte eingehen müssen!

Was werden also schließlich die Folgen der freien Taxe sein? Ruin der kleinen Brauereien; — Concentration des Gewerbes in Bierfabriken, Monopol! Theures Bier für die Reichen — schlechtes für die Armen!

Das ächte altbayerische Bier als National-Getränke wird aufhören, — unsere lustige altbayerische Kneiperei hat ein Ende! — Der arme Teufel wird schmerzlich empfinden, daß die Welt nur dem Mammon dient, daß auch der bescheidenste Genuß nur dem Reichen zu Gebote steht; der Fluch und der Vorwurf der Armuth wird ihm mit jeder halben Bier aufs Neue unter die Nase gerückt; der Proletarier ist ausgewiesen aus der Gemeinschaft wohlgezogener Mittrinker! — die Armuth ist localisirt! — Sie findet keinen Trost mehr hinter'm Biertisch, wo alles gleich war, wie im Himmel; — damit ist sie auf den Kirchhof angewiesen!

Es wird ein blutiger Riß durch's ganze bayerische Volksleben gehen!

Man führt die Biere anderer taxfreien Länder an; wozu? Sind sie etwa dort wohlfeiler? Nein! sie sind kein Nationalgetränk, es sind „Luxusbiere“ für die Wohlhabenden, — und das Volk schluckt dort noch die alte ungesunde Brühe, wie vor hundert Jahren!

So muß es bei uns auch kommen! Die Hauptsorgfalt wird dem „Luxusbier“ zugewendet werden, was um so theurer werden muß, um den geringen Gewinn am Volksbier auszugleichen, und dieses wird bei dem allgemeinen, alle andern menschlichen Regungen hinter sich lassenden Sturmlauf nach Geld — ein Sündendecoct aller aufzutreibenden Surrogate und Chemicalien werden!

Wenn man in Wien, Berlin, Dresden, Frankfurt, bayer. Bier „um den doppelten Preis des unsrigen fabricirt“, was soll dies für die Wunder der freien Taxe beweisen?

Man führt als bereits erfolgte Durchlöcherung des Taxsystems — unsere Bocks und Salvator — und den Schöps und Hansel an!

Dies sind aber weder Luxus- noch Armenbiere! Bock und Salvator waren sonst ein „Festbier“, eine Art Bier-Carneval, auf „Eine Stadt und zwei Bräuhäuser und etliche Wochen beschränkt.“

Diese Idee ist bei ihrer „mißbräuchlichen“ Verbreitung noch geblieben, und sie sind noch immer auf größere Orte und kurze Zeit begrenzt! Das „Nachbier“ aber ist als Haustrunk für's Gesinde, als Gratification für die Taglöhner, vorzüglich in der Ernte bestimmt. Nur ausnahmsweise wird es bei zufällig theuerem Biersatz, gleichsam aus Gefälligkeit verschenkt.

Kurz dieß sind „Ausnahmen“, welche jede Regel begleiten, aber keine aufheben. Meinetwegen „Mißbräuche“! die aber zur Regel zu erheben sehr ungeschickt wäre! Was ist aber bei vorseiender Biercalamität zu thun?. Am besten gar nichts! weil eine Calamität „gar nicht da“ — und nur eine katzenjämmerliche Idee, ein Phantom bierumnebelter Köpfe, — vorzüglich jener Klasse ist, die sich mit Nachdenken nicht sonderlich befaßt, der am Ende jeder Bierpreis zu hoch ist, weil sie unter allen Umständen „mehr Durst als Geld haben“!

Wir erinnern uns wohl ziemlich alle noch, wie die Gerste zwischen 4 und 5 fl. per Schäffel, der Hopfen 15—20 fl. per Centner, das Holz 3—4 fl. per Klafter, das Faßholz 1 fl. per Eimer galt; das Bier aber 4 und 5 Kreuzer per Maß. Die Gerste kostet das jetzt „Dreifache“, der Hopfen das zehnfache, Holz das vierfache, Geschirr das doppelte! Besoldung des Brauperfonals, jede Lohnarbeit, alle für die Brauerei sonst nöthigen Dinge sind mindestens um die Hälfte gestiegen und das Bier kostet 7—8 Kreuzer.

Wer dieses entsetzlich und unnatürlich findet, hat Adam Riesens weltberühmtes Rechenbuch nicht zum Gegenstand seines

Studiums gemacht, und wenn der Bauer, der seine Produkte um's Dreifache dem Brauer verkauft, der Bürger, der seine Miethe seitdem um's Doppelte gesteigert hat, der Handwerker und Taglöhner, der seinen Verdienst um 50 Proc. erhöht hat, wo möglich das Bier noch wohlfeiler als vor alle dem haben will, so entspringt solches Verlangen mehr aus dem Biersinn, als dem Rechtssinn und hat daran der Durst mehr Antheil, als der Verstand.

Warum, „bei ziemlich ausnahmsloser“ Steigerung aller Lebensbedürfnisse — das Bier allein eine Ausnahme machen soll, ist bei einiger Anwendung von Vernunft — nicht abzusehen! Zudem ist die ganze vermeintliche Calamität eine „transitorische“, durch zufälligen Mißwachs des Hopfens veranlaßte, die in ganz gleichem Maße, (bei viel günstigeren Umständen für den Brauer) schon im Nothjahre 1817, da war und noch dazu in Begleitung einer schauderhaften Hungersnoth, und doch (wie alles) durch Geduld glücklich überwunden ward! Und wegen eines exceptionellen vorübergehenden gar nicht so trostlosen Zustandes, will man ein lang berühmtes Prinzip wegwerfen?

Die Regierung mag zu ihrer Rechtfertigung eine genaue Revision des oft und dickbesagten Bier-Regulativs von 1811 veranlassen, dem sehr verehrlichen Publikum kann man aber nur den guten Rath geben: sich wohl oder übel an ein theures Bier zu gewöhnen, wie es sich an andere theuere Dinge hat gewöhnen müssen, und in Gottes Namen nicht mehr zu trinken als es bezahlen kann! und dabei sich geduldig mit der Hoffnung auf bessere Zeiten zu trösten, was ihm gar nichts kostet, aber ihm sein bayerisch Bier und bayerisch Leben erhalten wird.

Die Ehe mit der Wittwe des verstorbenen Bruders ist nach den englischen Gesetzen eben so ungültig und wird für eben so „blutschänderisch“ angesehen, wie die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Gattin. Als Beispiel möge folgender Criminalfall dienen. Ein Mr. Edward James erschien vor den Assisen in Shrewsbury, angeklagt, eine falsche Angabe vor dem Registrator gemacht zu haben. Sein Bruder, James James, der vor Kurzem in Bishops Castle starb, hatte eine Wittwe mit sieben Kindern hinterlassen. Er zog zu ihr, half ihr ihr kleines Ackergut bewirthschaften und wollte sie heirathen. Vom Geistlichen wie vom Registrator des Ortes abgewiesen und belehrt, daß Staat und Kirche eine solche Ehe nicht anerkennen, begab er sich nach Shrewsbury und stellte die Wittwe zwar als solche, aber mit ihrem Mädchennamen Jane Roberts vor, um die Verwandtschaft nicht zu verrathen. Dies das Vergehen, welches der Angeklagte eingesteht. Der Staatsanwalt dringt nicht auf strenge Bestrafung; er will nur dem Gesetz Respekt verschaffen. Neun Zehntel der Bewohner von Bisheps Castle hatten außerdem eine Bittschrift zu Gunsten des Angeklagten eingereicht und geben seinem Charakter das beste Zeugniß. Aus Rücksicht auf diese mildernden Gründe wird Edward James bloß zu 1 Monat Zuchthaus mit Zwangsarbeit verurtheilt.

Den historischen Verein für Niederbayern betr.

Landshut, 22. April 1861.

Das Vereinsehrenmitglied Hr. J R. Schuegraf, k. Oberlieutenant a la suite schickte für das Vereins-Heft

1) geschichtliche Notizen über Steffen Jachholz, zur Verbreitung der Lehre Dr. Luthers nach Landshut, in den Jahren 1555 und 1558, gesendet, und

2) über den ersten lutherischen Prediger in Landshut, Johannes Landsberger, vom Jahre 1524 bis 1527; ferner eine

3) kurze Geschichte des ehemaligen Pfarrdorfes Gecking, k. Ldg. Abensberg.

Es schenkten abermals

1) das Vereinsmitglied Hr. Cooperator Gg. Loichinger zu Gangkofen eine Beschreibung und Abbildung der vornehmsten Städte des oberen und unteren Elsaß, 1644 zu Frankfurt a. M. gedruckt;

2) Herr Kaufmann Egid Holzapfel zu Rohr bei Abensberg, sechs Münzen, worunter eine Silbermünze der provisorischen Regierung Venedigs aus dem Jahre 1848 und die Medaille auf die Hungerjahre 1816 und 1817. Diese verewigt die Maß Bier mit $8\frac{1}{2}$ kr; möchte nicht vielmehr jene aus dem guten Jahre 1861 mit 9 kr. in Erz überliefert werden?

3) das Vereinsmitglied Hr. Cooperator Karl Seder zu Holzhausen, k. Ldg. Vilsbiburg, abermals eine bedeutende Summe von größeren und kleineren Silbermünzen, von denen viele älterer Zeit angehören und von hohem Interesse sind. Solche Bereicherungen des Münzen-Kabinets unserer rasch gedeihenden Anstalt fordern wiederholt die Beischaffung von Schränken.

Se. Maj. der König haben die Ausarbeitung einer Handelsgeschichte anzuordnen geruht. Es sind nun Handelsgeschichten für jene Städte zu verfassen, welche in der ältern Zeit den hervorragendsten Antheil am bayerischen Handel nahmen, als, in Altbayern für Landshut, Passau, Freising, Rosenheim, Landsberg und Landau a. d. J. und diejenigen Herren, welche sich der Lösung für eine der niederbayerischen Städte unterziehen oder Beiträge zur Geschichte derselben liefern wollen, hiemit zu ersuchen, sich gefälligst hieher bekannt zu geben.

Der umständliche Plan zu diesen Ausarbeitungen kann ständlich im Vereinslokale eingesehen werden.

Dr. Wiesend, d. Z. Vereins-Vorstand.

John Bull an Garibaldi.

„In unseren Tagen der Aufklärung
Noch Heiligen-Wunder zu hören,
Muß alle Genossen der Sittigung
Im Innersten billig empören:
Befiehl doch dem Januarius nun,
Hinfort kein Wunder mit Blute zu thun!“

Eremita Jenchovensis.

Ragusa, 25. April. Donau-Ztg: Die Aufständischen griffen Ticebo bei Trebigne an. Ueber Niksich nichts bestimmteres, sogar ist unsicher ob es noch eingeschlossen sei oder gewesen sei. Die Verbindung ist durch Aufständische unterbrochen.

Rom, 25. April. Morgen reist Graf v. Trani mit Gefolge nach Bayern ab. (Telegramme der Allg. Ztg.)

Turin, 26. April. Garibaldi ist nach der Villa Pallavicini abgereist, wird dort einige Tage verbleiben und dann direct nach der Insel Caprera sich begeben. Die Deputirtenkammer hat die Verlängerung des Dienstes der mobilen Nationalgarde auf 3 Monate beschlossen. Der „Opinione nationale“ zufolge haben die Donaufürstenthümer und Tunis das Königreich Italien anerkannt.

Paris, 27. April. Die „Patrie“ meldet: Die Türken haben die Montenegriner am 9. d. M. geschlagen und die verschänzte Stellung der Montenegriner eingenommen. (Telegr. d. N. M. Z.)

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 27. April 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4949	1945	21	23	20	33	19	48	—	9	—	—
Korn . . .	2000	839	14	57	14	5	13	29	—	—	—	2
Gerste . .	4018	1227	13	7	12	36	12	22	—	—	—	4
Haber. . .	2152	78	7	40	7	8	6	53	—	10	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 18.** Den 6. Mai. Johann. Later.

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Js. Proschko.

(Fortsetzung.)

Aber im Hause des alten Försters wurde nicht bloß gebetet, es wurde auch tüchtig gearbeitet. Jedes Glied des Hauses hatte sein zugewiesenes Geschäft. Wildbahn und Holzschlag, Gartenbau und Feldkultur, Backofen und Hühnerhof, Gewehrkammer und Holzstätte, selbst Taubenschlag und Vogelhaus im Garten hatten ihre eigenen Wärter und Arbeiter. Das reinliche Forsthaus glich einem großen Uhrwerke, zu welchem der verständige und christliche Hausvater, Förster Anselmus Waldmann den Schlüssel führte, und das er jeden Morgen aufzog, sobald die Sonne den ersten Blick durch die Tannen vor dem Hause that.

Eine kleine Hausglocke im rothen Thürmchen ober dem Strohdache des Försterhauses rief dann die sämmtlichen Insassen des Hauses zum Gebete in die untere Stube, wo der christliche Hausvater, in Mitte seiner Hausgenossen, dem höchsten Herrn sein Morgenopfer darbrachte und mit volltönender Stimme den Morgensegen vorbetete. Die Hausglieder des Försters am Kirnberge bestanden aus zwei Töchtern, Anna und Agatha, die statt ihrer vor Jahren bereits entschlafenen Mutter das innere Hauswesen besorgten, dann aus vier Forstgehilfen, drei Jägerjungen, zwei Waldhegern, drei Holzknechten und eben so vielen Mägden. Diese Personen wohnten theils im Forsthause selbst, theils in den kleineren Nebengebäuden und den im Walde vertheilten Hegerhütten, wo sie, wie erwähnt, alle ihre zugewiesenen Geschäfte hatten. Der Förster selbst leitete alles mit hoher Redlichkeit, Sachkenntniß und Berufstreue, er lebte wie ein kleiner Waldkönig, wie ein Patriarch in diesem Kreise, und hätte sein Waldkönigreich um keinen Thron der Welt vertauscht.

Von Seite des Landesgubernators, in dessen Diensten er stand, und welcher die erprobte Redlichkeit und Fachkenntniß des wackern Forstmannes hochschätzte, wurde ihm auch in seinem Waldbereiche volle freie Hand gelassen; nur zweimal im Jahre hatte er schriftlichen Bericht über den Wald und Wildstand zu erstatten, den mündlichen erstattete er gewöhnlich, wenn er an hohen Festtagen mit seinen Gehilfen im Galarocke die Schloßkirche von Linz besuchte; an gewöhnlichen Sonntagen stieg er mit denselben in das anmuthige, eine Viertelstunde entfernte Leondingerthal hinab, um in der dortigen Pfarrkirche der Messe und Predigt beizuwohnen.

Alljährlich im Spätsommer oder Frühherbste pflegte der Landesgubernator, Graf Lamberg, welcher den alten Förster so hoch schätzte, auf eine in den Kirnberger Forsten veranstaltete große Hirschjagd, gewöhnlich mit zahlreichen Gästen im Forsthause einzutreffen; dann gab es großartige Festlichkeit daselbst, und der edle und großmüthige Graf verließ das Forsthaus nie, ohne den Förster und seine ältesten Gehilfen mit Gnadengeschenken von schönen, blauläufigen Gewehren, Hirschfängern, Jagdtaschen und anderen Jagdgeräthschaften zu bedenken, und wohl auch manchem braven Waldjungen das Ernennungs-Rescript zum Forstgehilfen zu behändigen.

Unter diese Waldjungen wurde der Waisenknabe Cornelius nun aufgenommen und erhielt alsbald von dem Förster ein zierliches mit einer Silberborte verbrämtes grünes Waldröcklein. Seine Lehre sollte vorher in Gewehrkammern und in den Hinterstuben, wo die Forstnetze für den Hühner- und Wildfang gestrickt wurden, beginnen; denn der bedächtige Förster vermeinte, der Lehrling müsse von unten anfangen, und zuerst das Werkzeug kennen lernen, mit welchem er sein künftiges Handwerk betreiben wolle, ehe er zur wirklichen Ausübung desselben übergehen könne. Von der Netzstube sollte Cornelius dann mit beginnendem Frühjahre auf den sogenannten Holzplatz im inneren Hofraume übergehen, um die verschiedenen Holzarten und ihre Eigenschaften stufenweise kennen zu lernen.

Der arme Junge freute sich innig, als er an der Hand des alten Försters am ersten Morgen in sein Geschäft eingeführt und seinen neuen Geschäftsgenossen vorgestellt werden sollte. Aber wie ein Blitz durchzuckte es ihn, als er vor dem Eintritte in die Gewehrkammer jenem Jägerburschen begegnete, welcher am Vorabende des St. Nikolaustages nächst der Mariahilfkapelle am Linzer Schloßberge die arme Linsen-Hanne verhöhnet und trotz ihrer flehenden Bitte ohne Beistand gelassen hatte, welchem Cornelius mit so entschiedenem Tone entgegen getreten war, und welchem der sonst so gutmüthige alte Förster mit einem strengen Blicke zurief: „Zur Arbeit, Bursche! willst du feiern bis Mittags?“ Auch der freche Waldjunge, welcher sich Stephan nannte und der Sohn eines wohlhabenden Bauers von der Herrschaft Wildenegg war, erkannte sogleich den kleinen Cornelius wieder; sein Antlitz überfloß eine hohe Röthe, doch nicht die der Scham, über die eben von dem Förster erhaltene derbe Rüge, sondern vielmehr des tiefsten Ingrimms, daß ihm der Zufall — richtiger wohl eine seltsame Fügung der Vorsehung, diesen jungen Zeugen seines schändlichen Benehmens gegen die arme alte Frau in die Nähe sandte . . . Er glaubte nun nichts Gewisseres, als daß Cornelius sogleich seinen Vortheil über ihn benützen, und dem alten Förster, um sich bei demselben gleich in ein günstiges Licht zu stellen, die ganze Begebenheit am Mariahilfberge haarklein erzählen würde. Der fromme und gutmüthige Cornelius dachte aber an nichts weniger als an das; er wußte wohl, daß fremdes Unrecht kein Schmuck für die eigene Blöße sein könne, und daß jeder wahre Christ sich viel eher den Splitter aus seinem Auge, als den Balken aus seines Bruders Auge zu ziehen, bemühen müsse. Er verlor auch nicht eine Sylbe des Vorwurfes gegen Stephan, sondern reichte ihm wie allen andern Waldjungen, denen ihn der Förster als ihren künftigen Genossen vorstellte, treuherzig die Hand, indem er sein einfaches und herzliches „Gelobt sei Jesus Christus!“ darbrachte. „In Ewigkeit“, sagte der Förster, sein Sammtbaret lüftend, und Cornelius ging nun munter an seine erste Arbeit im Forsthause.

3. Die Hexenlinde im Dohlengrunde.

Wenn der liebe Gott mit seiner heiligmachenden Gnade das arme Menschenherz einmal verlassen hat, dann schlägt der Geist der Lüge und der Finsterniß darin gewöhnlich seine Wohnung auf und eine Sünde gebiert die andere . . . So in dem Herzen des jungen Stephan. Sein Vater, wie erwähnt, ein reicher Landmann in der Herrschaft Wildenegg, hatte sein Söhnlein von den ersten Kindsbeinen an nur zum Wohlleben erzogen. Von Christenthum, Nächstenliebe und redlicher Thätigkeit wußte

Stephan in seinem nunmehrigen achtzehnten Jahre fast nichts; das Gebet, diese heilige Zuflucht bedrängter Herzen, kannte er nur dem Namen nach, sein Gott war der Bauch, seine Hoffnung reiche Jagdbeute, und sein stetes Sinnen auf Genuß und Unterhaltung. Diese letztere suchte er denn auch häufig in Gesellschaft der Holzknechte des benachbarten Steier, welche unter keiner so strengen und ächt christlichen Forstverwaltung standen, daher mehr dem Würfel und Brettspiele als dem Holzschlage zusprachen, und das Geld, welches sie die Woche hindurch gewannen, regelmäßig am Sonnabende in Waldkneipen der Umgebung durch die Gurgel rinnen ließen . . . .

Einen gewöhnlichen Sammelort hatten diese Zecher in der Trinkstube zu St. Margarethen an der Donau. Dort fanden sich nicht selten Passauer und Kelheimer Schiffleute zu ihnen, und das Rauschen der vorüberziehenden Donau wurde oft vom Schreien und Toben der zechenden Wirthshausbesucher übertobt. Würfel und Gläser klangen, und die Mostkorbel machte fleißig die Runde. Zuweilen arteten diese Zechgelage, bei denen die Sprache der Sünden in Fluchen und unzüchtigen Gesängen gewöhnlich war, in arge Schlägereien aus, welche nicht selten mit bedeutenden Verwundungen der hiebei Betheiligten endeten. Jeder Besuch dieser Donaukneipe war daher den Forstgehilfen im Kirnberge strenge verboten. Nichtsdestoweniger fand sich der an Leib und Seele bereits verdorbene Stephan daselbst häufig ein; denn Würfelspiel und Mostkorbel waren auch seine größten Lebensfreuden. So oft er einen Augenblick von seinem, ohnedieß nur höchst läßig betriebenen Berufsgeschäfte im Forsthause abmüßigen konnte, schlich er unter dem Vorwande, im Walde den jungen Tannenpflanzungen nachzusehen, oder Fuchseisen zurechtzulegen, der Donaukneipe in St. Margarethen zu.

Schon hatte er mehrere sogenannte gute Bekannte unter den Zechern gefunden, von denen die meisten ihn seines gefüllten Beutels wegen innig liebten; . . . . einer der vorzüglichsten hierunter war der Freiknecht Ruprecht des Linzer Stadt-Scharfrichters Georg Sinhöringer. Mit diesem hatte Stephan bald ein Schutz- und Trutzbündniß für's Leben geschlossen, denn der listige Freiknecht hatte dem thörichten Waidjungen etwas von der sogenannten schwarzen oder Passauerkunst, sich durch gewisse Zaubermittel kugelfest zu machen, und von der damals als Geheimniß der Jägerei bezeichneten Kunst: sich um Mitternacht sogenannte sichertreffende Freikugeln zu gießen, anvertraut. Nun war aber der Geldbeutel des gottvergessenen Waidjungen in Folge seines schwelgerischen Lebens, ohngeachtet der bereitwilligsten Geldzusendungen seiner Eltern, fortwährend durchlöchert. Kein Silberstück schien in seiner bemalten Truhe im Stübchen des Forsthauses kleben zu wollen. In diesem Stübchen sah es wirklich rattenkahl aus; außer dem Bette und Stuhle, dann dem Gewehrhacken, fand sich nicht die mindeste Zierde; das einzige Bild eines berüchtigten Raubschützen, welches Stephan gerne über seine Thüre geklebt hätte, mußte er auf gemessenen Befehl des Försters sogleich wieder herabreißen; seine Pflichtversäumnisse, sein Nichterscheinen bei dem täglichen gemeinsamen Morgen- und Abendgebete, sein Verkehr mit der Kneipe in Margarethen und den benachbarten Holzknechten wurde so häufig, daß endlich der greise Förster die Geduld verlor und zu wiederholten Malen den Vater Stephans auffordern ließ, sein verkommenes Söhnlein abzuholen und nach Hause zu nehmen, widrigen Falls er bei dem Herrn Landesgubernator auf dessen Entlassung aus dem Forstdienste antragen müsse.

Je bedenklicher sich die Lage des jungen Müßiggängers gestaltete, desto mehr wuchs der junge Cornelius in der Gunst des Försters. Mit dem ersten Hahnschrei begann Cornelius schon sein Tagwerk; seine Gewohnheit, rasch aus dem Bette zu springen, sobald er aufwachte, sich mit frischem Wasser des Hausbrunnens den Körper zu stärken, härtete ihn ab. Sein Gemüth durchwehte fortwährend Gottes heiliger Friede, denn sein erstes Tagesgeschäft war ein heißes Gebet vor dem Bilde des Heilandes, welches bei seinem Bette hing; dann pflegte er vor dem kleinen Muttergottesbilde, welches er als einziges Angedenken an seine Mutter bewahrte, den Gruß des Engels zu beten, und wacker und frisch ging es dann an die Arbeit, bis die Mittagsglocke ihn zum Tische des Försters rief, wenn ihn nicht zuweilen die Bestimmung traf, im Wald zu verbleiben und sein Mittagsbrod aus der Faust in den Mund zu bringen. Dann freute er sich innig, wenn eine Dohle oder ein Sperling herantrippelte und ein paar zugeworfene Brosamen aus der Ferne wegpickte. Die im Winter auf dem Fenster erscheinenden Eisblümchen, wie das im ersten Lenze unter der schmelzenden Eisdecke hervorkriechende Gräschen machten ihm gleich große Freude, und oft vermochte er, wenn er die tausendfachen Wunder der Natur in seiner Umgebung betrachtete, vor Rührung und innigem Dankgefühle gegen den allmächtigen Werkmeister der Welt, seine stillen Thränen nicht zurückzuhalten.

So hatte Cornelius bereits volle zwei Jahre im Hause des Försters verbracht. Er hatte während dieser Zeit an Kenntnissen und Körperkraft bedeutend zugenommen, daß er seinem Aussehen nach einem Jünglinge von achtzehn Jahren glich und wie ein frisches Reis in die Höhe schoß. Selten verließ er die Forstwohnung, und nur zweimal hatte er bisher den alten Förster um die Erlaubniß gebeten, das Grab seiner Mutter in Leonding besuchen zu dürfen; nach Linz war er nicht wieder gekommen, er sehnte sich aber im Stillen unendlich, die kleine Kapelle seiner heiligen Schützerin am Mariahilfberge wieder einmal zu besuchen.

Je deutlicher sich nun das Glück des ruhigen Gewissens, des stillen und redlichen Fleißes auf dem rothen Wangenpaar des wackern Knaben abmalte, desto deutlicher malte sich auch der bleiche Neid und die zunehmende Farbe des Lasters auf dem falben Antlitze seines heimlichen Widersachers, des Forstjungen Stephan. — Der leichtsinnige Junge war bereits seinem Alter nach der nächstberufene für die Ernennung zum Forstgehilfen; der Förster bezeugte aber nicht die geringste Lust, diese Ernennung bei dem Grafen zu beantragen. Vielmehr regnete es stündlich Vorwürfe und Drohungen von seiner Seite über den fahrläßigen und sittenlosen Burschen, den der Förster nur die Drohne in seinem Bienenstocke nannte, und dem er nun den wackern und gottesfürchtigen Cornelius als sein entschiedenes Gegenbild zur Nachahmung empfahl . . . Das hieß aber Oel ins Feuer gießen, und hatte Stephan bisher den armen Cornelius im Stillen bitter gehaßt, so hatte er fortan keinen andern Gedanken, als denselben gänzlich zu verderben . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Hebung des Dampfboots „Ludwig" auf dem Bodensee.

(Aus der N. Münchner Ztg.)

Wohl selten mochte eine Katastrophe mit solch allgemeiner Bestürzung aufgenommen worden sein, wie das Ereigniß des Unterganges eines Dampfbootes auf dem Bodensee und der Verlust von so viel Menschenleben bei Verbreitung des düstern Gerüchtes in den Morgenstunden am 12. März d. J. in der Bodenseegegend und weitern Gegenden dieselbe hervorgerufen hatte. Wenige Minuten von dem Schweizerufer entfernt, erlahmte die Kraft des schönen vielbewährten Dampfbootes „Ludwig" nach erlittener Contusion vom Schweizer Dampfboote „Zürich" und binnen wenigen Augenblicken sank unter den erschütterndsten Folgen für die an Bord befindlichen Passagiere und Schiffsbediensteten in den Qualen der Todesangst das Boot zur Seetiefe, um von der Gesammtzahl der auf dem Schiffe befindlichen Passanten zu 17 Personen nur drei Schiffsbediensteten durch einen von den Brandungen der Seegewässer vielbedrohten Kahn eine Rettung zu gewähren. Von den vierzehn Personen, welche nun seit Wochen auf dem Seegrunde Todtenruhe halten, vermochten bis zur Zeit ungeachtet der an-

gestrengtesten Versuche nur drei Personen vom Seegrunde gehoben und zum Todesschlafe in die heimathliche Erde gebracht zu werden. Die zur Zeit des Ereignisses ungemein heftigen Wellenbewegungen des Sees hatten wahrscheinlicherweise die an Bord befindlichen Personen vom Verdecke hinweggespült und in tiefen Orten des Sees zum Wellengrabe versenkt — um vielleicht nicht wieder aufgefunden zu werden.

Seit längerer Zeit waren die Bestrebungen des Verwaltungsrathes der Lindauer Dampfschifffahrts-Gesellschaft dahin gerichtet, das Dampfboot „Ludwig" aus der Seetiefe selbst emporzuheben und geschahen zu diesem Zwecke mit in diesem Fache bewährten Technikern vielfache Unterhandlungen, welche auch nach längern und umfassenden Vorarbeiten hinsichtlich Prüfung der für Hebung des Bootes in Vorschlag gebrachten Projekte und Festsetzung der Vertragsbestimmungen zu einem definitiven Abschluß mit dem im nautischen Fache bewanderten und durch Erfindungen bekannten Submarine-Ingenieur Hrn. Wilhelm Bauer zu München führte. Die Hebung des Bootes Ludwig hat nun durch Anwendung von „Lufttonnen" als tragfähige Gegenstände unter Beiziehung von Taucher-Mannschaft zu den hiefür gebotenen unterseeischen Vorrichtungen bewirkt zu werden. In Bezug auf letzte gab es vielfache schwierige Proben auszuführen, um eine in derartigen unterseeischen Evolutionen noch unvertraute Tauchermannschaft heranzubilden; was jedoch dennoch glückte. Zu den Taucher-Vorrichtungen wurde zunächst ein ziemlich großes Boot benützt, und an diesem auf der Vorderseite ein kleines Gerüst befestigt, über welches ein Querbalken herausreicht, an dem sich verschiedene Rollen und andere technische Vorrichtungen befinden, um von den auf dem Schiffe weiters befindlichen Winden und Luftpump-Apparaten über diese an dem Querbalken angebrachten Rollen, einestheils den Tauchenden selbst in dem Wasser mittels fester Bänder und Leinen zu halten, anderntheils die durch Gutta-Percha-Schläuche gesicherte athmungsnöthige Luft durch die Ventilationsröhren für den auf der Seetiefe befindlichen Taucher in sicherer Ableitung zu den Tiefen des Sees hinabzuführen. Der Tauchende selbst ist mit einem einfachen wasserdichten Gewande bekleidet, das in keiner Weise eine Beengung für den Gebrauch der Extremitäten zu unterseeischen Verrichtungen zuläßt; die Hand des Arbeitenden vermag sicher die Gegenstände zu ergreifen und die zur Befestigung, Entfernung, Zerhauung oder sonstigen nöthigen Vorkehrungen unumgänglichen Mittel, wie Messer, Schrauben rc. zu gebrauchen.

Das Gesicht des Tauchers ist mit einem großen kupfernen Helme bedeckt, an der Vorderseite desselben ist eine Lichtöffnung zur Umschau angebracht und sitzt dieser Helm durch Bänder um Brust, zwischen den Beinen und der Rückenseite gehalten fest an; oberhalb des Helms mündet die Ventilationsröhre ein, durch welche in stetigen Prozessen des auf den Schiffen am Niveau angebrachten Luftpump-Apparates die zur Athmung nöthige Luft zugeführt wird; von oben läuft auch das Tragseil herab und hält den Tauchenden fortwährend in sicherer Verbindung mit den Leitungsvorrichtungen auf dem Schiffe. Der unterseeisch Arbeitende hat fortgesetzt den Kopf aufrecht zu halten; die Beugung des Oberkörpers würde das Wasser in den Helm eintreten lassen und die Luftcommunication beseitigen, wodurch in der kürzesten Zeit Erstickungsfälle hervorgerufen wären; daher nur knieend und sitzend vom Seegrund in gewissen Fällen Gegenstände aufgehoben und befestigt werden können. Nach dem Leitungsschiffe führt von dem Tauchenden aus eine Signalleine, durch welche in Zuckungen in der mannigfachsten Weise ein Rapport vermittelt wird. Nach den bisherigen Exercitien übt der Wasserdruck auf die Taucher doch nur eine geringe Einwirkung aus; das Athmen geht ungehindert vor sich; nur ist fortgesetzt ein starkes Tosen in den Ohren wahrnehmbar, was ziemlich empfindlich sich gestaltet; auch die Kälte des Wassers ist keine angenehme Beigabe zu unterseeischen Manipulationen. Die durch Lichtöffnungen des Helms gewährte Umschau nimmt für das Ansichtigwerden der Gegenstände in der Seetiefe sehr ab, auf etwa zwei bis drei Fuß Entfernung treten die daselbst befindlichen Gegenstände noch wahrnehmbar vor; für Orientirung der Richtung, in welcher man sich auf dem Seegrund befindet, dient ein in dem Helm angebrachter Compaß; die Hinabgleitung wie auch die Hinausbeförderung vom Schiff zur Tiefe und umgekehrt beträgt bei 60 bis 70 Fuß Tiefe eine geraume Zeit und umfaßt die Dauer des bisherigen Aufenthalts der Taucher am Seegrunde den Zeitraum einer Viertelstunde.

Mit den Hauptarbeiten für Hebung des Dampfbootes wurde bereits begonnen; durch ein Boot wurde von einem festankernden Schiffe eine massive eiserne Kette und das durch Signale in der Lage gekennzeichnete Dampfboot geführt und sodann straff angezogen, bei welcher Manipulation sich durch eine technische Vorrichtung ein Schlußring zur Befestigung der Ketten-Endpuncte anlegte; zur weiteren Befestigung der für die Hebung hauptsächlich unentbehrlichen Ketten wird an der Vorder- wie Rückseite des Bootes eine gut gearbeitete Schraubenzwinge von bedeutender Stärke angebracht, um der Kettenlage auch hiedurch größere Festigkeit zu geben.

Die unterseeischen Verrichtungen bei diesen letztberührten Manipulationen ergaben, daß die Taucher durch von der Tiefe aufwellende Wasserströmung von den Schiffswandungen hie und da hinweggeführt wurden, was darin die Erklärung findet, daß in der Seetiefe, wie häufig beobachtet, Quellen emporsprudeln, deren Strömung sich auf angegebene Weise fühlbar macht. An die um das gesunkene Dampfboot geschlungenen und befestigten Ketten haben durch fernere zweckentsprechende Vorrichtungen die mit Wasser gefüllten und auf den Seegrund hinabgelassenen Fässer gebracht zu werden, was am einfachsten dadurch realisirt wird, daß durch Kettenringe ein Strick gezogen und dieser in dem einen Endpunkte nach der Oberfläche des Sees gebracht wird, während das andere Ende des Taues an das mit Wasser gefüllte Faß befestigt wird, welches sodann mittelst des Strickes in die bezeichnete Befestigung an der Schiffskette gebracht und durch weitere Taucherarbeiten durch Schlußhacken Anfügung findet. In diese Tonnen, von welchen man über sechszig Stück zur Hebung nöthig erachtet und durchschnittlich drei bis vier Fuder à 16 Eimer halten, werden nun auf den Seegrund die von Ventilations-Apparaten hinabreichenden Röhrmündungen eingeführt und durch Anwendung von Luftpumpen die tragfähige Luft ein und das in den Fässern befindliche Wasser ausgepumpt. Die nach unten gekehrte Faßmündung bleibt nach Vollendung der Luftfüllung offen, um eventuellen Falles einer Zersprengung der Tonnen vorzubeugen, wenn in oberen Wasserschichten der Druck der Wassermassen sich vermindert. Nach den Projektirungsarbeiten wird das gegenwärtig auf dem Seegrund in tiefer Eindrückung in die Lettenlagen befundene Boot von der etwas seitwärts gewendeten Lage in normale Richtung gebracht und durch einstweilige Hebung der Rückseite in den Zustand gebracht werden, daß eine Kette unten durchgeschoben und zum weitern Halt der Lufttonnen angefügt werden kann. Die Taucherausführungen bei derartigen Evolutionen sind um so schwieriger, als fortwährend eine aufrechte Stellung des Körpers zur Verhütung von Unglücksfällen nöthig ist. Die Werkzeuge trägt der Tauchende in einem Behältniß bei sich. Die Hebung des Bootes wird bei der für ein Gewichtsverhältniß von circa 3000 Centner nöthigen Anzahl von Lufttonnen nur allmälig eintreten.

Die bisherigen unterseeischen Untersuchungen auf dem Verdeck des Bootes ergaben, daß keine außergewöhnlichen Erscheinungen mit Ausnahme des entstandenen Lecks und des abgebrochenen Kamines ersichtlich werden. Die Fruchtladungen, in Säcken befindlich, stehen noch auf dem Verdeck, ebenso waren daselbst zwei Pferde und zwei Ochsen mit Stricken an den Schiffsrand festgebunden; das Compaßgerüste, welches man zur

Zeit des Unfalls längere Zeit auf dem See mit den zur Erhellung des Compasses angebrachten Lichtern umhertreibend wähnte, fand sich unverletzt vor und gewinnt es den Anschein, daß von den Passagieren eine brennende Laterne ergriffen und der Versuch gemacht wurde, auf einem tragfähigen Gegenstande mit dieser Leuchte sich zu retten. Der entstandene Leck befindet sich an der rechten Seite in der Nähe des ersten Cajütenraumes; oben auf dem Verdeck ist der Schiffsboden im Umfange von mehreren Fuß Ausdehnung deutlich ersichtlich; nach den gegenwärtig zu Romanshorn am Schiffe „Zürich“ vorgenommenen Reparaturen ergibt sich, daß der Anprall beider Schiffe ein ungemein heftiger gewesen ist. Der Bugspriet letztern Bootes ist total zersprengt und die von dicken Eisenlagen gepanzerte Vorderseite merklich umgebogen; hätte das Dampfboot „Zürich“, das größte des Bodensees mit 65 Pferdekraft und einer Fahrgeschwindigkeit von 15 englischen Meilen in einer Fahrstunde, nicht in Folge eines am 10. März 1860 durch Zusammenstoß mit dem württembergischen Boote „die Königin“ erhaltenen Risses eine doppelte befestigte Balkenlage erhalten, wäre die Gefahr einer Zersprengung der Schiffszimmerung auch für das anfahrende Boot unvermeidlich gewesen.

Die Hebung des Dampfbootes „Ludwig“ wird nun bei den unausgesetzt betriebenen Arbeiten unter der Leitung des damit betrauten Ingenieurs Herrn W. Baur in diesen Tagen zu erwarten sein; die Vorarbeiten sind mit Schwierigkeiten aller Art verbunden, deren Ueberwindung dem ausführenden Techniker alle Ehre macht.

Lindau, 29. April. Das gesunkene Dampfboot „Ludwig“ will sich nicht heben, die Vorrichtungen der letzten Tage, das Anfügen und die Luftfüllung der Tonnen, schlugen größtentheils fehl; die Tonnen schienen nicht gehörige Befestigung am Schiffe zu finden, sie schnellen in luftgefülltem Zustande nach der Oberfläche empor. Die Ausführung wird sehr problematisch; mehrere bisher im Taucherdienste befindliche Individuen haben sich von fernerer Betheiligung zurückgezogen.

---

§* Straubing, 4. Mai. (3. Fall der 47. Schwurgerichtssitzung.) Angeklagt sind 1) Joseph Hies, 25 J. alt, led. Bauerssohn und Maurergeselle von Böglöd, kgl. Ldg. Vilshofen, und 2) Fr. X. Wagner, 25 Jahre alt, led. Häuslerssohn von Blaimberg und Soldat des k. 8. Infanterieregts. vacant Seckendorf, wegen des unter einem erschwerenden Umstande (Complott) verübten Verbrechens des Raubes III. Grades. Aus der öffentlichen Verhandlung ergeben sich folgende Thatsachen: Joseph Zitzelsberger, led. Bauerssohn von Oberreuth, befand sich am Samstag den 8. Sept. 1860 im Gäßl'schen Wirthshause zu Pleinting. Dortselbst befanden sich an ein und demselben Tische neben andern Gästen auch die beiden Angeklagten und Joseph Zitzelsberger. Nachts gegen 10 Uhr machten sich Hies und Wagner in auffallender Weise an Zitzelsberger, gingen ihn an, ihnen Bier zu zahlen, und als er hierauf nicht einging, machten sie sich über ihn lustig und sagten, daß sie ihm, dem reichen Bauernsohn, eine halbe Bier bezahlen wollten, was er aber ebenfalls nicht annahm. Zitzelsberger zog nun, um sein letztes Glas Bier zu zahlen, eine ganze Hand voll großes Geld aus seiner Hosentasche und ließ es vor den Augen des Hies und Wagner von einer Hand in die andere gleiten, um eine kleine Münze zu suchen. Gegen $1/2$ 12 Uhr wollte Zitzelsberger wieder fortgehen, Hies und Wagner schlossen sich unaufgefordert ihm an und verließen mit ihm das Wirthshaus. Ungeachtet nun beide einen ganz andern Weg nach Hause gehabt hätten, drängten sie sich dennoch dem Zitzelsberger als Begleiter auf, unter dem Vorwande, sie wollten mit ihm nach Hause gehen, damit ihm sein Geld nicht gestohlen werde. Als er ihre Begleitung mit dem Bemerken ablehnte, daß er ihrer nicht bedürfe, da ihm noch niemals etwas geschehen sei, schlugen sie ihm vor, daß er mit ihnen in ihre Heimath gehen solle, damit er seines Geldes halber sicher sei. Zitzelsberger ging auch hierauf nicht ein, trennte sich von ihnen beim Bahnhof und schlug den Weg nach Oberreuth ein, Wagner und Hies schlugen einen andern Weg ein, welcher jedoch auch nach einer kurzen Biegung in den vorerwähnten Weg nach Oberreuth einmündet. Nachdem Zitzelsberger eine Strecke weit gegangen war, hörte er plötzlich Tritte hinter sich und leise sprechen; er beschleunigte, nichts Gutes ahnend, seine Schritte und sah in der Nähe von Oberreuth wieder um; da erblickte er zwei Personen, von denen er die eine der Gestalt nach für Hies hielt, ohne dieß jedoch behaupten zu wollen. In demselben Augenblick wurde er durch einen heftigen Schlag auf den Kopf zusammengeschlagen. Er raffte sich wieder auf, ergriff und öffnete sein Schnappmesser, um sich zu vertheidigen, allein er wurde alsbald ins Feld hineingesprengt, und dort wieder zusammengeschlagen, so daß sein Gesicht zu Boden kam. Als er spürte, daß Jemand auf ihm oben kniee, stach er mit seinem Messer zurück, und spürte auch, daß dasselbe an den Kleidern anging. Hiebei wurden ihm aus seiner Hosentasche circa 25 fl. entwendet und ihm sein Messer gewaltsam abgenommen. Er bat nur noch um sein Leben, worauf sie von ihm abließen und sich entfernten. Zitzelsberger wurde in Folge der erhaltenen Verletzung ganz bewußtlos, daß er die ganze Nacht unter Regen im Freien zubringen mußte und erst am andern Morgen seinen Heimweg antreten konnte. Am Orte der That fand man neben dem Wege in einem frisch geackerten Felde eine Fläche von 8 Schuh im Geviert ganz zertreten und auf demselben die Blutlache; daneben zwei große Trümmer einer entzweigebrochenen dicken Hopfenstange aus einem in der Nähe befindlichen Hopfengarten, welche ebenfalls Blutspuren an sich trugen. Am Kopfe und Gesichte des Verletzten fanden sich vier verschiedene Contusionen und Wunden, welche von einem stumpfen Werkzeuge herrührten und eine dreiwöchentliche Arbeitsunfähigkeit zur Folge hatten. Bei diesen Verhältnissen fiel sofort Verdacht wegen Verübung dieses Verbrechens auf die beiden Angeklagten, welche im übelsten Rufe stehen. Jos. Hies befand sich nämlich schon wegen Verbrechens der Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode in Untersuchung, wegen Vergehens der Körperverletzung in Strafe und wurde außerdem schon 13mal wegen verschiedenen Exzessen polizeilich abgewandelt. Xav. Wagner war schon wegen Brandstiftung I. Grades in Untersuchung und erhielt wegen Exzessen aller Art gleichfalls schon mehrmals Polizeistrafen. Beide haben außereheliche Kinder, zechten gern Tage und Nächte in den Wirthshäusern herum, ohne irgend ein Vermögen zu besitzen oder zu arbeiten. Beide läugnen entschieden, verwickeln sich jedoch gegenüber einer Reihe der dringendsten Verdachtsgründe in die absurdesten und lächerlichsten Widersprüche, so daß bezüglich ihrer Schuld wohl nicht der geringste Zweifel obwalten kann. Nach kurzer Berathung bejahten daher auch die Geschwornen unter dem Obmanne Hrn. v. Mayern die im Sinne der Anklage gestellten zwei Fragen, worauf beide Angeklagten zur Kettenstrafe verurtheilt wurden.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 4. Mai 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4294	1894	21	32	20	48	20	2	—	15	—	—
Korn . . .	2397	646	15	8	14	19	13	44	—	14	—	—
Gerste . .	3880	760	13	16	12	49	12	35	—	13	—	—
Haber . . .	2311	53	7	45	7	21	7	11	—	13	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 19. Den 13. Mai. Servatius.

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Is. Proschko.

(Fortsetzung.)

Das racheglühende Gemüth des bösen Buben hatte Höllengift genug in sich, um das schuldlose Dasein des guten Cornelius, wo sich nur immer Gelegenheit bieten würde, zu verwunden und den armen Jungen zu verderben.

Cornelius hatte für seinen Fleiß vom alten Förster an seinem Geburtstage ein kleines Eichhörnchen mit silbernem Kettlein zum Geschenke erhalten, und diesem Thierchen, das er bald an sich gewöhnte und sehr liebte, ein Häuschen aus rothen Felberruthen verfertigt. Ganz zutraulich nahte sich ihm eines Nachmittags der böse Stephan und schenkte ihm zu einem leckern Schmause für das Thierchen einige Pfirsichkerne, indem er versicherte, das Fell des Eichhörnchens würde dadurch noch schöner und schwarz-glänzender werden. Der gute Cornelius nahm die Kerne mit freundlichem Danke und gab sie sogleich dem Thierchen, ohne zu wissen, daß die in diesem Kerne enthaltene Blausäure das Eichhörnchen zu tödten geeignet sei. Ach! schon am nächsten Morgen fand er seinen Liebling verendet im Käfige. — Stephan aber grinste höhnisch, als ihm der arme Cornelius mit thränenden Augen sein Leid klagte und nicht ahnte, daß die Bosheit Stephans selbst hieran Schuld sei.

So haschte Stephan nach jeder noch so geringen Gelegenheit, wo er dem armen Cornelius eine Freude verderben, oder irgend einen Schaden zufügen konnte. Sein Haß gegen den braven Jüngling steigerte sich aber auf's Höchste, als im Forsthause die Kunde laut wurde, daß der Graf im nächsten Monat September eine große Jagd auf Hochwild im Kirnberger Forste veranstalten, hiebei aber die tauglichen Forstjungen zu Forstgehilfen befördern werde, und daß hierunter namentlich Cornelius als einer der begünstigten von dem Förster bezeichnet worden sei. — So war der Frühherbst des Jahres 1699 herangekommen.

Inzwischen aber zeigten sich auf der sonst noch immer glatten Stirne des alten Försters Anselm bedeutende Furchen. Sie schienen mit verschiedenen Reskripten des Grafen in Verbindung zu stehen. Der alte Förster stand bei herannahendem Herbste häufig früher als alle seine Hausgenossen, noch vor Tagesanbruch auf und strich allein mit seiner wohlgeladenen Doppelflinte im Forste herum. Seine mißtrauischen Blicke bestreiften fast jeden Baum im Forste, oft kam er müde und erschöpft aus dem hohen Riedgrase des innern Forstes nach Hause, warf dann unmuthig sein geladenes Gewehr in den Gewehrschrank und setzte sich ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, mit welcher er beim Mittagessen allerhand lehrreiche Jagdanekdoten und wohl auch lustige Schnurren zum Besten gab, einsilbig und mürrisch zu Tische, verfiel in tiefes Sinnen, und brach endlich eines Mittags, als bloß die zwei ältesten Forstgehilfen, Mauritius und Eberhard, dann der junge Cornelius mit ihm bei einer Tanne im innern Forste standen, in die Worte aus: „Hört Kinder, länger kann ich die Schmach und den Kummer nicht allein tragen; müßt mir's ohnedem schon lange an den Augen angesehen haben, daß „Waidmanns Heil“ nicht mehr meine Losung ist; — beim heiligen Hubertus, unserm großen Patron! wißt denn, daß Jagddiebe und Wildschützen, daß Baumdiebe und Holzlichterer in unserm Forste hausen — ja, ja, reißt nur die Augen auf; hab's auch nicht glauben wollen, daß bei unserer Sorgfalt und Mühe solches Gesindel im Forste sein Unwesen treiben könne, aber die Reskripte unseres gnädigsten Herrn besagen es daß reichlich Wild und die festesten Holzstämme gerade aus unserm Forste an die Donauufer wandern, und daß — doch genug, ich habe mich selbander mit unserm ersten Forstgehilfen, dem wackern Mauritius da, überzeugt und gefunden, daß im Umkreise der Hexenlinde im Dohlengrunde unten, wohin ich leider des dichten Baumwuchses wegen seit längerer Zeit nie recht eingedrungen bin, wenigstens an die sechzig hoch geringelter Eichen fehlen.“

„Daß in jüngster Zeit wenig Hirschwild zu uns herüberwechselte, und noch weniger erlegt wurde, obgleich fast jede Viertelstunde ein paar Schüsse im Forste knallen, wißt ihr selbst... summa summarum: in unserm Walde machen sich's Holz- und Wilddiebe bequem, und der Dohlengrund an der Hexenlinde ist ihnen besonders gelegen, dort jagen und hacken sie, geschützt von dem rings umgebenden Dickicht, wahrscheinlich nächtlicher Weile an den Baumstämmen.“ —

„Hm“, meinte der Forstgehilfe Eberhard, mit seiner Hand den dichten Bart streichelnd, „da gäbe es wohl ein Mittel, Herr Förster, dem Unfuge Einhalt zu thun — ein paar Nächte opfern und ein paar gutgeladene Kugelbüchsen, — aber“ . . .

„Nun, aber?“ fragte der Förster aufblickend.

„Aber die Hexenlinde am Dohlengrunde, die Kobolde, die Elfen und“

„Packt dich der Wolfszahn!“ polterte der Förster, „glaubst du einfältiger Bursche gleichfalls an den sogenannten Geisterspuck bei der Hexenlinde am Dohlengrunde?“

„Herr“, sagte entschieden der Forstgehilfe Eberhard, „Ihr mögt da sagen, was Ihr wollt, die Hexenlinde im Dohlengrunde hat nicht umsonst ihren Namen, und kein Holzknecht, geschweige denn ein ehrlicher Forstmann, steigt Euch ohne Noth um die Geisterstunde in jenen Waldsumpf hinab, wo Belzebub und seine Nachtvögel den Reigen tanzen.“

„Ohne Noth, sagst du!“ schrie der Förster, „es ist aber Noth, dringende Noth vorhanden, wenn es gilt, unserm gnädigen Herrn sein schönes Waldeigenthum zu wahren, und die Holz- und Wilddiebe abzufangen, die, so lange ich Förster im Kirnberge bin, kein solches Unwesen zwischen meinen Bäumen getrieben haben . . . . Also punktum! wenn Eberhard Furcht hat, so nimmst du, Mauritius, ein paar tüchtige Holzknechte, gut Pulver und Blei, und steigst, sobald die Uhr am Forsthause zehn ausgebrummt hat, in den Dohlengrund.“ . . . .

„Daß mich Gott und seine heiligen Engel bewahren“, rief ängstlich Mauritius, der älteste Forstgehilfe; „Ihr wißt, Herr Förster, daß ich keinen Wolf und Bären nicht fürchte, wenn ich ihm im Hochforste mit der Doppelflinte entgegen stehe; aber mit Hexen und Kobolden — nein! lieber schickt mich aus Eurem Dienste, in dem ich nun dreizehn Jahre Kugeln lade; ich werd's am Ende verschmerzen, und mein Stückchen Brod anderwärts finden, aber meine Seele an den Satan wagen, nein! das thue ich nicht“. . . .

„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt

gewinnt an seiner Seele aber Schaden leidet", murmelte Eberhard dazwischen; „Herr Förster, Ihr habt selber gestern den Bericht des alten Holzknechtes Baldrian gehört, wornach in der letzten Fastraunacht am Samstage sich wieder dunkle Gestalten mit gräulichem Zottenhaar und langen Schürstangen, wie die Köhler im Schwarzwalde, sehen ließen — br! mich schüttelt das Fieber, wenn ich nur daran denke, des Nachts mit diesen Unholden im Dohlengrunde anbinden zu müssen." . .

Der gute alte Förster schwieg ärgerlich. Er sah wohl, daß er gegen den tief eingenisteten Aberglauben, dem die Waidmänner der damaligen Zeit mehr als andere Leute ergeben waren, und der sie fast hinter jeder Hecke und hinter jedem ungewöhnlich geformten Felsstücke einen Kobold, Berg- oder Wassergeist, oder sonst irgend eine Ausgeburt ihrer Phantasie erblicken ließ, vergebens ankämpfe. — Zudem stand der Dohlengrund im Kirnberge mit seiner morschen Hexenlinde schon seit längerer Zeit bei dem Jäger- und Landvolke im Rufe eines argen Tummelplatzes der Nachtgespenster. Dieser Dohlengrund bestand in einer trichterförmigen Vertiefung, welche sich am südöstlichen Ende des Kirnberger Forstes hinabsenkte, an ihrem Rande aber mit dichten Schlingpflanzen und himmelhohen Fichten eingeschlossen war; in der innersten Vertiefung dieses Trichters standen die Ueberreste eines kleinen Gemäuers, welches wohl zu einem sogenannten Bärenstande gedient haben mochte, und worin jetzt eine Menge Dohlen nisteten.

Darneben streckte eine alte, morsche Linde ihre Aeste gleich einem hundertarmigen Riesen in die Luft, ihr unheimliches Rauschen im Winde und das Geschrei der zahllosen, in diesem Waldgrunde herumschwärmenden Dohlen, machten diesen düstern Forstwinkel allerdings zu einer schauerlichen Gegend, und die Vorurtheile jener Zeit bildeten unter den Jagdleuten und Holzknechten des Forstes gar bald die Sage, daß die Hexenlinde im Dohlengrunde zum nächtlichen Sammelplatze der Kobolde, Elfen und Waldgeister diene, welche daselbst besonders in den sogenannten Fastraunächten des Adventes ihr Unwesen trieben. Kein Landmann, kein Jäger, kein Holzknecht wagte sich daher um jene Zeit in die Nähe des Dohlengrundes; dieser war gleichsam das todte Meer im Forstbereiche, und nur der vorurtheilsfreie alte Förster allein machte zuweilen mit seiner Jagdflinte die Runde in jener Gegend, wodurch er nun auch die Ueberzeugung erlangt hatte, daß im Dohlengrunde ein prächtiger Holzstamm um den andern abhanden kam.

Wer den Geist jener Zeit kennt, welcher dem Aberglauben so zugänglich war, wer weiß, daß Hexenprozesse und Glaube an Zauberei, daß Träume der Alchymie und Astrologie selbst in den Studirstuben der Gelehrten etwas Gewöhnliches waren, der wird es auch erklärbar finden, daß selbst kräftige und muthige Jägerbursche, wie sie im Försterhause zu Kirnberg wohnten, da, wo es sich um das nächtliche Abenteuer eines Gespensterspuckes handelte, Bedenken trugen, sich dem Fürsten der Unterwelt und seinen gehörnten Genossen entgegen zu stellen, wenn sie auch sonst keinen Augenblick unentschlossen waren, mit einem gewaltigen Waldbären oder Wolfe anzubinden. Der alte Anselm schüttelte ärgerlich sein Haupt. „Hätte ich doch nie geglaubt, daß selbst meine muthigsten Bärenschießer und Wolfsschützen den Anstand im Dohlengrunde scheuen. Ist denn also wirklich Niemand im Forsthause, der den Gang wagen will, und soll ich alter Graubart allein mit der Flinte zur Hexenlinde hinabsitzen, um mir die Holzdiebe vom Leibe zu halten?" Eine peinliche Pause war die Antwort auf die fast wehmüthige Frage des Alten. Jetzt trat aber der junge Cornelius vor. „So Ihr mein Anerbieten nicht unbescheiden und vorlaut findet, Herr Förster", sagte er mit niedergeschlagenen Augen, „so möchte ich Euch wohl bitten, mir die Nachtwache im Dohlengrunde während der nächsten Nacht anzuvertrauen." (Forts. folgt.)

Dr. Jakob Philipp Fallmerayer*).

(Gestorben zu München am 26. April 1861.)

Brixen, 1. Mai. „Disce puer virtutem ex me verumque laborem, Fortunam ex aliis . . ." — Diesen Virgilianischen Spruch setzte Fallmerayer unter sein Porträt und kennzeichnete dadurch so ziemlich seinen Standpunkt: die Wissenschaft ging ihm über Alles. Obwohl wir dieser Ansicht nicht unbedingt huldigen können, halten wir es doch für unsere Pflicht, dem ehemaligen heimathlichen Nachbar und gelehrten Landsmanne einige Zeilen als Nachruf zu widmen und dieß um so mehr, da wir in seiner geistreichen Gesellschaft viele heitere Stunden verlebt und uns dankbar erinnern an manch belehrendes Wort in linguistischer Hinsicht.

Tschötsch oder eigentlich dessen Parzelle Bayrberg ist Fallmerayers Geburtsort. Er erblickte das Licht der Welt am 10. Dez. 1790. Seine Eltern waren ehrsame Bauersleute, die später nach Brixen übersiedelten. Fallmerayer erzählte uns, daß er dem „alten Tschötscher-Hansl" alle seine Weisheit verdanke, denn dieser sei sein „Didaskalos im ABC" gewesen. Als Bube mußte das „Jaggele" die Schafe hüten und lernte dabei, in Ermangelung anderer Lektüre, die Heiligen des Kalenders auswendig, und wußte dieselben auch noch im Jahre 1844 zu recitiren.

In Brixen war es der vortreffliche Lehrer A. Rainer, welcher den talentvollen Knaben „zum Studieren" brachte. Mit Dankbarkeit erinnerte sich Fallmerayer an diesen seinen Wohlthäter, sowie an seinen ehemaligen Instruktor (Herrn Canonikus Fr. Hirn). Im Jahre 1803 wurde er in die fürstliche Domschule (Cassianeum) aufgenommen und besuchte das Gymnasium. Die Kataloge weisen aus, daß Fallmerayer immer der Erste war; besondere Vorliebe zeigte er für Sprachen, Geschichte und Geographie, und so oft in spätern Jahren Fallmerayer Brixen besuchte, so war sein erster Gang zu seinem ehemaligen Lehrer und Vorgesetzten im Cassianeum, Valentin Forer, der den strebsamen Jüngling auf so verständige Weise gefördert hatte. Im Jahre 1809 begab sich Fallmerayer nach Salzburg und studierte hauptsächlich orientalische Sprache (bei Professor Ragenzaum, später Abt von St. Peter); denn er setzte sich in den Kopf, dann in die orientalische Akademie nach Wien zu kommen und Diplomat zu werden. Allein Wien nahm ihn als Bayer (Tirol stand ja damals unter Bayern) nicht auf, und so zog er dann nach Landshut ad jura. Das Jahr 1813 gab dem Jüngling die Waffen in die Hand gegen Napoleon. Als Adjutant des Grafen Spreti verdiente er sich in der Schlacht bei Hanau lautes Lob und zog mit den siegreichen Heeren nach Paris und nahm wiederholt Antheil an den Gefechten. Nach zwei Jahren kehrte er nach Bayern zurück; seine Kompagnie lag in Lindau. Wie sehr er sich seinem neuen Berufe widmete, kann man aus einer Aeußerung entnehmen, die er damals zu einem Freunde that: „Marschall muß ich werden". Daß er's nicht zum Marschall, sondern bis zum Jahre 1818 nur zum Oberlieutenant brachte, mochte seinen Grund hauptsächlich darin haben, daß er sich gegen seine Kameraden, die nicht so wissenschaftlich gebildet waren, gar oft einer „zu langen Zunge" bediente. Im Jahre 1818 verließ er die militärische Laufbahn und erhielt eine Lehrerstelle am Archigymnasium zu Augsburg, und kam 1821 in gleicher Eigenschaft nach Landshut. Im Jahre 1826 wurde er Professor und Bibliothekar an der dortigen Universität*). Drei Jahre früher hatte die königl. Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen eine Preisfrage gestellt: „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt". Fallmerayers Arbeit — ganz aus Quellen geschöpft — erhielt „mit Auszeichnung" den Preis (eine Medaille, 40 dänische Dukaten schwer). Im Jahre 1827

*) Aus der Innsbrucker Volks- u. Schützenztg.

*) Das ist irrig; Fallmerayer war Professor am Landshuter Lyceum. Die Red. d. Ldsh. Ztg.

erschien das Werk im Druck und verschaffte dem Verfasser eine europäische Berühmtheit. Es wurde gleich ins Englische übersetzt und als Kanon gepriesen, wie man Geschichte schreiben soll. Vier Jahre später veröffentlichte er den ersten Theil seiner Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters, wodurch er sich die Gnade des philhellenischen Königs Ludwig verscherzte und eine lange Befehdung von andern Gelehrten zuzog. Schon der erste Satz der Vorrede war ein crimen laesae Majestatis: „Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet." Wer eine nähere Aufklärung über den ganzen Streithandel wünscht, der lese das XV. Fragment Seite 459 ff. (Fragmente aus dem Orient von Fallmerayer. Stuttgart 1845.)

Um diese Zeit wurde die Universität von Landshut nach München versetzt, und fast gleichzeitig ersuchte der russische General Graf Ostermann-Tolstoy den König von Bayern, ihm den sprachkundigen Professor Fallmerayer als Reisebegleiter in den Orient auf einige Jahre zu überlassen. Fallmerayer erhielt Urlaub und an der Universität (??) einen Nachfolger an Josef v. Görres. Auf der dreijährigen Reise besuchte Fallmerayer Egypten, Nubien, Palästina, Syrien (namentlich längere Zeit Damascus), die Sporaden, Cycladen, das griechische Festland, und verweilte längere Zeit in der Hauptstadt der Osmanli. Im Jahre 1834 lernten wir ihn — nach seiner Rückkehr — das erste Mal persönlich in Brixen kennen. Im Jahre 1835 wurde er ordentliches Mitglied der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in München. Im Jahre 1840 trat er seine zweite große Reise nach dem Orient an, besuchte Trapezunt, den heil. Berg, verweilte ein volles Jahr in Stambul und kam im Sommer 1842 wieder nach Brixen. Als Frucht dieser Reise erschienen: „Originalfragmente, Chroniken 2c. zur Geschichte Trapezunts. München 1843—1844. Zwei Abtheilungen", und später: „Fragmente aus dem Orient." 2 Bde. Von diesen letztern übersandte er uns zwei Exemplare mit folgendem Brieflein: „Von den beiden Exemplaren: „Fragmente aus dem Orient", die mit diesem Schreiben nach Brixen kommen, bitte ich höflich, das eine in meinem Namen dem Celsissimus (Fürstbischof Galura) devotest zu Füßen zu legen, das andere aber meinem unvergeßlichen und theuren Lehrer, Freund und Wohlthäter, den ich nicht zu nennen brauche, als Andenken zuzustellen. — Vom Inhalte, besonders von der Vorrede, erwähne ich nichts, weil hier nicht die Politik, sondern der dankbare und respektvolle Sinn des Senders zu betrachten ist. Der ehrwürdige Präfekt (Forer) weiß zu gut, daß es mit seinem Schüler im Grunde nicht so übel bestellt ist, wie es hie und da auf der Oberfläche scheinen könnte."

Beim Kronprinzen Maximilian stand Fallmerayer in Gunst und wurde um diese Zeit öfter nach Hohenschwangau geladen als „Hofpolitikus". Im Jahre 1847 zog er jedoch zum dritten Male nach dem Oriente. Den Systemwechsel in Bayern, Abels Abtreten vom Ministerium und Görres' Tod erfuhr Fallmerayer in Smyrna. König Max ernannte ihn zum Nachfolger des letztern an der Universität; jedoch kaum zurückgekehrt, wählte ihn der konstitutionell-monarchische Verein (?) zum Parlamentsmitgliede nach Frankfurt. Seine dortige Rolle ist bekannt. Er sprach sich in Bezug auf die Reichsverfassung für eine vorortliche Regierungsweise zwischen Preußen, Oesterreich und Bayern wechselnd aus; jedoch diese Idee fand keinen Anklang. Es ist noch in frischer Erinnerung, daß Fallmerayer dem Rumpf-Parlament nach Stuttgart folgte, sich durch Betheiligung an den dortigen Beschlüssen der Professur verlustig machte und einen Steckbrief veranlaßte. Darin war bekanntlich ein „fehlender Vorderzahn" als Distinktivum angegeben. Fallmerayer bemerkte darüber: „Aber die Schneidezähne sind mir dennoch geblieben." Im Jahre 1850 erschien Fallmerayer wieder in Brixen. Auf die Bemerkung, daß ihm das Brod der Verbannung gut anschlage, erwiederte er: „Sie kennen ja den 91sten Psalm, worin es heißt: „Justus ut palma florebit." Er zeigte uns bei dieser Gelegenheit seinen Orden, den ihm der türkische Sultan verliehen, und das dazu gehörige Diplom sammt dem geräumigen Etui. „In diesem Etui fände wohl auch der Steckbrief noch Platz." „Ach, dieser Steckbrief ist mir lieber als alle Orden der Welt."

Um diese Zeit wurde Fallmerayer amnestirt und zeitlich pensionirt. Von nun an lebte er größtentheils in München seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten.

Fallmerayer war ein hervorragender Philolog und Polyglott. Seine Werke zeichnen sich durch ihre klassische Sprache aus. Nebst der deutschen Muttersprache redete und schrieb er: lateinisch, alt- und neugriechisch, albanisch, italienisch, französisch, spanisch, englisch, hebräisch, arabisch, syrisch, türkisch und persisch, und besaß auch eine ausgebreitete Kenntniß in den slavischen Sprachen.

Zum Schlusse fügen wir noch einen Zug kindlicher Liebe bei, der uns immer besondere Freude machte. Fallmerayer hatte in seiner Heimath eine alte Stiefmutter, welcher er jährlich, solange sie lebte, eine Unterstützung von 50 Gulden schickte oder anwies, und sich selbst im Orient sorgsamst bekümmerte, ob sein Wille wohl vollzogen werde. — Möge ihm's der Herr vergelten!

* * *

Ueber die letzten Lebenstage Fallmerayers berichtet ein Aufsatz in der Allg. Ztg. unter Anderm: Die Sektion ergab, daß er an einer Herzerweiterung gestorben, und daß ein tieferes Rückenmarkleiden gar nicht vorhanden war. Sein Kopf war frei und frisch geblieben, sein klarer Geist völlig ungetrübt bis zum letzten Tage seines arbeitsamen Lebens, wo er noch einige Stunden in Xenophons Anabasis las, und den dabei empfundenen Genuß bei der Familie erwähnte, die er jeden Abend besuchte. Fallmerayer hat an ganz druckfertigem Manuscript drei anständige Bände hinterlassen, nämlich: 1) Neuere Fragmente aus dem Orient, 2) Kritische Versuche, 3) Studien und Erinnerungen aus meinem Leben.... Neben der Vorbereitung zur Herausgabe seines dreibändigen Werkes studirte und las er fortwährend Neues und Altes.... Seine klassischen Lieblinge las er dabei unausgesetzt, in letzter Zeit besonders Homers Ilias, neben Xenophon und Tacitus.... Sein Gedächtniß („der Prüfstein der Geistesgesundheit", wie Göthe sagt) war besonders mächtig und frisch geblieben.... Vorübergehende Anwandlung von Schwäche und Unwohlsein bemerkten wir erst eine Woche vor seinem Ende. Von diesen Anfällen schien er sich bereits wieder erholt zu haben, und den Abend des 26. April verbrachte er im gemüthlichen Gespräch mit der Familie, bei welcher er wohnte, und von der er heiter schied, ohne seinen nahen Tod zu ahnen....

Die Bibliothek deutscher Klassiker.

z Das Bibliographische Institut in Hildburghausen erlaubt sich in der Ankündigung einer sogenannten Bibliothek der deutschen Klassiker, auch die Namen einer Anzahl noch lebender Autoren aufzuführen, deren Werke in einer Auswahl dem Publikum dargeboten werden sollen, obgleich diese Werke sämmtlich in festem Verlag sind und dem Bibliographischen Institute nicht im entferntesten das Recht zusteht, über sie zu disponiren. Die betheiligten Schriftsteller verwahren sich in einer im Literaturblatt von W. Menzel veröffentlichten Erklärung auf das allerentschiedenste „gegen eine Methode der Plünderung, die selbst in Deutschland noch neu sein dürfte, indem sie selbst durch Schweigen nicht die Hand dazu bieten wollen, daß der alten Rechtlosigkeit, unter der das geistige Eigenthum litt, aufs Neue und im weitesten Umfang Thür und Thor geöffnet werde. Sie fordern alle übrigen mit einer gleichen klassischen Plünderung bedrohten Autoren auf, sich ihrer Verwahrung anzuschließen und ersuchen alle ehrenwerthen Blätter Deutschlands um Auf-

nahme und Verbreitung derselben. Es soll Niemand darüber im Zweifel bleiben, daß die betroffenen Autoren dieses Unternehmen für einen Nachdruck erklären, wie er noch niemals zur Verhöhnung des Eigenthumsrechtes so offen ausgeboten und angepriesen wurde."*)

Die erste Lieferung des ersten Bandes dieser neuen Klassiker-Bibliothek enthält das Nibelungenlied als ein Flickwerk aus vielen bereits vorhandenen Uebersetzungen des alten Liedes in die neudeutsche Schriftsprache. Damit keiner der bisherigen Uebersetzer und deren Verleger über Nachdruck klagen könne, ist jedem nur ein Stück entnommen und alle diese Stücke, wie verschiedenartig Auffassung und Sprache eines jeden einzelnen Uebersetzers ist, sind zu einem künstlichen Ganzen aneinander gereiht, ein Stück aus Simrock, ein anderes aus Marbach, ein drittes aus Hinsberg, ein viertes aus Beta und ein fünftes aus Braunfels. Diese Probe beweist, daß das neue Unternehmen zugleich auch jede Solidität entbehrt.

Da die Ankündigung der Bibliothek letzthin in der Landsh. Ztg. inserirt war, dürfte diese Erklärung auch hier am Platze sein.

Ueber die Entstehung des Bocks

wird aus Anlaß einer Notiz hierüber in den „Neuesten Nachr." von gelehrter Seite in einem andern Münchener Blatte geschrieben: Dieses wunderbare Getränk fand genau um hundert Jahre früher Eingang in Bayern, als dort angegeben ist. In Schmeller's bayerischem Wörterbuch Bd. I. S. 151 sind urkundliche Mittheilungen über den Bock gegeben, an deren Genauigkeit kein Zweifel ist. „Im Reichsarchiv zu München, schreibt Schmeller, findet sich noch eine, auf den Erfurter Bürger Cornelius Gotwalt, unterm 2. März 1553, zum Transport von 2 Wagenschwer Ainpeckisch Bier, von Ainpeck aus, nach München oder Landshut ausgestellte herzogliche Vollmacht. „Einpeckisch Bier, so die Nürnberger dem gnädigen Herrn geliefert", kommt auch in einer Münchner Hofrechnung von 1574 (Westenrieder hist. Cal. v. 1788 p. 195) vor. Wie aus Einbecker- oder Embeckerbier (von Einbeck, der Hauptstadt des Fürstenthums Grubenhagen in Hannover) dem gemeinen Mann, der in jeden ihm fremden Ausdruck gern einen handgreiflichen Sinn legt, Ainbock und endlich gar Bock werden konnte, ist begreiflich. Diese volksmäßige Umformung ist indessen schon ein paar Jahrhunderte alt, denn in der Land- und Polizeiordnung von 1616 f. 532 ist auch von einem „Bock Meet" die Rede, welcher nicht anders als zur Nothdurft der Kranken gesotten werden solle. Als Gegenstück zu diesem (stärker stoßenden) Bock ging, besonders aus den Bräuhäusern der Jesuiten, die etwas sanftmüthigere Gaiß hervor."

Kleindeutschland.

(Aus den „Fliegenden Blättern" Band VIII. Nr. 184. Seite 124, wo auch die entsprechende Illustration zu finden ist.)

Es ist ein Kindlein seltner Art
Erst jüngst zur Welt gekommen,
Weiß nicht, ob es der Storch gebracht,
Ob's auf dem Fluß geschwommen,
Ob es herabfiel aus dem Mond,
Ob aus der deutschen Zeitung;
Kurz, es war da und weint und schrie,
Bedurfte Pfleg und Leitung.

* * *

Da schaffte man die Wiege her,
Doch war sie allzuenge;
Die Amme aber blickte klug
Und kam nicht ins Gedränge;
Sie preßt des Knaben Glieder ein
In dem Prokrustesbette,
Und was zu lang war, schnitt sie kurz;
„Es findet Platz, ich wette!"

* * *

Nun sahen auch die Pathen nach,
Ob sich das Kind bequeme;
Es müsse ohne Widerspruch
Sich fügen dem Systeme;
Die Wiege sei ja für das Kind,
Das Kind nicht für die Wiege;
Der Range trage selbst die Schuld,
Wenn er nicht besser liege.

* * *

Dann schritt man zu der Taufe vor;
Wie soll das Kindlein heißen?
Soll dieß das ganze Deutschland sein?
O nein! Es ist nur Preußen!
Was kümmert uns, daß trauernd steht
Germania, die Dame?
Die Wiege gibt dem Kind das Maß:
Kleindeutschland sei sein Name.

Rußland 1812.

Zu heis im September;
Zu kalt' im November:
Au Weh im December!

Eremita Jenchovensis.

Landshut, 10. Mai, 1861. Schrannenstand 3044 Schäffel, wovon 2798 Schffl. verkauft und 246 Schffl. eingesetzt wurden. Nach dem Mittelpreise Waizen 19 fl. 34 kr., Roggen 14 fl. 34 kr., Gerste 12 fl. 1 kr., Haber 7 fl. 15 kr. Umsatz-Summe 46,702 fl. 36 kr.

Wien, 11. Mai. Die Antwort des Kaisers auf die Herrenhausadresse lautet: „Die Adresse hat mir Gewißheit gewährt, daß das Herrenhaus, meine Absichten richtig würdigend, entschlossen ist, als einer der verfassungsmäßigen Factoren der Gesetzgebung meine Bemühungen für das Wohl des Vaterlands kräftigst zu unterstützen. In den Worten der Adresse erkenne ich den Ausdruck edler Gesinnung, in welcher das Bewußtsein traditioneller Treue, der Anhänglichkeit an mich und mein Haus mit freisinniger Auffassung der neuen Pflichten sich verbindet.

Rußland. St. Petersburg, 9. Mai. Im Gouvernement Kasan ist ein religiöser Aufstand ausgebrochen; 70 Bauern wurden erschossen. General Bibikoff ist nach Kasan abgesandt. In Pensa ebenfalls Ruhestörungen.

Von der polnischen Grenze, 10. Mai. Die Sitzungen wegen des Projektes der Municipalrathswahlen haben unter dem Vorsitze des Statthalters begonnen. Dazu sind Lewinski, Toman, Potocki, Ortrowski, Rosen und Kronenberg als Vertrauensmänner berufen. (Telegramme d. N. M. Ztg.)

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 11. Mai 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4606	1081	21	19	20	37	19	55	—	—	—	11
Korn . . .	2224	590	14	41	14	6	13	26	—	—	—	13
Gerste . .	2670	1512	13	21	12	51	12	32	—	2	—	—
Haber . . .	2457	65	7	32	6	58	6	38	—	—	—	23

*) Ein Nachdruck im gesetzlichen Sinne ist die erwähnte Bibliothek deutscher Klassiker wohl nicht und ein materieller Schaden möchte den Autoren kaum zugehen; aber es fragt sich ob ein solches fragmentarisches Stoppelwerk entsprechen kann. Wirklich Gebildete werden sich mit diesen Fragmenten kaum abspeisen lassen. Die Red. d. Ldsh. Ztg.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 20.** Den 20. Mai. Bernardin.

Ernst von Lasaulx*).

Geboren 1805, gestorben den 9. Mai 1861.

In der deutschen alten Stadt Coblenz, die damals zum Reiche des französischen Usurpators gehörte, wurde Ernst von Lasaulx am 16. März 1805 geboren. Sein Vater Johann Claudius von Lasaulx hatte im Jahre 1812 die Stelle eines Landbaumeisters, später 1816 die Stelle eines Landbauinspektors angenommen, und war einer der gewandtesten und gelehrtesten Architekten des Rheinlandes. Die Burg Rheineck, zwölf kathol. Kirchen und eine bedeutende Anzahl großartiger Privatbauten verdanken seiner Meisterhand ihre Entstehung. In dem regsamen Knaben mögen wohl die Schöpfungen des Vaters, Kinder antiker und mittelalterlicher Kunstanschauung, die ersten bleibenden Grundlagen zu dem Streben gelegt haben, diese zwei Erscheinungsformen des menschlichen Geistes harmonisch versöhnt in sich aufzunehmen. Im Alter von 19 Jahren bezog er die Universität Bonn, die er bald verließ, um seine dem Alterthum und der Philosophie zugewandten Studien an der eben entstandenen Hochschule Münchens fortzusetzen. Im Jahre 1830 eilte er sehnsuchtsvoll und wissensdurstig den Ländern des Aufgangs, den beredten Trümmern untergegangener Welten entgegen, mit deren geistigen Denkmalen er schon längst im regsten, sympathischen Verkehr gestanden war. Ueber Wien erreichte er Italien, von dort das wiedererstandene Hellas, Konstantinopel und das heilige Land. Mit gründlichem Wissen und unmittelbarer sinnlicher Erfahrung ausgerüstet, kehrte er nach Deutschland zurück, wo ihn bald (1835) ein ehrenvoller Ruf als Professor der classischen Philologie nach Würzburg erreichte. Hier erschienen seine geistreichen Monographien: „Ueber das Orakel von Dodona", „Ueber den Sinn der Oedipussage", „Die Sühnopfer der Griechen und Römer." — Die allgemeine Theilnahme und hingebende Verehrung der Studirenden, die den Erfolg seiner Vorlesungen auszeichnete, folgten ihm in seine neue Stellung als Professor der Philologie und Aesthetik an der Münchner Universität, die er 1844 annahm, nach. Der in den Annalen der bayerischen Geschichte unrühmliche Februar 1847 sah auch die willkürliche Enthebung Lasaulxs von seiner einflußreichen und rühmlichen Lehrthätigkeit. Das Instrument seiner Kränkung, das ephemere Ministerium, überlebte seine Suspension nicht lange. Als die gewaltigen Wellen der Bewegung von 1848 unser Vaterland erreichten, zögerte er, den Ernst und die veränderten Anforderungen der Epoche scharf erkennend, nicht, die Wahl Abensbergs zum Abgeordneten im Parlamente des deutschen Volkes willig anzunehmen. Mit Begeisterung kämpfte er gegen den schon damals sich regenden Gothaismus und wies auf die dringende Nothwendigkeit des innigsten Anschlusses an die Geschicke des Kaiserstaates hin. Die parlamentarische Thätigkeit Lasaulxs war eine entschieden großdeutsche, in der Versammlung der Vertreter des deutschen Volkes, wie im kleineren Kreise der Abgeordneten Bayerns, überall stritt er mannhaft, überzeugungstreu, mit weitsehendem, historischem Blick gegen die tausend Kleinlichkeiten, Vorurtheile und das unlautere Parteigetriebe der bekannten Fraktionen, die an Worten und Anmaßungen reich, an Thaten und Billigkeitssinn jämmerlich arm sind. Wo der Gelehrte und Historiker die unerbittliche Nothwendigkeit, die einzige Möglichkeit der Fortentwickelung des Vaterlandes im Förderativsystem erkannte, trat der Bürger und Redner geistreich und muthig, oft gegen den Strom, vor die Bethörungen des Augenblicks und den Centralisationsschwindel der radicalen Hohlheit. Unbeirrt von den Stimmen des Marktes rief er seinen Mitbürgern immer Worte von der Heiligkeit des Glaubens und der Ordnung, der Gleichberechtigung aller Stämme des Vaterlandes in ihrer vielfachen Entwicklung, der Bundesbrüderlichkeit und Zusammengehörigkeit aller Banner Deutschlands zu. Wollte Gott, seine Stimme hätte immer und überall Herzen und Arme bewegen können. Das Jahr 1849 war für ihn ein Jahr der Anerkennung und Ehre. Im Frühling wurde er wieder in sein Lehramt eingesetzt, im Herbste rief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in die Kammer der Abgeordneten, deren Zierde er seitdem ununterbrochen gewesen ist.

Was er in der Kammer, was er als Lehrer w i r k t e, ist schon seit Jahren in das Bewußtsein seiner Mitbürger, seiner Schüler gedrungen. Fruchtbar und erhebend waren alle seine Worte. Man muß gesehen haben, wie nach seiner Enthebung von der Professur im Jahre 1847 die Studenten Stücke des Katheders als Andenken an den ihnen gewaltsam entrissenen Lehrer mit nach Hause trugen. Um wen sich die Jugend so drängt, der ist sicher ein Geist der Liebe und Freiheit. Wenn wir uns dieß Alles so ins Gedächtniß zurückrufen, können wir nicht umhin, eines andern erst unlängst, wenige Tage vor ihm entschlafenen Gelehrten, seines einstigen Amtsgenossen, zu gedenken. Im Objekte ihrer Studien verwandt, strömte ihr Geist in völlig verschiedenen Betten; der eine rasch, wild, zersetzend, weithin vernehmbar, überschritt oft seine Ufer und vernichtete durch seine kritischen Wirbel die Bauten vieler Forscher — der andere, in dem ruhigen Haine Akademos fließend, bot unzähligen jugendlichen Keimen und Sprossen kraftspendende Nahrung. Man hat auf den Sarg Jenes den dürren, rauschenden Lorbeer gelegt; krönen wir die Schläfe unseres Todten mit dem segenspendenden Oelzweig!

* * *

Aus München, 12. Mai, wurde der Allg. Ztg. geschrieben: Heute Nachmittags 5 Uhr wurden die irdischen Reste des Prof. Dr. E. v. L a s a u l x auf unserem Kirchhof zur Erde bestattet. Der Leiche folgte nächst den Leidtragenden eine dichtgedrängte tausendköpfige Masse aus den gebildeten Ständen der Hauptstadt, so verschieden an Gesinnung und Stand wie an Geschlecht und Alter. Hr. Abt Prof. Dr. Haneberg hielt die Leichenrede. Er gab vor allem der in die verschiedensten Berufsschichten der Mitbürger des Verblichenen eingerissenen Trauer beredten Ausdruck, und sodann einen Lebensabriß des begabten, wirkungsreichen Mannes. Ernst v. Lasaulx war 1805 zu Koblenz am Rhein geboren als der Sohn des wackern Baumeisters. Die Vorliebe für die Alten trieb den Jüngling früh zu einer großen Reise nach Griechenland, Palästina, Italien, aus welcher der Redner einen mehrmonatlichen Aufenthalt im Sabinergebirge an den Quellen des Anio als besonders einflußreich hervorhob, da v. Lasaulx diese Zurückgezogenheit ausschließlich dem Studium seines Lieblings Dante zuwendete, der von großer Bedeutung für die Richtung seines Geistes und Charakters geworden, mit

*) Aus der A. Postztg.

welchem Dichter auch der Verblichene mehr als eine Eigenschaft gemein gehabt habe. 1835 begann Lasaulx seine Laufbahn als öffentlicher Lehrer zu Würzburg, wo er sich im gleichen Jahre mit der Tochter des bekannten Philosophen Baader vermählte, und daselbst in allgemeiner Hochachtung und Liebe sein Amt bis zur Berufung nach München verwaltete. Sein hiesiges Wirken besprach sodann der Redner nach seiner einflußreichen Richtung als Professor wie als Mitglied der zweiten Kammer, und schloß mit besonderer Hervorhebung der tiefreligiösen Ueberzeugungstreue des allgemein geachteten Mannes. In seinen letzten Stunden habe derselbe noch ausgesprochen: wie gerade dieses Eigenthum der nur dem Schwererkrankten fühlbaren Schmerzen ihm eine Bürgschaft sei für das künftige Eigenthum eines unsterblichen Lebens. — Die Studentenschaft, die schon heute durch große Betheiligung an der Beerdigung und durch Grabgesänge ihre Sympathien für den theuren Lehrer kundgab, wird ihm morgen in einem Fackelzug noch die letzte Ehre erweisen. Wie der Sectionsbefund ergab, erlag Lasaulx weniger seinem organischen Herzleiden als den Folgen der wiederholten Lungenentzündungen, die er im Laufe des Winters sich zugezogen hatte.

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Js. Proschko.

(Fortsetzung.)

„Du? du?“ — rief der Förster erstaunt auflachend; „ei was hast denn du für einen Talisman, daß du dich weniger, als deine sein sollenden Vorbilder, die alten Forstgehilfen, vor den Gespenstern im Dohlengrunde fürchtest?“ Cornelius zog ein kleines Bild der Mutter des Erlösers aus seiner Brusttasche. „Wenn ich meine große Fürsprecherin im Himmel anrufe“, sagte er entschieden, „so hat sie mir noch immer geholfen, lieber Herr! und Gottes Engel geht so überall an unserer Seite! darum gebt mir nur, Herr Förster, einen Eurer Holzknechte, etwa den langen Martin, und ein paar gute Doppelläufe; ich werde die Gespenster im Dohlengrunde schon zu Paaren treiben.“

„Sollst sie haben! sollst sie haben! muthiger trefflicher Junge!“ rief der Förster; „du bist ein Bursche nach meinem Sinn; wahrlich, hätte ich nicht die verdammte Gicht wieder in meinem Stiefel, ich ginge selbst mit dir, und säße den Nachtgeistern zum Trotze bis zum Hahnenschrei im Dohlengrunde unten!“ Der alte Anselm achtete jetzt nicht mehr auf das ängstliche Achselzucken der beiden Forstgehilfen, er faßte den muthigen Cornelius bei den Händen, zog ihn in's Forsthaus hinab, und suchte seinen eigenen Doppellauf aus dem Gewehrkasten, um den wackeren Forstjungen für den nächtlichen Gang in den Dohlengrund auszurüsten.

Am Abende dieses Tages saßen die Forstgehilfen und Waldjungen bei ihren Suppentöpfen in der Halle des Forsthauses, und sprachen untereinander über den bevorstehenden Gang des Waldjungen Cornelius in den Dohlengrund; keiner beneidete ihn um diese Ehre, denn jeder scheute den Dohlengrund wie eine Zauberhöhle, und die Waldjungen und Forstgehilfen zogen es vor, die Freistunden des Abends wie gewöhnlich in der Halle mit heitern Gesprächen, Scherz und Spiel zu verbringen. Auch Cornelius saß unter ihnen und unterhielt sich freundlich mit den ältern Waldgehilfen; sein Feind und Widersacher Stephan hatte auf drei Tage Erlaubniß zum Besuche seiner Eltern in Leonding erhalten, wo es fette Fastnachtskuchen für ihn absetzte. Dagegen hatte ein Fremdling in der Försterei eingesprochen, der alte Kraxenmann Tobias Knollmayer von Haslach, welcher alljährlich zwei Mal, im Frühjahre und Herbste, die Försterei zu besuchen pflegte, dann allerhand Krämerwaaren mitbrachte und die Bewohner des Forsthauses, so wie der Umgebung mit kleinen Hausgeräthschaften, als: kurzen Messern, Kämmen, Bürsten, Bändern, Scheeren u. dgl. versah. Auch heute war der alte Kahlkopf, wie die Forstgehilfen den lustigen Alten seiner wenigen Haare wegen nannten, mit einem reichlichen Vorrathe von Kurzwaaren aller Art versehen; er hatte in Linz und Steyer gute Einkäufe gemacht, und brachte, nachdem ihm die Forstgehilfen und andere Hausleute des Forsthauses bereits viele Waaren abgenommen hatten, sogar einige Goldwaaren, und hierunter einen prächtigen Siegelring zum Vorschein, den er am Markte zu Steyer von einem bayerischen Reiter-Hauptmann mit Vortheil eingehandelt hatte.

Sämmtliche Waldjungen und Forstgehilfen bewunderten das Prachtstück, das von Hand zu Hand ging; keiner aber konnte des Lobes weniger satt werden, als der Waldjunge Cornelius. Der arme Junge, in tiefster Armuth aufgewachsen, hatte niemals ein derartiges kostbares Prachtstück zu Gesichte bekommen. „Ach“, rief er endlich, indem er lange den mit glühenden Blicken betrachteten Ring in der Hand wiederholt hin und her wog; „ach! wer doch so glücklich wäre, einmal ein solches Kleinod zu besitzen; diese Pracht! dieser Glanz! und der schöne Vogel auf dem Ringknopfe!“ Er steckte den großen Ring gewiß wohl zehnmal an seinen kleinen Finger, und meinte endlich mit komischer Begeisterung, daß dieses Kleinod, wenn er es als Hälter seines Halstuches benützen könnte, ihn nicht minder zieren würde, als das Ehrenkettlein von gediegenem Golde, welches der Herr Landesgubernator über seinem Koller trage.

Endlich mußte von dem prachtvollen Kleinode doch geschieden werden; der Kraxenmann legte es wieder in sein Kästchen, und . . . die zehnte Stunde schlug, welche Cornelius mit dem Holzknechte Martin zur bevorstehenden Nachtwache in den Dohlengrund berief.

4. Der Geisterspuck um Mitternacht.

Ein scharfer Ostwind wehte über die Wipfeln der Tannen und Buchen gegen den Kirnberg und weiter bis zum fernen Traunstein hinüber, dessen Felsenzähne die langen, grauen Wolkenfetzen vom vereisten Wasser herabzuziehen suchten. Cornelius saß auf dem im Winde raschelnden falben Laube, dicht an der Mündung des großen Erdtrichters im Dohlengrunde, seine Jagdflinte zwischen den Beinen, jedoch bedeckt und verborgen von einem breiten Tannenstumpfe und dem hohen Riedgrase, so daß nur ein sehr geübtes Auge den muthigen Jungen sogleich herauszufinden vermochte. Fünfzehn Schritte aufwärts lag der lange Martin lauernd im hohen Grase, seine mit Schrott geladene Doppelbüchse daneben, und wieder weiter aufwärts von fünfzehn zu fünfzehn Schritten gegen das Forsthaus zu hatte der Förster Holzknechte mit Jagdflinten postirt, welche über den ersten Allarmschuß dem muthigen Cornelius zu Hilfe eilen sollten. So wollte der alte Anselm es nun den ganzen Herbst hindurch allnächtlich halten; er dachte nicht unrichtig, daß das muthvolle Benehmen des wackern Cornelius seine Rückwirkung auf die übrigen Waldgesellen nicht verfehlen, und wenn nur einmal ein Anfang gemacht sei, sich fürder niemand von seinen Leuten mehr weigern würde, abwechselnd die Nachtwache im Dohlengrunde auf so lange zu übernehmen, bis die Gespenster entlarvt, und dem Aberglauben der Bewohner des Forsthauses ein Ende gesetzt wäre.

Der muthige Geisterbeschwörer Cornelius saß also im Riedgrase des Dohlengrundes. Schauerlich rauschte jetzt ein kalter Nordwind durch die Baumgipfel, und im falben Laube auf der Erde; hinter den zerrissenen, vom Herbstwinde gepeitschten Wolken blitzte zuweilen das falbe Mondlicht auf die Tannen und Fichten herab, und bildete die seltsamsten Gestalten. Bald schien dort ein abgehauener Baumstamm die Gestalt einer Riesenschlange, bald hier ein morscher Baumstrunk die eines Bergkobolds anzunehmen. Das verschiedenartige Geschrei und Gezwitscher der Waldvögel, das ferne und nähere Rauschen der Bäume, das Pfeifen des Windes, kurz die ganze Nachtscene war vollkommen geeignet, die Phantasie des Jünglings aufzuregen. Cornelius lauschte zuerst mit zunehmender Bangigkeit

und klopfendem Herzen einige Minuten hindurch den verschiedenartigen Klängen des nächtlichen Naturkonzertes . . . Dann aber zog er das kleine Rosenkränzlein mit versilbertem Marienbildchen, welches ihm die alte Linsen-Hanne beim Abschiede gegeben hatte, heraus, und begann recht andächtig zu beten. Er erinnerte sich nämlich der schönen Worte des alten Försters: daß der wahre Christ in jedem bangen Augenblicke seines Lebens sogleich sein Auge zu Gott erheben und zum Gebete seine Zuflucht nehmen müsse.

Als der wackere Cornelius auf diese Weise etwa eine halbe Stunde im Dohlengrunde gelauscht und gebetet hatte, da ward sein Herz leichter; er fing allmälig an, sich seiner augenblicklichen frühern Verzagtheit zu schämen und . . . . horch! jetzt rauschte es abermals im Laubwerke; Cornelius hob sein Haupt lauschend empor, und riß seine Augen weit auf; denn hinter der langen Hexenlinde tauchte aus dem Schlingkraute des Bodens die Gestalt eines grauen, zottigen Mannes auf, dessen behaarte Gestalt größer und immer größer wurde, und zuletzt zum Riesen anwuchs, der sein behörntes Haupt mit einer gräulichen Teufelsfratze schier bis zum Wipfel der Hexenlinde emporstreckte . . . . Cornelius wollte laut aufschreien; aber das Entsetzen lähmte ihm die Sprache.

Jetzt peitschte der pfeifende Wind wieder die Tannen, und aus dem Gebüsche wanden sich abermals zwei behaarte kleinere Affengestalten, mit langen Hörnern auf den Köpfen hervor. — Sie trugen in den Händen lange Spieße, mit denen sie auf die Hexenlinde zuschritten. Die Riesengestalt des großen Gespenstes zog sich jetzt wieder zu ihrer natürlichen Größe zusammen; die drei Gestalten verschlangen ihre Hände, und tanzten einige Augenblicke um die Hexenlinde herum, dann senkten sie ihre Spieße in die Höhlung des morschen Baumes, als ob sie sein Inneres sondiren wollten, und stießen jetzt widrige wiehernde Töne aus. Jetzt standen sie stille, und lauschten nach allen Richtungen des Windes.

Cornelius hielt den Athem zurück, zog jedoch langsam die glimmende Lunte aus dem Riedgrase zu seinem Gewehre. Als die drei Gespenster eine Weile gelauscht hatten, blickten sie einander an, nickten mit den behörnten Köpfen und zogen sich ins Riedgras zurück, um jedoch schon im nächsten Augenblicke mit drei kleinen Leinwandpäcken beladen zurückzukehren. Diese senkten sie schnell in die Höhlung der morschen Hexenlinde, legten ein breites Stück Rinde davor, blickten einander noch einmal, wie zum Einverständnisse an, wechselten jetzt einige unverständliche Worte, und schritten dann wieder dem Riedgrase zu, aus welchem sie aufgetaucht waren. (Forts. folgt.)

Bayern. △ München, 19. Mai. Seine Maj. der König befindet sich heute in Schloß Berg am Starnbergersee. Ihre k. Hoheiten die Herzogin Max mit ihrer Tochter Mathilde und dessen Bräutigam, Prinz Ludwig von Neapel, Graf zu Trani, haben sich auf Einladung von Possenhofen nach Berg begeben, um dort an der k. Tafel zu diniren. — Wie die jüngsten Kammerverhandlungen gezeigt haben, sind die Mitglieder des Klubs im englischen Kafehause durch ihr Programm an ein bestimmtes Votum bei der Abstimmung in der Kammer moralisch nicht gebunden. Bei der Amnestiefrage waren namentlich Kehl und Edel für den Erlaß eines Amnestiegesetzes; Lerchenfeld, Weis aber dagegen, obgleich auch Mitglieder desselben Klubs. Von 1849 bis 1855 war es im Klub der Linken anders. Wer in der Kammer nicht so votirte, wie es vorher in den Klubversammlungen beschlossen worden ist, galt als ein Abtrünniger und wurde ausgeschlossen.

⌖ München, 19. Mai. In der vorgestrigen Versammlung der Münchner Juristengesellschaft hielt Rechtskonzipient Herr Dr. Gotthelf einen sehr umfassenden und gründlichen Vortrag über die Rehabilitation im Strafverfahren. Nachdem der Redner zuerst die kriminalpolitische Nothwendigkeit der Rehabilitation nachgewiesen hatte, gab er eine historische Uebersicht über die Entwicklung und Entstehung dieses Rechtsinstitutes in der römischen, deutschen, französischen und englischen Gesetzgebung der verschiedenen Länder über diese Materie und kam endlich zur Besprechung des von der bayer. Regierung unlängst vorgelegten Gesetzentwurfes über das fragliche Rechtsinstitut. Der Vortragende rühmte an dem Entwurfe, daß er mit Glück die verschiedenen Fehler, welche den andern Gesetzgebungen über diese Materie ankleben, vermieden habe, und tadelte an demselben nur, daß er auch eine theilweise Rehabilitation kenne, dann daß ein einmal abgewiesenes Rehabilitationsgesuch erst nach drei Jahren wieder erneuert werden dürfe. Bei der nächsten im Löwenbräukeller stattfindenden Versammlung wird Advokat und Hofrath v. Seybold über Kodifikation vortragen. — Zum morgigen Kirchweihfeste in Großheßellohe werden bei günstiger Witterung vierzehn, außerdem nur acht Extrabahnzüge hin und zurückdampfen. Die Witterung ist übrigens gegenwärtig wieder nicht sehr einladend zu Ausflügen. Wir haben gestern und heute wieder so kalt, daß es am Schneien herabgeht. Vormittags hat es auch wirklich ein wenig gerieselt. — Die früher im Besitze des Grafen von Baßenheim gewesene Herrschaft Hohenaschau bei Prien, die bei der im vorigen Jahre stattgehabten gerichtlichen Versteigerung von dem Gutsbesitzer Schweyer in Friedberg gekauft wurde, ist von diesem vor kurzem an die Gewerkschaft Achthal-Hammerau verkauft worden.

München, 17. Mai. Der gestern von den Nichtkorpsstudenten ausgeführte Fackelzug zum Grabe Lasaulx's war noch zahlreicher als derjenige der „Verbindungen."

Nach dem Fränk. Kurier sind die Petitionen der Schullehrer an die Kammer der Abgeordneten massenhaft eingekommen; man vernimmt, daß ein Schulgesetz sich in der Vorbereitung befinde, das die Frage der Stellung der Lehrer und die Unterhaltungspflicht den Lehrern gegenüber regeln soll.

* In München ist die Nummer 135 des „bayr. Kuriers" auf Antrag der Staatsanwaltschaft nachträglich konfiscirt worden. Anlaß gab ein vom Assessor Höpfel unterzeichnetes Inserat gegen den k. Landrichter Sartori in Abensberg. (Auch der niederb. Kurier in Landshut wurde neulich wegen desselben Inserates mit Beschlag belegt.)

München, 18. Mai. Professor Fallmerayer hat ein Vermögen von 25,000 fl. hinterlassen. Dasselbe fällt an einige seiner Verwandten, die zum Zwecke der Erhebung aus Tirol nach München gekommen waren. Den ihm vom Sultan verliehenen großen Nischan-Orden in Brillanten, im Werthe von 12,000 fl., hat der Fragmentist dem Tiroler Landesmuseum vermacht.

Nach der Isarztg. ist der Nischanorden des Professor Fallmerayer nur 1200 fl. werth und dem Sohne eines in Brixen wohnenden Bruders vermacht; den literarischen Nachlaß erbt wie schon gemeldet Prof. Thomas.

Aus München schreibt der M. Bote: Heute, am Vorabend von Pfingsten, haben hier Schneeflocken geschwärmt. (Auch in Frauenberg bei Landshut hat es am Tage vor Pfingsten geschneit.)

* Die Nachricht der N. Postztg., daß die sämmtlichen Münchener Bierbräuer beschlossen hätten, das Sommerbier um 8 kr. per Maß zu geben, bestätigt sich nicht. Sie bleiben bei dem einmal ausgesprochenen Nachlaß von 2 Pfenning per Maß.

* Aus Straubing erfahren wir, daß das im „bayr. Kurier" mitgetheilte Geschichtchen, wornach ein betrunkener Oekonom zehn Jägersoldaten unter den Worten des Priesters bei der Communion Kronenthaler in den Mund gelegt haben sollte, unwahr sei.

Ansbach, 15. Mai. Bei der dahier stattgefundenen neunten Serien-Ziehung des Ansbach-Gunzenhausener Eisenbahn-Anlehens sind nachstehende 22 Serien: 959, 1523, 1657, 2032, 2119, 2241, 2406, 2501, 2527, 2584, 2652, 2859, 3120, 3573, 3630, 3634, 3759, 4003, 4732, 4756, 4870, 4949, erschienen, welche

an der planmäßig am 15. Juni d. Js. stattfindenden Gewinnziehung Theil nehmen.

Oesterreich. Wien, 16. Mai. Ihre Majestät die Kaiserin ist nach einer Depesche aus Corfu auf der dortigen Rhede angekommen.

In Oesterreich ist nun das **Wanderbuch** des Handwerksgesellen in gleiche Linie mit dem **Paß** gestellt worden.

Pesth, 17. Mai. Ein Wiener Telegramm des „Sürgöny" sagt: Der vor einigen Wochen verhaftete Honvedgeneral Asboth wurde durch eine gestrige königl. Entschließung bedingungslos freigelassen.

* In Pesth haben am 16. Mai beim Landtage die Adresse-Verhandlungen begonnen. Die Mehrzahl der Redner sprach für die Deak'sche Adresse. Am 17. waren noch 70 Redner vorgemerkt. Im Uebrigen kann man auf den Ausgang kaum noch gespannt sein.

Frankreich. Paris, 15. Mai. Verleger und Drucker der „Aumale'schen Broschüre" haben innerhalb der gesetzlichen Frist keinen Appell gegen das über sie verhängte Urtheil eingelegt. Sie unterziehen sich also demselben.

Paris, 15. Mai. Je mehr die Kriegsaussichten sonst abzunehmen scheinen, desto näher gerathen wir der Gefahr, daß der Blitz aus heiterm Himmel niederfährt und alles in Brand steckt. Auch vortrefflich unterrichtete Personen würden den Ausbruch des Kriegs nicht bezweifeln, wenn sie das Wo und Wie, also das Geheimniß der Tuilerien und die Ereignisse zu errathen vermöchten.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Zufolge Entschließung der königl. Regierung von Niederbayern d. d. 16. Mai l. Js. Nr. 15,291 und vorbehaltlich deren Genehmigung werden

Samstag den 25. d. Mts. Nachmittags 2 Uhr

bei der unterfertigten Baubehörde nachstehende Arbeiten behufs Erbauung einer Kreisackerbauschule für Niederbayern am Lutzenhofe bei Schönbrunn

im Wege der allgemeinen schriftlichen Submission

an den Meistabbietenden in Akkord vergeben werden:

1) Erd- und Maurerarbeiten, veranschlagt zu	6982 fl.	52 kr.
2) Zimmermannsarbeiten, veranschlagt zu .	2594 fl.	46 kr.
3) Schreinerarbeiten, veranschlagt zu . .	372 fl.	30 kr.
4) Schlosserarbeiten, veranschlagt zu . .	369 fl.	6 kr.
5) Glaserarbeiten, veranschlagt zu . .	122 fl.	48 kr.
6) Hafnerarbeiten, veranschlagt zu . .	255 fl.	— kr.
7) Dacheindeckung mit Steinpappe . .	420 fl.	22 kr.
Zusammen	11,117 fl.	24 kr.

Bedingnißheft, Pläne und Kostenanschläge liegen vom 20. d. Mts. an im Amtslokale der unterfertigten k. Baubehörde zu Jedermanns Einsicht auf.

Die Submissionen selbst müssen in versiegelten Couverten längstens

bis 25. Mai Mittags 12 Uhr

bei der genannten Baubehörde frankirt eingelaufen sein.

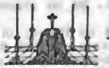
Die Submittenten sind gehalten, an dem oben angegebenen Verakkordirungstermine sich persönlich einzufinden oder durch Bevollmächtigte vertreten zu lassen, ihre Uebernahmsfähigkeit, wenn es verlangt wird, sogleich nachzuweisen und den bedingten Zuschlag zu gewärtigen.

Landshut, den 17. Mai 1861.

Königliche Baubehörde Landshut.

Geiger.

(b2) 594

Todes-  **Anzeige.**

Allen lieben Verwandten, Freunden und Bekannten bringen wir mit tief erschüttertem Gemüthe die Schmerzenskunde, daß es Gott dem Allmächtigen gefallen, unsern innigstgeliebten Gatten, Vater und Bruder, Herrn

Michael Maurer,

Wollspinnfabrik-Besitzer in Deggendorf,

heute um 1½ Uhr Nachmittags beim Nachhausegehen aus der Stadt plötzlich an einem Herzschlage in seinem 61. Lebensjahre in ein besseres Leben abzurufen.

Um stilles Beileid und Theilnahme bitten

Deggendorf, den 17. Mai 1861.

die Tieftrauernden:
Franziska Maurer, Gattin,
Michael Maurer, Sohn,
Anna Maurer, Schwester.

598

Edittalladung.

Verschollenheit des Kaspar Linnerbauer von Altheim betreffend.

Kaspar Linnerbauer, Söldnerssohn von Altheim, geboren den 12. Januar 1777 wird seit dem russischen Feldzuge vermißt.

Auf Antrag seiner Intestaterben wird Kaspar Linnerbauer oder seine allenfallsige Descendenz aufgefordert, binnen 3 Monaten sich zu melden, widrigenfalls Kaspar Linnerbauer für todt erklärt und sein in 45 fl. bestehendes Elterngut seinen rechtmäßigen Erben ohne Caution verabfolgt werden würde.

Landshut, 30. April 1861.

Königliches Landgericht Landshut.

Huber. 599

Ein Armreif

wurde verloren. Man bittet, denselben gegen gute Belohnung bei der Expedition der Landshuter Zeitung abzugeben. 600

Straubinger Schranne vom 18. Mai 1861.



Getreid-Gattungen.	Voriger Rest. Schäffel	Neue Zufuhr. Schäffel	Gesammt-Summe Schäffel	Verkauft wurde. Schäffel	Bleibt als Rest. Schäffel	Höchster Preis. fl.	kr.	Mittlerer Preis. fl.	kr.	Mindester Preis. fl.	kr.	gefallen. fl.	kr.	gestiegen. fl.	kr.
Weizen . .	164	1524	1688	1648	40	19	54	19	32	18	51	—	—	—	20
Korn . . .	1	302	303	265	38	15	36	15	24	14	55	—	22	—	—
Gerste . .	40	260	300	300	—	12	14	11	36	10	46	—	—	—	15
Haber . .	—	202	202	202	—	7	31	7	1	6	11	—	16	—	—
Erbsen . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Linsen . .	—	73	78	60	18	11	1	10	11	9	34	—	52	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. | Nro. 21. | Den 27. Mai. Magdalena v. P.

Erinnerungen an Ernst v. Lasaulx*).

I.

Wenn wir hier einem gefeierten Namen einige Blätter der Erinnerung weihen, so geschieht es sicherlich nicht mit der Anmaßung, demselben damit auch ein würdiges Denkmal zu stiften, im Gegentheile hätten wir gerne gewünscht, daß diesem Amte eine andere und tüchtigere Kraft sich unterzogen hätte. — Der Schreiber stand mit dem Verlebten leider in keiner nähern Beziehung, als daß er einige Semester zu dessen Füßen gesessen und seiner belebenden und anregenden Vorträge sich erfreute. Wir bekennen es offen und freudig, im Gefühle der innigsten Pietät und Dankbarkeit, er hat uns und noch unzählige Andere von jugendlich kräftigem Wollen begeistert und den Keim zu eigenem Schaffen und selbstständiger Thätigkeit gelegt.

Wenn wir uns hier mehr auf den biographischen Theil beschränken — denn ein kritisches Eingehen auf seine Systeme liegt uns ferne, da ja Jeder, der die sicher nicht übel belohnte Zeit daran setzen will, seine Werke zu studiren, sich selbst ein Urtheil zu bilden im Stand ist — so vermögen wir nur wiederzugeben, was uns theils durch seine eigenen Mittheilungen, theils auch durch anderweitig eingeholte Erzählungen kundbar geworden.

Mit sonnenhellem Jugendmuthe erzählte Lasaulx sein früheres Leben bei Anlaß seiner Doctorpromotion, wie er (geb. zu Coblenz den 16. März 1805) im elterlichen Hause den ersten Unterricht genossen, wie er bald den Robinson und die Geschichte der Entdeckung Amerikas gelesen, dann das Gymnasium durchlaufen und zu Bonn unter Niebuhr, Schlegel und Welker seine classischen Studien begonnen habe, dann an die damals im höchsten Rufe stehende Universität München übersiedelte, wo Schelling mit seiner Theorie von den Weltaltern, Görres mit den Vorträgen über Philosophie der Mythologie und Universalgeschichte und Franz v. Baader mit seiner tiefsinnigen Spekulation, seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er kam mit den genannten Männern, die mit des Lebens größten Problemen sich trugen, bald in persönlichen Verkehr und verlebte in ihrer Nähe zwanzig glückliche Monate. Dann, nachdem er so an der Quelle der alten Weisheit und Wahrheit getrunken, zog es ihn mächtig hinaus in die Welt. Er hatte die zu Bonn aufgenommene Philosophie des classischen Alterthums nun auch ergänzt und die mächtigsten Denker des Christenthums, von Dyonisius dem Areopagiten an bis auf Jakob Böhme herab, gründlich kennen gelernt, vor Allen aber zog ihn einer an, der räthselhafte Meister Eckhart, unstreitig einer der größten Geister aller Zeiten. Dieser grandiose hochfliegende Philosoph, der am Ende des 12ten Jahrhunderts zuerst die deutsche Speculation begründete und ein in sich abgeschlossenes System aufbaute, das durch die Tiefe und Kühnheit der Ideen mit Staunen erfüllt, nahm den feurigen Jüngling ganz gefangen; was Saint-Martin's dämmernde Beschaulichkeit und der räthselselige Jakob Böhme für Franz Baader sollte Meister Eckhart für Lasaulx werden: der Grundstein einer neuen Aera der Philosophie. Aber der Meister Eckhart war damals ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch — und ist es noch, trotzdem daß Fr. Pfeiffer, freilich erst vor einigen Jahren, den ersten Theil seiner gesammelten Schriften publicirt hat*). Damals waren die Handschriften, die Eckharts Tractate, Sprüche und Reden enthielten, zum guten Theil noch völlig unbekannt; das Wenige, was die fleißigen Autoren des vorigen Jahrhunderts davon gesammelt hatten, war unzuverlässig und unbrauchbar. Lasaulx machte sich nun auf die Sucherfahrt und ging, nachdem er bereits zu Coblenz und in der Münchner Bibliothek ansehnliche Schätze erhoben hatte, mit noch gesteigerten Hoffnungen im Beginn des Frühlings 1830 nach den österreichischen Klöstern St. Florian, Kremsmünster, Mölk, Göttweih und Kloster Neuburg, es war ein „iter monasticum" im Kleinen, wie früher Mabillon durch alle Benedictinerstifte gemacht hatte, wobei Lasaulx auch sonst noch manchen Fund in den alten Bücherreihen erhob, welche die nicht unerhebliche Ausbeute in der Bibliothek zu Wien, wo Lasaulx im Herbste eintraf, zuletzt krönte. Als aber wieder der Lenz kam, blieben diese Studien liegen**), Lasaulx wanderte durch Steiermark und Kärnthen nach Venedig und von da ging es unwiderstehlich weiter nach Italien und nach Rom, wo er das Studium der Kirchenväter begann, die mächtigen Werke des Johannes Erigena, Peter Abälard, Anselm von Canterbury und des Thomas von Aquin. Und da es unmöglich wäre, italische Luft zu athmen und sich der Kunst zu verschließen, so genoß er in vollen Zügen die dort gesammelten Schätze, schwelgend wie ehedem Winkelmann, in den Werken der alten Zeit und jenen des Rafael und des großen Michael Angelo! Dazu verband er das Studium Dante's und mit leuchtenden Augen wußte er später und noch in seinen letzten Tagen von dem seligen Vierteljahr zu erzählen, das er in den sonnigen Gärten der Klostereinsamkeit zu Subiaco, einzig mit diesem Dichterheros beschäftigt, genoß.***) Zu Rom schloß er auch Freundschaft mit Bunsen und Platen, mit Cornelius und Overbeck, voraus aber mit Letellier, einem höchst seltsamen Menschen, der mit großer Treue an dem wundersam begabten, herrlichen, immer begeisternden Jünglinge hielt und außer anderen Eigenschaften auch jene besaß, die mit zeitlichen Glücksgütern nie absonderlich begabte und ganz erschöpfte Casse des jungen Weltfahrers wieder flott zu machen.

Unterdessen kam König Otto von Bayern nach Rom, umgeben von einem Kreise bedeutender und gelehrter Männer,

*) Einem kürzeren Lebensbilde Lasaulx's (im letzten Beiblatte) lassen wir nun auch ein längeres, mittlerweile in der „N. Münchner Ztg." erschienenes nachfolgen. Wer möchte nicht öfter gerne von dem „ganzen Manne" hören, sich nicht öfter mit dem Dahingeschiedenen beschäftigen? Lasaulx gehörte zu den besten Männern der Gegenwart und warum sollten wir nicht wiederholt das kürzlich abgeronnene Leben desselben betrachten — zur eigenen Erhebung und zur möglichen Nachahmung? So wirkt Lasaulx fort unter uns und seiner gedenkt Mancher noch in späterer Zeit als eines ächt deutschen, edel strebenden Mannes. Die Red. d. Ldsh. Z.

*) Der nahe an 700 Seiten umfassende Band bildet den II. Theil von Pfeiffer's deutschen Mystikern. Lpz. 1857, bei Göschen.

**) Vielleicht fühlte Lasaulx, daß er doch zu wenig der mittelhochdeutschen Sprache und ihrer Philologie kundig war, um an einen Abschluß und eigene Herausgabe zu denken; er übergab alle seine Copien später aus eigenem Antriebe an Franz Pfeiffer, welcher derselben in seiner Vorrede S. XIII auch dankbar gedenkt.

***) Nunquam cor meum — schrieb er 1835 — tam lassum erit atque defessum ut recreari nesciat illarum recordatione dierum.

denen Lasaulx sich anschloß und — nachdem er hier, im Centrum der Welt, sein Herz gestärkt hatte an der Wahrheit der Geschichte und noch die erhebende Weihnachtsfeier in St. Peter gesehen hatte — im Gefolge des Königs mit nach Neapel und von da am 10. Januar 1833 nach Sicilien ging, Messina sah, Calabrien und Apulien umfuhr und am 30. Januar zu Nauplia landete. Ueber Tiryhth und Mycenae's cyklopische Mauern und Argos kam er mit einem Zug bayerischer Soldaten nach Korinth und Megara, von wo er allein durch die in Trümmern liegenden Herrlichkeiten, erfüllt von elegischen Gefühlen, nach Eleusis und Athen pilgerte, von dort aber, nach zweimonatlichem Aufenthalte am 11. Juni unter Segel ging nach Konstantinopel, der Siebenhügelstadt, wo er nach sechstägiger Fahrt landete. Da nach der christlichen Wahrheit in der ganzen neueren Geschichte keine merkwürdigere Religion ist, als der Islam, so vertiefte Lasaulx sich hier, wo der russische Consul ihn gastfreundlich aufnahm, in den Koran, eilte aber dann weiter, durch den Hellespont, an Troja vorüber nach Smyrna, wo er am 6. August ein türkisches Schiff bestieg und über Chios, Rhodus und Cypern zu Joppe am 1. September den lang ersehnten Boden des heiligen Landes bestieg. „Es war in vergangenen Zeiten (schrieb er an einen Freund) als das Christenthum lebendig in dem Bewußtsein der europäischen Menschheit war, nichts Ungewöhnliches, daß Christen aus dem Abendlande nach Palästina pilgerten auf mühseligen und gefahrvollen Wegen; denn es ist ein natürliches Gefühl, welches die Menschen antrieb, jene Orte zu besuchen, die durch die Fußtapfen ihres Erlösers geheiligt sind. Etwas von dem Geist unserer Voreltern hatte sich auch auf mich ererbt. Ich glaubte, der Anblick des irdischen Jerusalems könne die Liebe zum himmlischen, aller Christen Vaterland, nur stärker erregen; denn wer frei geboren in Knechtschaft lebt, empfindet heftiger was ihm fehlt, wie der Kranke den Werth der Gesundheit." Gleich bei der Ankunft zu Joppe erfuhr er die Gastfreundschaft der spanischen Mönche des hl. Franziskus. „Eingedenk, wessen Diener sie sind, heißen sie Dich als Bruder willkommen, und theilen mit Dir, was sie haben, ein reinliches Obdach, einen frischen Trunk, Brod und Früchte, etwas Fische und Gemüse. Es sind einfache Menschen ohne Falsch, ernst und heiter wie es Priestern ziemt, die wie ihr Meister in Gebet und Wohlthun ihre Tage vollbringen. Wer sie auf seinem Lebensweg begegnet hat, wird ihr Andenken segnen. Von Jaffa sind vier Stunden nach Ramle, auch dort erquicken Dich dieselben Brüder. Da die Wege ohne Schatten, die Erde wie ausgebrannt und die Luft so trocken und glühend war, daß man lauter Flammen zu athmen glaubte, so beschloß ich, zur Weiterreise die Nacht zu benützen. Um 8 Uhr Abends verließ ich, von einem Araber begleitet, das Kloster und ritt einsam die Straße, die nach Zion führt. Es war eine von jenen stillen Nächten des Lebens, in denen unsere Seele sich enger anschließt an den Genius, der sie geleitet. Das erstgeborne Heer der Sterne glänzte freundlich an dem sanften, wolkenlosen Blau, gegen zehn stieg die abnehmende Scheibe des Mondes auf, und nach zwei, in der Richtung von Jerusalem, mein Lieblingsgestirn, der Orion. Bei dem Dorfe Kebal verließen wir die Ebene und ritten zwischen felsigen Hügeln an den Trümmern vorüber durch ein enges, olivenbebautes Thal bis zum Fuße der öden Berge von Judäa. In fünf Stunden hatten wir diese erklettert und kamen, herabsteigend, sodann an einer verlassenen Templerkirche und weiter hin unten im Thal an bedeutenden Ruinen ehemaliger Klostergebäude vorüber. Mit Sonnenaufgang erreichten wir die nächste Höhe — da öffnet sich dem Blick ein unermeßliches Leichenfeld von Felsentrümmern, die vom Sturmregen der Jahrtausende zerrüttet und ausgewaschen, wie aufgewühlte Knochengerippe die ganze Hochebene, bis hart vor die Thore der hl. Stadt bedecken. Drei einsame Oelbäume in der weiten Steinwüste und in der Ferne das olivenbekränzte Haupt des Oelberges sind der einzige Trost der erloschenen Natur, an ihnen allein haftet die Hoffnung der starren Augen, sie sind wie die Taube mit dem Oelzweig nach der großen Wasserfluth. (Schl. f.)

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Js. Praschla.

(Fortsetzung.)

Aber jetzt hatte der kluge Cornelius des gespenstischen Räthsels Kern gefunden; rasch hob er seine Büchse, legte die Lunte an und rief mit lauter Stimme, den drei Nachtgeistern in den Weg rennend: „Halt, und keinen Schritt weiter, wenn ihr nicht des Todes sein wollt!" In diesem Augenblicke tauchten die Teufelsgestalten im Riedgrase nieder; Cornelius legte die Lunte auf seine Büchse; der Schuß knallte, ein zweiter und dritter aus dem Gebüsche; ein halb unterdrücktes „Jesus Maria!" und die pelotonsförmigen Allarmschüsse der weiter aufwärts postirten Holzknechte antworteten. Cornelius sah deutlich, daß einer der Entfliehenden am Fuße verwundet war. Die ganze Schaar schwarzer Dohlen, welche der Schuß aus ihrer Nachtruhe auf den Zweigen und in dem Gebüsche aufgescheucht hatten, flatterten, ihr „do, do" schreiend, wie in die Luft gesprengte schwarze Kohlenstücke um die Linde herum, und verloren sich allmählich im Forste; dann ward es still. Aber schon war der lange Martin auf den ersten Schuß herbei und von Cornelius mit wenigen Worten von dem Vorgefallenen unterrichtet, den Entflohenen ins Gebüsch nachgestürzt. Zehn Minuten später flimmerte die Laterne des Holzknechtes im Dohlengrunde; der alte Förster selbst war herbeigeeilt; auch im Forsthause ward es allmälig lebendig; aber nur wenige von Forstgehilfen entschlossen sich, dem Förster in den Dohlengrund hinabzufolgen.

Cornelius trat sogleich mit seiner abgebrannten Büchse dem Förster entgegen. — „Hast du sie? — waren sie's?" lautete die erste heftige Frage des Alten. Cornelius deutete stumm auf die Seite des Gebüsches, von welcher das laute Aechzen eines schwer Verwundeten kam.

Bald fand sich derselbe. Auf einem bemoosten Stamme klammerte sich der lange Martin mit vom Schmerze verzerrten Gesichte mit seiner Rechten fest, während er die Linke auf eine blutströmende Wunde am Unterleibe hielt, welche ihm die Kugel eines Gewehres gerissen hatte. Der Arme konnte nur mehr das Wort herausstöhnen: „der Böse war's, oder . . . ." hier stürzte ein Blutstrom aus seinem Munde, er konnte nicht mehr sprechen und sank ohnmächtig zu Boden. Der Waldjunge Cornelius aber stand leichenblaß und ein paar dicke Thränen rannen über seine Wangen.

Der alte Förster ließ sogleich durch zwei Holzknechte aus Holzstämmen eine Nothbahre verfertigen, wie sie in den Hochjagden bei plötzlichen Verwundungen von Jägern durch Bären oder Wölfe gebraucht wurden, und während der arme Martin in die Försterei getragen wurde, durchsuchte der Förster mit Cornelius und den anderen Holzknechten und Forstgehilfen noch das Gebüsch, ohne weiter etwas zu finden.

Voll Ingrimm rief jetzt der Förster, mit seinem Rohre in die morsche Hexenlinde stoßend: „Wie, sollen die Urheber dieses Geisterspuckes noch lange unentdeckt bleiben?" Aber schon im nächsten Augenblicke sprang er auf den Baum zu und riß hastig die äußere und untere Rinde der Hexenlinde herab. Sein Rohr hatte nämlich die schon äußerst morsche Rinde oben an der schadhaftesten Stelle durchbrochen, ein bedeutendes Stück derselben fiel herab, und der Schaft eines Gewehres, dann der Doppellauf desselben, fielen klingend auf den Stein von der Linde. Der alte Förster und seine Holzknechte rissen noch einen Theil der Rinde des Baumes herab, und jetzt zeigte sich's, daß die ganze untere, durch die innere Holzfäule des Baumes bereits einen bedeutenden Umfang umfassende Höhlung, mit mehreren

Jagdflinten, Pulverhörnern und Kugelsäcken, dann mit drei kleinen Leinwandsäcken, frischgedrehten Lunten, Zunder und Feuersteinen, Werg, Charpie und andern Jagdgeräthschaften angefüllt war, insbesondere aber mehrere Armbrüste enthielt, deren sich die Wildschützen, um das Knallen der Gewehre im Walde möglichst zu vermeiden, bedient haben mochten. — Auch zwei Kugelbüchsen, welche dem alten Förster vor Jahresfrist auf eine ihm unbegreifliche Weise aus seinem Gewehrschranke abhanden gekommen waren, befanden sich dabei. „Endlich gefunden!" rief der alte Anselm, sich die Hände reibend; „also das war der Schlupfwinkel der bösen Buben, die in meinem Walde rumorten, und hier den nächtlichen Teufelsspuck trieben, um die abergläubischen und furchtsamen Holzknechte und Jagdgehilfen aus der Gegend des Dohlengrundes verscheuchen und ihre Wild- und Holzdiebelei ungestört üben zu können; nun, Geduld! haben wir die Gewehre, werden die gespenstischen Wilddiebe uns auch nicht entgehen! Hm! wie sie nur zu meinem Gewehrschranke gelangten? — Scheint es doch, als ob dieses Gelichter im Forsthause selbst heimisch sei." — Dann drückte der alte Förster dem stummen und betrübt vor sich hinstarrenden Cornelius die Hand. „Dir, wackerer Bursche", sagte er, „verdanken wir die Entdeckung dieses Wildschützennestes — nun, soll dein Schade nicht sein; werde dein Verdienst beim Herrn Landesgubernator wohl zu rühmen wissen, — und sei nur nicht traurig, armer Bursche", setzte er tröstend hinzu, „wenn deine Kugel auch den langen Martin statt des verdammten Wildschützen traf, so war es doch nicht deine Schuld; — die Sache wird sich schon aufklären, mein lieber Sohn." Cornelius antwortete mit einem tiefen Seufzer, und folgte dem Förster und seinen Gehilfen, welche nebst den Holzknechten die Beute aus der Hexenlinde in's Forsthaus übertrugen.

5. Ein neues Verbrechen.

Noch in der Nacht sandte der alte Förster einen Jagdgehilfen nach Linz, um dem Landesgubernator den nächtlichen Vorfall im Dohlengrunde zu berichten, einen andern Boten aber nach Leonding, um den hochwürdigen Pfarrer und den Dorfbader an das Sterbebett des armen Martin zu entbieten. Inzwischen stand er mit dem still weinenden Cornelius am Lager des Verwundeten, und belegte seine Wunde mit dem heilenden Balsam, den er in seiner kleinen Hausapotheke führte.

Im Forsthause selbst herrschte die größte Aufregung, denn der Fall war so außerordentlicher Art, wie kein zweiter im Forste und in der nächsten Umgebung mehr erlebt worden war. Die Forstgehilfen, welche im Forsthause aus abergläubischer Gespensterfurcht zurückgeblieben waren und der nächtlichen Expedition nicht beigewohnt hatten, schämten sich jetzt ihrer Zaghaftigkeit, und suchten ihren Diensteifer nachträglich dadurch zu beweisen, daß sie mit Gewehren und Laternen versehen, in den Dohlengrund hinabrannten, und neuerlich, wiewohl gleichfalls ohne weiteren Erfolg, jedes Gräschen beleuchteten und jedes Moos-hügelchen durchsuchten.

Mit den ersten Sonnenstrahlen hielt ein niedriger Jagdwagen vor dem Eingange des Forstes; der Landesgubernator Graf Lamberg saß nebst seinen Begleitern in demselben. Diese bestanden aus einem hohen stattlichen Manne mit grauen Haaren und ernstem, strengem Gesichte, dem Stadtrichter der Hauptstadt Linz, Herrn Franz Paul Müllner, seinem Schreiber und zwei Gerichtsschöffen. Ein zweiter Wagen führte den Kaplan der St. Gandolphus-Kapelle des k. Schlosses und den ständischen Doctor Vitus von Blischer mit seinem Chirurgen, dann den Bürgermeister von Linz, Leonhard Gollner.

Hinter dem Wagen trabte auf einem kleinen Rößlein ein langer, hagerer Mann mit finsterem Antlitze, ein breites Schwert an seinen Lenden und einen schwarzgrauen Mantel über seinen Schultern tragend, ähnlich dem gespenstischen Reiter der Mitternacht, wie er in den Geisterhistorien der alten Ammenmärchen geschildert wird. Dieser traurige Reiter war Georg Sinböringer, der alte Freimann der Landeshauptstadt in Oberösterreich. Die Kommission begab sich ernst und schweigend in das Forsthaus, um den Thatbestand des Geschehenen aufzunehmen. —

Es galt vor Allem, die letzte Aussage des sterbenden Holzknechtes Martin, ehe derselbe noch die Augen für immer schloß, aufzunehmen, und hieran hatte wohl Niemand im Forsthause ein größeres Interesse, als der arme Cornelius; denn wenn auch seine Kugel dem in die Teufelsfratze verkleideten Wilddiebe galt, so war doch der wachgewordene Neid der übrigen Jagdgehilfen über das muthvolle Benehmen des Waldjungen Cornelius sogleich beschäftigt, an seinem Verdienste zu mäkeln und ihn einer unverantwortlichen Unvorsichtigkeit bei Handhabung des Feuergewehres zu zeihen, wodurch statt des entfliehenden Wilddiebes der arme Martin auf den Tod getroffen wurde. Auch war bereits der Erzfeind des armen Cornelius, der Waldjunge Stephan mit dem Bader von Leonding im Forsthause eingetroffen; er hinkte in die Halle des Forsthauses — denn ein Fehlsprung über einen Baumstrunk hatte ihm, wie er erzählte, den mit Pflaster umwundenen rechten Fuß strappirt; dieser war stark angeschwollen; Stephan begab sich daher sogleich auf seine Kammer; ehe er aber dahin forthinkte, jammerte er gleichfalls über das Unglück des armen Martin, und ermangelte nicht, die bittersten Schmähworte gegen den armen Cornelius auszustoßen, der durch seine Unvorsichtigkeit die schwere Verwundung des braven Holzknechtes verursacht habe.

Inzwischen war der Landesgubernator mit der Untersuchungs-Kommission in die Stube getreten, wo der sterbende Martin auf einem Jagdbette ausgestreckt lag. Seine Einvernehmung war bereits unmöglich, denn im Augenblicke, als der alte Doktor Blischer auf den Sterbenden zutrat, röchelte dieser zum letzten Male; sein Auge brach, er hatte vollendet. Der arme Waldgehilfe Cornelius warf sich laut weinend an das Lager des Verblichenen, und klagte sich laut seiner Unachtsamkeit an, durch welche dieser Unglücksfall herbeigeführt worden war. Aber der ernste, denkende Arzt gab seinem Chirurgen einen Wink, dieser entblößte die Leiche an der Stelle, wo der verhängnißvolle Schuß eingedrungen war, zwängte seine Lanzette in die Wunde, und zog im nächsten Augenblicke eine große Flintenkugel aus derselben, Doktor von Blischer hielt diese mit seinen Fingern empor: „diese Kugel", sagte er ruhig, „muß in den Gewehrlauf des Jungen hier passen, wenn er es war, dessen Unvorsichtigkeit den Holzknecht tödtete; sonst kann sie nur aus dem Gewehre eines der entwichenen Wilddiebe gekommen sein."

Im nächsten Augenblicke hatte der alte Förster das Gewehr des armen Cornelius herbeigeschafft. Der Lauf desselben war viel zu enge für die Größe der aus der Wunde des todten Holzknechtes gezogenen Kugel. . . . Der Waldjunge Cornelius war somit durch die Besonnenheit des wackern ständischen Arztes von dem Vorwurfe gereinigt, den Holzknecht Martin durch seine Unvorsichtigkeit getödtet zu haben. Der Holzknecht Martin war durch die Kugel des Wilddiebes gefallen. Der edle Landesgubernator Graf Lamberg hatte nun die doppelte schöne Pflicht zu erfüllen, den braven Waldjungen für seinen erlittenen Kummer zu entschädigen und für sein muthiges Benehmen im Dohlengrunde zu belohnen.

Da die gerichtliche Augenscheins-Vornahme und Protokollirung des ganzen Vorfalles über die Mittagsstunde dauerte und Arbeitenden Erholung gegönnt werden mußte, so befahl der Landesgubernator das Commissionsprotokoll abzuschließen, und begab sich in das obere Zimmer des Forsthauses, welches für seine Besuche vorgerichtet, mit schönen Fuß- und Wandteppichen ausgestattet war, auf denen Jagdbilder eingewirkt und prächtige Krystallampen aufgehängt waren. Dort stand auch ein an den Leisten vergoldetes Jagdbett mit grünen Seidenpolstern, wo der Graf gewöhnlich nach der Jagd auszuruhen pflegte.

Die ergreifenden Vorgänge des letzten Morgens und die

in ungewöhnlicher Weise zunehmende Hitze des schönen Herbsttages veranlaßten den Landesgubernator auch jetzt auf ein halbes Stündchen sich auf sein Zimmer zurückzuziehen. Er stieg die Treppe hinauf und ertheilte dem alten Förster den Auftrag, ihm nach Ablauf einer halben Stunde den Waldjungen Cornelius hinaufzuschicken. Der edle Graf wollte sich in einem besonderen Zwiegespräche über die ihm von dem alten Förster angerühmten Kenntnisse des sechzehnjährigen, für sein Alter bereits an Geistesbildung und Körperkraft bedeutend vorgeschrittenen Jünglings nach seiner Gewohnheit selbst überzeugen, und ihm dann das Anstellungsdekret als wirklichen Waldgehilfen zukommen lassen. Das lärmende Treiben im Forsthause verwandelte sich nun, sobald der Graf im obern Stocke des Forsthauses sein Ruhezimmer gesucht hatte, in Todtenstille; denn die tiefe Verehrung, welche er beim gesammten Forstpersonale genoß, ließ keinen Wink desselben unbeachtet, und sein Wunsch, ein halbes Stündchen ungestört ruhen zu können, war Allen heilig.

Der Landesgubernator öffnete die Fenster seines Gemaches, um den hereinströmenden Duft des Waldes mit vollen Zügen zu genießen, nahm seine goldene Kette vom Halse, zog, seiner Gewohnheit gemäß, den großen goldenen Siegelring mit seinem Wappen und Namenszuge vom Finger, und legte beide nebst seinem ausgezogenen Jagdrocke auf das Marmortischchen am Fenster; dann streckte er seine nervigen Glieder auf den Sammtpolster, und gab sich einer augenblicklichen süßen Ruhe hin. —

(Fortsetzung folgt.)

München, 23. Mai. Ihr Blatt vom heutigen enthält einen aus der Süddeutschen Zeitung entnommenen Artikel, welcher über die angeblich in der Staatsrathssitzung vom 20. d., bezüglich des außerordentlichen Etats der Armee für die nächste Finanzperiode gepflogenen Verhandlungen Auskunft gibt. — Da indessen die bezüglich des Amtsgeheimnisses bestehenden Bestimmungen auf die Verhandlungen des Staatsraths Anwendung finden, so leuchtet von selbst ein, daß an und für sich derartige Mittheilungen über Vorgänge im Schooße des Staatsraths mit großer Vorsicht aufzunehmen sind; wir können übrigens auch mit Bestimmtheit versichern, daß die vorerwähnte Auskunft über die in der Sitzung vom 20. d. gepflogenen Verhandlungen der Begründung entbehrt. (Allg. Ztg.)

* Nro. 15—21 des Münchener Sonntagsblattes enthalten: Betrachtungen, Väterstellen, Gleichnisse, Sprüche deutscher Mystiker zu den Sonn- und Festtags-Evangelien; das Lied von der Gottesminne (den berühmten Lobgesang Gottfrieds von Straßburg [13. Jahrh.] auf Christus und Maria); Schilderung eines mittelalterlichen Frohnleichnamsfestes (15. Jahrh.); über den hl. Ritter Georg; der Marienmonat in Belgien; die Mönche und die Natur (aus Montalemberts Werk über die Mönche des Abendlandes); der Papst und die Päpstin (aus Margotti's „Rom und London"); über die angebliche Intoleranz der kathol. Kirche (von Dr. Westermayer); Artikel über christliche Kunst, darunter Aphorismen zur Geschichte der christl. Kunst von Director Veit in Mainz; der Leidensweg Pius IX.; die Leiden der Kirche; Manifeste Lucifers an die Blauen und Schwarzen; der Felsen Petri und die Pforten der Hölle (5 Artikel); zahlreiche Notizen über Kirchen, Orden, Vereine etc.; Erzählungen. — Das Münchener Sonntagsblatt kostet in Bayern vierteljährlich 30 kr. Die bisher erschienenen Nummern können nachgeliefert werden.

Nürnberg, 21. Mai. Die für das deutsche Sängerfest ursprünglich festgestellte Anzahl von 4000 Sängern ist durch die bis zur Stunde eingelaufenen Anmeldungen bereits überschritten. Oertliche und technische Bedenken gestatten nicht, über jene Anzahl hinaus zu greifen, und es wird wohl der Fest-Ausschuß zu einer vorsichtig durchzuführenden Beschränkung gezwungen sein, welche indeß das eigentliche Wesen des Festes in keiner Weise beeinträchtigen dürfte.

Schweiz. Die Schweizer Blätter sind fortwährend ganz angefüllt von Berichten über Glarus, theils über die einzelnen Schrecknisse der Unglücksnacht, theils über die von allen Seiten reichlich zuströmenden Gaben. Unter diesen werden auch einige tausend Maaß Bier genannt, die von Ulmer Bierbrauern angekündigt seien. Beim eidgenössischen Schützenfest wird eine eigene Scheibe für Glarus aufgestellt werden, für welche bereits 1200 Fr. Ehrengaben aus dem Kanton Glarus bestimmt sind. Man erwartet eine massenhafte Betheiligung bei dieser Scheibe.

Vor einiger Zeit haben wir in verschiedenen Blättern (zum Theil mit sehr eigenthümlichen Anschauungen über Bewegung etc. von Truppen) die Nachricht verbreitet gefunden, daß Frankreich Truppenmassen aus Paris und dem Innern überhaupt gegen die Ostgrenze vorschiebe. Zuverlässige Erkundigungen stellen heraus, daß diese Nachricht vollkommen unbegründet war und ist. (Fr. Journ.)

(Berichtigung.) In der Ldsh. Ztg. vom 17. Mai soll es im Artikel vom Dunkelboden Zeile 9 Da er eben . . . statt Da er aber . . ., und Zeile 23 durch eine . . . statt durch seine . . . heißen. —

Nichtpreußen 1813.

„Ich bin ein Preuße" — so singen sie gern.
 Stein ist Naßauer gewesen;
Und Fichte, der gegen den corsischen Herrn
 Mit Jahn so gewirkt und gelesen,
Ein Sachse war er von Rammenau;
Aus Oestreich stammte der Gneisenau.

Und Scharnhorst war ein hannovrischer Mann,
 Den preußische Zöpfe verlachten;
Und Blücher, welchen die Märker sodann
 Als Zierde von Preußen betrachten,
War Mecklenburger; und endlich auch war
Ernst Arndt ein schwedischer Pommer sogar.

Frankreichs „Traditionen."

Wie drohend und prahlerisch redet ihr doch
 Von „Frankreichs Traditionen",
Von Jena, Marengo und Austerlitz,
 Von eueren Siegeskanonen,
Von Frankreichs Grenzen bis Danzig und Rom,
Von eueren Heeren am Ebro-Strom!

Von Roßbach aber und Katzbach und
 Von Leipzig verlautet kein Wörtchen;
Von Elbe und Helena schweiget ihr still,
 Von beiden verdrüßlichen Oertchen,
Von diesem gerechten Eroberungs-Lohn —
Das ist ja die Krone der „Tradition".

Eremita Jenchovensis.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 25. Mai 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4785	195	21	46	21	13	20	29	—	17	—	—
Korn . . .	1838	1126	15	11	14	27	13	44	—	12	—	—
Gerste . .	2032	623	13	21	12	49	12	34	—	17	—	—
Haber. . .	2026	27	7	54	7	19	7	—	—	6	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 22.** Den 3. Juni. Klotildis.

Erinnerungen an Ernst v. Lasaulx*).

I.

(Schluß.)

„Am 5. September 1833 Morgens 6 Uhr erblickte ich die Zinnen der Friedensstadt, sie war ganz von einem lichtgrauen Nebelschleier umflossen, und über ihr hing eine Gewitterwolke von den Strahlen der Morgensonne durchbrochen; gleich als ob „ein Zorngericht Gottes die Tochter Sion umwölkte." Zu weinen war ich hiehergegangen, heiße Thränen und ein kalter Schauer meines Herzens waren der erste, wolle Gott nicht der einzige Tribut, den ich ihm darbrachte. Ich ließ mein Pferd dem Führer und schritt langsam und wie ein Träumer zwischen den verschleierten Landfrauen, die Trauben und Feldfrüchte zur Stadt trugen, durch das Pilgerthor; die lateinischen Mönche im Kloster des Erlösers, dem allgemeinen Hospitium der abendländischen Pilger, nahmen mich, wie alle, die hier anklopfen, aufs liebevollste auf. Mein erster Gang war zur Kirche des heil. Grabes, wo ich drei Tage und Nächte mit den Brüdern eingeschlossen blieb. Lateiner, Griechen, Kopten und Armenier halten hier ohne Unterlaß ihren Gottesdienst, niemals verlöschen die Lichter des Altars, niemals die Opfer der Priester. Wenn es möglich, daß ein Verbrechen, wie kein größeres zu denken ist, durch menschliche Gebete gesühnt werden könne, so geschieht dieß hier: die Thränen der Gläubigen, die da von allen Enden der Erde zusammenströmen, sind eine ununterbrochene Expiation des ungeheuren Mordes, der an dem Fürsten des Lebens begangen wurde. Und hier ist er auferstanden. Das ist die entscheidende That, die wie ein Blitz auszeht und die Pforten des Todes zerschmetternd ewiges Leben trägt und Verständniß durch alle Zeiten vom Anfang bis zum Niedergang der Sonne. Wer die Auferstehung Christi läugnet, nimmt der Geschichte alles Transcendentale. Hier allein sind alle Schmerzen der Welt, die Schrecken des Todes selber überwunden und verschlungen worden in den Sieg."

In prachtvoller Weise und in kurzen Zügen, in denen die ganze Vergangenheit heraufsteigt und sich mächtig abspiegelt, schildert Lasaulx sodann die traurige heilige Stadt; er ist ein Meister der Darstellung und voll poetischen Reizes. Als er von einem Ausfluge nach dem freundlichen Bethlehem spät Abends zurückkehrte, begegnete ihm eine Hochzeit.

„Voran zog ein Chor von Knaben und Mädchen, die in eintöniger, melancholischer Weise Worte sangen, die ich zuerst für ein Grabeslied hielt, dann erschien der Bräutigam festlich geschmückt und von fackeltragenden Freunden gefolgt, endlich die Braut. Sie war in ein langes Purpurgewand gehüllt, ihr Haupt trug eine goldene Krone und die herabfliegenden Zöpfe waren mit Goldmünzen durchflochten; weißverschleierte Frauen mit säugenden Kindern an der Brust folgten ihr. Alle wiederholten in lautem Gesang die Schlußworte des Brautliedes. Aus den Häusern der Straße goß man Rosenwasser auf die Vorüberziehenden. Ich nahm eine Fackel und begleitete den Zug bis zur Wohnung des Bräutigams."

Lasaulx besuchte noch die Stätte von Jericho und das todte Meer und die grünen Ufer des Jordan. Die unterdessen in Jerusalem ausgebrochene Pest trieb ihn zur Rückreise über Samarien nach Galiläa. „Noch einmal ging ich auf den Golgatha und zum Grab, und nahm dann einen letzten Blick von dem Ort der Himmelfahrt auf der Spitze des Oelberges. Schweigen und ein namenloser Geist der Leere ist rings, so weit Du die Augen aussendest, dem verblichenen Antlitz der Natur wie ein fahler Leichenschein aufgedrückt; die Stille, die hier herrscht, ist nicht Ruhe, sondern innere Verlassenheit, das Leben hat sich aus dieser Natur zurückgezogen. Niemals habe ich etwas Aehnliches empfunden. Nur der ewig klare Himmel, der sich über dieser Erde ausspannt, ist unveränderlich geworden.

In den heißen Nächten trug Lasaulx sein Lager oft auf die obere Terrasse des Hauses, mit der innersten Ergriffenheit sprach er später noch oft davon: „Diese Nächte waren von einer wunderbaren Schönheit, was Zabismus sei, habe ich da oben erlebt; die Seele aufwärts gerissen zu den Gestirnen und eingehend in die stille Rotation des Himmels, trinkt hier in langen Zügen astralisches Feuer."

Mit dem Eindruck tiefer Trauer und Wehmuth über die furchtbare Erfüllung des alten Bannfluches, womit Gott dieses Land, das vor Ihm ein Lustgarten, aber nach Ihm eine wüste Einöde ist, geschlagen und seine Bewohner heimatflüchtig und ruhelos unter alle Völker der Erde auseinander geworfen hat, — aber auch voll Zornes über die Mächtigen Europas, die nach dem Sturz der lateinischen Waffen alles gethan haben, um das bittere Wort Dante's zu verdienen, wenn er die Wiege des Christenthums das Land nennt, welches der Sultan beherrscht — zog Lasaulx von dannen. Beim Eintritt in die Stadt Sichem wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, so daß er nur der Gastherberge eines Arabers und der Pflege einer christlichen samaritischen Jungfrau Namens Aiescha, die er in herzlichster Dankbarkeit nimmer vergaß, sein Leben verdankte. Kaum genesen warf ihn das Fieber wieder zu Nazareth darnieder und zuletzt noch einmal zu Sidon, so daß Lasaulx so eilig wie möglich das Land zu verlassen trachtete, das nächste Schiff bestieg und nach Italien flüchtete. Den armen Franciscanern blieb er immer gedenk und war Einer der ersten, der für sie die Stimme erhob, als Guido Görres einige Jahre darauf die Sammlungen für die Wächter des heiligen Grabes begann.

Nun, nach fast sechsjähriger Abwesenheit, nachdem er die Seele mächtig ausgedehnt und durch starke Eindrücke gestärkt hatte, rief ihn sein Herz laut in die Heimath zurück; er ging nach München, schrieb zur Erlangung des philosophischen Doctorhutes eine kleine sehr gelehrt und gründlich ausgestattete Abhandlung*) in zierlicher, lateinischer Sprache, welcher herkömmlicher Weise das Curriculum vitae angehängt wurde, heirathete am 30. August 1835 die Tochter des Philosophen Franz von Baader und ging als Professor der Philologie und Aesthetik nach Würzburg, wo er bald durch das Vertrauen und die Liebe seiner Collegen ausgezeichnet, im Alter von fünfunddreißig Jahren (1840) zum Rector magnificus gewählt wurde, ein ehrendes Zutrauen, das sich dort und in München noch öfters wiederholte.

---

*) De mortis dominatu in veteres. München 1835, bei Cotta. 8.

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Jſ. Proſchko.

(Fortsetzung.)

Eine halbe Stunde war kaum verstrichen, als der vom Förster aufgeforderte Cornelius in seinem sonntägigen Jagdkleide an der Thür zum Zimmer des Landesgubernators stand, um dem Befehl desselben gemäß sich vorzustellen. In dem Augenblicke, als er den Finger krümmte, um leise an die Thüre zu klopfen, bemerkte er in der dunkeln Ecke des Ganges einen Beobachter . . . . es war Stephan, der von allem unterrichtet, aus seiner Kammer heraufgehinkt kam. Mit hämisch verzogener Miene hinkte er dem guten Cornelius entgegen: „Gehest dir wohl die Sporen abzuholen, edler Ritter der Mitternacht, der du's mit Riesen und Gespenstern aufnimmst“, — sagte er mit halb unterdrückter Stimme. — „Nun wohl bekomm's — Herr Waldgehilfe in spe!“ Cornelius beachtete den Spötter nicht, sondern trat, als er ein leises „Herein!“ in dem Zimmer zu vernehmen glaubte, in dasselbe, während Stephan voll des ingrimmigsten Neides auf dem Gange des Erfolges harrte, welchen die Berufung des wackern Cornelius zum Grafen haben würde.

Cornelius trat in's Zimmer; sein Gehör hatte ihn aber getäuscht, denn der Graf schlief noch immer in seinem Ruhebette, und Cornelius wagte nicht, ihn zu wecken. Er blieb daher eine geraume Weile unschlüssig stehen, indem er hoffte, der Graf werde erwachen, und ihn zu sich winken. Er hatte dieses vornehmste Zimmer des Forsthauses bisher nie betreten, und starrte, sprachlos vor Erstaunen, die prachtvollen Teppiche, die herrlichen Jagdbilder, und endlich zu seiner größten Bestürzung sein eigenes Bild mit pochendem Herzen an, und überzeugte sich allmälig, indem er sich wieder zu bewegen anfing, daß es nichts weiter als ein großer Spiegel war, in welchem sich seine Gestalt abbildete. Voll Erstaunen und Vergnügen betrachtete er jetzt die prachtvolle goldene Ehrenkette des Landesgubernators und den herrlichen Siegelring, und konnte sich nicht enthalten, diese Schmuckgegenstände, da sie ihm nahe lagen, ein wenig mit seinen Händen anzufassen und genauer zu bewundern. Stephan, der blaßgelbe Neidhart aber hatte sein Auge fest auf das Schlüsselloch der Thüre gedrückt, und beobachtete sorgfältig eine jede Bewegung des jungen Cornelius; sein neidisches Auge harrte nur des Augenblickes, wo Cornelius mit freudestrahlenden Augen herausstürzen, und seine Ernennung zum Waldgehilfen verkündigen würde; dann wollte er ihm irgend eine Bitterkeit in's Gesicht werfen, und das Forsthaus alsbald für immer verlassen, um nicht mit einem so sehr gehaßten Gegner länger unter einem Dache wohnen zu müssen.

Da Stephans Vater ohnedieß schon altersschwach und gebrechlich war, seine Mutter aber in dem Jungen ihren einzigen Abgott erblickte, so hoffte das verhätschelte Muttersöhnchen, im Vereine mit der Mutter und andern eigennützigen Verwandten, den schwachen „Tati“ nächstens zum Abtreten der Wirthschaft in Leonding zu bewegen, wornach Stephan erst ein rechtes, das heißt ein lustiges Leben nach seiner Weise beginnen und in den Schenken zu St. Margarethen und Linz den Gröschlein seines Alten Flügel geben wollte. — Zu seiner Verwunderung trat aber jetzt Cornelius ruhig und still aus dem Zimmer des Landesgubernators, den er aus seinem süßen Schlummer nicht wecken wollte, weßhalb er beschloß, vorerst dessen Erwachen abzuwarten und sich ihm erst dann vorzustellen.

Stephan trat ihm entgegen. „Nun, darf man gratuliren, Herr Waldgehilfe“, sagte er höhnend, und eine tiefe Verbeugung machend.

„Wozu?“ fragte Cornelius ruhig.

„Nun“, meinte Stephan im gleichen Tone fortfahrend, „man ist wohl nicht umsonst im Dohlengrunde unten eine Nacht hindurch lauernd gesessen.“

„Ich habe nur meine Pflicht gethan“, antwortete Cornelius noch immer ruhig und bescheiden.

„Ei freilich“, fuhr Stephan mit schlecht verhaltenem Aerger fort, Vater Anselm kennt die Vögel seines Forstes gar wohl, und die gehorsamen Duck-Entchen im Hofteiche sind ihm schon schon von jeher das liebste Geflügel seiner Wald-Menagerie gewesen“ . . . .

„Stephan!“ rief jetzt Cornelius erglühend, „du magst mit deinen Stachelreden gegen mich losziehen, wie du willst; Geduld ist die erste Pflicht eines Christen, und ich habe sie seit meiner Kindheit nur zu oft üben müssen; aber hüte dich! meinen väterlichen Freund und Wohlthäter, unsern Herrn Förster laß ich nicht schmähen — du! nimm dich in Acht!“ — Er hob hier seine Faust, und streckte sie dem Spötter entgegen.

„Oho!“ rief Stephan lauter, „willst du dich wieder zum unberufenen Ritter der leidenden Unschuld aufwerfen, wie du es vor zwei Jahren am Nikolai-Vorabende am Mariahilfsberge thatest? nun ja, deine unsichtbare Beschützerin, die erkenntliche Muttergottes . . .“

„Schweig“, rief Cornelius zornig, „und schmähe nicht die Heiligste, die Gott in seinen Himmel rief: ich sagte dir's schon, mich magst du schmähen, so lange und so viel du willst, Schmähworte von deinem Munde können mich weder entehren noch aufregen, denn ich bleibe doch derselbe, der ich bin, wie der Mond Mond bleibt, wenn ihn auch die Köter anbellen; aber meinen Herrn Förster, und nun vollends meine himmlische Beschützerin, die hochherrliche und hochheilige Königin des Himmels, sollst du elender Mensch mir nicht begeifern, sonst . . .“ Aber in diesem Augenblicke ging die Thüre auf, der vom Geschrei der Streitenden aufgeweckte Landesgubernator trat heraus und Stephan hatte eben noch einen Augenblick Zeit, der Wendeltreppe zuzuhinken, und sich langsam hinabzuwinden. „Was soll der Lärm?“ fragte der Landesgubernator den erschrockenen Cornelius. Dieser faßte sich und erzählte freimüthig und ruhig den Hergang der Sache. Der Graf winkte ihm jetzt einzutreten. „Ich sehe“, sagte er, „daß dir, wackerer Bursche, der Neid und die Mißgunst deiner Forstkameraden entgegen treten, ich will aber den Burschen eben jetzt zeigen, daß ich deine wahrhaft christliche Gesinnung, deinen Muth und deine mir vom alten Förster angerühmte fleißige Verwendung im Forstdienste zu schätzen und zu belohnen wisse. — Sieh! wackerer Cornelius, dort auf dem Tische liegt dein Bestallungsdekret als Forstgehilfe, obgleich du einer der jüngsten Waldjungen im Forsthause bist. Hole mir schnell Licht, ich will augenblicklich mein Petschaft darauf drücken, dann magst du's dem alten Förster sagen, daß ich treue Dienste immer zu belohnen wisse. Geh' mein Sohn!“

Cornelius wollte in Thränen ausbrechend zu den Füßen des edlen Grafen stürzen — dieser aber hob ihn auf. „Laß das“, sagte er, „ich weiß, daß du ein dankbares Gemüth hast, wirst in meinem Dienste schon Gelegenheit genug bekommen, mir dankbar zu sein, jetzt spute dich und hole Licht, daß wir die Sigillirung vollziehen, denn ich muß Abends wieder im Schlosse zu Linz eintreffen.“ Der entzückte Cornelius flog mehr als er ging über die Treppe hinab, und bemerkte nicht, daß der horchende, vor ingrimmigem Neide wie im Fieberfroste bebende Stephan wieder in der Gangecke lauerte, und ihm im höchsten Ingrimme seinen Geifer nachsandte.

Jetzt kehrte er mit dem Lichte in der Hand über die Treppe ins Zimmer zurück. Dort stand der Landesgubernator jetzt mit seltsam bewegtem Antlitze; — seine Augen flogen unstät im Zimmer herum, als suche er etwas — dabei schüttelte er den Kopf, blieb wieder nachdenkend stehen, und Cornelius wußte sich die Aufregung des edlen Grafen nicht zu erklären. Er stellte das Licht auf den Tisch und wartete die weiteren Befehle des Grafen ab, dieser aber kehrte sich plötzlich zu ihm und rief im barschen Tone: „der Förster soll herauf kommen!“

In zwei Minuten stand der Gerufene vor dem Grafen. „Mir ist", begann dieser, „während ich hier schlief, mein großer goldener Siegelring mit meinem Familienwappen, den mir Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser und Herr selbst zum Geschenke machte, entwendet worden." — Der alte Förster ward leichenblaß und zitterte an allen Gliedern. „Ein Diebstahl! Ein Diebstahl!" rief er, seine Hände zusammenschlagend, „ein so bedeutender Diebstahl, und in meinem Hansel Herr Gott der Barmherzigkeit, wie ist das nur möglich!" (Forts. folgt.)

Darstellung der Kriegsvorfälle in der Stadt Abensberg im Jahre 1800.

Im zweiten Hefte des 7. Bandes der Abhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern finden sich zwei nicht unwichtige Beiträge für die Kriegsgeschichte Bayerns, die der bekannte Forscher und Sekretär des oberpfälzischen historischen Vereines, Herr Schuegraf, geliefert hat. Die Handschrift hievon befindet sich in der pfarrlichen Registratur zu Abensberg, von der sich Herr Schuegraf vor 25 Jahren Copie nahm. Sie enthält: 1) Chronologische Darstellung der Vorfälle, welche sich im Jahre 1800 zur Zeit der französischen Revolution in der Stadt Abensberg ergeben haben, und 2) Treue Beschreibung der zwei Schlachten zu Abensberg und Biburg im Jahre 1809, und hat den Herrn Franz Xaver Stoll, welcher vom Jahre 1800 bis 1811 Stadtpfarrer von Abensberg war, zum Verfasser. Pfarrer Stoll wurde darnach Dekan bei St. Peter in München, wo er den 6. Dezbr. 1826 starb. Pfarrer Stoll hat sich in den Herzen der Bürger Abensbergs wegen seiner vielfältigen nützlichen Dienste in den Kriegszeiten ein ewiges Andenken gesetzt, wie Herr Schuegraf schreibt. Wir aber heben die chronologische Darstellung der Vorfälle in der Stadt Abensberg im Jahre 1800 aus, da es sehr zeitgemäß ist, dem deutschen Volke zu zeigen, wie die Franzosen einst bei uns gehaust. Und wenn auch die Heere des Convents und des Directoriums sich durch besondere Zügellosigkeit und Plünderungssucht auszeichneten und später unter Napoleon eine bessere Disciplin eintrat, so haben die Franzosen theilweise doch auch unter strengerer militärischer Zucht und Ordnung die von ihnen besiegten Völker nicht selten gehörig ausgebeutet. Die Geschichte weiß davon zu erzählen. Doch zur Sache. Pfarrer Stoll schreibt:

Lange zogen kaiserliche Truppen und Gepäcke hier durch und minderten durch Quartiere den Wohlstand der Vermöglichen, den Mittelmann aber stießen sie in Dürftigkeit. Seit dem Verluste bei Bibrach kommt nun Alles wieder von Schwaben zurück und zeigen statt Demuth der Besiegten einen eigentlichen Destructionsgeist, dessen trauriger Wirkung nur durch Muth Einhalt gethan werden konnte. Dieser befiel aber unseren Einwohnern um so mehr, je unerträglicher diese Troßleute waren, die von hier und der Gegend nicht eher wegzogen, als bis die Franzosen bei Landsberg und Augsburg über den Lech zogen und in Bayern selbst vordrangen.

Schon waren sie dort einige Wochen; endlich den 27. und 28. Juni hörte man hier sehr deutlich kanoniren; am letzten Tage dauerte die Kanonade bis Nachts 10 Uhr, wo es in weiter Entfernung verstummte; den 29. hörten wir schon, daß sich General Kray im Verbande mit Staray mit den Franzosen in der Gegend zwischen Monheim und Neuburg geschlagen und dießmal dieselben bis gegen Donauwörth zurückgeworfen habe; ohngeachtet dieses Sieges retirirte die ganze Armee nach der Festung Ingolstadt, daselbst brach am 30. sie auf und rückte bis in unsere Gegend. Das Hauptquartier des k. k. Generalen Kray war in der Maltheser Commende Biburg. Hier in der Stadt lagen mehrere Generale, bei mir war General Graf v. Haddick, ein herablassender gefälliger Mann, die Truppen theilten sich und lagerten sich theils gegen Siegenburg, wo auch unsere bayer. Leute standen, theils hieher, wo sie die Felder außer dem Regensburger Thor einnahmen. Da diese Felder größtentheils angebaut waren, so wurden sie schrecklich mitgenommen, die Sommerfrüchte wurden abgemähet, die Winterfrüchte aber in den an die Wege stoßenden Aeckern ganz zusammengetreten, selbst wo die Wege zum Zuge breit genug waren, schleiften sie doch durch die bald reifende Saat, als wenn der Freund sich plötzlich in unsern Feind verkehrt hätte. Unser Glück und Rettung war es, daß sie nicht länger, als bis Abends in der Stadt hier blieben; um 9 Uhr Abends brachen sie nämlich wieder auf und was hier lag, ging über Bachl, Rohr und Rottenburg nach Landshut, was aber diesseits der Abens lag, zog über Siegenburg ebenfalls Landshut zu, die schwere Bagage nahm den Weg über Regensburg, Straubing zu, wo sich das ganze Depot sammelte. Um 12 Uhr Nachts war alles fort.

Den 1. Juli trafen noch einzelne Wagen hier ein und folgten zum Theil der Armee nach Landshut, zum Theil eilten sie nach Regensburg.

Den 2. gegen Abend kam hier von mehreren Seiten die Nachricht an, daß sich die Franzosen in der Gegend von Geisenfeld und Mainburg hätten sehen lassen, und wahrscheinlich hieher kommen würden.

Der 3. war ein angstvoller Tag für uns alle, denn schon Frühe Morgens kam die Nachricht hieher, daß die Franzosen auf der Schwaig sich befinden, auf Neustadt los zögen und ihre Vorposten bis Mühlhausen im Forst stünden; um 7 Uhr kam ein Postknecht von der Neustädter Post zurück und sagte, er hätte nicht mehr in die Neustadt gekonnt, weil die Franzosen selbe besetzt und gesperrt hätten, und ohne Zweifel auch bald hieher kommen würden; denn ihre Vorposten flankirten bereits auf der Chausse. Herr Landrichter von Verlohner, Bürgermeister Wiedmann und vier Rathsmitglieder, Herr von Rigauer und ich hielten uns also bereit, um beim ersten Blicke derselben sie zu becomplimentiren und mit ihnen zu capituliren. In dieser ängstlichen Erwartung ritt ein Husar aus dem Weilschenbach hervor, seine Aehnlichkeit mit einem Franzosen und unsere Furcht ließ uns nichts anderes mehr vermuthen, als daß dieser ein Neufranke sein müßte; weil er allein war, fand man es der Mühe nicht werth, ihm entgegen zu gehen, sondern wir wollten ihn erwarten; als er aber näher kam, sah man, daß es ein Kaiserlicher vom Husarenregiment Blankenstein wäre. Bald nach ihm kamen 2 k. k. Kuirassiere, an denen man sich weniger betrog; nur den Hofwirth hintergingen sie; sie leerten ihm seinen Weinkeller, wischten sich den Mund, und empfahlen sich ohne die Zeche zu zahlen. (Forts. folgt.)

Gegen das katholische Tirol

wird gelärmt, für das protestantische Holstein wird geschwärmt, alles nach der Melodie „Ja Bauer, das ist etwas anderes!" Für solche Lärmer und Schwärmer bringt der „Volksbote" folgenden Bericht, den die Lndh. Ztg. nachträglich noch mitzutheilen nicht umhin kann, denn solche Brosämlein verdienen Angesichts der fortwährenden Nergelei gegen die Katholiken, daß man sie nicht „umbkommen lasse", sondern möglichst verbreite.

Vor 4 Jahren (1857) wollte ein aus Preußen gebürtiger Katholik, Johann Adolph Bühner, Stallmeister des Grafen von Westphalen, und als solcher auf dessen Gute Ritzdorf bei Kiel ansässig, sich mit der Tochter eines lutherischen Schullehrers im Kirchdorf Lebrade, Charlotte Luise Hagemann, verheirathen. Die beiden Brautleute waren übereingekommen, sich von einem katholischen Priester trauen und die aus ihrer Ehe zu erhoffenden Kinder katholisch taufen und erziehen zu lassen. Auch die Eltern der Braut hatten sich nach einigem Bedenken hiermit einverstanden erklärt. Aber die in dem „toleranten" Holstein bestehenden Verordnungen fordern, daß bei gemischten Ehen die Trauung nur von einem protestantischen Prediger vollzogen werden dürfe, obendrein nur nach vorher ge-

machtem Angelöbniß, daß alle Kinder ausschließlich protestantisch getauft und erzogen werden sollen. Diesem abscheulichen Zwange suchten die Verlobten durch Erwerbung eines sogenannten Königsbriefes zu entgehen, der in Kopenhagen allzeit gegen Entrichtung einer bestimmten Summe zu erlangen ist, und der nicht nur von der „öffentlichen Verlobung und Abkündigung von der Kanzel", sondern auch von der Trauung durch den betreffenden Prediger befreit und gestattet, daß dieselbe, „wo und wann sie wollen, durch des Priesters Hand" geschehen könne. Auf Grund dieses Königsbriefes ließen sich nun die beiden Brautleute von einem katholischen Geistlichen in Hamburg trauen, und am Ende des Jahres wurde das erste Kind dieser Ehe geboren und durch den katholischen Missionsprediger Cosse zu Kiel getauft. Alsbald erhielt aber der Letztere vom Magistrate der Stadt Kiel ein Dekret unterm 29. Dezbr. 1857, welches folgendermaßen beginnt:

„Zufolge Schreibens des königlichen Ministeriums für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg vom 14. d. Mts. hat nach einer desfälligen Anzeige der Kieler Kirchenprobstei der katholische Priester Clemens Cosse in Kiel ein in einer von dem Stallmeister Bühner zu Rixdorf, katholischer Confession, mit der Charlotte Luise Hagemann aus Lebrade, evangelischer Confession, in Hamburg vollzogenen, übrigens auch in Ansehung ihrer rechtlichen Giltigkeit noch in Frage stehenden ehelichen Verbindung erzeugtes Kind getauft, und dürfte damit einer Uebertretung der bestehenden Landesgesetze, nach welchen die Kinder von Eltern verschiedener Konfession von Geistlichen der (lutherischen) Landeskirche getauft werden sollen, sich schuldig gemacht haben." (Folgt die Aufforderung zur Verantwortung binnen 8 Tagen).

Auf die Verantwortung des Missionspriesters Cosse erfolgte dann unter'm 1. Mai 1858 ein Erlaß des Holstein-Lauenburg'schen Ministeriums, worin derselbe einer „Ueberschreitung der ihm eingeräumten priesterlichen Befugnisse" für schuldig erklärt, ihm „wegen dieser Uebertretung der Landesgesetze Namens Seiner Königlichen Majestät für dieses Mal ein ernstlicher Verweis ertheilt", und ihm zugleich für den Wiederholungsfall die Entziehung seiner priesterlichen Befugnisse angekündigt ward. Dies war aber noch nicht Alles, sondern der katholische Ehemann wurde vor das protestantische Kieler Landeskonsistorium geladen, um darüber vernommen zu werden, daß er sich von einem katholischen Priester habe trauen lassen. Auch die Ehefrau wurde später zur Vernehmung geladen, worauf hinterher noch eine dritte Vernehmung folgte, bei welcher die Eheleute aufgefordert wurden, „ihre Angelegenheit den Landesgesetzen gemäß zu ordnen", das heißt: eine Bittschrift an den König um allerhöchste Erlaubniß zur Einsegnung einer Ehe einzureichen und dann, wenn ihr Gesuch allergnädigst genehmigt worden, sich von einem lutherischen Prediger unter Angelobung ausschließlich protestantischer Kinder-Taufe und Erziehung nochmals trauen zu lassen! Da Bühner dies Ansinnen mit der Erklärung zurückwies, daß er seine Frau nicht erst zu heirathen brauche, sondern mit ihr in einer nach katholischem Kirchenrechte vollgiltigen Ehe lebe, und da er weiter erklärte, daß sein Gewissen ihm weder die lutherische Taufe, noch die lutherische Erziehung seiner Kinder verstatte, wurde ihm ein Erkenntniß des „hohen Landeskonsistoriums" zugefertigt, wie es wohl in keinem andern deutschen Lande möglich ist. Die Ehe der beiden Eheleute wurde für null und nichtig erklärt! Da jedoch die beiden Eheleute fortfuhren, nach wie vor mit einander zu leben, bedrohte man sie wegen angeblichen „Konkubinats" (!) mehrfach mit polizeilicher Verfolgung und mit (hört!) — Unzuchtsstrafen. Um nun diese „Strafen", von deren Anwendung auf wirkliche Unzuchtsfälle im freisinnigen Holstein sonst kaum noch die Rede ist, von seiner rechtmäßigen Ehe fern zu halten, verschaffte sich Bühner für sich und seine Ehefrau einen preußischen Heimathsschein, in der Erwartung, man werde den somit in Preußen als rechtmäßige Ehegatten Anerkannten auch wohl den blos zeitweiligen Aufenthalt in Holstein nicht versagen. Doch auch diese Hoffnung schlug fehl, die Bedrohung mit polizeilicher Verfolgung dauerte fort. Da trat die Ehefrau Bühner zur katholischen Kirche über. Aber auch die beiderseits jetzt katholischen Ehegatten wollte man nicht als solche anerkennen; es wurde ihnen nach wie vor lediglich die Wahl zwischen lutherischer Kopulation und lutherischer Kindererziehung auf der einen und Unzuchtsstrafen auf der andern Seite gelassen! Selbst durch eine an den König gerichtete Bittschrift ist ihre Lage noch um nichts gebessert worden, so daß sie in das Unvermeidliche sich gefügt haben, und obwohl vor Gott katholische Eheleute nun thatsächlich von einander getrennt leben, da sie weder einer lutherischen Trauung und lutherischen Kindererziehung sich unterwerfen, noch sich „Unzuchtsstrafen" aussetzen wollen. — Aus dieser einen Probe schon kann man lernen, was „Toleranz" bedeutet; aber es liegen noch eine ganze Anzahl, theilweis sogar noch ärgere Proben, auch aktenmäßig, und sammt den Aktenstücken vor. Darüber wird nicht geschrien und gelärmt! Wenn so etwas in dem katholischen Tyrol gegen Protestanten vorkäme, ja freilich — „dann, Bauer, wär's was ganz anders"!

In obitum

E. de Lasaulx.

Pieriae quidquid quondam cecinere Camenae
Spectatus cultor flebilis occubuit!
Aeschylus arte valens grandi Tacitusque superstes
Semper in ore fuit, semper in ore tuo.
Subtilis rerum doctor docilisque juventae
Mentor eras rectumque officiumque tenens.
Luget te justus, te luget tristis et ipsa
Justitia: immoto vindice mota caret.
Macte tua virtute, retundebas pede fausto
Quidquid et injustum et legibus absonum erat;
Impavidumque manet post tot discrimina vitae
Nunc requies: noster duxque paterque vale!

Chambii, Id. Maj.
J. E.

Schicksal der Heilpflanzen.

Wir Menschen treten oft mit Füßen
Die Kräuter, die uns heilen müssen.

Eremita Jenchovensis.

Griechenland. * In Athen sind mehrere Officiere verhaftet worden; auch in Griechenland herrscht allgemeine Beunruhigung.

Türkei. Die Montenegriner haben die Türken, die Lebensmittel nach Niksich transportirten, niedergemetzelt.

Amerika. * In Amerika rüstet man sich immer mehr zum Kriege. Man erwartet einen großen Angriff der Südstaaten.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 1. Juni 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4918	626	21	58	21	28	20	41	—	15	—	—
Korn . . .	1789	1482	14	58	14	4	13	20	—	—	—	23
Gerste . .	1287	877	12	45	12	15	11	56	—	—	—	34
Haber . . .	2175	27	7	45	7	12	6	54	—	—	—	7

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 23.** Den 10. Juni. Margaritha.

Onno Klopp über Friedrich II. von Preußen.

** Der protestantische Historiker Onno Klopp, früher Gymnasiallehrer in Osnabrück, jetzt Lehrer an der höheren Töchterschule in Hannover, hat bei Hurter in Schaffhausen ein Werk herausgegeben: „Der König Friedrich der Zweite von Preußen und die deutsche Nation." Die preußischen und gothaischen Gelehrten sind vor diesem neuen Buche zurückgeschreckt, wie wenn sie unversehens auf eine giftige Natter getreten wären. In der That kein Wunder, sagen die trefflichen historisch-politischen Blätter in einer hier im Auszug mitgetheilten Besprechung: denn das Buch behandelt mit meisterhafter Ruhe und unanfechtbarer Wahrheitsliebe ein Thema, welches die zweckmäßige Politik der Geschichtslüge bisher als ihr Monopol verarbeitet hat. Das Buch gibt mehr zu denken als es mit ausdrücklichen Worten sagt; aber soviel versteht jeder unbefangene Leser, daß das 17. Jahrhundert seinen Gustav Adolph, das 18. seinen „großen Friedrich" von Preußen und das 19. seinen Ludwig Napoleon hat. Nur gibt es keine europäische Nation, die Gustav Adolph und Napoleon III. hätten verrathen können, daß es aber eine deutsche Nation gibt, welche Friedrich der Zweite in Preußen verrathen hat*) und in dem Samen seiner Geistesverkehrtheit, im Gothaismus noch fortwährend verräth.

Ein solches Buch hätte man nach altbewährter Praxis am liebsten wohl ignorirt und todtgeschwiegen; aber der Streich ist zu genial geführt, als daß man den Schmerzensschrei hätte unterdrücken können und da der Lärm nun einmal los war, so suchte man wenigstens den Verfasser zu verdächtigen und recht herunterzureißen. Zwar müssen sie zugestehen, daß Klopp trefflich zu schreiben und seine Feder mit großer Gewandtheit zu führen verstehe; zwar wagen selbst seine verbissensten Gegner nicht zu sagen, daß er etwas anderes geschrieben habe, als die reine Wahrheit und die ungefärbte Wirklichkeit; nicht eine Zeile im ganzen Buche vermögen sie der historischen Unrichtigkeit zu überweisen, aber sie verdächtigen das Buch der Tendenz. Eine Tendenz haben ist nun zwar bei den gothaischen Historikern an und für sich kein Verbrechen; diese neue Schule bekennt vielmehr offen von sich selbst, daß sie eine Tendenz habe und daß überhaupt jeder richtige Geschichtschreiber eine Tendenz haben müsse; Professor Sybel hat sich 1856 zu Marburg in öffentlicher Rede fürchterlich geärgert über „die sogenannten objektiven, unparteiischen, blut- und nervenlosen Historiker" und er forderte durchaus „das enge Bündniß der Politik und der Wissenschaft." Eine Tendenz also dürfte Herr Klopp wohl haben, aber ja nur ihre eigene und allein zuläßige Tendenz: die für Preußen und die Ausdehnung der preußischen Herrschaft über ganz Deutschland. Diese Tendenz hat nun Herr Klopp nicht, also — schließen diese feinen Richter — ist sein Buch „eine Parteischrift für Oesterreich," es ist mit anderen Worten ebenso katholisch als antinational. Denn nur das ist wahrhaft protestantisch, was preußisch ist und nur, was rein preußisch ist, ist deutsch-national.

*) In Friedrichs II. Zeit gab es fast keine deutsche Politik mehr, so daß ein Verrath im eigentlichen Sinne kaum vorliegen möchte. Die Red. d. Ldsh. Ztg.

Da Hr. Klopp von dem gewiß richtigen Gedanken ausgeht, daß dieses Preußen vor Allem eine ganz persönliche Schöpfung Friedrichs des Zweiten sei, so mußte er natürlich um so tiefer auf die Persönlichkeit des Königs selbst sich einlassen. Und nicht ohne kalten Schauder kann man sich an der treuen Hand Klopps dieses Königsbild beschauen; es liegt etwas Gespenstiges und Dämonisches in der ganzen Erscheinung, wie heute in der Napoleons III. Hier lernt man die kolossale Leibhaftigkeit des Neides und Hasses gegen Oesterreich verstehen, aus dem die „preußische Nation" geboren wurde, sowie all die Thaten, wodurch Friedrich der Verderber Deutschlands und der deutschen Nation geworden ist. Neben einer ungemeinen und rastlosen Thätigkeit hatte Friedrich mit dem Revolutions-Monarchen unserer Tage insbesondere die Praxis gemein, durch ein auf Täuschung gebautes System von Veröffentlichungen die die öffentliche Meinung regelrecht irre zu führen — und die Nachwelt ist durch ein parteiische Geschichtsverdrehung bereits so verblendet, daß sie den glatten Phrasen des Königs Alles glaubt und seine widersprechenden Handlungen ignorirt. Herr Klopp entwirft aktenmäßig ein haarsträubendes Bild der unsäglichen Bevormundung und Aussaugung, womit die Ruhmgier des Königs auf dem armen Lande lastete. Seine ganze (?) Regierungszeit hindurch ist dieser deutsche König in den schmutzigsten Schacherhändeln mit den Franzosen auf Kosten von Kaiser und Reich gestanden und im Vertrauen auf ihre Hilfe hat er alle seine Züge unternommen, während sein Vater noch gesagt hatte: „Das muß ein Cujon von einem Deutschen Fürsten sein, der es mit den Franzosen gegen den Kaiser hält."

Wie A. Menzel, Helfing, Graf von Villermont, Bensen und Klopp das herrliche Heldenbild des großen Tilly von dem Schmutz der protestantischen Verleumdungen gereinigt und es wieder in seinem reinen Glanze haben leuchten lassen, so hat jetzt hinwieder Hr. Klopp durch sein Meisterwerk die verlogene Glorie von dem Haupte dieses deutschen Fürsten gerissen, der alle seine großen Gaben nur zum Ruin Deutschlands angewendet hat. Zu einem solchen Werke gehört nicht bloß unanfechtbare Gelehrsamkeit, sondern ein seltener Grad von Muth und Unabhängigkeit, darum ist aber auch dann Verdienst und Erfolg um so größer.*)

*) Wir kennen Hrn. Klopps Schrift nicht, können uns daher für unsere Person kein Urtheil erlauben, ob er möglichst objektiv zu Werke gegangen, eine milde, abwägende historische Anschauung hat walten lassen oder ob er der Gewohnheit gelehrter Herren huldigt, unfehlbar und schroff zu Gericht zu sitzen. Vieles machte Friedrich II. wirklich zum Einzigen in seiner Art, zum größten Fürsten seiner Zeit, wenn auch zum verwerflichsten vom moralischen Standpunkte. Ohne Gefühl für das Recht galt ihm die „Staatsraison" Alles. Gegen die positiven Lehren der Religion hatte er Widerwillen; er war ein „aufgeklärter Philosoph." Doch wollte der größte Freigeist seines Jahrhunderts, der scharfsinnigste Denker seiner Zeit, Lessing, nichts von der gerühmten Freiheit in Preußen wissen. Bei einer Beurtheilung Friedrichs II. müssen übrigens seine Zeit und ihre socialen und politischen Zustände sehr in Betracht gezogen werden, gerade so gut, wie unsere Zeit bei der Beurtheilung Napoleons III. auch nicht außer Acht gelassen werden darf. Ueberdieß sind die Traditionen des preußischen Staates nicht zu vergessen. Die Red. d. Ldsh. Ztg.

Erinnerungen an Ernst v. Lasaulx.

II.

Zu Würzburg schrieb Lasaulx zuerst einen Artikel über Jerusalem und die Hüter des heiligen Grabes, der im II. Band der Histor. polit. Blätter. 1838. S. 219 bis 248 abgedruckt ward als eine Aufforderung an die deutschen Katholiken und alle andern Confessionen, die armen Brüder, die in ihrer Gastfreundschaft keinen konfessionellen Unterschied kennen, zu unterstützen. Die Folge ergab auch eine erhebliche Summe, die Guido Görres in mehreren Raten an die hilfsbedürftigen Mönche sandte. Noch im selben Jahre, bei Gelegenheit der unseligen Cölner-Wirren, schlug Lasaulx mit einer kleinen Schrift los*). Sie war in der ersten Aufregung und mit einer solchen Hast geschrieben, daß die nassen Blätter von der Feder weg in die Druckerei wanderten. Sie wird wohl schwerlich der Vergessenheit entzogen werden, der Verfasser fand es später selbst nicht der Mühe werth, sie in seine gesammelten Studien aufzunehmen. Sie ist aber für den Beginn seines politischen Auftretens nicht ohne Bedeutung. Lasaulx hatte in allen Fragen eine vollendete, abgeschlossene und selbstgewonnene Anschauung. Eine Vereinbarung mit anderen Ansichten war nie möglich, seine Grundsätze waren zu fertig und feststehend in ihm, als daß ein momentanes Zugestehen gegentheiliger Ansichten ihm möglich gewesen wäre; er ließ ihnen das Recht der Existenz, aber die Wahrheit war für ihn nur eine ganze, nie eine halbe oder theilweise. Dasselbe Motto, welches Guido Görres einst einem jungen Freunde ins Stammbuch schrieb: die Zeit brauche ganze Männer, die sich eher in Stücke hauen ließen, ehe sie ein Haarbrett weichen, paßt ganz auf Lasaulx. Ein Streit war unnütz mit ihm und konnte nur zu einem Principienkampfe führen, der immer ernst und heftig wurde, er handhabte dann das doppelschneidige Schwert der Ironie und eines ächt classischen aristophanischen Spottes, der den Getroffenen gewiß dem allgemeinen Gelächter preisgab. Die Waffe blitzte jedoch selten hervor und nur wo die Eitelkeit oder die offene Böswilligkeit selbstgenügsam sich blähte und hochmüthig einherging, fiel der versehrende Hieb. Er kannte nur Hassen und Lieben, aber kein neutrales Mittelunding; wer nicht das Schlechte zu hassen vermöge, sei nicht im Stande, das Gute unendlich zu lieben. Dieses sein Wort erinnert an die Zeitgedichte Wilhelm Wackernagels (Basel 1843), der an einer Stelle singt:

Herr Gott Vater, ich danke Dir
Daß noch fähig zu hadern
Haftet Mark in den Beinen mir,
Blut mir rollt in den Adern.

Doch lobpreisen und danken auch
Soll ich, daß im Gemüthe
Noch die Liebe nicht ward zum Rauch,
Nicht zu Asche verglühte.

Schon wölbt höher die Stirne sich,
Aber gegen das Schlechte
Mag noch immer ich jugendlich
Laut verfechten das Rechte.

Und wo der Dünkel des Unverstands
Pocht, ihm selber genügsam,
Bin ich noch heute ein Jüngling ganz
Unschmiegsam und unfügsam.

Herr Gott Vater, ich danke Dir,
Das ich glaubend erfassen,
Daß ich stoßen noch kann von mir,
Noch kann lieben und hassen.

Und so hat Lasaulx sich auch bewährt bis in seinen letzten politischen Streit, und seine Gegner, wenn es gebildete Leute waren, hielten ihn seines Charakters und seiner Selbstständigkeit wegen hoch und in Ehren, er verkehrte auch gerne bei ihnen, und in wissenschaftlichen Fragen hat er nicht zu ihrer Verwunderung bei ihnen nachfragend und Rathes erholend, angeklopft und nicht selten mit einer tauschenden Gegengabe gelohnt. Für jede Idee, die ihm geboten wurde, setzte er eine neue, schöne und überraschende und nicht selten flocht sich das Band der Freundschaft, welches stark blieb trotz der verschiedenfärbig auseinander laufenden Politik.

Im Jahre 1840 gab Lasaulx die erste Abhandlung über das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona heraus, welcher sich nun in rascher Folge mehrere anreihten: 1841 über die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniß zu dem Einen auf Golgatha, deßgleichen über den Sinn der Oedipussage; 1842 die wundervoll abgerundete kleine Studie über die Linosklage; darauf folgte 1842 über die Gebete bei den Griechen und Römern; 1843 über den Fluch bei den Griechen und Römern; ferner Prometheus, die Sage und ihr Sinn; 1844 über den Eid bei den Griechen und eine zweite Abhandlung über den Eid bei den Römern*). Sie tragen, wie alle seine Arbeiten, eine hohe kunstvollendete Form, ja einige sind geradezu unübertreffliche Muster der vollendetsten Darstellung. Wenn Geibel sagt, daß der wahre Poet streben müsse, auch dem beschwerlichsten Stoff durch vollendete Form ein Lächeln abzugewinnen, so ist das ganz auf Lasaulx' anzuwenden, der, wie Plato, auch ein Poet und Philosoph zugleich war. Lasaulx hatte eine Elasticität des Geistes, die hingereicht hätte, um mehr als ein Dutzend mühselig krappelnder Philosophen, die ihre Spinnenfäden der Speculation in die freie Luft hängen, damit zu versorgen; die Phantasie schoß ihm die Ideen vor, die sein klarer Geist zu farbenprächtigen Formen krystallisirte. Lasaulx arbeitete immer mit einem enormen, mühselig gesammelten Material, aber es lag unter ihm und er beherrschte den völlig überwundenen Stoff. Die plastische Schönheit der Idee sprang stets hervor, häufig verstärkt durch eine elegische Stimmung oder eine ganz dramatische Wirkung. In dieser Weise erreichte er eine Künstlerschaft der Darstellung, wie sie Keiner vor oder nach ihm errungen hat. Eigenthümlich und ganz von seinem strengen Rechtsgefühl bis ins Kleinste zeugend, war seine Art zu citiren, die von Seite hämischer Kritiker öfters dahin mißdeutet wurde, der Verfasser blähe sich mit seiner Gelehrsamkeit und trage zu viel Wissen zur Schau. Im Gegentheil, Lasaulx war von jedem Gelehrtendünkel weit entfernt, er ging bei seiner Weise zu citiren nur von dem Grundsatze aus, daß man Jedem, dem man einen guten Gedanken verdanke, auch die Ehre erweisen müsse, ihn zu nennen. Finde man, daß Einer und wenn auch nur einen halben Satz, kürzer, prägnanter und richtiger gegeben habe, als man ihn selbst vordem zu denken im Stande gewesen, so müsse dem Autor durch wörtliche Wiedergabe und Nennung des Namens die anerkennende Gerechtigkeit und Dankbarkeit widerfahren. Dabei genoß er häufig die Freude, seine innersten Gedanken, welche bei ihm großgewachsen waren, entweder im ahnungsvollen Beginnen bei entgegengesetzten Naturen nachweisen zu können, oder sie völlig ausgeprägt, als die letzten Resultate eines von dem eigenen ganz verschiedenen Denkprozesses zu entdecken. Freilich setzt das bisweilen eine aufopferungsfähige Selbstüberwindung voraus, die von unbedeutenden Scribenten nicht verlangt werden kann. (Schluß f.)

*) Kritische Bemerkungen über die Cölner Sache. Ein offener Brief an Niemand den Kundbaren und das urtheilsfähige Publicum von Peter Einsiedler, herausgegeben von Ernst v. Lasaulx. Würzburg, bei Stahel. 1838. 46 S. 8.

*) Nach einer frühern Uebung wurde den Lectionskatalogen meist eine Abhandlung vorausgeschickt oder beigegeben; mehrere der Lasaulx'schen Studien erschienen so zuerst gedruckt. — Aus den gerade zur Hand liegenden Verzeichnissen geht hervor, daß Lasaulx im Sommersemester 1841 griechische Literaturgeschichte las und über den Agricola des Tacitus; im Sommer 1842 gleichfalls griechische Literaturgeschichte und über die Germania. Im Winter 1843 las er über griechische und römische Alterthümer, Literaturgeschichte von Homer bis Aristoteles, und über den Prometheus des Aeschylus; im Sommer setzte er diese Collegien fort und fügte noch eine Vorlesung über Cicero de legibus dazu. Im Winter 1844 las er Archäologie der Griechen und Römer, Literaturgeschichte und Sophokles Oedipus, im Sommer römische Literatur und Agricola.

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Js. Proschko.

(Fortsetzung.)

„Das weiß ich nicht“, sagte der Graf ruhiger geworden „aber daß der Diebstahl wirklich vollbracht wurde, kann ich Euch versichern, wackerer Anselm; die Entwendung muß während meines Schlafes geschehen sein, denn ehe ich mich auf mein Ruhebett dort legte, nahm ich mein goldenes Ehrenkettlein vom Koller und meinen Siegelring vom Finger, und nun ich erwache, und dem Waidjungen sein Bestallungsdekret als Forstgehilfe sigilliren will, ist wohl die Kette noch am Tische, der Ring aber spurlos verschwunden.“

Der alte Förster starrte bleich vor Entsetzen vor sich hin. „Daß der Ring nicht auf den Boden gefallen, oder in irgend einen Winkel verrollt ist, kann ich Euch versichern“, fuhr der Landesgubernator fort; „denn ehe ich auf dem Ruhebette dort unwillkürlich einnickte, warf ich zufällig noch einen Blick auf das Tischlein und bewunderte selbst im Stillen den wahrhaft wunderschönen Glanz, mit dem sich die Mittagssonne in Brillant-Rauten, welche das Wappen des Ringes umgeben, spiegelte.“ —

„Also gestohlen! gestohlen! wirklich gestohlen!“ jammerte der alte Anselm, „und wer, wer kann der Thäter sein?“

„Das weiß vorläufig nur Gott und der Schuldige selbst“; entgegnete vollkommen gefaßt der Landesgubernator. „Leider war das Zimmer während meines Schlummers nicht geschlossen und der Dieb konnte leicht durch die Thüre hereindringen.“

„Oder durch das Fenster“, meinte der alte Förster mit prüfendem Blicke, das ist aber doch nicht leicht möglich“, setzte er hinzu; denn meine Waidgehilfen saßen eben in dieser halben Stunde vor dem Hause und reinigten ihre Gewehre, die hätten einen solchen Waghals mit sammt seiner Leiter augenblicklich zu Boden gerissen; über die Treppe sah ich außer dem Waidjungen Cornelius Niemand steigen.“

Eine lange, peinliche Pause trat ein. Weder der Graf noch der Förster wußten sich den Vorfall zu deuten. Jetzt aber ermannte sich der erstere. „Das gesammte Hauspersonale in die Vorhalle!“ kommandirte er. „Ein Hausdieb muß es gewesen sein, der diesen frechen Diebstahl mit so vieler Gewandtheit vollbrachte. Es handelt sich daher zunächst zu erheben, wer zum letzten Male dieß Zimmer betreten hat!“

In weniger als fünf Minuten stand das ganze Hauspersonale versammelt in der Vorhalle des Jagdhauses. Der Landesgubernator trat, vom Linzer Stadtrichter und Bürgermeister begleitet, mitten unter dasselbe. „Es wurde vor einer halben Stunde ein frecher Diebstahl in diesem Hause verübt“, rief er mit starker Stimme; „der freche Thäter wird nicht unbekannt bleiben; um ihn aber zu erreichen, ist vor Allem zu wissen nöthig, wer innerhalb der letzten halben Stunde im obern Stockwerke des Hauses gesehen wurde.“

Da hinkte der Waidjunge Stephan vor. „Mit Gunst“, sagte er, sich verneigend, „darüber kann ich Auskunft geben; dort steht der Dieb.“ Er wies mit dem Zeigefinger frech auf den Waidjungen Cornelius. Ein einstimmiger Laut des Erstaunens und des Schreckens durchzitterte die Versammelten. Stephan aber fuhr mit glühenden Blicken fort: „Außer dem Waidjungen Cornelius, welcher während dieser halben Stunde im Zimmer Seiner Gnaden des Herrn Landesgubernators war, ist Niemand in dem Stockwerke des Hauses während dieser Zeit erschienen. Ich selbst gerieth mit ihm vor der Thüre des gnädigen Herrn in einen Wortwechsel, und der Herr Landesgubernator kam eben dazu.“

„Was hattest du aber im obern Stockwerke zu suchen?“ fragte der Graf, den Angeber scharf anblickend.

„Ich. . . ich . . .“ stotterte Stephan, „ich wollte nur sehen — nun ja, ein bischen Ehrgeiz wird einem armen Waidjungen wohl auch zu verzeihen sein; ich wollte nur sehen, was Cornelius von Seiner Gnaden dem Herrn Grafen für die Nachtwache im Dohlengrunde als Belohnung erhalten werde.“

„Also der Neid hat dich zum Horcher gemacht“, sagte der Graf zornig; „übrigens gleichviel, du gehst noch weiter, und suchst unsern Verdacht auf den braven Jungen, auf unsern Cornelius da, zu lenken; warum soll gerade er, und nicht du, der du dich zu gleicher Zeit in unlauterer Absicht als Horcher vor meiner Zimmerthüre herumtriebst, meinen Siegelring entwendet haben?“ —

Cornelius, der bisher in bescheidener Entfernung gestanden war und erst jetzt die gegen ihn ausgestoßene Beschuldigung in ihrer ganzen Schwere auffaßte, zitterte am ganzen Leibe, und konnte kein Wort hervorbringen . . . Stephan aber warf einen hämischen Blick auf ihn. „Seht nur, gnädigster Herr Graf, die arme Sündergestalt“, sagte er halblaut: „seht, wie es den Schuldigen an allen Gliedern schüttelt.“

„Das ist noch kein Zeichen von Schuld“, sagte der Förster, mitleidig auf den leichenblassen Cornelius zugehend, „nicht wahr, mein Sohn, dir geschieht wieder einmal himmelschreiendes Unrecht?“

„O fragt nur die andern Forstgehilfen und Jungen,“ fuhr jetzt Stephan mit lauter Stimme fort; „fragt sie, ob sie nicht Zeugniß ablegen können, über das wahrhaft wahnsinnige Entzücken, welches den Waidjungen Cornelius befiel, als er neulich jenen Ring betrachtete, den der Krazenmann von Haslach im Hofe des Forsthauses zum Verkaufe ausbot; laßt euch nur erzählen, wie der nach diesem Kleinode lüsterne Cornelius den Ring in seiner Hand wog, sich von dem Kleinode gar nicht trennen konnte, und den Besitz eines solchen Schatzes als das höchste Glück erklärte, das ihm widerfahren könnte. Nicht wahr, Kammeraden?“ Die umstehenden Forstgehilfen und Waidjungen bestättigten die Aussagen Stephans.

Jetzt aber trat Cornelius vor; eine hohe Röthe des Unmuthes über die ihm widerfahrene Schmach übergoß sein Antlitz: „Elender Verleumder!“ rief er, „mit welchem Rechte darfst du meinen ehrlichen unbescholtenen Namen in dieser Weise besudeln, wie kannst du . . .“ aber Stephan ließ ihn nicht ausreden. „Wenn die edlen Herren“, fuhr er fort, „die Umstände erwägen, daß der nach Ringen und Geschmeiden so hochlüsterne Waidjunge Cornelius eben zur Zeit des fraglichen Diebstahles sich im Zimmer des gnädigsten Herrn Grafen allein befand, daß niemand anderer während dieser Zeit dort eintrat, daß Seine Gnaden der Herr Landesgubernator eben eingeschlafen war, als der Waidjunge Cornelius in Hochdessen Zimmer trat.“

„Das sind allerdings beschwerende Thatsachen“, bemerkte der alte Stadtrichter Müllner, welcher nebst dem Bürgermeister Gollner inzwischen mit dem Förster Anselm leise und angelegentlich gesprochen hatte, näher tretend, „allein sie reichen nicht hin, einen Jüngling, dessen ganzes Vorleben rein und tadellos war, und der sogar, wie der Herr Förster uns eben erzählte, gar seltene und für sein Alter außerordentliche Beweise von Muth, Seelenstärke und Frömmigkeit an den Tag legte, einer schweren That zu beschuldigen.“

„Und ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren“, setzte der Bürgermeister Gollner mit einem scharfen Blicke auf Stephan hinzu, „daß gerade der Angeber vielleicht der Schuldige ist, und . . .“ (Forts. folgt.)

Darstellung der Kriegsvorfälle in der Stadt Abensberg im Jahre 1800.

(Fortsetzung.)

Zwischen 8 und 9 Uhr kam von dem Landgericht Neustadt an das hiesige Landgericht der officielle Auftrag, es sollte den umliegenden Ortschaften bekannt gemacht werden, daß sie sich mit Fourage und Vivers versehen sollten, denen, welche Quartier bekämen, würden es die Franzosen selbst noch

bedeuten, die anderen hätten alles ins Lager nach Neustadt oder hieher zu bringen. Dieser Bote war von den Franzosen selbst hieher beordert, also wußten wir nun, daß hier ein Lager würde geschlagen werden. Der Bote sagte, daß in Neustadt nicht gar zu viele Leute wären; allein um und ob der Schwaig befänden sich die Armeen, die bald kommen müßten. Mit banger Erwartung sahen wir dem Einrücken einer Armee entgegen. Zwischen 10 und 11 Uhr entstand ein gewaltiger Lärm, nun kämen sie ganz schwarz aus dem Walde hervor, wir sollten eilen, ihnen entgegen zu gehen, und — siehe da! es kamen 40—50 kaiserliche Infanteristen herangezogen, die sich nicht mehr durch die Stadt zu marschiren getrauten, sondern beim Stadtmüller über die Abens und dann hinter der Stadt weg Regensburg zuzogen. Dießmal ist's ein wahres Problem, ob wir oder die guten Soldaten sich mehr gefürchtet haben; unsere Furcht verminderte sich wenigstens sobald wir sie erkannt hatten. In dieser Zwischenzeit hieß es, daß die Kaiserlichen, die jenseits der Donau auf dem Irnsingerberge sich befanden, die bereits abgetragene Donaubrücke mit Pechmaterialien angezündet und bei Einning alle Ueberfuhrswerke versenkt hätten, um es den Franzosen schlechterdings unmöglich zu machen, ihnen nachzukommen. Die Armee des Generalen v. Klenau solle sich jenseits der Donau befinden und durch die Pfalz Böhmen zu marschiren.

Zwischen 1 und 2 Uhr fing der zweite Lärm an: nun reiten die französischen Chasseurs an. Die ansehnliche Deputation eilte also von einer Menge Volkes begleitet zum Thore und — siehe da! es kamen La Tour-Dragoner und Blankensteiner-Husaren beiläufig bei 150 Mann, sie fragten, ob keine Franzosen hier wären und als wir ihnen sagten, hier nicht, sondern in Neustadt, ritten sie durch die Stadt zum Regensburger Thor hinaus und sagten lächelnd, wir wollen sie noch schon aufsuchen. Einer dieser Dragoner behauptete, die ganze Erzherzog Ferdinand'sche Armee käme auf der Pfeffenhauser Straße angezogen, um die französische Armee hier anzugreifen. Die ganz unerwartete Erscheinung dieser Truppe und das zweideutige Reden und Benehmen derselben verwandelte unsere Besorgniß in einen panischen Schrecken; jeder malte sich in seiner Phantasie schon das Schreckbare, welche eine Attaques für die Stadt und ihre Einwohner unausbleiblich herbeiführen müßte. Bösgesinnte streuten Gerüchte aus, daß die Franzosen in Neustadt an abgelegenen Häuser schon geplündert und auf öffentlicher Straße den Leuten die Taschen ausgesucht, und das zu sich genommen hätten, was für sie brauchbar war. Indessen kam von Neustadt ein eigener Bote mit der tröstlichen Nachricht, die Franzosen, nicht mehr als 140 Mann stark, wären auf Einmal aufgebrochen, hätten in Neustadt selbst nichts als für Pferd und Mann Nahrung gefordert, sonst sich aber sehr anständig betragen. So tröstlich diese Nachricht an sich war, so vermuthete man jetzt doch, es müßten die 140 Franzosen bloß zum Recognosciren vorausgeschickt worden sein, die der Hauptarmee, so man auf 12 bis 15000 Mann angab, über die Lage der Dinge Nachricht geben mußten; und es stünde also noch immer zu vermuthen, daß dieselbe entweder am späten Abend oder in aller Früh angezogen kommen würde. Wer getraute sich mit dieser Aussicht zur gewöhnlichen Stunde dem Morpheus zu opfern? Indessen hätte man das sicher thun können; denn die ganze Nacht geschah nichts. (Forts. folgt.)

** Landshut, 8. Juni. In der gestrigen Nachmittagssitzung begann der Landrath von Niederbayern die Berathungen über das Kreisbudget pro 1861/62, ließ aber das Kapitel III. für Erziehung und Bildung und die Position für die Kreisackerbauschule noch ausgesetzt; letztere, weil wegen Ankaufs eines eigenen Aerarials besondere Verhandlung bevorsteht. Kap. I. für Einhebung und Verwaltung der Kreiseinnahmen vorläufig 1951 fl. 24 kr., Kap. II. für den Bedarf des Landrathes 2000 fl., Kap. IV. 1) Kreislandwirthschafts- und Gewerbsschule in Passau 6985 fl., 2) Kreislandwirthschafts- und Gewerbsschule in Landshut 5510 fl., 3) Kreislandwirthschafts- und Gewerbsschule in Straubing 2000 fl., 4) Diäten der Prüfungscommission 200 fl., 5) Stipendien für Zöglinge an technischen Schulen 800 fl., 6) Bedarf der Handelskammer 600 fl., 7) sonstige Ausgaben für Industrie und Kultur 1300 fl. Der Niederbayerische Pferdezuchtverein hatte in einer Eingabe den Landrath um Zuwendung einer jährlichen Subvention von 300 fl. angegangen, indem er sich für den edelsten Zweig der Niederb. Landwirthschaft, zum Ruhme und Wohlstande des Kreises Niederbayern mit dem besten Erfolge bemühe, und deßhalb nicht länger mehr bloße Privatanstalt und auf sich beschränkt sein sollte. Die Mitwirkung des Landrathes mitteist eines Zuschusses würde dem Vereine nicht nur gesicherte Existenz gewähren, sondern auch Aneiferung im ganzen Kreise hervorrufen. Der Ausschuß wollte ihm auch aus der Position für Industrie und Kultur zu 1300 fl. jedoch ohne Benachtheiligung der sonstigen Ausgaben aus derselben und ohne Anspruch für die Zukunft 300 fl. zukommen lassen, allein der Landrath bewilligt nur 100 fl., indem die Ansicht ausgesprochen wurde, der Verein löse seine Aufgabe dadurch, daß er eben nur so viele Preisstuten ankaufe, als die Vereinsmittel gestatten. Kap. V. auf Gesundheit, 1) für Errichtung einer Kreisirren-Anstalt 5000 fl., 2) zur Hebammenschule in München 800 fl., 3) für Aerzte in armen Distrikten 600 fl. VI. auf Wohlthätigkeit 1) fürs Maximilianshilfsmagazin 4000 fl., 2) für Unterstützung entlassener Sträflinge 200 fl. Allen diesen Positionen gab der Landrath seine Zustimmung. Hierauf berieth er einen Antrag, die Lichtung der Distriktsstraßen betr. Der Antragsteller hatte die Vorschrift, daß die Lichtung dieser Straßen, wenn sie durch Waldungen führen, auf jeder Seite 15 Fuß betragen müsse, unnöthiger Weise so viele Tagwerke Holzgrunds nutzlos mache, das Eigenthum schmälere. Für persönliche Sicherheit, so wie die Trocknung der Straßen genüge, wenn die Lichtung nur 6 Fuß betragen würde, und erhielt dieser Antrag die Zustimmung des Landrathes. Der kgl. Regierungskommissär äußerte, jene Vorschrift bestimme das Maximum der Weitung, schließe so die Rücksichtnahme auf die Lage der Straße und andere Oertlichkeiten nicht aus. Schließlich verhandelte der Landrath über einen Antrag in Betreff der Gewerbefreiheit, die der Einbringer von den Grenzen des bayerischen Vaterlandes, besonders von Niederbayern, fern gehalten wissen wollte. Das Ausschußreferat wies auf die allseitig schon besprochenen und bekannten Nachtheile hin, welche die gänzliche Freigebung der Gewerbe in unserm Lande bringen würde, und beantragte, daß der Landrath sich für die Durchführung des Gewerbegesetzes vom Jahre 1825 aussprechen möge, was denn auch angenommen wurde. Die nächste Sitzung findet am Montag statt.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 8. Juni 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4402	1995	21	22	20	43	19	58	—	—	—	45
Korn . . .	1548	1860	14	39	13	32	12	46	—	—	—	32
Gerste . .	1367	639	13	7	12	24	12	—	—	9	—	—
Haber . . .	2434	93	7	45	7	13	6	55	—	1	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 24. Den 17. Juni. Adolph.

Erinnerungen an Ernst v. Lasaulx.

II.

(Schluß.)

Im Herbste des Jahres 1844 wurde Lasaulx von Würzburg, wo er fünf Sprößlinge seiner Ehe verloren hatte, nach München versetzt und bald darauf zum Mitgliede der Akademie ernannt. Hier erschienen die Schriften: über das Studium der griechischen und römischen Alterthümer 1846; die nicht durch ihren Umfang, aber durch ihren Gehalt höchst bedeutende Studie: über den Entwicklungsgang des römischen und des gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens, 1847; und 1848 über die Bücher des Königs Numa. Eine andere bereits begonnene Abhandlung über den Venusdienst unterblieb, nachdem der unglückselige Gegenstand des Anstoßes für immer entfernt war. — Lasaulx hatte in der kürzesten Zeit die Herzen aller Studenten gewonnen. Als wir im Herbste des Jahres 1846 die hohe Schule betraten, war sein Name in Aller Munde und der hohe freundliche Mann mit dem mächtigen Lockenhaupte und der originellen Erscheinung genoß der allgemeinen Verehrung. Sein Vortrag übte die größte Anziehungskraft und war gegenüber dem seiner übrigen Collegen wahrhaft unvergleichlich. Ueberall Wohllaut, vollendete Form, und geglättete Eleganz, dazu eine Gediegenheit und wissenschaftliche Strenge. In seiner Encyklopädie des akademischen Studiums, in den Vorträgen über classische Alterthumskunde und Aesthetik, über griechische und römische Poesie, oder hellenische Philosophie und indische Weisheit — immer fußte er auf dem Boden des Historikers, aber sein Standpunkt war, wie in seinen Schriften, durchweg ein hoher, weit über die Niederungen des gewöhnlichen Lebens hinausblickender, und das Alles mit einem Adel der Seele, mit einer Noblesse der Anschauung, die begeisternd auf die Zuhörer wirkte. Wie herrlich wußte er das Verhältniß der großen tragischen Dichter zu entwickeln, wie ergreifend tönten die sophokleischen Chorgesänge in seinem Munde und der gewichtige Ernst der äschylischen Mysterien. Wie staunten die jungen Leute, die ihre Classiker nur aus der barbarischen Mißhandlung des Gymnasiums her kannten, über das was die Philologie zu erschließen vermöge, welch ein lebenswarmes Bild erstand aus der Germania, welch eine Schönheit, welch ein Reichthum von Ideen lag in den mit dem Gymnasialabsolutorium so freudig bei Seite geworfenen Classikern. Von der Anziehungskraft, mit der Lasaulx auf die Studenten wirkte, zeigt der Umstand, daß anfänglich der Hörsaal ein paarmal gewechselt werden mußte, weil dieser nicht im Stande war, die zudringenden Jünglinge zu fassen und selbst in den größeren Sälen fügte es sich häufig, daß ein Theil der Zuhörer keine Sitzplätze mehr erhielt. Lasaulx hatte damals immer ein größeres Auditorium als sich wirklich in die Listen eingezeichnet hatte, denn damals herrschte doch die Sitte des Collegienzwanges, man sollte keine anderen Vorlesungen besuchen, als die vorgeschriebenen, an denen Jeder wohl sattsam genug zu hören hatte, dazu mußten alle gleichen Fächer zu derselben Stunde gelesen werden. So geschah es denn häufig auf Kosten anderer Collegen, daß ihre weniger anziehenden Collegia „geschwänzt“ oder mit diesen vertauscht wurden. Wenn ein geistvoller Franzose sagt: „Ich möchte, daß die Gedanken in einem Buche folgten, wie die Gestirne am Himmel, mit Ordnung und Harmonie, doch bequem und in Zwischenräumen, ohne sich zu berühren, ohne sich zu vermengen und dennoch sich folgend, übereinstimmend und sich reichend.“ (J. Joubert in seinen Gedanken und Maximen, übersetzt von Pocci. 1851. S. 453), so ist damit Lasaulx's Vortrag auf's beste gezeichnet. Auch hatte er den großen Gedanken Julian's adoptirt, die Lehrer sollten nicht blos Worterklärer, sondern auch sittliche Erzieher sein. So wies er überall auf den ethischen Werth der alten Autoren: Wie man zu jeder Zeit die größten Geister aller Länder und Zungen zu einem philosophischen Gastmahl laden könne, um mit ihnen Gespräche zu führen, wie sie uns und ihnen genehm sind und man sich erfreuen könne an dem Weine von Schiras und an der ewigen Sonne von Täbris. Gleichfalls unvergeßlich ist es uns, wie er z. B. in der Geschichte der griechischen Literatur über Herodot und Thucydides sprach und mit sichtlicher Rührung die Lebensregeln empfahl, die man aus dem Studium des letzteren schöpfen könne; daß keinerlei Mühe zu scheuen sei, um einer Arbeit die höchste Vollendung zu geben; daß die Arbeit erst halb gethan ist, wenn das Material gesammelt; daß man nie, weder im größten Buche, noch im kleinsten Worte, mehr scheinen wolle, als man ist; endlich, daß Ruhm und Freiheit hoch, das Vaterland höher, die Wahrheit aber am höchsten zu schätzen sei!

Es war damals seine letzte Vorlesung am 26. Februar 1847. Als die Zuhörer am 1. März darauf an die Thüre des gewohnten Hörsaales kamen, war zu ihrer Verwunderung folgendes angeschlagen: „Der k. Ministerialcommissär Hr. v. Braunmühl hat mir gestern Morgens um halb zehn Uhr officiell mündlich, daß Sr. Majestät der König geruht habe, mich zu quiesciren, wodurch meiner hiesigen Lehrfähigkeit ein Ziel gesetzt ist. Da es mir demnach nicht erlaubt ist, meine Vorlesungen persönlich zu schließen, so sage ich hiemit meinen Herren Zuhörern für die ausdauernde Theilnahme, die sie denselben bisher bewiesen haben, meinen Dank und ein herzliches Lebewohl! München, Montag den 1. März 1847. Dr. Ernst v. Lasaulx.“ Dieser Schlag, unverhofft wie aus heiterer Luft, brachte eine ungeheure Gährung unter die Studenten, eine Versammlung wurde beschlossen, wohl die erste, die der stumm staunende Neubau und die darin docirenden Lehrer erlebten, eine Deputation gewählt und eine Stunde darauf ging ein stiller Zug von mehr als siebenhundert Studenten vor die nahe gelegene Wohnung des geliebten Lehrers und brachte mit einem dreimaligen stürmischen Hochrufe die Kundgabe der innigsten Anhänglichkeit und Verehrung. Lasaulx bis zu Thränen erschüttert sprach dankend zum Fenster herab, bat in seiner Sache keine Schritte zu thun und die Folgen seines Schicksales dadurch auch auf Andere zu ziehen, sondern stille an unsere Arbeit zurückzugehen und unsere Pflicht im Auge zu halten: Männer zu werden, die dem Vaterlande nützen sollten. Ein Theil ging weiter, ein anderer kleinerer zog vor die Wohnungen von noch ein paar Professoren, die, wie es hieß, mit dem gleichen Schicksale bedroht waren, und später auch davon erreicht wurden. Wo aber Lasaulx in den Straßen sich zeigte, flogen Mützen und Hüte herab und ein

paar Tage lang folgte jedesmal ein tönender Hochruf, wie Mehrere beisammen waren.

Die Scharte ward bald durch die Wahl ins deutsche Parlament wieder gut gemacht, wo Lasaulx mit einer Unerschrockenheit und einem beispiellosen Muthe und einer Stärke des Charakters kämpfte, die von allen Seiten Anerkennung fand. Unendlichen Jubel erregte es, als König Maximilian den verehrten Mann, gleich nach seiner Rückkehr von Frankfurt, der Universität zurückgab; sein Lehrstuhl wurde mit Blumen und Gewinden geziert und ein Kranz lag auf dem Pulte.

In der Folge verließ Lasaulx nur einmal noch München einer größeren Reise wegen, als er im Jahre 1852 nochmals nach Hellas zog. Er ging über Venedig und Triest nach Athen, von wo er Ausflüge nach Dodona und Delphi unternahm, vielleicht in der Hoffnung auf Ausgrabungen, die sich jedoch nicht realisirt zu haben scheinen, auch Thessalien und Albanien wurden durchstreift. Bevor wir diese Periode schließen, müssen wir noch der beiden Schriften, die **Geologie der Griechen und Römer** (1851) und **zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen** (1852) gedenken, die in gleicher Weise seinen früheren Abhandlungen sich anschließen und die er später (1854), vermehrt mit einem Anhang seiner bedeutendsten Reden unter dem Titel: **Studien des classischen Alterthums** gesammelt und abgeschlossen hat.

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Is. Proschko.

(Fortsetzung.)

„Gestrenger Herr Bürgermeister", rief Stephan, jetzt alle seine Unverschämtheit zusammenraffend, „Ihr zwingt mich jetzt zu meiner eigenen Sicherheit vollends auszusagen, was ich selbst gesehen habe; ja! ja! ich, ich selbst habe, als ich am Schlüsselloche des hochgräflichen Zimmers im oberen Stocke lauschte, gesehen, mit welcher Lust der Waldjunge Cornelius den blitzenden Brillantring unseres gnädigsten Herrn Grafen in die Hand nahm, lüstern betrachtete und — —"

„Und?" fragte aufhorchend Cornelius.

„Und — ihn plötzlich in seinen Brustlatz schob, und damit fortrannte, wobei er mich an der Thüre bald über den Haufen gerannt hätte", setzte Stephan mit frecher Miene hinzu.

„Elender Bösewicht!" rief jetzt Cornelius händeringend, „o mein Gott, gibt es denn wirklich so schlechte Menschen auf deiner Erde, welche einem Unschuldigen so schwere Lasterthaten andichten können?"

„Schweig", sagte Stephan mit eisiger Kälte; „kannst du leugnen, daß du den Ring und die goldene Kette vor kaum einer halben Stunde zwischen deinen Fingern spielen ließest?" —

„Nein", sagte Cornelius ruhiger; „ich ergötzte mich allerdings an dem prachtvollen Glanze des schönen Ringes und der Kette, aber entwendet habe ich den Ring nicht, so wahr mir Gott helfe." —

„Da aber seit jenem Augenblick Niemand mehr in's Zimmer des gnädigsten Herrn Grafen kam", fuhr Stephan gleichmäßig fort, „und der Dieb nicht abermals ein Gespenst aus dem Dohlengrunde gewesen sein kann, so mußt du und kein Anderer den Ring mitgenommen haben . . . Ist's nicht so, Herr Stadtrichter?"

„Mindestens", entgegnete dieser, „lastet unter sothanen Umständen ein schwerer und wohl der nächste Verdacht dieses Diebstahles auf dem Waldjungen Cornelius; — sintemalen derselbe, wie die Leute hier bezeugen, erst unlängst bei dem Anblicke der Goldwaaren des Haslacher Kraxenmannes eine absonderliche Vorliebe für edle Steine an den Tag legte."

„Was?" schrie jetzt der Förster, „mein Cornelius, mein Herzblatt sollte einer solchen That fähig sein? — Ich schwöre Euch, edle Herren, der Junge ist rein wie ein Engel!"

„Auch Engel sind, wie die Schrift erzählt, gefallen", entgegnete ernst der Bürgermeister, „und man hat das Beispiel, daß ein sonst wackerer Mann, wie ein Goldschmid in Paris, Namens Anné Cardillac, erst vor noch nicht langer Zeit, lediglich aus einer ihm angeborenen unbesiegbaren Sehnsucht nach einem Gestein, die gräßlichsten Morde beging, um zu solchem Geschmeide zu gelangen."

„Jedenfalls", ergänzte der Stadtrichter, „ist hier der casus inquisitionis vorhanden — die Gerechtigkeit fordert eine strenge Untersuchung, und da Kläger und Beklagter sich bereits so nahe entgegenstehen, so wird es meines Erachtens lediglich auf das juramentum oder den feierlichen Eidschwur des Klägers, über das, was er gesehen haben will, ankommen. — Wenn also der Waldjunge Stephan seine Aussage durch einen feierlichen Eid erhärten will" . . . Der greise Stadtrichter hielt hier ein wenig inne, als wollte er dem Angeber Zeit zur Besinnung gewähren. Auf den bleichen Gesichtern aller Umstehenden drückte sich die höchste Erwartung aus. Stephan aber erhob sein Haupt, er blickte in das hochgeröthete Antlitz und flammende Auge seines Gegners — „beeidigen?" rief er — „ja! beeidigen kann und will ich auch Alles, was ich aussagte — und damit Punktum!"

„Nun denn", sagte der Stadtrichter, „so ist der junge Cornelius vorläufig ein Gefangener des Stadtrichterhauses in Linz, und Seine Gnaden der Herr Landesgubernator geruhen zu gestatten, daß derselbe sowohl als sein Ankläger zum angemessenen Verhöre sogleich in die Stadt abgeführt werde. — Die übrigen Zeugen des Forsthauses werden seibander später berufen werden." — Der Landesgubernator nickte schweigend — und tiefes Schweigen herrschte auch im ganzen Kreise. Der Kapellan der Gandolfuskirche in Linz aber war nebst dem Doktor Bischer und dessen Chirurgen um den armen Cornelius geschäftigt, welcher ohnmächtig zu Boden gesunken war. Der alte Förster Anselm stand gleich einer Mauer leichenblaß und ohne ein Wort hervorbringen zu können; endlich rollten zwei dicke Thränen über sein gefurchtes Antlitz. — „Und doch ist der arme Bursche unschuldig", rief er jetzt, und stampfte mit dem Fuße in die Erde, daß der Staub aufwirbelte. Dann bückte er sich gleichfalls zu dem ohnmächtigen Cornelius nieder, machte ihm das Zeichen des heiligen Kreuzes und ging schluchzend in das Forsthaus. — Eine halbe Stunde später rollte in der Abenddämmerung der Wagen, welcher den armen Cornelius dem Stadtrichterhause zu Linz in der Badgasse zuführte, den Waldesabhang herab.

Hinter dem Wagen trabte auf seinem Rößlein Georg Sinhöringer, der wohlbestellte Scharfrichter der Landes-Hauptstadt Linz.

6. Die Heimsuchung des Herrn.

„Wen Gott lieb hat, den sucht er heim", das war der erste Gedanke, welcher im Hirne des armen Cornelius auftauchte, als er im Gefängnisse des Stadtrichterhauses das volle Bewußtsein seiner traurigen Lage erlangte. — Diese war aber in der That höchst traurig, denn nach dem strengen Gesetze der damaligen Zeit war auf den Diebstahl eines so bedeutenden Gegenstandes, als der in Brillanten gefaßte Siegelring des Landesgubernators war, nichts weniger als die Todesstrafe durch Schwert oder Galgen für Cornelius zu erwarten, und die Beweise des ihm zur Last gelegten Diebstahls schienen nach dem Erzählten so nahe zu liegen, daß nur wenige Personen an der Schuld des armen Jünglings zweifelten. Die billig Denkenden hierunter meinten, daß es wohl die Versuchung des Bösen durch die gegebene reizende Gelegenheit gewesen sei, welcher der sonst so redliche und in jeder Beziehung vorwurfsfreie Jüngling leider erlegen sei.

Ganz Linz nahm an dem Schicksale des armen Jünglings herzlichen Antheil. Dieß änderte aber seine traurige Lage nicht im Geringsten, denn die eherne Gerechtigkeit, deren Gang in der damaligen Zeit ein sehr strenger war, wollte und konnte,

nicht einen Zoll breit von ihrem damaligen Gesetze ablassen. — Dieses aber sprach gegen Cornelius, da er das sechzehnte Jahr bereits überschritten hatte, und die That des Diebstahles im Bewußtsein seiner Unschuld beharrlich in Abrede stellte, zuerst die sogenannte „Territion" und die Inquisition durch die „peinliche Frage" oder die furchtbare „Tortur" aus.

Der schwarze Kurt, einer der Knechte des städtischen Scharfrichters Georg Sinhöringer, trat mit dem Stadtschreiber Rodberius zunächst eines Abends in den Kerker, wo der bleiche Cornelius betend auf seiner Strohmatte saß, und zeigte ihm im Namen des hochweisen Stadtgerichts die Folterwerkzeuge eines nach dem andern vor, mit denen er, wenn er fürder leugnete, peinlich examinirt werden sollte; „denn", setzte der Stadtschreiber hinzu: „dein Ankläger Stephan hat seine Aussage vor dem in pleno versammelten Stadtgerichte feierlich beschworen!"

„Hat er das?" rief Cornelius wehmüthig; „nun so möge ihm Gott seinen Meineid verzeihen, wie ich demselben vergebe. — Ich bin unschuldig!" — Der Stadtschreiber hatte eine ganz andere, vom auflodernden Zorne diktirte Antwort erwartet; eine Thräne des Mitleids trat in sein Auge, als er diese geduldige Ergebung des armen Jünglings in sein Schicksal sah. — Er wußte nicht, was er gleich auf diese seltene Antwort eines Verurtheilten erwidern sollte. Er winkte dem Freiknechte, die auf dem Boden ausgebreiteten Folterwerkzeuge, als da waren: Daumen- und Fußschrauben, wieder zusammen zu raffen. — „Wir wollen", sagte er endlich, „wir wollen dem hochweisen Stadtgerichte diese christliche Gesinnung und Antwort des Verurtheilten überbringen; — indeß wird sich wohl von dem gefällten Urtel bei den nunmehr durch den Eidschwur des Stephan vollkommen ergänzten Beweismitteln kaum mehr ein Jota abstreichen lassen."

Und der alte Stadtschreiber hatte Recht; das wohlweise Stadtrichteramt wußte die christliche Gesinnung und Ergebung des armen Jünglings wohl zu würdigen, ließ es aber in Anbetracht der vorhandenen Beweise bei dem Ausspruche für „die peinliche Examinatur" bewenden. Schon am nächsten Morgen — es war ein trauriger Herbsttag gegen Ende November des Jahres 1699 — wurde der arme Cornelius in die Folterkammer des Stadtrichterhauses gebracht. Der arme Junge, der sonst so muthig und geduldig war, verlor hier, bei dem Gedanken: so vieles Unrecht schuldlos leiden zu müssen, und erschöpft durch die vorhergegangenen Leiden seine Fassung gänzlich, und als der muskulöse Freiknecht daran ging, ihm zuerst die Daumschrauben anzulegen, sank Cornelius ohnmächtig zusammen. Man brachte ihn bald wieder zu sich.

Nach dem damaligen Gerichtsgebrauche mußte ihm nun die Frage wiederholt vorgelegt werden: „ob er bei seinem Läugnen verharren, oder Gott die Ehre geben, sein Verbrechen gestehen, und dafür den Tod geduldig leiden wolle." Cornelius faltete stillweinend die Hände. „Könnt Ihr denn wirklich glauben, Herr Stadtschreiber", sagte er, sich emporrichtend, „daß ich an meinem edelsten Wohlthäter, dem Herrn Landesgubernator, in dem Augenblicke, wo er mich, wahrscheinlich um mich für meine Dienste zu belohnen, zu sich rief, so undankbar handeln und ihm sein Wohlwollen mit einem so strafbaren Verbrechen erwiedern könnte? — Nein, o nein, Ihr haltet mich einer solchen That nicht für fähig." — Der Stadtschreiber mochte im Stillen Cornelius selbst als unschuldig erkennen, aber er war als Mann der Gerechtigkeit zu sehr an die eisernen Formen des Gesetzes gewöhnt, um nur einen Nagel breit davon abzuweichen. Er erwiderte daher nichts, und gab den Freiknechten nur das Zeichen, mit dem ersten Grad der Tortur zu beginnen. Dem armen Cornelius wurden nun zuerst die Daumschrauben angelegt. — Der damit verbundene unerträgliche Schmerz nahm ihm fast die Sprache; er sah sogleich ein, daß er nicht den dritten Grad der Folter aushalten könnte. „Nun denn" — rief er halb ohnmächtig auf die Strohmatte zurücksinkend — „wenn ich denn sterben muß, so geschehe der Wille des Herrn, so mögt Ihr mich, denn als den Dieb des Ringes hinnehmen!"

Das Geständniß war vorhanden; der Stadtschreiber gab das Zeichen; die gequätschten Daumen des Unglücklichen wurden frei gemacht. Kaum ließ aber der entsetzliche Schmerz nach, als auch Cornelius um die nähern Umstände des Diebstahls und den Ort, wo er den Ring hingethan habe, befragt, wiederholt sein Haupt erhob und seine Unschuld von Neuem betheuerte. — Der Stadtschreiber achtete aber nicht weiter darauf. Das erpreßte Geständniß des armen Jungen wurde protokollirt, gefertigt, gesiegelt und in nächster Stunde dem Stadtrichter vorgelegt.

Am folgenden Morgen wurde im Stadtrichteramte die Hinrichtung des Waisjungen Cornelius durch den Scharfrichter Georg Sinhöringer ausgesprochen. (Forts. f.)

Darstellung der Kriegsvorfälle in der Stadt Abensberg im Jahre 1800.

(Fortsetzung)

Der 4. Juli. Den ganzen Morgen sah man weder einen Kaiserlichen noch einen Franzosen; in der Stadt trug man sich mit manigfaltigen Erzählungen, die wenig Glauben verdienten. Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr ritten hier 5 kaiserl. La Tour-Dragoner mit einem Lieutenant gegen Neustadt auf Recognoscirung durch, kamen aber bald wieder zurück; der Herr Lieutenant nahm die Post, weil sein Pferd nicht mehr laufen konnte. Bald darauf kam die Nachricht, 36 Chasseurs wären nach Neustadt gekommen, und hätten sich über ein so anders erkundigt, dann aber wieder zurück gezogen. Hier selbst ging nichts vor, als daß der preußische Legations-Sekretär von Regensburg, begleitet von einem dortigen Kaufmann, in der Meinung hieher gekommen ist, hier sicher die Franzosen anzutreffen, wie gestern der Lärmen dahin gekommen wäre, mit diesen wollte derselbe wegen der Reichsstadt Regensburg Unterhandlung pflegen; weil sie aber nicht hier waren, ging er wieder nach Regensburg zurück. Gegen Abend hin wechselten mehrmalen Patrouillen von Blankensteiner-Husaren.

Der 5. Juli. Der Morgen verging außerordentlich ruhig und stille, so daß diese nicht ungewohnte Stille uns alle einen baldigen Sturm ahnden ließ, woran wir uns auch nicht betrogen haben, denn schon um 2 Uhr ritten hier 8 Kaiserliche von Teuerting her und wollten mehrmalen recognosciren, wie sie aber für Neustadt hinaus kamen, sahen sie schon mehrere französische Kolonnen anrücken, sie kehrten deßhalb sogleich um, und jagten hier in vollem Galopp durch mit der Nachricht: die Franzosen würden bald nachkommen. Bald nach ihnen kam auch richtig ein Bote von Neustadt mit der schriftlichen Anzeige: eben rückt ein feindliches Corps hier ein, welches vermuthlich zu plündern gewillt ist, geben sie doch sogleich nach Teuerting*) Nachricht, es sind ohngefähr 60—70 Mann.

Auf die Hilfe der Oesterreicher rechneten wir nimmer mehr, deßhalb machten wir uns zum Empfange der Franzosen gefaßt, sperrten indeß die Thore, damit man mit ihnen unterhandeln konnte, ehe sie von der Stadt Besitz nahmen. Um ½ 10 Uhr in der Nacht kamen denn wirklich ein Hauptmann, 1 Lieutenant mit 40—50 Chasseurs vom 16. Regiment, forderten ganz leise die Eröffnung der Thore, dann sprengten sie mit gezückten Säbeln bis in die Mitte der Stadt; da fing ich mit ihnen zu unterhandeln an und bat sie, nach ihrer bekannten Generosität uns zu behandeln, die wir den bereitesten Willen hätten, alles zu leisten, was unsern Kräften möglich wäre. Sie versprachen alles Gute, begehrten aber, daß ich mit ihnen vor das Regensburger Thor gehen sollte. Auf dem Wege dahin fragten sie nach der

---

*) Wo die Neustädter glaubten, daß ein Corps Oesterreicher Position genommen hätten.

Stellung der Kaiserlichen, wann die Letzten durch wären, und welchen Weg sie genommen hätten. Unter diesen Gesprächen kommen wir vor das Thor, da mußte ich nun die Hochstraße und die Seitenwege angeben; darauf besetzte der Hauptmann den Weg nach Offenstetten und endlich die Hochstraße. Jetzt wurde Befehl gegeben, daß zunächst an das Thor Licht und Brennholz, dann für 50 Mann Bivers und für so viele Pferde Fourage hinausgeliefert werden sollte; den anwesenden Bürgern mußte ich bedeuten, daß Niemand mehr aus der Stadt hinweggehen sollte, wenn er sich nicht der offenbarsten Todesgefahr aussetzen wollte. Nun verlangten die beiden HH. Offiziers, daß ich sie zum Hrn. Landrichter führen möchte. So wie wir da im Zimmer waren, fingen sie folgende Rede an:

„Messieurs, nous sommes pas ici comme votre Enemies, au contraire à vous proteger contre l'invasion des Autrichiens; mais par ordre du General en Chef monsieur Legrand j'ai vous à publier que la ville d'Abensberg a à payer une Contribution de cent Carolins en argent content et là dans quelques minutes; apres cela vous avez rien à donner pour l'armée" *).

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand von Sankt Jodok 1403**).

I.

Wie ruhig lag in dunkler Winternacht
Sankt Jodok mit der steinerblüthen Pracht.
Kein Mondenstrahl umwob die Kirche hell —
Nur Raben, krächzende, umziehn sie wild und schnell.
Die Ruhe hatt' in jener Nacht so kalt
Der Nebel wie ein Leichentuch umwallt.
Da brauste es auf in der trüben Luft:
Die Winde enteilten der Wolken Gruft.
Es verstummte der Raben heiseres Schrei'n,
Der tolle Sturm war nun Regent allein.
Da plötzlich ward's helle am Horizont;
Bracht Morgenröthe der schlafende Mond?
Nein — diese Helle sie war viel zu roth
Als auswärts zum Himmel sie glühend geloht.
Wie ward nun die Ruhe, die süße, verscheucht:
Gleich einem Fluch, der dem Lästrer entfleucht
Scholl schreckliches Rufen die Straßen entlang —
Das Heulen der Glocken, wie tönte es bang.
Es sehnt sich die Flamme mit gefräßiger Hast
Zum schimmerumstrahlten Gottespalast.
Nun lodert sie licht aus dem heiligen Bau —
Mit Gluth umgießend der Mauern Grau.
Es erstarb der Glocken tieferntster Klang
Da ihnen die Flamme das Grablied sang.
Es brechen die Mauern; ein Donnerhall
Durchkrachte des Rauches finsteren Schwall;
Und wild zersplittert das Heiligthum lag —
Als trübe es suchte der junge Tag.

II.

Landeshut, dein Name tönet weit dahin im reichsten Glanze
Deine Stirne ist geschmücket mit des Ruhmes Ehrenkranze.
Mit der Größe fest im Bunde deinen Namen seh ich schreiten,
Majestätisch wie ein König in dem stolzen Zug der Zeiten.
Edler Künstler offne Schreine deine Mauern immer waren;
Um des Reichthums goldnes Banner sich die Künste gerne schaaren;
Muth und Größe, echte Treue, Frömmigkeit und edle Sitte
Fand der Fremde hier vereinet, wo er hemmte seine Schritte
Wohl der Blitze Schwestern konnten deine Kirch' zum Staube ringen
Daß der Glocken Mahnungsklänge nimmer gleich dem Donner klingen:
Doch zerstören konnten Flammen nimmermehr des Glaubens Gnade,
Die, begeistert, wieder tilgte todter Gluthen Schreckenspfade.
Frömmigkeit mit reichen Spenden stille zog zum Heiligthume,
Daß es sich aufs Neu' erhebe zu des Sternenlenkers Ruhme:
Daß des Meisters tiefes Sinnen durch der Arbeit Kraftvermögen
Thürmte die geschwärzten Steine auf zu kühngeschwung'nen Bögen.
Seinen Wänden reiche Zierden wurden durch des Glaubens Segen;
Bald die goldnen Kreuze blitzten ihrer Heimath licht entgegen.
Wie geläutert stand die Kirche — stolz mit ihrem ew'gen Grunde
In die Erde wie gewurzelt, mit dem Himmel fest im Bunde,
Manch Gebet aus tiefster Seele hat zum Vater sich geschwungen,
Als der Glocken tiefe Töne, Echo fordernd, weich verklungen.
Hehre Stadt! Du Hort des Schönen, ewig sollst du blühn und glänzen;
Deine Zinnen — reiche Sagen schmücken sie mit Lorbeerkränzen.
Hast des Ruhms Panier gepflanzet über seiner Träger Grüften:
In die ewig jungen Steine — wie die Zeit in ihre Schriften.
Ja, so lang der Isar Wogen ziehen durch die reichen Gauen,
Wirst du dich in ihrem Spiegel mit der Größe Zügen schauen!

Gottschalk von Regensburg.

*) Zu Deutsch! Meine Herren, wir sind nicht da als euere Feinde, sondern vielmehr euch gegen den Ueberfall der Oesterreicher zu schützen: aber nach der Ordre des General en Chef Hrn. Legrand habe ich Euch zu verkünden, daß die Stadt Abensberg eine Contribution von 100 Carolins, gut in Silber, bezahle, und zwar in einigen Minuten. nach diesen habt ihr nichts mehr zu verabfolgen.

**) Aus dem demnächst erscheinenden Werkchen: Am Isarstrand. Ein Cyclus von Gedichten über Landshuts Vergangenheit und Gegenwart. Wir haben ein paar dieser Gedichte, welche Landshuts Vergangenheit und Gegenwart poetisch behandeln, gelesen und glauben, daß sie für alle Freunde Landshuts, und deren gibt es Viele, nicht ohne Interesse sein werden. Die Red. d. Ldsh. Ztg.

Dienstliches. Seine Majestät der König haben laut höchsten Ministerial-Rescripts vom 5. Juni 1861 allergnädigst geruht, an die Stelle des austretenden bürgerlichen Magistratsrathes Anton Schmerbeck, den Ersatzmann, Nadler Andreas Heyeck, als bürgerlichen Magistratsrath der Stadt Paßau auf die Functionszeit, die jener noch zu erfüllen gehabt hätte, allerhöchst landesherrlich zu bestätigen.

† Aus Niederbayern, 14. Juni. Vom 6—7. Juni l. Js. fand in der Pfarrei Griesbach bei Dingolfing, durch drei Capuciner-Väter, als: P. Patriz Geiger aus Türkheim, P. Andreas Grashuber aus Neuötting, P. Placidus Mühlbauer aus München — eine Missionsrenovation, so wie die Errichtung und Einführung der Bruderschaft zum hochheiligen Herzen Jesu statt. — Zahlreiche Gläubige jeglichen Alters und Geschlechtes von Nahe und Ferne, so wie mehrere Priester benachbarter Pfarreien fanden sich täglich, namentlich in den letzten drei Tagen, ein, und horchten aufmerksam, in lautloser Stille und in sich gekehrt der begeisternden Worte der seeleneifrigen und tüchtigen Missionäre. — Das waren für Griesbach schöne — unvergeßliche Tage! — Nicht das Mindeste irgend einer Unordnung fiel vor, — die Schönheit der heiligen katholischen Religion dagegen zeigte sich auf verschiedene Weise. — Möge der Himmel diese wahrhaft apostolischen Männer, die in ihrer freiwilligen Armuth über jedes irrische Lob sowie zeitlichen Lohn erhaben sind, — noch lange in ihrer vollen Kraft und Gesundheit erhalten, damit sie recht vielen Pfarreien, deren Seelsorger ihre Hilfe wünschen, jene Gnaden bringen, — welche sie der Pfarrei Griesbach so uneigennützig gespendet haben!

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 15. Juni 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4675	1486	21	—	20	14	19	31	—	—	—	29
Korn . . .	1847	1321	13	44	12	40	12	2	—	—	—	43
Gerste . .	343	573	12	3	11	20	11	5	—	—	1	4
Haber . . .	2231	56	7	48	7	15	7	1	—	2	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 25. Den 24. Juni. Johannes der Täufer.

Erinnerungen an Ernst v. Lasaulx.

III.

In diese letzte Periode, die nach der zweiten griechischen Reise beginnt, fallen die unstreitig bedeutsamsten Schriften von Lasaulx. Es waltet ein divinatorischer Geist in ihnen, eine Größe, aber auch eine Tragik seiner Anschauungen, die in kunstvollendeter Rundung an uns treten. Sie riefen, theilweise durch Böswilligkeit und Mißverstand meist Opposition hervor. Vieles reizt auch darinnen zum Widerspruch, und die Hoffnung einer besseren politischen Möglichkeit ist bis zum letzten Lebensathem als glimmende Gegenwirkung selbst in der Seele des Verfassers lebendig verblieben, der, was sein ganzes System, sein Schaffen und Streben war, sicherlich noch nicht völlig mit sich abgeschlossen hatte. Was man immer dagegen sagen mag, er stand in diesen seinen Resultaten durch den historischen Hintergrund fest; die darauf gebauten Probleme mögen in Einzelnheiten schwanken, — denn keinem Menschen ist es gegeben, die Neugestaltung der Zukunft im Detail zu erkennen; Lasaulx mochte im praktischen Leben auf unser Ideal, die Wiederherstellung von Kaiser und Reich nicht verzichten, sein theoretischer Glauben an eine Verwirklichung war nicht groß.

Der Grundgedanke seiner philosophischen Weltanschauung ist in der bereits 1847 publicirten Schrift „über den Entwicklungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens“ kurz niedergelegt. Er entwickelte darin den allmäligen Uebergang der antiken Verfassung vom ältesten Priesterstaat durch Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Anarchie zur Fremdherrschaft und zum Untergang, desgleichen den damit genau zusammenhängenden allmäligen Uebergang der antiken Gesittung, von strenger Frömmigkeit durch das Reich heiterer Grazie zur äußersten Corruption und Barbarei, endlich den ebenfalls damit genau übereinstimmenden allmäligen Untergang der Poesie und Kunst vom Hieratischen durchs Heroische zum Erotischen und zum Verfall, und den der Philosophie vom Pantheismus und Polytheismus zum Indifferentismus, Skepticismus und Atheismus.

Das Schema, welches der Verfassungsgeschichte der hellenisch-römischen Völker und ebenso der keltisch-germanischen zu Grunde liegt, ist Folgendes: Sie begannen mit einer hierarchischen Urzeit, machten dann gleichsam ein romantisches Mittelalter der Könige und Heroen durch, gingen dann in das Reformationszeitalter der Demokratie über und fielen, als die Demokratie ausartete, in die Zuckungen der Anarchie, welcher rohe Soldatenherrschaft und bei fortschreitender Corruption die Fremdherrschaft ein Ende machte.

Als eine mit dieser Idee nicht unmittelbar aber doch nahe verwandte Arbeit erschien 1854: „Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser.“ Der Verfasser erklärte, daß unser europäisches Leben am Vorabende einer ähnlichen Katastrophe sei, wie der Hellenismus im IV. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, er sah diese Zustände fast wie ein Vorspiel unserer eigenen an. Lasaulx schrieb dieses Werk mit seinem eigenen Herzblut; ich erinnere mich noch seiner sichtlichen Bewegung, als er das Manuscript in einer großen Gesellschaft, wo sein innerster Kern vielleicht weniger als er glaubte, verstanden wurde, vorlas; er war so mächtig ergriffen wie bei seiner am 27sten Juni 1857 zur Feier des Stiftungstages in der Universitätsaula abgehaltenen Rede.

Vollständig aber und mit der schneidendsten Entschiedenheit durchgearbeitet ist diese Idee in dem Buche, welches er selbst unter den Kindern seiner Gedanken für das wohlgerathenste hielt und welches den Titel trägt: „Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte. (München 1856). Lasaulx fühlt das Altwerden der Menschheit, sagt ein geistvoller Kritiker darüber, ihn durchschauert das Herbstgefühl des ganzen Geschlechts; es ist wie eine Grabrede für viele Völker, seine Prophetie klingt wie Nornengesang und es blickt uns daraus an, wie der geistvolle Schmerz im Medusengesicht.

Es ist eine der gewissesten Wahrheiten, daß auch die Völker sterben, wie jeder einzelne Mensch, wenn der Keim ihrer Individualität völlig entwickelt und erschöpft und ihre Lebensaufgabe erfüllt ist; daß alle, auch die glänzendsten Staaten und Reiche und alle Formen des irdischen Lebens in dieser Welt des getheilten Seins, die aus Sein und Schein gemischt ist, untergehen und ein Ende haben müssen, ebenso wie die ganze Natur und Alles was entstanden ist und einen Anfang gehabt hat. Von einer Höhe, von wo man große historische Fragen reiner auffaßt, stärker empfindet und klarer beurtheilt als in den sonstigen Niederungen des täglichen Treibens, überblickt der Verfasser den allgemeinen Lebensgang der Menschheit, dieses Weltbaumes, an dem die einzelnen Völker nur Aeste und Zweige und die Generationen nur Blätter sind. Das Leben in ihm stirbt nicht, nur seine Formen wechseln und aus den abgestorbenen erstehen neue. Wenn ein alterndes Reich in sich zusammenzubrechen beginnt, wenn ihm die Herzkraft ausgeht, dann ergießen sich über dasselbe neue Stämme, die obwohl halb barbarisch, dasselbe doch erfrischen und die im Rückschlag durch den Contract mit der Civilisation, veredelt und vorbereitet werden, um die Träger einer neuen Staatenbildung zu werden. So wurde Hellas von Rom überwältigt, Rom von den germanischen Stämmen; auf den Trümmern des Römerreiches, aus der Kreuzung des keltisch-germanischen mit den pelasgisch-italienischen Völkern entstanden die romanisch-germanischen Nationen, denen die Fortsetzung der europäischen Geschichte in den folgenden anderthalb Jahrtausenden anvertraut wurde. Aber auch dieses Leben ist in seinem politischen, kirchlichen, socialen, ökonomischen, wissenschaftlichen und ästhetischen Seiten krank, morsch und faul geworden; die Symptome der Verwesung werden überall nachgewiesen, auch in der Kunst und in der Philosophie, der freiesten und edelsten unter den Wissenschaften; die Religion war ihr Ausgangspunkt, der Zweifel an ihr der Durchgang, und entweder die subjective Verzweiflung oder die objective Versöhnung mit der Offenbarung ist ihr Ende. (Schluß f.)

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Js. Proschko.

(Fortsetzung.)

7. Ein Freund in der Noth.

Der arme Cornelius saß in seinem Kerker einsam und ver-

lassen. Auf den Steintreppen des Gefängnisses hallten die letzten Schritte des Stadtschreibers wieder, der ihm mit nassen Augen sein Todes-Urtel verkündigt hatte. Kein Freund in der Noth kam, um dem armen Jungen ein Trostwort zu sagen. Der einzige, auf den er hoffen konnte, der alte Förster Anselm, lag, in Folge der großen Aufregung, schwer erkrankt im Forsthause darnieder.

Cornelius war mit dem lieben Gott und seinen Gedanken allein. — Aber horch! jetzt klopfte doch ein Finger ganz leise an die Kerkerthür; die Schlüssel des Gefangenwärters klirrten, und laut schluchzend hinkte eine gute alte Bekannte, die alte Linsen-Hanne in den Kerker. Cornelius hatte die Arme während seines Aufenthaltes im Forsthause nicht wieder gesehen. — Die gute Alte, durch die Gnade des Landesgubernators im Spitale zu Linz versorgt, hatte für ihren Liebling nur gebetet; ihm in seinem Glücke lästig fallen, wollte sie nicht. Jetzt aber, da sie sein Unglück vernahm, erbat sie sich vom Landesgubernator die Gnade, ihn sprechen zu dürfen, und erschien, ein Freund in der Noth, als alle Bekannten und Freunde den armen Cornelius längst verlassen hatten. — „Söhnlein, armes Söhnlein!“ jammerte die Alte, auf ihren Liebling zuschreitend; „nicht wahr, sie haben dich unschuldig in Ketten geschlagen, und du hast das schändliche Verbrechen, dessen sie dich zeihen, nicht begangen?“

„Nein! so wahr ein Gott über uns waltet; ich habe kein Verbrechen begangen, Mütterlein“, entgegnete Cornelius wehmüthig; „und du glaubst mir's gewiß, wenn ich dich versichere, daß ich unschuldig sterbe.“

„Das versteht sich“, sagte die Alte, ihre Thränen zurückpressend, „aber eben weil du unschuldig bist, sollst du nicht sterben, mein Söhnlein.“

„Wer kann mich retten“, entgegnete Cornelius traurig, „wer wird mich retten, wenn schon der Stab über meinem jungen Haupte gebrochen ist?“ —

„Ei Söhnlein“, Söhnlein!“ rief jetzt die Alte, ihren langen Knochenfinger drohend in die Höhe hebend. „Hast du denn auf deine große Beschützerin ganz vergessen?“

„Meine Beschützerin?“ fragte der Jüngling.

„Nun ja“, entgegnete die Alte; „deine heilige große Beschützerin und Fürsprecherin, die hochherliche Jungfrau und Mutter unsers göttlichen Heilandes, welcher du am Mariahilfberge bei Linz so oft deine Noth klagtest. Kennst du diese gar nicht mehr?“

Cornelius senkte schweigend und traurig sein Haupt auf die Brust. „Ach“, sagte er mit thränenschwerem Blicke, „sie hat mich auch vergessen.“

„Nein, nein!“ äußerte die Alte, „sie hat dich nicht vergessen; du aber hast sie vergessen zu rufen; darum will ich jetzt hingehen, und sie für dich anflehen so lange, bis meine Kniee wund werden, und sie durch ihre Fürbitte dein Schicksal wendet. — Ach, mein Söhnlein, erinnerst du dich denn nicht, daß eben heute der zweite Jahrestag jenes Nikolai-Vorabendes ist, an welchem du dich meiner bei der Mariahilf-Kapelle so edelmüthig annahmst?“

„Ja wahrhaftig“, erwiederte Cornelius, „heute ist abermals der Vorabend des Nikolaifestes; nun so geh' hin, Mütterlein, und bitte die heilige Gottesmutter für mich um ein glückseliges Sterbstündlein, denn mein Schicksal wirst du doch nicht von mir abwenden. . .“

„Kleingläubiger!“ rief die Alte dazwischen. — Aber jetzt trat der Kerkermeister ein und bedeutete der alten Frau, daß die Viertelstunde, welche ihr Seine Gnaden der Herr Landesgubernator zur Unterredung mit dem armen Cornelius gestattet habe, bereits abgelaufen sei.

Die gute Frau nahm weinend Abschied von dem Verurtheilten, zeichnete ihm noch mit zitternder Hand den Namen Jesus und Maria auf die reine Stirne, und wankte nun die Steintreppe des Gerichtshauses hinab, um bald darauf der kleinen Marienkapelle am Mariahilfberge zuzusteuern.

Es war erst Mittag vorüber, und der schöne Wintertag bot bei Weitem nicht jenes stürmische Bild wie vor zwei Jahren, als Cornelius am Vorabende des Nikolaitages die alte Linsen-Hanne in dieser Gegend traf.

Die alte Linsen-Hanne kniete sich stillweinend vor dem Bildnisse der Himmelsmutter mit dem Jesukinde nieder, legte die Krücke bei Seite und betete mit der größten Inbrunst ihres Herzens für ihren Liebling. — Horch! da schallte wie vor zwei Jahren rohes Gelächter an ihr Ohr. Sie blickte unwillkürlich um, und siehe, — abermals schritt der freche Jägerbursche Stephan mit zwei baumfesten Männern an der Kapelle vorüber. — Die alte Linsen-Hanne hatte ihn erkannt, und auch Stephan erkannte sogleich die Alte. — „Na, Hanne!“ rief er ihr entgegen, „dein schmucker Beschützer sitzt heute noch tiefer als vor zwei Jahren im Schnee, und das Wasser reicht ihm schon so weit in den Mund, daß er wohl daran ersticken wird.“ — Er begleitete diesen rohen Scherz mit der Pantomime des Hängens indem er mit seinem Finger quer über den Hals fuhr. Da hob sich die gekrümmte Gestalt der alten Linsen-Hanne gewaltig empor; sie stand aufrecht in ihrer ganzen Länge vor dem Spötter: „Der dort oben“, sagte sie feierlich, ihre Rechte emporstreckend, „der dort oben wird die Unschuld schützen, und die Bosheit zu Schanden machen, und ich werde so lange auf meinen Knieen vor diesem Gnadenbilde zum Herrn aller Heerschaaren flehen, bis er mein unschuldiges Söhnlein wieder zu Ehren bringt; und wahrlich, die Bosheit wird ihre Axt an ihren eigenen Stamm legen, auf daß das Sprichwort zur Wahrheit werde: „Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt zuletzt selbst hinein. . . .“

Brüllendes Gelächter begleitete die Rede der Alten, und ehe sie endete, war Stephan mit seinen beiden Begleitern im Walde gegen den Kirnberg zu verschwunden. — Es waren aber die beiden Freiknechte des städtischen Scharfrichters Georg Sinhöringer, mit denen Stephan, der den Dienst im Forsthause gleich nach dem unglücklichen Ereignisse des Ring-Diebstahles verlassen hatte, nunmehr dem Forsthause zuschritt. Die öffentliche Hinrichtung des armen Cornelius durch den Strang war nämlich für den nächsten Freitag festgesetzt worden.

Da der bisherige Gevatter Dreibein oder Galgen an der städtischen Grenzscheide bereits unbrauchbar war, so wurde dem Freimann Georg Sinhöringer vom Stadtrichteramte die Weisung ertheilt, in den benachbarten Forsten durch seine Knechte einen geeigneten Baum fällen und für die bevorstehende Execution zum Galgen zimmern zu lassen. Der rachedürstende und boshafte Stephan benützte nun seine in der Kneipe zu Sanct Margarethen herbeigeführte Bekanntschaft mit den Freiknechten des Scharfrichters, und vermochte diese, den fraglichen Baum aus den Holzungen des Landesgubernators im Kirnberger Forst, wo die kräftigsten Linden gedeihen, und auch die Linzer Stadtgemeinde ein Holzungsrecht besaß, zu wählen.

Mit der Anweisung des Stadtrichters auf einen beliebigen Holzstamm versehen, traf nun Stephan mit den zwei Freiknechten im Kirnberger Forste ein. Wie einem Aussätzigen wichen ihm aber die Bewohner des Forsthauses, in welchem es inzwischen ganz still und traurig geworden war, aus. Der alte Förster Anselm lag schwer erkrankt im Hause; der älteste Forstgehilfe ging schweigend und den verhaßten Stephan keines Blickes würdigend, in die Vorhalle hinab, und ertheilte zwei Holzknechten, einem Waldjungen und dem Forstgehilfen Mauritius den Befehl, dem Stephan und seinen Begleitern einen von ihnen zu bezeichnenden Baum zu fällen, dessen Holzpreis sodann der Linzer Stadtgemeinde in Verrechnung gebracht werden sollte. Aber der Forstgehilfe Mauritius rief dem am Fenster stehenden kranken Förster hinauf: „Vater Anselm, kommandirt einen Andern zu dem saubern Geschäft, das Galgenholz zu fällen, ich kann

das Erstemal in meinem Leben Eurem Befehle nicht Folge leisten." Dann warf er seine Büchse von den Schultern und ging mit einem verächtlichen Blicke auf Stephan in das Forsthaus zurück. Der alte Förster trat schweigend vom Fenster zurück. Stephan kümmerte sich nicht im Mindesten um die finsteren Gesichter im Forsthause, und führte seine Begleiter, die Holzknechte und den Waldjungen geradenwegs über Stein und Gestrippe in den Dohlengrund hinab. Dort deutete er auf die morsche Hexenlinde und sagte mit schneidendem Ton und hämischen Lachen: „Das ist das Holz, aus dem ihr dem milchweißen Cornelius seinen Galgen zimmern müßt; das schmucke Bürschlein wird sich prächtig als Galgenschwengel darauf ausnehmen." —

„Böser Bube", grollte eine der beiden Holzknechte, „der über fremdes Unglück spotten kann!" „Glaubt doch Niemand im ganzen Forstause an die Schuld unseres armen Cornelius", ergänzte der andere Holzknecht. Diese rauhen und ungebildeten Leute hatten Thränen auf ihrem Barte, als sie dies sprachen; so nahe ging ihnen das Schicksal des armen Cornelius. Auch der Waldjunge stand traurig daneben. Die beiden Aeste den großen Hexenlinde streckten sich schwankend in die Lüfte hinaus, der Wind pfiff recht traurig durch den Forst, und ferne hallte der Ruf von Jägern und das Bellen ihrer Hunde. Jetzt hoben die Holzknechte ihre Axt, um dem uralten Baume, der verrufenen Hexenlinde, den Todesstreich zu versetzen. Zwei alte Waldhezer waren von der südlichen Seite herangekommen und sahen schweigend und nachdenkend dem Dinge zu.

Jetzt raschelte es im beschneiten Laube, ein Jagdhund mit versilbertem Halsbande kam hervor, hinter ihm sein Herr mit Büchse und Waidtasche. Es war Norbertus, der wohlbestellte Stadtschreiber von Linz, welcher nach des Tages Mühen einige Stunden der Fuchshetze gewidmet hatte, und nun von ungefähr in die Gegend des Dohlengrundes herankam. „Was ist hier im Werke?" fragte er die Holzknechte, welche bereits mehrere kräftige Hiebe auf die morsche Linde gethan hatten. „Die alte Windschnurre wird gekappt", antwortete einer der Holzknechte. „Nun", bemerkte lachend der Stadtschreiber, „die morsche Bratröhre, welche die Zeit bereits so hohl gesogen hat, wird euch wenig Splitter mehr für den Kamin geben."

„Soll auch keine geben", antwortete der andere Holzknecht „soll eben nur den Holzsparren für einen Gevatter Dreibein liefern. . ."

„Gevatter Dreibein? — wie so das?" fragte der Stadtschreiber. (Schluß folgt.)

Darstellung der Kriegsvorfälle in der Stadt Abensberg im Jahre 1800.

(Fortsetzung.)

Wie vom Donner gerührt stand ich da, als ich diese Worte hörte, und nur stotternd konnte ich sie dem gegenwärtigen Hrn. Landrichter verdeutschen. Dieser antwortete hierauf, daß diese Angelegenheit nicht ihn betreffe, sondern den Bürgermeister und Rath einer churfürstlichen Stadt. Sogleich mußte der damalige Bürgermeister Albert Wiedtmann, Hofwirth von hier, geholt und diese harte Forderung demselben insinuirt werden. Bis daher dieser ankam, versuchten wir's, den beiden Offiziers beizubringen, daß es sehr schwer fallen würde, eine so große Summe von einer so kleinen Stadt aufzutreiben, die schon so viele Drangsale dieses Krieges wegen ausgestanden hätte. Das Nämliche wiederholte der unterdessen angekommene Bürgermeister; allein alles half nichts. Der Hauptmann bestand unabbringlich auf der bestimmten Summe. Nun fing ich im Namen der ganzen Stadt dringend zu bitten an; allein auch das Bitten half nichts; jemehr ich die Unmöglichkeit der Zahlung detaillirte, desto unwilliger wurde der harte Mann. Obgleich Bier und Wein, Kaltes und Warmes auf die Tafel servirt wurde, und ob gleichwohl beide tapfer aßen und tranken, so konnte man bei aller Hospitalität sie nicht gefälliger machen, endlich fing man an zu capituliren, bot anfangs 100 Kronen, dann 50 Carolins; alles war fruchtlos; da man sah, daß alles Vorstellen und Bitten nichts half, erklärte ich im Namen des Bürgermeisters, daß er diese Summe für sich zu accordiren nicht ermächtiget wäre, sondern dem Magistrat und der Bürgerschaft davon Nachricht geben, und ihre Einwilligung erholen müßte; so soll er hingehen, sagte er, und der Bürgerschaft bedeuten, daß, im Falle die Summe bezahlt würde, er nicht nur nichts mehr weiter fordern, ja nicht einmal in die Stadt selbst kommen, sondern links und rechts vorbeiziehen, und die hohe Generalität allein ausgespeißt werden müßte; sollten sie die Summe aber nicht sogleich bezahlen, würde er im Augenblicke an den Colonel eine Ordonanz abgehen lassen, der Mittel genug in seiner Gewalt hätte, um die für eine solche Stadt unbeträchtliche Summe herauszubringen; nebstiher aber würde sie ihre Widerspänstigkeit um so mehr bedauern müssen, als er uns auf seine Parole d'honneur versichern könnte, daß wir gewiß noch zweimal so viel würden zu bezahlen bekommen, weil ihre 15/m M. starke Armee dann mit Allem verpflegt werden müßte, und die in die Stadt verlegt werdenden Truppen kaum ohne Excesse würden abziehen, in allem Anbetracht die Stadt dreimal so hoch hineinkommen würde. Voll dieser und noch anderer Drohungen ward der Bürgermeister heimgeschickt und ihm aufgetragen, daß sie sich schleunigst entschließen sollten; denn lange könnte und dürfte er nicht zuwarten. Während der Bürgermeister zu Hause mit seinen Mitbürgern zu Rathe ging, geschahen bei den Vorposten 3 Flintenschüsse und eine Ordonnanz eilte in das Schloß, worauf die zwei Offiziere sich auf ihre Pferde warfen, und dem Lärmen zu jagten. Der Lieutenant kam bald wieder zurück mit der Nachricht, daß die 3 Schüsse 3 Bauern gegolten hätten, die auf der Regensburger Straße hergekommen und den ausgestellten Wachtposten nicht geantwortet hätten und darum auf sie gefeuert worden wäre; ob sie geblieben oder entronnen wären, hätte er nicht mehr abwarten dürfen, sondern sei vom Herrn Hauptmann, der die Vorposten visitirte, beauftragt worden, die Entäußerung des Magistrates abzuwarten, und dann die weitere Vorkehrung zu treffen, ich sollte deshalb zu dem Bürgermeister gehen und ihm bedeuten, daß er sich depechire*), nun wäre lang genug zugewartet worden. Es war in der Nacht um 2 Uhr, als ich dahin ging; dort wurde beschlossen, daß, im Falle gar nichts mehr nachgelassen würde, die starke Summe doch gegen eine Quittung zu fernerer Legitimation herzugeben. Mit diesem Entschluß ging dann der Bürgermeister von einigen Deputirten begleitet mit mir zum Lieutenant, wir versuchten nochmals einen Nachlaß zu erbetteln, allein er wurde uns categorisch abgeschlagen mit dem Beifügen, daß die Bestimmung der Summe von ihm schlechterdings nicht abhinge und weder er noch der Hauptmann einen Liard davon erhielten, sondern sogleich einzuliefern hätte, daß es ihm sohin ganz gleichgültig wäre, ob die aarepartirte Summe bezahlt würde oder nicht; nur müßte er wissen, woran er wäre, um seine Vorkehrungen darnach treffen zu können. Bei dieser unbeugsamen Resistenz erklärte man die Bereitwilligkeit, die verlangte Summe herzuschießen; indessen möchte zu unsrer weitern Rechtfertigung eine Quittung ausgestellt werden; das kann und mag der Hauptmann thun, entgegnete der Lieutenant, den er darüber sprechen werde, indessen sollen die Bürger nur geschwind die 100 Carolins und zwar in Gold zusammenschießen, war dessen Antwort; als wir jedoch vorstellten, daß so viel Gold in dieser kleinen Stadt unmöglich, aufgebracht werden könnte; und man sich doch begnügen möchte, das, was an Gold abgehe, an Silber zu ersetzen — so ward endlich das zugestanden. (Forts. folgt.)

*) d. h. daß er sich baldest zu was entschließe — oder wie man gemeiniglich sagt, daß er sich tummeln möge.

N e u e s t e s.

Bayern. ≈ München, 23. Juni. Nachdem wir schon seit mehreren Tagen eine drückende Hitze hatten, die heute Mittags den Höhepunkt erreichte, entlud sich Nachmittags ein heftiges Gewitter über der Stadt, das von Hagel, glücklicherweise nur ein paar Minuten andauernden, begleitet war. Letzterer richtete in den nach der Wetterseite gelegenen Fenstern der Stadt stellenweise wieder ziemliche Verwüstungen an. In der Ludwigsstrasse namentlich wurden eine Masse Fenster beschädigt. Wie ich höre haben jedoch weder Feld- noch Gartenfrüchte Schaden gelitten. — Letzten Freitag fand wieder Versammlung der hiesigen Juristengesellschaft statt, bei welcher Advokat und Hofrath v. Seybold einen Vortrag über Kodifikation hielt. Bei der nächsten dießmal schon in 14 Tagen erfolgenden Versammlung wird Bezirksgerichtsassessor Hr. Dr. Hierl einen Vortrag über das Vormundschaftswesen halten. Der schon seit mehreren Jahren hier bestehende juristische Leseverein hat sich nunmehr aufgelöst und seine gesammte ziemlich reichhaltige Bibliothek der juristischen Gesellschaft zum Geschenke gemacht. Wie ich von einem Reisenden hörte, ist heute Mittag in Augsburg die dortige vor wenigen Jahren erst neugebaute vor dem Wertachbruckerthore gelegene Kunstmühle abgebrannt.

Aus München, 21. Juni läßt sich die Allg. Ztg. schreiben: „Wenn man darin, daß man Sybel von München scheiden läßt einen Sieg des Ultramontanismus erkennen wollte, so würde man sich in einer argen Täuschung befinden. Die Besetzung von Sybels Lehrstuhl wird beweisen wie wenig die freie wissenschaftliche Bewegung in München eine Verkümmerung und Beeinträchtigung zu fürchten habe." (Niemand bildet sich ein, einen Sieg errungen zu haben; sondern ist höchstens einigermaßen befriedigt, daß ein Mann scheidet, dessen ganze Geistesrichtung mit derjenigen der Mehrzahl des bayerischen Volkes im Widerspruch steht. Daß gewisse „Berufene" in München nicht bloß von strengkatholischer Seite, sondern allgemein nicht gerne gesehen werden, ist notorische Thatsache.)

* Die **Süddeutsche Zeitung** versichert hinsichtlich der Rheinbundsbeschuldigungen: Der Verfasser der Flugschrift, so wie der Nationalvereinsausschuß hätten von der Existenz des Daily-News-Artikels keine Kenntniß gehabt und seien dafür nicht verantwortlich.

Der Münchner Bote berichtet: Die herrliche Witterung fängt schon jetzt an unseren Hausfrauen trefflich zu statten zu kommen; gestern ist der Zentner Schmalz um 3 Gulden gefallen; selbstverständlich wird die Butter ihren enorm hohen Preis auch nicht länger behaupten können.

* Landshut, 24 Juni. Vorgestern hatten wir eine afrikanische Hitze; die Luft kam wie aus einem Feuerofen. Das war für die mit der Einbringung des Heues, dessen es eine ungeheuere Menge gibt, beschäftigten Leute sehr beschwerlich. Der Hausmeister des Gasthofes zum „Kronprinzen", so wie ein Hausknecht beim Münstererbräu wurden vom Schlage getroffen und starben. Gestern Nachmittag streifte ein Gewitter unsere Gegend, es ward jedoch bald wieder heiter, so daß sich der Bernlochnerkeller zur „Johannesfeier" bis zum Erdrücken füllte. Erst spät — um eilf Uhr — wurde den Harrenden ein Tableaux, die Schlacht von Sendling, zum Besten gegeben. Heute am Johannestage haben wir in aller Frühe schon Gewitterregen gehabt.

* In Regensburg ist der Garkoch Mundigl, wie die Rgsb. Ztg. berichtet, von einem Schuße schwer getroffen, in seiner Behausung gefunden worden. Er ist auch am Samstag Abend noch verschieden. Der That verdächtig ist sein 20jähriges Weib verhaftet worden.

* In Tirschenreuth ist am 20. Juni der Stadtpfarrer und Distriktsschulinspektor Wolfgang Weigl im 51. Lebensjahre gestorben.

Donauwörth, 29. Juni. Heute früh 10 Uhr verschied in Kaisheim Regierungsrath v. Closmann, Vorstand der dortigen Strafanstalt. Der Staat verliert an ihm einen seiner treuesten, thätigsten Diener, seine Untergebenen ihren besten Freund. (Allg. Ztg.)

Kirchheim, an der Mindel. Am 20. Juni Nachmittags ½2 Uhr ging in einem Stadel, noch unbekannt wie, Feuer auf und verzehrte in 3 Stunden 54 Firste, wodurch 51 Familien obdachlos wurden, von welchen die Meisten außer dem nackten Leben nichts gerettet haben. Menschenleben sind nicht zu beklagen; nur Ein Mann liegt an den Brandwunden hart darnieder. Unsere obligatorische Feuerordnung bewährte sich auch hier im höchsten Grade unzweckmäßig.

Oesterreich. Wien, 22. Juni. In der heutigen Sitzung des Unterhauses legte der Justizminister einen Entwurf über die Grundzüge der Gerichtsverfassung vor. Die Schwurgerichtsfrage ist darin offen gelassen, bis die Einzellandtage über dieselbe vernommen sind. (Tel. d. Allg. Ztg.)

Wien, 20. Juni. Die Wiener Ztg. schreibt: Die ungewöhnlich ungünstigen hierortigen Witterungsverhältnisse des heurigen Frühjahres haben in dem Befinden Ihrer Majestät der Kaiserin eine Verschlimmerung veranlaßt, deren Beseitigung nach der bestimmtesten Erklärung des Professors Skoda nur durch die rasche Rückkehr in ein warmes Klima erwartet werden kann. Ihre Majestät die Kaiserin werden nach dessen Rathe schon am nächsten Samstag von Wien nach Corfu abreisen. (In München angelangte Privatnachrichten schildern (dem Volksboten zufolge) den Zustand der hohen Frau als sehr bedenklich, wenn auch für den Augenblick noch keine Gefahr vorhanden ist.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.



Straubinger Schranne vom 22. Juni 1861.

Getreid-Gattungen.	Voriger Rest.	Neue Zufuhr.	Gesammt-Summe	Verkauft wurde.	Bleibt als Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Mindester Preis.		gefallen.		gestiegen.	
	Schäff.	Schäff.	Schäff.	Schäff.	Schäff.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	308	1486	1794	1257	537	19	40	19	1	18	27	—	28	—	—
Korn	101	234	345	211	134	14	10	13	43	13	13	—	18	—	—
Gerste	66	14	80	23	57	10	25	10	8	9	48	—	—	—	22
Haber	—	250	250	227	23	7	49	7	31	7	18	—	16	—	—
Erbsen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Linsen	—	39	39	25	14	10	15	10	1	9	51	—	30	—	—

Münchener Schranne vom 22. Juni.

	Höchst.		Mittl.		Niedr.				
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.		fl.	kr.
Reps:	—	—	—	—	—	—	gest.	—	—
Leinsamen:	21	10	19	27	17	50	gef.	—	17

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 26. Den 30. Juni. Pauli Gedächtniß.

Mein Vaterland.

Kennst Du das Land? Von zweier Meere Wogen
Sind seiner Marken mächt'ge Gau'n umspült,
Von stolzen Bergen ist sein Herz durchzogen,
Ihr schneeig Haupt in Wolken eingehüllt,
Und breite Ströme fluthen zu den Meeren,
Vorüber an den Burgen altersgrau,
In ihren Wassern spiegeln sich der hehren,
Gewalt'gen Dome wundervoller Bau.
Kennst Du das Land und seiner Ströme Namen,
Die Berge, die im Abendgolde flammen?

* * *

Kennst Du das Volk? Die fernsten Zeiten sagen
Von seiner Größe, seines Ruhmes Glanz.
Du kennst sie, Roma, noch aus trüben Tagen
Die wucht'gen Recken in dem Waffentanz.
In Syrien, am düstern Jordanstrande
Wuchs neuer Ruhm aus seiner Söhne Blut;
Vom Alpensee bis zu der Dünen Strande
Hat nie die Lanze, nie das Schwert geruht.
Nenn' mir das Volk im rauhen Kriegsgewande,
Die stolzen Namen aus dem Heldenlande!

* * *

Kennst Du die Geister, deren Lichtgestalten
In diesem Volk gewandelt und gestrebt?
Die mit des Wortes siegenden Gewalten
Die großen Herzen mächtig einst durchbebt?
Der Künste Spiel, des Wissens ernste Wahrheit
That sich begeistert zweien Welten kund,
Dazwischen klang mit süßer, reiner Klarheit
Ein herrlich Lied aus edler Sänger Mund.
Kennst Du die Sterne, die so mächtig flammen?
Nenn' dieser Geister ewig stolze Namen!

* * *

„Ich kenn' das Volk und seine besten Söhne,
Das große, edle — arme Vaterland,
Doch wecken Freud' mir nicht die süßen Töne,
Wo ich nur Trümmer einst'ger Größe fand.
Wehmüthig schau' ich seines Ruhmes Zeiten
Und hoffnungslos bewein' ich seinen Fall,
Da tönt kein Sang zu den zerriss'nen Saiten,
Wo Schmach und Spott, Vernichtung überall.
Drum laß die Träume von vergang'nen Tagen;
Für's deutsche Land gibt's Thränen nur und Klagen.

J. B. Sigl.

Die Hexenlinde am Kirnberge.

Donausage aus dem siebenzehnten Jahrhundert von Dr. Fr. Js. Proschko.

(Schluß.)

„Nun fragt den Herrn Stephan da und den Freiknecht Rupprecht", entgegnete der Holzknecht, „die haben uns den stadtrichterlichen Befehl gebracht, einen Baum im Forste zur Anfertigung eines neuen Galgens für den jungen Delinquenten im Stadtrichterhause zu fällen, dazu haben sie diese morsche Linde gewählt; nun 's ist eben kein großer Schade um den hohlen wurmstichigen Stamm, der höchstens nur den Dohlen noch zum Neste diente. Der Stadtschreiber warf einen langen Blick auf Stephan; „hm", sagte er, „ich weiß allerdings von diesem Auftrage, der vom Stadtrichteramte auszing; aber daß gerade diese Linde zu dem fraglichen Zweck ausgesucht wurde, ist gar seltsam; mich dünkt, sie war eben jener Baum, bei welcher unser armer Delinquent, der Waitjunge Cornelius, vor einem Jahre die Wild- und Holzdiebe versprengte."

Der Stadtschreiber hatte noch nicht ausgeredet, als ihm die Holzknechte und Heger ein barsches „Seht euch vor, die Linde stürzt!" in die Ohren brüllten. Er sprang bei Seite und mit großem Gekrache stürzte die alte Hexenlinde auf den beschneiten Mooshügel herab, daß ihre Aeste und Zweige zusammenknatterten, gleichwie das kleine Gewehrfeuer dem Kanonendonner der Schlacht nachknattert.

Eine Menge Dohlen flatterte plötzlich von den vielen Nestern auf, welche die alte Linde auf ihren Aesten getragen hatte. Ziemlich oben gegen den Wipfel des Baumes zu, der jetzt auf einem beschneiten Waldsteine lag, stack eines der größten Nester der Dohlen, welche jetzt schreiend um ihre zerstörten Wohnplätzchen herumflatterten. — In der untern morschen Höhlung aber fanden sie noch manche Ueberbleibsel der Holz- und Wilddieberei: kleine Stricke, Lunten-Abschnitzel, ein rostiges Taschenmesser und etwas verhärtete Käse, ein Zeichen, daß die Holz- und Wilddiebe seit längerer Zeit dem Baume und dem Dohlengrunde überhaupt keinen Besuch mehr gemacht hatten.

Die Holzknechte machten sich nun daran, den Baum regelrecht zu spalten und einige Holzstücke für den Scharfrichter daraus zurecht zu machen. Da es bereits dunkel zu werden begann, hatten sie ihre großen Waldlaternen erhellt. „Wie merkwürdig der Instinkt dieser Vögel ist", bemerkte der Stadtschreiber, auf den Wipfel zuschreitend: „in der That, ein solches Dohlennest ist geräumig genug, um einem halb Dutzend junger Vögel zur warmen Decke vor Frost und Schnee zu dienen. — Laß' mal sehen, ob nicht einige Eier darin liegen. — Leuchte!" rief er einem der Holzknechte zu. Dieser näherte sich mit der Laterne, und auch die beiden Heger nebst Stephan und dem Freiknechte traten neugierig herzu.

Der Stadtschreiber wühlte mit der Hand in dem großen Dohlenneste herum — „halt", rief er plötzlich, „was ist das?" — Der Holzknecht rückte die Laterne näher, ihr Schimmer fiel im Neste auf ein strahlendes Ei — nicht doch, auf ein strahlendes Kleinod . . . . „Ein Ring! ein Ring! ein Siegelring! voll Brillanten!" — rief der kleine Stadtschreiber mehr erschrocken als erfreut — und hoch in der Hand hielt er den aus dem Neste herausgezogenen Ring. Dann drehte er ihn wieder um und um — und drehte ihn hin und her, und drehte ihn nach allen Seiten, und betrachtete den Stein und das eingravirte Wappen, und rief dann mit einem Schrei, der ihm aus der innersten Brust, dem leichenblassen Stephan aber wie die Posaune des Weltrichters in die Ohren klang: „Herr Gott, dich loben wir, deine Wege sind dunkel, aber sie sind gut: dieses ist der Siegelring Seiner Gnaden des Herrn Landesgubernators! —"

Eine furchtbare Pause der Ueberraschung und des Entsetzens trat jetzt ein. Die Worte des Stadtschreibers klangen wie die Zauberformel eines gelösten Bannes den Umstehenden in die Ohren, und der Mond, als hätte er dieses furchtbare „Es werde Licht" verstanden, beleuchtete hinter dem rauschenden Walde, mit

seiner vollen Scheibe heranziehend, das todtenbleiche Antlitz des meineidigen Stephan, während der beginnende Sturm über dem Walde sein Trauerkonzert zu heulen begann.

„Grundgütiger Himmel!“ rief der nächststehende alte Heger Martin: „Das ist wohl derselbe Ring, den unser Waldjunge Cornelius gestohlen haben soll, und um dessenwillen den armen Jungen der Tod erwartet. Aber wie kam der Ring auf diesen Baum?“ ......

„Nichts leichter zu erklären als das“, antwortete der Stadtschreiber nach einigem Nachdenken: „Wie aus den Verhandlungen des peinlichen Prozesses gegen den Waldjungen Cornelius hervorgeht, schliefen Seine Gnaden der Herr Landesgubernator in jener halben Stunde, während welcher Hochdemselben sein Siegelring auf unbegreifliche Weise, und wie es bis zur Stunde hieß, durch den Waldjungen Cornelius entwendet wurde, bei offenem Fenster, nächstwelchem auf einem Marmortischchen der Siegelring lag; die Dohlen lieben bekanntlich glänzende Gegenstände und stehlen solche zuweilen, um sie in ihre Nester zu tragen, wo sie dieselben oft Jahre lang verbergen! — Da nun in der Gegend dieses Hochforstes die Dohlen wie die Mücken herumschwärmen und sich der Siegelring des Herrn Landesgubernators eben in einem Dohlenneste befand, so ist es augenblicklich begreiflich, daß er durch eine Dohle aus dem offenen Fenster davongetragen und auf diese Linde gebracht wurde. — So ist es auch begreiflich, wie der Ring wegkommen konnte, ohne daß irgend Jemand anderer, als der arme Waldjunge Cornelius zur Zeit des Schlafstündchens Seiner Gnaden des Herrn Landesgubernators im oberen Stocke des Forsthauses auf- und niederging.“

„Ja, ja! so ist es und nicht anders!“ riefen die Heger und Holzknechte. Der hocherfreute Stadtschreiber zog aber jetzt seine Jagdmütze vom Haupte, ließ sich auf ein Knie nieder und und blickte mit tiefer Rührung in den sternenhellen Nachthimmel. „Allmächtiger!“ rief er begeistert, „wie unerforschlich sind deine Wege, wie wunderbar wirkt deine Hand! Siehe, am Vorabend des Tages, wo ein unschuldiges Wesen auf der Richtstätte erlöschen sollte, führst du uns an diese Stätte, und die Hand des meineidigen Verbrechers, der die nie geschehene That eines dem armen Gefangenen angedichteten Diebstahles beschwor, muß eben dieselbe Hand sein, welche den Baum bezeichnet, dessen Gipfel den schlagendsten Beweis der reinsten Unschuld des Verurtheilten bildet.“ — Jetzt aber deutete er auf den leichenblassen und zitternden Stephan, der, seine Fassung allmälig wieder gewinnend, eine Erwiederung stammeln wollte: „Faßt den Buben“, herrschte der Stadtschreiber den Holzknechten zu, „bindet ihm mit Baumbast die Hände, und bringt den meineidigen Angeber ins Stadtrichterhaus, auf daß er die Rolle mit dem armen Schlachtopfer umtausche, für das er diese morsche Linde als Richtholz ausersehen hatte.“ —

Zehn Minuten später schimmerten im Forsthause wohl zwanzig Laternen; neues Leben schien in dasselbe wieder zurückgekehrt. Eine Viertelstunde später trugen vier Holzknechte den alten Förster Anselm in einer Sänfte den Kirnberg hinab, nach Linz hinein, und wohl die halbe Bewohnerschaft des Forsthauses gab ihm das Geleite, als er, der kurz vorher kaum aus dem Bette zu kriechen vermochte, nun beinahe ohne Stock und Hilfe den Schloßberg hinaufstieg, um dem Landesgubernator in Begleitung des Stadtschreibers seinen wieder gefundenen Siegelring zu behändigen. Als er am Mariahilfberge vorüber kam, schloß sich noch eine treue Seele seinem Zuge an. Es war die alte Binsen-Hanne, welche bis zur Stunde dort im Gebete zugebracht, nun Erhörung ihrer heißen Bitte gefunden hatte, und sich dem Zuge anschloß, der den alten Förster Anselm ins Schloß begleitete.

8. Gottes-Gericht.

Der arme Cornlius saß, in sein Schicksal ergeben, auf der Strohmatte im Kerker des Stadtrichterhauses, und betete seinen letzten Abendsegen; denn morgen schon sollte seine Hinrichtung stattfinden. Ergeben in sein trauriges Schicksal, erwartete er mit jedem Stundenschlage den Nachrichter der Stadt, welcher der Gewohnheit gemäß jeden Verurtheilten am Vorabende zu besuchen und ihm eine Art Abbitte für jenes Leid zu thun pflegte, welches er ihm in Namen des Gesetzes durch die Hinrichtung vom Leben zum Tode zufügen mußte.

Cornelius wollte auch diese herbe Stunde, wo er den Freimann bei sich sehen mußte, mit Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen überwinden. Horch! jetzt klirrten die Schlüssel im obern Thurme.

Der arme Cornelius fiel weinend auf seine Kniee und drückte die mager gewordenen Hände fest in seine Augen — ach, der Anblick des Freimanns war das Furchtbarste, was ihm während des ganzen peinlichen Prozesses begegnen sollte.... Seine Sinne sanken ihm, er sank kraftlos auf die Binsenmatte herab, und . . . Gottes heiliger Finger berührte seinen Scheitel; lichte Wölkchen kamen geschwommen, und jedes derselben trug einen kleinen geflügelten Himmelsboten aus Gottes Eden, und die holdseligen Engelein trockneten mit sanfter Hand die blutigen Thränen, welche vom Antlitze des armen Cornelius herabträufelten; sanfte Sphärenmusik ertönte laut und immer lauter, und der arme Dulder fühlte sich erhoben auf den Wölkchen, und einer sternenlichten Ferne entgegengetragen, aus welcher ihm verwandte Züge, das schöne greise Haupt seines Wohlthäters und Vaters des alten Försters Anselm, und die Stimme seines verstorbenen Mütterleins herabgrüßten. Jetzt sah er, wie der gute alte Förster seine Arme weit, weit nach ihm ausstreckte und hörte, wie dieser mit melodischer Stimme ihm die Worte zurief: „Komm an mein Herz, armer Sohn, denn deine Unschuld ist erkannt!“ — Und Cornelius erkannte nun, daß er dem traurigen Erdenleben, welches für ihn so viele Dornen hatte, nun entrückt und in Gottes seliges Eden eingegangen sei. — Und er schlug seine Augen auf, und — erwachte aus dem schönen Ohnmachtstraume, und sah wieder die dunklen Wände seines Kerkers vor sich, aber auch die leibhaftige Gestalt des alten Försters und des edlen Landesgubernators und des Stadtrichters und Stadtschreibers, — ja, und auch die in Thränen erzitternde Binsen-Hanne um sich stehen. Und wieder, und deutlicher hörte er die beseligenden Worte des Försters: „Komm an mein Herz, armer Sohn, denn deine Unschuld ist erkannt!“ und Cornelius hing am Halse seines alten Wohlthäters, und nur lautes Schluchzen war die Sprache, welche laut wurde. Gott der Allbarmherzige aber verstand sie gar wohl, denn er hatte ja in seinem unerforschlichen Rathschlusse diese Stunde herbeigeführt.

Im Schlosse des Landesgubernators erfuhr Cornelius den Zusammenhang jener Ereignisse, welche so schnell eine Aenderung seines traurigen Schicksales herbeigeführt hatten. Alles wetteiferte, für den so wunderbar geretteten Jüngling seine Theilnahme zu bezeugen und ihm die ausgestandenen Leiden vergessen zu machen. —

Der Landesgubernator ließ noch in derselben Nacht den Senat des Stadtgerichtes zusammenrufen, und feierlich die Schuldlosigkeit des armen Cornelius aussprechen; er umarmte ihn öffentlich vor Gericht, und legte ihm ein goldenes Kettchen um den Nacken, woran er den verhängnißvollen Siegelring befestigt hatte, welchen er dem wackern Cornelius als erste Entschädigung seiner unschuldig erlittenen Haft zum Geschenke machte. — Gleichzeitig ertheilte er den gerechten Befehl, den boshaften Angeber Stephan der strengsten Haft zu unterziehen und sein Urtheil möglichst zu beschleunigen. Dieses ließ auch nicht lange auf sich warten.

Stephan, so verdorben er sonst in seinem Gemüthe war, hatte durch das merkwürdige Ereigniß der Wiederfindung des Siegelringes auf der Hexenlinde im Dohlengrunde seine Fassung ganz verloren. Seine Frechheit ging bald in die tiefste Muth-

losigkeit, und diese durch Gottes unergründliche Barmherzigkeit und die Zusprache des Kaplans der St. Gandolfuskapelle zulezt in wirkliche Reue über sein Verbrechen über, als er hörte, daß der von ihm so sehr verfolgte Cornelius sich vom Landesgubernator als einzigen Ersatz für seine vielen Leiden die gänzliche Begnadigung Stephans erbeten habe. Diese war aber nun in Folge der nunmehrigen weiteren Geständnisse Stephans gänzlich unmöglich; denn diese letztern lauteten dahin: daß er in Gesellschaft mehrerer von ihm bezeichneten Holzknechte der Nachbarschaft seit längerer Zeit Holzstämme und erlegtes Wild vom Kirnberge entfremdet und an die Passauer Schiffleute verkauft habe; daß er es war, der die beiden in der Höhlung der Hexenlinde gefundenen Gewehre des Försters entwendet hatte. Seiner weiteren Aussage nach pflegte er sich nebst den fraglichen Holzknechten mit zottigen Fellen und andern Kleiderfetzen zu vermummen, um in der Gegend der Hexenlinde zuweilen vorübergehende Landleute zu schrecken und den Glauben zu verbreiten, daß in jener Gegend Gespenster umgingen. So konnten die Wild- und Jagddiebe dann ihr Geschäft mit größerer Sicherheit treiben, und die morsche Hexenlinde war jener Lagerplatz, wo sie ihre Jagdbeute und die Jagdgeräthschaften zu verbergen pflegten.

Stephan und seine Genossen waren es daher auch gewesen, welche der muthige Cornelius bei seiner Nachtwache im Dohlengrunde verscheucht hatte. Stephan war durch den Schuß des unerschrockenen Cornelius an der Ferse verwundet worden; daher sein Hinken, welches er, wie erzählt, einer zufälligen Fußverrenkung zuschrieb. Mittelst einer Stange, die er unter seinem zottigen Gespenstermantel verborgen hatte, hatte er diesen bald in die Höhe geschoben, bald wieder herabgelassen, daher sich nach Belieben groß und klein gemacht. Endlich gestand der junge Verbrecher, daß er von dem Freiknechte Rupprecht angeleitet, zuweilen nächtlicher Weile im Dohlengrunde unter allerhand abergläubischen Zaubersprüchen sogenannte sicher treffende Freikugeln zu gießen versucht habe.

Alle diese Umstände veranlaßten das Linzer Stadtgericht, den neunzehnjährigen Stephan wegen Diebstahl und Zauberei zum Tode durch das Schwert zu verurtheilen. Der Hexenprozeß gegen seine Mitschuldigen wurde fortgesetzt. Das Urtheil gegen Stephan ward am dritten Adventsonntag den 16. Dezember 1699 bei seiner zuständigen Herrschaft Wildeneck vollzogen . . .

Der tugendhafte Cornelius aber erhielt die Stellung eines Leibjägers des Landesgubernators, und schon nach vier Jahren, als sein zweiter Vater, der Förster Anselm am Kirnberge, in seinen Armen sanft entschlafen war, die Stelle desselben als Revierförster am Kirnberge.

So führte die allwaltende Vorsehung die duldende Tugend und Unschuld zur verdienten Belohnung, und das Laster der Strafe entgegen.

Auf dem am Eingange dieser Erzählung erwähnten Richtschwerte des Freimanns Georg Sinhöringer sind auf der Rückseite noch weiter in damaliger Schreibweise die Worte zu lesen: „Mit diesem Schwerte findt Hiernach benannte Delinquenten Nemblich anno 1695 den 13. Martiy bei der Herrschaft Tyllisburg Simon N. ein Dieb, 17 Jahre alt; bei der kaiſ. kaiserlichen Herrschaft Wilteneck a. 1699 am 16. Dezember Stephan D*** im 19ten Jahre seines Alters, Und dann letztlich, bei der Herrschaft Weyer 1709 Sebastian Wadler 15jährigen Alters und zwar die zwei Ersten durch den OOFreimann Georg Sinhöringer, der letztere durch dessen Sohn Leopold decapitirt Und hin Gericht wordten."

Also spricht dieß eiserne Wahrzeichen der göttlichen Gerechtigkeit.

Freundlich aber blickt noch jetzt jene nun schon oftmals erneuerte kleine Kapelle vom westlichen Berge oberhalb der Stadt Linz ins Thal herab, wo der wackere Cornelius die mächtige Fürsprache der hochheiligen Mutter des Welterlösers fand, und viele tausend fromme Beter wallen während allen Jahreszeiten zu dieser heiligen Stätte und flehen nicht umsonst zur Mutter aller Gnaden:

Maria hilf!

Wolfgang Menzel (Protestant) sagt in seinem Literaturblatt (Nr. 49, 19. Juni 1861): „Allerdings ist es vom Uebel, durch die Toleranz alle Wahrheit des Bekenntnisses zu vernichten, und vom Uebel, durch Intoleranz zu kränken, zu beleidigen und aufzuregen. Aber das ist eben das Unglück der Parität. Sie hat immer nur die Wahl zwischen zwei Uebeln, weil sie selbst ein Uebel ist."

Neuestes.

Bayern. △ München, 28. Juni. Im Vollzuge des Kriegsministerial-Reskripts vom 21. d. Mts. „die Bildung von Feldbatterien gezogener Sechspfünder", haben die aufzuhebenden 6 Zwölfpfünder-Feldbatterien die Geschützbedienungsmannschaft vom 1. Juli an auf den Stand von 35 durch Beurlaubung zu reduziren und sind die Schulübungen mit gezogenen Kanonen sofort zu beginnen; diese sind auf 6 Wochen festgesetzt. Am 15. August haben sodann die Hauptübungen ihren Anfang zu nehmen, wozu die Beurlaubten wieder einzuberufen sind. Die übrigen, mit gezogenen Geschützen nicht versehenen Batterien setzen die vor 6 Wochen begonnenen Hauptübungen bis zum 14. Juli fort und hat sodann bei denselben eine Beurlaubung des größten Theils der Geschützbedienungsmannschaft auf längere Dauer einzutreten. — Die hiesigen Infanterie-Regimenter und das 6. Jäger-Bataillon hatten, gestern erlassener neuerer Bestimmung zufolge, bereits heute ihren Stand auf 32 per Kompagnie durch Beurlaubung zu reduziren. Die beiden Bataillone, welche von hier in Landsberg und Benediktbeuern detachirt sich befanden, treffen morgen schon hier ein; die Quartiermacher sind heute Mittags bereits angelangt. — Nachschrift. Der Herzog von Brabant (Kronprinz von Belgien) und der Herzog August von Sachsen-Koburg-Gotha werden morgen von Wien hier erwartet. Letzterer ist bekanntlich mit einer Tochter Louis Philipps verehelicht. — Am Montag und folgenden Tagen finden Sitzungen in der Kammer der Abg. statt.

In München wurde am 26. Juni der Stiftungstag der Universität gefeiert. Der Rektor magnificus Dr. Seitz berührte auch den Verlurst Prof. v. Sybels, fügte jedoch bei: „es ist aber bis jetzt uns noch nichts amtlich bekannt."

In Partenkirchen kam am 25. ds. Morgens gegen 1 Uhr Feuer aus und legte in zwei Stunden 8 Häuser in Asche.

Landshut, 28. Juni. 1861. Schrannenstand 2887 Schäffel, wovon 2505 Schffl. verkauft und 382 Schffl. eingesetzt wurden. Nach dem Mittelpreise Waizen 19 fl. 54 kr., gest. um 5 kr., Roggen 12 fl. 9 kr., gef. um 16 kr., Gerste 9 fl. 6 kr., Haber 7 fl. 30 kr., gest. um 2 kr. — Umsatz-Summe 44,034 fl. 12 kr.

Dienstliches. Durch Regierungs-Verfügung v. 25. Juni 1861 ist der Schulprovisor Johann Evangelist Allmansperger in Deggendorf zum Schullehrer daselbst befördert worden.

Mittels Regierungs-Verfügung vom 24. Juni 1861 ist Schulprovisor Joseph Mühlbauer zu Frauenbiburg, k. Landgerichts Dingolfing, zum Schullehrer daselbst befördert worden.

Neustadt a. d. WN., 22. Juni. Heute Abends gegen 7 Uhr ertrank in der Naab ein 11jähriger Knabe. Beachtenswerth ist dieser Unfall wegen eines Umstandes, der ihm vorausging. Vormittags desselben Tages nämlich zeichnete der brave und talentvolle Knabe einen Sarg, darauf ein Kreuz und neben dem Sarge einen Knaben, der ihn tiefsinnend betrachtete. Unter die Zeichnung schrieb der Knabe wie im Vorwissen seines nur zu baldigen Todes seinen Namen Felix W.... (Regsb. Morgenbl.)

* In Augsburg hat das Direktorium der neulich abgebrannten Kunstmühle der Feuerwehr in einem schmeichelhaften Schreiben gedankt, die Kurkosten der Verwundeten übernommen und 500 Gulden für die Unterstützungskasse der Feuerwehr übersandt. Die Augsburger Feuerwehr ist aber auch ausgezeichnet! —

* Von Mindelheim und Ottobeuern in Schwaben wird über ein am 23. Nachm. stattgefundenes Hagelwetter berichtet; auch mehrere Fluren der Gerichtsbezirke Türkheim und Schwabmünchen wurden beschädigt.

Sachsen. Nach einer telegraphischen Nachricht aus Zwickau, 26. Juni, ist in der Nacht zuvor in der Stadt Elterlein Feuer ausgebrochen, welches in Zeit von zwei Stunden gegen 32 Wohnhäuser nebst Hintergebäuden und Scheunen in Asche gelegt hat. Gegen 80 Familien sind dadurch obdachlos geworden. Menschen sind nicht verunglückt.

Oesterreich. * Von Braunau wird über die traurigen Folgen zweier am 23. d. vorübergezogenen Gewitter berichtet. Das zweite hauste arg auf dem Lande; es fielen starke Schlossen und ein schrecklicher Orkan wehte. Mehrere Ortschaften litten sehr, Dächer wurden abgerissen, Stallungen umgeworfen, die stärksten Bäume ausgerissen, Feld- und Gartenfrüchte vernichtet. In Altheim wurde der Kirchthurm umgerissen. Der Inn schwoll rasch an und trieb Entsbäume und Geländer mit sich.

Italien. Turin, 27. Juni. Der bei Gelegenheit der Anerkennung des Königreichs Italien geführte Notenwechsel wird jetzt veröffentlicht. In der französischen Note heißt es: Der Kaiser bewilligt auf das Ersuchen des Königs Victor Emanuel, daß derselbe als König von Italien anerkannt werde. Aber diese Anerkennung billigt nicht die frühere Politik des Turiner Kabinets, darf nicht zu Unternehmungen, welche den allgemeinen Frieden stören könnten, ermuthigen. Frankreich betrachtet das Prinzip der Nichtintervention als Regel und weist jede Verantwortlichkeit für Vergrößerungs-Projekte zurück. Die Okkupation Roms durch französische Truppen dauert fort, bis Garantien für die Interessen, welche Frankreich nach Rom geführt haben, gegeben sind. In der Antwortsnote Ricasoli's dankt dieser dem Kaiser für die Anerkennung. Er erinnert an sein Programm, welches er unlängst der Kammer vorlegte, worin er wünscht, daß die ersehnte Lösung ohne Erschütterung herbeigeführt werde. Unser Wunsch ist, Rom dem Königreich Italien zurückzugeben, ohne etwas der Größe der Kirche und der Unabhängigkeit des Papstes zu nehmen. Er hofft, daß der Kaiser in einiger Zeit die Truppen von Rom wird zurückrufen können, ohne daß die Katholiken dadurch in Furcht versetzt werden. Er überläßt der hohen Weisheit des Kaisers diesen Moment zu bestimmen. (Tel. d. A. Abdztg.)

Rom, 17. Juni. Der Papst hat sich von einem leichten Unwohlsein, das ihn in den letzten Tagen unvermuthet überfiel, bereits wieder erholt. Nichtsdestoweniger ist man für den Gesundheitszustand des Papstes als einen für die Dauer haltbaren sehr ernstlich besorgt und zwar um so mehr, als man weiß, daß er an einem bedenklichen Fußübel leidet.

Portugal. In Portugal ist der Orden der barmherzigen Schwestern aufgehoben worden. Welche Heldenthat! —

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Pläner.

Landshuter Brod- und Mehlsatz vom 29. Juni bis 6. Juli 1861.

Brodgewicht.	Pf.	Lth.	Qt.	pfq
Eine Zweipfennigsemmel	—	2	—	3¼
Eine Kreuzersemmel	—	4	1	3
Ein Zweipfennigslaibl	—	3	1	—
Ein Kreuzerlaibl	—	6	2	—
Ein Batzenlaib	1	8	—	1
Ein Achterlaib	2	16	—	2
Ein Zwölferlaib	3	24	—	3

Mehlsatz.	Metzen. fl.	kr.	dl.	Mäßl. kr.	dl.
Semmelmehl	3	24	—	12	3
Pohlmehl	2	44	—	10	1
Nachmehl	1	56	—	7	1
Römisch-Roggen	1	56	—	7	1
Backmehl	1	32	—	5	3
				Vierling	
Waizenkleien	—	24	—	6	—
Roggenkleien	—	20	—	5	—

Viktualienpreise.

Schmalz das Pfund		24 bis 26 kr
Butter das Pfund		26 „ 28 „
Eier 5—6 Stück		4 „ „
Hühner, alte, das Stück		24 „ 30 „
„ junge, „	„	— „ — „
Tauben „	„	10 „ 12 „
Enten, „	„	— „ — „
Gänse, „	„	— fl. — kr. bis — fl. — kr
Lämmer „	„	1 fl. 30 kr. bis 2 fl. 42 kr
Spanferkel, „	„	2 fl. 30 kr. bis 3 fl — kr.

Holzpreise.

Buchenholz, Klafter	14 fl. — kr. bis 15 fl. — kr
Birkenholz, „	13 „ — „ „ 14 „ — „
Föhrenholz, „	11 „ — „ „ 12 „ — „
Fichtenholz, „	10 „ — „ „ 11 „ — „

Lichter- und Seifenpreise.

Unschlittkerzen, gegossene, das Pfund	27 kr.
„ ordinäre „ „	25 „
Seife „ „	18 „
Unschlitt, rohes, der Zentner	26 bis — fl.
Unschlitt, ausgelassenes, der Ztn.	33 „ —

Fleischpreise für den Monat Juni 1861.

In Landshut:	Mastochsenfleisch per Pfund	13 kr. 2 dl.	Rindfleisch per Pfund	12 kr. 2 dl.
	Schweinfleisch „ „	17 kr. — dl.	Schaffleisch „ „	— kr. — dl
In Passau:	Mastochsenfleisch „ „	12 kr. 2 dl.	Rindfleisch „ „	11 kr. 2 dl.
In Straubing:	„ „ „	13 kr. — dl.	„ „ „	12 kr. — dl.

Das Kalbfleisch darf den Preis von 12 kr. — dl. per Pfund nicht überschreiten.

Münchener Schranne vom 28. Juni.

	Höchst. fl.	kr.	Mittl. fl.	kr.	Niedr. fl.	kr.		fl.	kr.
Reps:	—	—	—	—	—	—	gest.	—	—
Leinsamen:	21	30	19	10	17	23	gef.	—	17

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 27.** Den 8. Juli. Kilian.

Alte und neue Geschichten aus Bayern.

a—y Unter diesem Titel hat unser vaterländischer Dichter Hermann Schmid, der gegenwärtige Dirigent des Münchener Hoftheaters, eine Anzahl von ihm schon früher in verschiedenen Zeitschriften (Hausblätter von Hackländer und Edm. Höfer, Gartenlaube) veröffentlichter Novellen in Einem recht hübsch ausgestatteten Bande herausgegeben (München: Rohsold, 1861). Es sind sieben Erzählungen, von denen jede einzelne sowohl in Hinsicht der taktvollen und glücklichen Wahl, als der durchgebildet künstlerischen Behandlung des Stoffes dem Verfasser Ehre macht. Der Dichter mag die Nachtseite menschlicher Verhältnisse malen wie im Todtengesicht, in Falkenstein oder in der Huberbäuerin, oder er mag Freundschaft und Dankbarkeit, Liebe und still häusliches Glück und der Herzen zarte Conflicte zur Darstellung bringen, immer und auf jeder Seite seines Buches bekundet er sich als Meister und weiß den vollen Herzensantheil des Lesers für seine Erzählung zu erobern. Obwohl von Natur äußerst unpoetisch angelegt und gleich Herrn Föckerer von Vilshofen immer mehr mit Geschichte als mit Aesthetik beschäftigt, habe ich diese Geschichten dennoch mit immer steigendem Gaudium und mit entschiedenem inneren Wohlbehagen gelesen und kann sie darum auch dem gebildeten Publikum Ihres Blattes als eine nicht bloß angenehm unterhaltende, sondern auch bildende, erfrischende und veredelnde Lektüre empfehlen.

Die erste Erzählung „das Todtengesicht" schlägt ein wenig sehr in das schauderöse und Hautgruselnerregende Genre. Einen jungen Grafen von L. zog es schon auf der Universität zu Ingolstadt mit einer Art neugieriger Inclination immer mehr zu den geheimen und abstrakten Wissenschaften, und er hätte für sein Leben gerne erforscht, wie es mit jenen Dingen beschaffen, die den Menschen zu ihrem Heile verborgen und und unbegreiflich sind. Nach verschiedenen Schicksalen kam der junge Herr Graf als Gesandtschafts-Attaché nach Rom und hier erwirbt er von einem alten Manne um 50 Dukaten das Todtengesicht, nämlich die Gabe an einem gewissen Zug im Gesichte jedem Menschen es anzusehen, wenn er bald sterben mußte. Bei einer noblen Abendgesellschaft im Palaste des Herzogs von Braschi unterhält sich unser Cavalier mit dem Cardinal F., — plötzlich zeigt sich auf dem Antlitze des alten Herrn das Todeszeichen und der junge Diplomat vermag seinen Schrecken nicht zu verbergen. Er stürzt hinweg und mischt sich unter die fröhliche Menge; eben wird die Verlobung des Herrn vom Hause mit einer jungen, heute zum erstenmale in die Zirkel eingeführten neapolitanischen Fürstentochter bekannt, Alles ergießt sich in Gratulationen, die Braut wendet ihr blühendes Antlitz gegen unseren Grafen und — ein lauter Ausruf des Entsetzens entschlüpft diesem unwillkürlich, denn sie trägt, nur ihm erkennbar, das Todeszeichen. Er wird gemieden, er kehrt nach Bayern zurück, heirathet und lebt zurückgezogen in glücklicher Ehe, er fühlt sich wieder selig an dem Tage, da sein Erstgeborner getauft wird, aber am Abend — erscheint ihm das Todeszeichen an Mutter und Kind. Nun wurde es ihm doch gar zu arg; er that vor Gott ein feierliches Gelübde, sich ganz zurückzuziehen und kein menschlich Antlitz mehr zu sehen sein Leben lang. So lebte er an die vierzig Jahre, in einem Zimmer eingeschlossen. Hier schrieb er die Geschichte seines Unglückes und Herr Schmid fand die Historie in einer Thalschenke am Tegernsee, als er nach anstrengender Bergwanderung einmal müde dort Nachtruhe suchte.

Viel angenehmer liest sich die zweite Novelle „der Greis." Sujet der Erzählung ist nicht ein zahnloser Alter mit schneeweißen Haaren und schlotternden Knieen, sondern ein blühender Knabe voll Talent und warmer Lebenslust, der Schreiners Adam von Velburg, der durch guten Gesang sein Glück machte. „Der Greis" heißt ein Lied von Haydn, welches in dem Lebenslaufe des Velburger Jünglings bestimmende Bedeutung erlangt hat. Wir sehen den liebenswürdigen Burschen zuerst in Velburg seine Lehrjahre durchmachen, wohnen dann einem Strauß aus seinen Wanderjahren im napoleonischen Kriege bei und finden ihn dann einige Jahre später in etwas unscheinbarem Anzuge auf dem Residenzplatze in München wieder, wo er nach der Weise anderer Nariskèr sein gutes Fortune sucht und findet. Ein Engagement am Hoftheater, ein herztrautes Ehegespons, gute Freunde — dieß Alles findet der biedere Velburger im schönen München — was will er mehr?

„Falkenstein," die dritte Erzählung, ist ein köstlich ausgeführtes Gemälde voll Leben und Handlung; nur will mir der Selbstmord des sonst so vernünftigen alten Sedelbauern nicht recht einleuchten und kommt mir die versuchte Motivirung dieses schon in ästhetischer Hinsicht unschönen Schrittes gar zu schwach vor. Dem Künstler — und das ist Hermann Schmid — stehen doch wohl noch passendere Mittel zu Gebote, um einem Conflict zu lösen, und die obersten Grundsätze aller Moral sollten auch in einem Roman nicht verletzt werden. Im vorigen Jahre hat Herr Herm. Schmid in einer in der Gartenlaube veröffentlichten sonst trefflich geschriebenen Novelle eine eigenthümliche Bereicherung des Kirchenrechtes versucht, woran ich durch den oben berührten Selbstmord des wackeren Sedelbauern wieder erinnert werde. Zwei junge, mit Glücksgütern reich gesegnete und fein gebildete Personen lebten bereits mehrere Jahre in glücklichster Ehe, der Himmel hängt ihnen voller Geigen und sie scheinen ewige Flitterwochen zu feiern. Da schlägt ein Blitz vom heiteren Himmel in das Gebäude dieses Glückes: bei einer nächtlichen Feuersbrunst geräth die Frau in große Lebensgefahr und die Gefahr wirkt nachtheilig auf ihr geistiges Vermögen ein, sie wird irrsinnig, sie muß in einem Irrenhause untergebracht werden und von den Aerzten wird sie für unheilbar erklärt. Es versteht sich ohne Worte, der unglückliche Gemahl ist lange Zeit trostlos und wird endlich ganz trübsinnig; dieß kann Herr Schmid in die Länge nicht ertragen und um den gebeugten Mann wieder aufzurichten, trennt er dessen Ehe propter impedimentum morbi und verheirathet ihn bei Lebzeiten seiner kranken Frau mit einer jungen Freundin derselben. Nach einiger Zeit entsteht im Irrenhause ein Brand und der Schrecken, welcher den Geist der armen Frau zerrüttet hatte, stellt jetzt die Integrität seiner Funktionen wieder her. Jetzt hat unser Ehemann zwei gesunde Frauen, keine will von ihm und er von keiner lassen, welch ein fataler Casus! Wäre es nicht besser, wenn solche Monstrositäten vermieden würden?

„Eigener Herd," das vierte Stück, ist eine gar feine Tendenznovelle. Die Loni beim Gstadmüller in Seekirchen am Tegernsee und der Zimmer-Balthes alldort, ein prächtigeres Paar findet sich nimmer. Eines braver, fleißiger, ordentlicher, in allweg musterhafter als das andere, zwei rare Exemplare von Menschenkindern, in denen alle trefflichen Eigenschaften zum schönsten Bunde sich gefunden haben. Und wie sie denn so ganz für einander geschaffen schienen, haben auch ihre Herzen sich gefunden und verbunden unauflösbar. Der Pfarrer, der Landrichter, ein großer Theil der Gemeinde ist ihnen gut gestimmt; weil sie aber nichts haben als ihre gesunden Arme und was sie gelernt haben und was sie mit Beiden verdienen können, also auf Lohnerwerb heirathen wollen, bringt es bei dem im Bayerland annoch geltenden absoluten Veto der Gemeinden ein abscheuliches Ungeheuer von Müller durch sehr diplomatische Intriguen so weit, daß die Gemeinde ihnen den Consens verweigert. Was nun weiter hochromantisch sich begibt, was viele Mühsal sie ertragen, wie endlich der alte König Max in höchster Noth als rettender Deus ex machina erscheint und ihnen zu einander hilft, dieß Alles muß ich schon bitten, in dem Buche selbst zu lesen. Wer sich in eine recht giftige und bittergallige Stimmung über das Veto der Gemeinde hineinlesen will, dem ist diese exemplarisch schön geschriebene Novelle höchlich anzurathen. Aber dann sein nicht vergessen, daß jedwedes Ding und so auch das gegenwärtig so hart angegriffene Widerspruchsrecht der Gemeinden wenigstens zwei Seiten hat! Wenn die Gemeinde alle Last zu tragen hat, muß auch ihr dieses Recht verbleiben: daß es nur gerecht und vernünftig gebraucht werde, wäre freilich oft sehr zu wünschen. Uebrigens dürfen wir in Herrn Föderer in Vilshofen wohl das Vertrauen setzen, daß er dafür Mittel finden werde: seine neuliche Rede in Straubing scheint uns dazu zu berechtigen.

Da ich bereits zu weit ausgegriffen habe, darf ich die drei letzten Novellen „Unverhofft," „die Huberbäuerin" und die „Mohrenfranzel" nur mehr nennen — sie sind die vollkommensten in dieser Sammlung. „Unverhofft" zeichnet sich durch die gelungenste, zarteste Seelenmalerei aus, während „die Huberbäuerin" die frappanteste Handlung zeigt. Das ganze Buch möchte ich Freunden einer ansprechenden Unterhaltungslektüre wie am Anfange, so am Schlusse warm empfehlen; es ist ein schönes Buch — und welches schöne Buch hätte nicht auch seine Mängel?

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid*).

1.

„Gib mein' lieben Mutterl und allen christglaubigen Seelen die ewige Ruh' und das ewige Licht leuchte ihnen. — Herr laß sie ruhen im Frieden — Amen!" so schloß ein hübsches, aber sehr bleich aussehendes Bauernmädchen sein Nachtgebet, indem sie Stirne, Mund, Brust andächtig mit dem Kreuze bezeichnete. Gleichzeitig erhob sie sich, schob den hölzernen Stuhl, vor dem sie gekniet hatte, bei Seite, setzte den Wachsstock auf den nebenanstehenden Schrank und wollte eben das alte Gebetbuch schließen. Da fielen die Blätter etwas über und zwischen den großgedruckten braunen Seiten wurde ein dürres Kleeblatt sichtbar.

Das Mädchen hielt einen Augenblick inne und betrachtete das Blatt, während über ihr vom kleinen Wachslicht spärlich beleuchtetes Gesicht etwas gleich einer wehmüthigen Bewegung glitt. „Was thust Du noch da?" fragte sie halblaut vor sich hin. „Hab' gemeint, der Wind hätt' Dich schon lang mitgenommen und verweht, wie dieselbe Zeit, wo Du grün gewesen bist! — Flieg ihr nach nun . . . Du gehörst nicht recht herein mehr unter die frommen Sprüche und Gebeter. . . ." Damit blies sie das Wachslicht aus, trat an das kleine niedrige Fenster und ließ das Kleeblatt in die Sommernacht hinausfallen, die schwarz und lautlos über der Gegend lag.

Eine geraume Zeit starrte sie in das Dunkel hinaus und ließ sich die Nachtluft um Stirne und Hals wehen. Sie kam kühl aus den Tiefen herauf, vom Moore her, das unten sich so schwarz hinstreckte, daß es trotz der Nacht zu erkennen war. Drüber hinaus stiegen Hügelreihen auf, mit finsteren Tannenwäldern und hie und da einem Gehöfte besetzt, dessen weißen Wände weithin leuchteten. Nirgends aber war eine Spur von Leben wahrzunehmen, und wenn manchmal ein Laut hörbar wurde, war es das Rauschen vom fernen Mühldamme, das manchmal ein Windstoß herübertrug. „Es ist doch recht einsam da heroben in der Einöde", flüsterte Rosel, „und man könnt' sich fast fürchten . . . Aber ich will machen, daß ich auch in's Bett komme, es muß bald Mitternacht sein . . ." Leise schloß sie das Fenster und trat an's Bett um sich niederzulegen, hielt aber plötzlich inne.

„Ich bin doch ein dummes, furchtsames Ding", lachte sie dann halblaut vor sich hin, „jetzt wäre es mir in meiner Einbildung fast vorgekommen, als wenn ich was hätte krachen hören im Hause . . ."

Sie hatte kaum ausgesprochen, als sich das wahrgenommene Geräusch wieder hören ließ und zwar so bestimmt, daß von einer Einbildung oder Täuschung gar nicht mehr die Rede sein konnte. Deutlich vernahm man das Krachen von Holzpfosten, dazwischen schwere, dumpfauffallende Schläge, verworrenes Geräusch roher Männerstimmen, mitunter auch den kreischenden Hilferuf einer Weiberstimme.

„Heilige Mutter von Oetting," schrie Rosel entsetzt, „das ist die Stimm' von der alten Bäurin . . . da gibt's ein Unglück! Das sind Schelmenleut', die im Hof eingebrochen sind."

Halb entkleidet wie sie war, sprang sie zur Kammerthüre hin, riß sie auf und taumelte betroffen zurück, denn vom Hausgange her und die Treppe herauf loderte ihr die Helle von Kienfackeln entgegen. Beim Scheine derselben sah sie einen großen Mann in bäurischer Kleidung stehen, der in der einen Hand die Fackel empor hielt, mit der andern sich auf eine große Holzaxt stützte. Er schien als Wache an die Stiege gestellt zu sein und wie er, durch das Knarren der Thüre aufmerksam gemacht, das heraustretende Mädchen bemerkte, sprang er mit hochgeschwungenem Beile auf sie zu.

„Rühr' Dich nicht, oder Du bist hin," rief er ihr zu und Rosel gehorchte wider Willen, denn vor Schrecken war ihr die Zunge wie gelähmt und ihre Kniee nickten zusammen, daß sie, um nicht ganz umzusinken, sich am Thürgerüst anklammern mußte.

Die Schwäche dauerte aber nur einen Augenblick; eben so schnell als Rosel von dem Eindrucke überwältigt worden war, durchzuckte und richtete sie der Gedanke wieder auf, daß sie sich zusammennehmen und einen Entschluß fassen müsse. Vom Erdgeschosse herauf erscholl fortwährend das drohende Durcheinanderrufen wüster Stimmen, immer seltener von den Klagelauten des Bauers und der Bäuerin unterbrochen, die also schon überwältigt sein mußten. Sie begriff rasch, daß ein Angriff oder Vertheidigungsversuch von ihr ganz erfolglos sein und nur mit ihrer eigenen Verwundung oder Tödtung enden würde; sie dachte daher auswärtige Hilfe herbeizurufen. Das Brandl-Gut lag zwar als Einöde auf dem Hügel und das nächstgelegene Haus war mindestens eine halbe Viertelstunde entfernt; aber wenn es nur gelang, ein Nothzeichen zu geben, so war dieses vielleicht im Stande, noch rechtzeitig Hilfe herbeizurufen, oder es konnte doch die Räuber erschrecken und verscheuchen. Eine qualvolle Minute verging unter vergeblichem Grübeln, während dessen Rosel und der Wache haltende Mann einander laut- und regungslos gegenüber standen.

*) Zur Probe möge diese aus dem vorstehend besprochenen Buche „Alte und neue Geschichten aus Bayern," München 1861, Fleischmann'sche Buchhandlung, entnommene Erzählung dienen! Die Red. d. Ldsh. Z.

Jetzt fiel Rosel das Glöcklein ein, das auf allen Bauernhäusern der Gegend in einem kleinen Thürmchen angebracht ist, um die weit im Felde zerstreuten Arbeiter zum Essen herbeizurufen. Wenn es ihr gelänge, die Glocke zu läuten, so war es möglich, daß die Nachbarn das bei Nacht ganz ungewöhnliche Geläut hören und herbeikommen würden! Aber um zu dem Orte zu kommen, wo das Zugseil herabhing, mußte sie an der Stiege und dem dort stehenden Mann vorüber und es war gewiß, daß er bei der ersten bedenklichen Bewegung sie zu Boden schlagen werde.

Unter den Wimpern hervorlauernd betrachtete sie ihn jetzt genauer und es entging ihr nicht, daß er sie nicht mehr mit voller Aufmerksamkeit beobachtete, sondern zum Theil nach dem hinhorchte, was unten an der Treppe im Erdgeschosse vorging. „Da unten wären wir fertig," rief eine grobe Stimme herauf, der man es anhörte, daß sie der Verstellung wegen gewaltsam hinabgedrückt war. „Jetzt wollen wir droben das Nest ausleeren. Wie steht's droben?"

„Ganz gut," erwiederte der Wächter ebenfalls mit verstellter Stimme, das rußgeschwärzte Gesicht nach der Stiege richtend. „Es ist kein Mensch da, als die Dirn' und die rührt sich nicht!"

Rosel fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei; was geschehen sollte, mußte geschehen, eine Stunde später war es unmöglich und unnütz. „Heilige Mutter von Oetting, steh' mir bei," murmelte sie fieberhaft zitternd vor sich hin, dann raffte sie sich gewaltsam auf und stürzte sich mit ihrer ganzen Kraft auf den nichts befürchtenden Räuber. Mit einer geschickten Bewegung unterlief sie ihn, daß er das Gleichgewicht verlor und unter Poltern und Fluchen rücklings die Stiege hinabstürzte. Im Fluge war sie den Hausgang entlang geeilt und hatte die Thüre zu der offenen Gallerie entriegelt, die nach dortiger Sitte an keinem Hause fehlt. Dort, in der Ecke gegen den angebauten Stadel zu hing das Zugseil des Glöckchens.

Jetzt stand sie keuchend an der wohlbekannten Stelle, aber — das Seil war nicht zu sehen. Es war abgeschnitten, ganz oben in unerreichbarer Höhe hing der Rest des Strickes, es war also offenbar, daß Jemand von den Hausgenossen selbst um den Raubanfall wußte und deßhalb im Voraus die Möglichkeit beseitigen wollte, fremde Hilfe herbeizurufen.

Rosel hatte sich bis dahin gewaltsam aufrecht gehalten — jetzt drohten ihr die Sinne zu schwinden, es ward ihr dunkel vor den Augen und sie griff krampfig nach dem Geländer, um nicht zusammenzusinken. Es brauste ihr vor den Ohren und wie durch das Geräusch von fallendem Wasser hörte sie das Rufen des Räubers, der sich wieder aufgemacht hatte und nun mit Mehreren an der Thüre zur Gallerie arbeitete und rüttelte. Schon krachten und brachen die Bretter . . . im nächsten Augenblick war sie von den Räubern erreicht . . . (Forts. f.)

Erinnerungen an Ernst v. Lasaulx.

III.

(Schluß.)

Es ist ein oftbeachtetes Naturgesetz: daß der Lebensbaum alternder Völker in ähnlicher Weise verjüngt wird, wie Fruchtbäume verjüngt werden. Wenn im Orient ein edler Oelbaum alt zu werden und abzusterben beginnt, so pflegen sie ihn dadurch zu erfrischen und zu verjüngen, daß sie ihm einen jungen Zweig eines wilden Oelbaumes einpflanzen: wodurch der absterbende zahme Oelbaum verjüngt und der wilde Zweig gezähmt wird. Dasselbe zeigt sich auch in dem großen Verjüngungsprozeß der europäischen Völkergeschichte.

Lasaulx gesteht freilich zu, daß unsere Vitalität noch nicht so vertrocknet und erschöpft sei, wie in Afrika und Asien, aber ein slavisches Propfreis stellt er uns noch in Aussicht.

Es ist das eine Idee, die gleichfalls ahnungsvoll in einem unserer Dichter aufgestiegen, auch Geibel prophezeit einen Kampf von unermeßlichem Leide:

Darin die Besten auf der Wahlstatt sterben;
Der Slave wird zuletzt das Reich erwerben,
Daß er auf Gräbern seine Rosse weide.
Schon hör' ich als der Knechtschaft Siegesreigen
Prophet'schen Ohrs den Klang von seinen Hufen —
Ihr aber glaubt es nicht, und ich muß schweigen.
So schwieg Kassandra auf des Tempels Stufen,
Da sie im Geist sah Troja's Flamme steigen,
Und Niemand hört' es, daß sie Weh gerufen!

Das ist wohl ein sehr düsteres Prognostikon. Doch tauchte auch bei Lasaulx eine leise Hoffnung auf, daß die Geschichte unseres Geschlechts nicht immer nur wiederholen müsse, was schon dagewesen, daß vielleicht doch der Anfang einer neuen Entwicklung schon begonnen, aus der bessere Zustände hervorgehen könnten — aber das verlangt Voraussetzungen, deren Erfüllung uns noch sehr wenig näher gerückt sein dürfte. Noch heute ist die Beste und Schönste an die den jugendkräftigen germanischen Stämmen ehemals eingepflanzte christliche Weltreligion geknüpft; „wenn das drohende Schicksal der Zukunft sich erfüllen und die verhängnißvolle Stunde eines letzten großen Völkerkampfes in Europa kommen wird, so kann es keinem verständigen Zweifel unterliegen, daß auch hierin der endliche Sieg nur da sein wird, „wo die größere Kraft des Glaubens herrscht."

Das ist ein oberflächlicher Versuch, die Lasaulx'schen Grundgedanken kurz zusammen gefaßt, wiederzugeben; von da aus wird seine öffentliche Wirksamkeit und seine Stellung in Frankfurt und in der bayerischen Kammer in vielen Dingen erklärlich; diese seine Maximen spielten in den kleinen und großen politischen Fragen häufig durch und bedingten die oft ganz isolirt stehende Anschauungsweise, die von der kurzsichtigen Tagesmeinung, die ohne Steuer und Compaß dahinfährt, leichter bespöttelt als in ihrer Tiefe begriffen werden konnte.

In der Folge erschien von Lasaulx noch die schöne Abhandlung „über die theologische Grundlage aller philosophischen Systeme" (1856), ferner die bereits genannte „Rede zur Feier des Stiftungstages der Universität (1857), in der er mit väterlichem Wohlwollen zu den Herzen der akademischen Jugend sprach, dann das vielfach angefeindete Werk über „Leben, Lehre und Tod des Sokrates" (1857), worin er den griechischen Weltweisen als einen Vorläufer des Christenthums vindicirte, sodann verfaßte Lasaulx zur Feier des fünfzigjährigen Doctor-Jubiläums unseres unterdessen auch heimgegangenen Vater Thiersch die schöne Schrift: „die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern" (1858), die mit zu den werthvollsten Weihgeschenken gehört, die dem greisen Philologen und Aesthetiker am Abende seines Lebens in Fülle von weit und breit überreicht wurden, worauf noch seine „Philosophie der schönen Künste" erfolgte. Die letzte Abhandlung über „die Stellung Roms, ein Beitrag zur Philosophie der römischen Geschichte" las der Verfasser in der Akademie, ihr Erscheinen im Druck sollte er nicht mehr erleben.

Schon früher waren zum öfteren schwere Mahnboten des Todes an ihm vorübergegangen und hatten ihn auf längere oder kürzere Frist, aber immer bedenklich auf das Krankenlager geworfen. Sein Körper war überhaupt schon länger ein Trümmerwerk, nur zusammengehalten durch die Energie seiner Seele, durch die Kraft seines Willens, der ja der Mensch im Menschen, der Kern und Feuerbrand des Lebens ist. Man sieht an Lasaulx, was der Wille über die Natur vermag, und wie ein tüchtiger Geist den Körper zu beleben und unter den widerstrebendsten Verhältnissen auszubilden vermöge. Von früher Jugend mit einem nicht für einen Redner passenden Organ begabt, hatte er dieses Hinderniß zu beseitigen gewußt; wie jener alte Rethor ging auch er am Strande des Meeres und übte die Stimme an der brandenden Fluth, bis sie klangvoll und mächtig, wohltönig und rund zur vollen Verfügung stand. Sodann hatte sein von einem milden Feuer immerdar belebtes Auge durch nächtliche Studien ernst gelitten und die Pupille war soweit zurückgetreten,

daß er der schärfsten Gläser und zuletzt noch einer Linse zum Lesen im hohen Grade benöthigt war. Er tröstete sich mit dem Satze Plato's, daß das geistige Auge heller zu schauen beginnt, wenn das leibliche sich verdunkelt.

Frühzeitig stellte sich auch ein organisches Herzleiden ein, das durch die Hartnäckigkeit seiner Erscheinungen sein Leben durch jede Aufregung im hohen Grade gefährdete. Dazu gesellte sich im letzten Jahre auch noch die Gicht in dem einen Fuße, die ihm seine liebgewonnenen Spaziergänge (auf denen er einsam nur von seinen Gedanken oder einem so getreuen Freunde, wie Dr. Joseph Heine, begleitet) unmöglich machte. Er hatte seit einigen Jahren regelmäßig jede Ferienzeit auf dem Schlosse Lebenberg bei Meran verbracht. Hier, in wohlthuender Abgeschiedenheit, im Anblick der schneebekrönten Mendelspitze, fand er sich in die rechte Stimmung versetzt, an sein immer planvoll geordnetes Material, die schaffende und gestaltende Hand zu legen; und die verschiedenen Vorreden zu seinen Werken, mit denen er seinen liebsten Freunden ein bleibendes Ehrengedächtniß setzte, zeugten von der erhöhten und reinen Stimmung, in der er sich jedesmal hier befand und zu einem neuen thatkräftigen Leben erholte. Häufig klingt aber aus diesen Vorreden auch eine Ahnung, daß die Tage ihm nahe bevorstünden, „von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht“ und in denen die „Jugend der Seele auf immer entflieht.“ Längere Zeit her war schon ein Abschließen und Zurückziehen in engere Kreise fühlbar; er hatte längst seinen letzten Willen bestellt und sein Haus, und Alles was ihm lieb war, geordnet, auch seine Bibliothek — die eine höchst werthvolle Sammlung ist und wohl werth wäre, im Ganzen einen Besitzer zu finden [1]) — musterte er, ausmerzend was kein Recht auf bleibenden Werth sicherte und unermüdlich die Lücken füllend. Als er im vorigen Herbste von seiner Sommerfrische zurückkehrte, äußerte er mit wehmüthigem Vorgefühl, er sei wohl das letztemal in dem trauten bayerischen Stüblein der Lebensbergerburg gewesen, sein Fußübel werde ihm keine so weite Fahrt mehr gestatten; als er dann im weiteren Verlauf bemerkte, er gebrauche dagegen sehr bedeutende Gifte und einer der Anwesenden überrascht auf die Gefährlichkeit solcher Kuren hinwies, entgegnete Lasaulx ruhig: „Der sie mir gegeben, versteht die Sache besser als wir.“ Im Winter kam eine gefährliche Lungenentzündung über ihn, von der er sich nochmals erholte und seine Collegia fortsetzte.

Als er am 15. März ds. Js. zum letztenmale auf dem Lehrstuhle stand, sprach er merkwürdiger Weise über Schlaf und Traum und über den Tod. Er hatte den Schlaf, „der die Wurzel des Lebens restaurirt“, seit sieben Wochen nicht mehr genossen, er schilderte aus peinlicher Erfahrung die krankhaften Zustände der Schlaflosigkeit und sprach: „Wer den Schlaf gehörig erfaßt und erkennt und würdigt, hat den Dingen so ziemlich auf den Grund geschaut.“ Dann definirte er die drei verschiedenen Ansichten über den Tod, die materialistische, die wohl eine ganz respectable Kraft verlange, um mit ihr das Leben zu schließen; die spiritualistische, welche auf ganz bedeutende Geister einen großen Reiz auszuüben im Stande gewesen; zuletzt die sogenannte christliche, daß die Seele vom Leibe sich trenne und speciell fortdauere, eine Ansicht, die nicht geradezu specifisch-christlich genannt werden könne, da sie große Männer längst vor dem Christenthume zuversichtlich geglaubt und gelehrt und die des Menschen so eigentlich erst würdig wäre. Darauf schloß er wörtlich: „Mag Jeder von diesen drei Ansichten wählen, welche er immer will, er möge aber bedenken und überlegen, ehe er wählt; und sollte Einer thöricht wählen, so wird er doch noch vor seinem Lebensende so viel Muth und Charakter besitzen, daß er zur richtigen Ansicht zurücktritt.“ — Lasaulx brach darauf früher ab, weil er zur Kammer ging, um in der unglückseligen Frage zu reden, die seine Kräfte über alles Maß in Anspruch nahm und ihn neuerdings auf das Lager warf. Wenige Tage vor seinem Tode äußerte er noch, er habe seine Abhandlung über Schlaf und Traum in Gedanken ganz ausgearbeitet und freue sich, selbe nach seiner Genesung gleich zu schreiten; die Hoffnung, „dieser specifische Vorzug des Menschen“, hielt noch sein Haupt, als der Bruder des Schlafes schon an ihn trat. „Die Herrschaft des Todes aber ist für uns gebrochen und in Sieg verwandelt, nam quam nunc appellamus mortem, somnus est. Sicut vitae somnus quotidianae requies est a diei laboribus, ita extremus ille somnus aliud non est, quam diu desideratus finis anxiae hujus vitae inquietudinis, quum temporis compedibus liberati libere tandem in puriori elemento praesentis aeternitatis respirabimus.“ (Denn was wir jetzt mit dem Namen des Todes belegen, ist nur ein Schlummer. Denn wie der Schlaf nur ein Ausruhen ist nach den Mühen des täglichen Lebens, so ist dieser letzte Schlaf nichts anderes als das langersehnte Ende von der ängstlichen Unruhe dieses Lebens, wenn wir frei von den Fesseln der Zeit endlich das reinere Element der Ewigkeit athmen werden.) So schrieb einst der Jüngling. De mortis dominatu in veteres. 1835. S. 76. Wir aber preisen ihn am Ende seiner Tage glücklich, denn er konnte wie Lessing von sich sagen, es gebe nichts besseres, als wenn man sich bis zum Ende bewähre, ein Gedanke, denn auch schon unser Walther von der Vogelweide kannte, wenn er sang: „ezn wart nie lobelicher leben, swer so dem ende rehte tuot“, und wir dürfen das seltene Wort desselben Dichters im vollsten Umfang auf den Heimgegangenen anwenden: „sin lop ist nicht ein lobelin!“ *)

Dr. H. Holland.

1) Sie enthält nicht nur alle alten Autoren, sondern auch in den besten Editionen, dazu in ganz reinen und schön gebundenen Exemplaren; eine oberflächliche Schätzung von circa 4000—5000 fl. möchte sicherlich nicht zu hoch gegriffen sein.

*) Wie am Beginne, bemerken wir auch am Schlusse, daß diese „Erinnerungen an Ernst v. Lasaulx“ dem Abendblatte zur Neuen Münchner Ztg. entnommen sind. Die Red. d. Lndsh. Ztg.

Der Wiener Congreß.

Wohl zwölf Löcher erblicken wir schon in dem Wiener Congreßwerk.
  Aber er machte ja selbst leider das erste hinein:
Frankreich ließ er zu groß; und mit Sachsen verfuhr er abscheulich,
  Daß er es polnisch getheilt. Andres verschweigen wir fein.
Hätten im Wiener Congresse die Aerzte das Uebel Europas
  Besser geheilt, so geschäh' aller der Gräuel jetzt nicht.

Eremita Jenchovensis.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 6. Juli 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4102	1197	21	30	20	56	20	12	—	2	—	—
Korn . . .	1685	424	14	8	13	15	12	31	—	18	—	—
Gerste . .	387	110	11	56	11	19	10	35	—	26	—	—
Haber . . .	1639	5	8	13	7	39	7	20	—	8	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 28. Den 15. Juli. Heinrich.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

In den Knieen liegend blickte Rosel mit der sinnlosen, ängstlichen Hast der Verzweiflung um sich. Sie erblickte nichts als vor sich das Geländer und seitwärts in der Ecke den Vorsprung des Scheunendachs mit der in ein aufgesperrtes Drachenmaul auslaufenden Dachrinne... „Liebs Mutterl“, flüsterte sie halbbewußtlos, „hilf Du Deiner Rosel ... zeig Du mir einen Ausweg ...“

Nochmal blickte sie um sich, nochmal blieb ihr Auge an dem Dachvorsprunge der Scheune haften ... „Wenn ich mich an die Rinne anhängen und aufs Dach hinaufschwingen könnte“, dachte sie, aber sie konnte den Gedanken nicht weiter erwägen, denn eben fiel die Thüre zertrümmert auf die Gallerie.

Die Räuber stürzten hinaus, voran ein starker, breitschulteriger Mann mit einem gewaltigen, rothen Bart, der fast das ganze Gesicht verdeckte, und kaum erkennen ließ, daß es mit einer schwarzen Maske bedeckt war. „Hab' ich Dich, Bestie“, schrie der Mann und sprang auf Rosel zu.

Diese hatte im Moment, als sie die Thüre fallen hörte, sich halb besinnungslos auf das Geländer geschwungen. Fest hatte sie mit beiden Händen die Dachrinne erfaßt und war eben im Begriff, sich auf das Scheunendach zu schwingen, als sie sich von starken Armen gepackt und zurückgerissen fühlte.

Ohne einen Laut von sich zu geben, faßte nun auch Rosel den Räuber und rang mit ihm, auf dem Geländer stehend. Ein Fehltritt hätte sie hinabgestürzt und ihr den Tod gebracht. Keuchend suchte der Angreifer sich von ihr los zu machen, aber umsonst.

„Zum Teufel!“ rief er dem Genossen zu, „was stehst Du da und reißest das Maul auf! Gib der Dirne Eines auf den Kopf, daß ihr das Drosseln vergeht ...“

Der Gescholtene hob die Axt zum wuchtigen Streich, aber ehe sie niederfiel, hatte Rosel sich rasch ihren Vortheil ersehen, machte sich die Hände frei und indem sie mit äußerster Anstrengung wieder die Rinne ergriff, stieß sie den Räuber mit dem Fuße gewaltsam mitten in's Gesicht.

Schreiend taumelte er einen Augenblick zurück, aber es war genug, ihm sein Opfer zu entreißen. Mit der Kraft der Verzweiflung hatte Rosel sich auf das Dach geschwungen und ohne sie erreichen zu können, mußte er zusehen, wie sie sich vollends auf demselben erhob und dem Glockenthürmchen zukletterte.

„Das ist Dir nicht geschenkt, Bestie“, rief er ihr nach, „wir treffen schon noch einmal zusammen ... Aber jetzt macht, daß wir weiter kommen“, fuhr er zu den Genossen gewendet fort. „Wenn die droben zu läuten anfängt, könnten sie leicht kommen und uns die gute Beute abjagen!“

Hastig ward der Befehl vollzogen. Nach wenigen Sekunden huschten die Räuber aus dem Hause über den Hofraum weg nach dem nahen Walde zu. Im Hause selbst war es todtenstill, vom Dache aber wimmerte und heulte die Glocke, wie eine jammernde und klagende Stimme. Schon begann im Osten der erste graue Streifen zu dämmern: auf den entlegenen Gehöften der Flurnachbarn begann es sich schon hier und da zu regen und so wurde das Nothzeichen bald gehört. Ehe eine halbe Stunde verging, strömten von allen Seiten die Männer und Bursche mit allerlei Waffen herbei. Sie fanden die Thüren des Hauses und Kisten und Kasten in ihm erbrochen, durchwühlt und ausgeleert. Der Bauer und die Bäuerin lagen gebunden und geknebelt in ihrer Schlafstube am Boden; Rosel mußte mit einer Leiter vom Dache herabgeholt werden.

„Das ist wieder kein Anderer gewesen“, sagten die Bauern zu einander, als ihnen das Vorgegangene erzählt und die Person des Anführers geschildert wurde. „Das ist Niemand gewesen als der rothe Hannickel mit seiner Bande! Das ist nun der vierte Raub und Einbruch seit einem Vierteljahre und drinnen auf dem Erdinger Landgericht schreiben sie einen Akt um den andern zusammen und bringen doch nicht heraus, wo der rothe Hannickel steckt und wer er ist.“

Kopfschüttelnd, in schwerer Besorgniß um die Sicherheit ihres eigenen Hab' und Gutes gingen sie dann auseinander; Einer ward abgesendet, um beim Landgericht die Anzeige zu machen und einige blieben als Wache in dem geplünderten Hause. Die Bewohner waren zu angegriffen und erschöpft, um für sich zu sorgen oder Vorkehrung treffen zu können.

Rosel war wieder in ihre Kammer gegangen und kniete in der aufflammenden Morgenröthe am Bette nieder zum Gebete. „Das hab' ich Dir zu verdanken, mein gutes Mutterl“, sagte sie heiß und innig. „Du hast mir den Gedanken eingegeben und die Kraft dazu!“

Als sie ihre Andacht vollendet hatte, legte sie sich noch auf ein paar Morgenstunden zur Ruhe nieder, aber es dauerte lange, bis sie einzuschlafen vermochte. Die so neuen und furchtbaren Erlebnisse hallten noch lang in ihrer Seele nach, noch lang sah sie den Räuberhauptmann mit der schwarzen Larve und dem rothen Barte vor sich, und als ob sie diese Stimme schon anderswo gehört hätte, klangen ihr immerwährend, selbst durch Schlaf und Traum, dessen letzte Worte nach: „wir treffen schon noch einmal zusammen!“

2.

Der dunklen Nacht war ein blauer sonnenheller Himmel gefolgt. Die ganze Gegend schimmerte und flimmerte im reichlich ausgesprengten Thau, die fernen Tannenwälder hoben ihre dunkelgrünen Häupter bestimmt und scharf in die klare Morgenluft empor, ein angenehmer Ostwind schüttelte überall den Duft von frisch gemähtem Heu von den Flügeln, die Lerchen wirbelten hoch in der Luft, es war, als ob die Natur sich ebenfalls angeschickt hätte, den Sonntag Nachmittag festlich zu begehen.

Von nah und fern, schwächer und deutlicher scholl Glockengeläut von den Kirchthürmen, die über die ganze Gegend hin zerstreut sich emporstreckten, um anzuzeigen, daß unter den Bäumen um sie herum sich eine Handvoll genügsamer Menschen zusammen gefunden, und den eigenen Herd gebaut hatte. Es war um die Zeit, zu welcher überall der Frühgottesdienst gehalten wurde und von allen Seiten, nach allen Richtungen hin einzeln und in Gruppen gingen die Bewohner der kleineren Ortschaften, die keine Kirche hatten und Jene der Einzelgüter an den Rainen und Abhängen hin, einzeln und in üppig schwankenden Getreidefeldern, um in den Gotteshäusern für das Ge-

deihen der vergangenen Arbeitswoche zu danken und den Segen zu erbitten für die kommende.

Auch auf dem Huberhofe schickten sich die zahlreichen Knechte und Mägde zu dem frommen Gange und verließen nach und nach im höchsten Sonntagsstaat das Haus. Die Bäuerin wollte ebenfalls fort; aber der Bauer und ein paar Knechte mußten ausnahmsweise zu Hause bleiben, denn der in der Nacht vorgefallene Raub mahnte zu besonderer Vorsicht. Es war hie und da schon vorgekommen, daß die Räuber zu ihren Einbrüchen gerade die Stunden gewählt hatten, wo sie die Höfe wegen des Kirchenbesuchs von den meisten und kräftigsten Bewohnern entblößt wußten.

Der Huberhof lag ganz allein, eingeschlossen von zusammengehörigen Aeckern, Wiesen und Waldung, auf einer schönen, sanft ansteigenden Anhöhe. Das stattliche, mehrstöckige Haus mit seinen blanken, weißen Wänden, den vielen hellen Fenstern, und den freundlichen, grünen Läden war stundenweit sichtbar. Seine Pracht und die zahlreichen Nebengebäude verriethen die Wohlhabenheit des Besitzers und Mancher, der am Fuße des Hügels auf der Landstraße durch das breite, trübselige Moor dahinschritt, mochte einen Augenblick stille halten und den Glücklichen beneiden, dem ein solches Eigenthum geworden.

Gegenüber, jenseits des Moors, stieg eine ähnliche Hügelreihe empor. Auf ihr, fast eingeschlossen von einem kleinen Tannengehölz, lag das in der vergangenen Nacht beraubte Brandlgut.

Auf der Bank vor dem Huberhofe saß dessen Besitzer; er hatte die Hände über den etwas hinaufgezogenen Knieen zusammengelegt und blickte in den blitzenden Morgen und die leuchtende Landschaft hinaus. Sein Blick war nicht der des freudigen Naturfreundes oder des frohen Besitzers, der sich an dem Erreichten erfreut — sein Blick war starr und glanzlos und streifte an den gedankenlosen Ausdruck des Blödsinns. Die Züge des Gesichts waren abgespannt und schlaff und bildeten einen abstechenden Gegensatz zu der Kraft, die sich in dem ganzen gedrungenen Körperbau des Mannes ausprägte.

Unfern des Bauers, um ihn völlig unbekümmert, lehnte an einer Zaunbrüstung ein junger Mensch in bäuerlicher Sonntagstracht, eine schlanke, fast feingebaute Gestalt mit einem hübschen, ausdrucksvollen Gesichte, dem nur der unstäte Blick Eintrag that. Auch die Blässe desselben war störend, weil sie nicht zu dem ganzen Aussehen des Bauers paßte und unwillkürlich den Gedanken an das wüste Leben hervorrief, dem sie ihre Entstehung dankte. Auch der Bursche sah starr vor sich in die Gegend hinaus, aber auch er sah nichts von der Schönheit des Morgens und der Gegend; wilde leidenschaftliche Gedanken gingen in ihm hin und wieder, und wenn sein Auge an irgend einem Gegenstande mit dem Ausdrucke des Bewußtseins haften blieb, war es das einzelne, einsame Brandlgut gegenüber.

Das Geräusch eines auf der Landstraße daherrollenden Wagens störte Beide aus ihrem Brüten auf.

Es war eine einfache Landkutsche, in welcher ein Herr in Uniform mit einem zweiten, unscheinbar aussehenden Menschen saß. Es war der vom Landgerichte abgeordnete Assessor nebst Schreiber, die wegen des in der Nacht verübten Raubes den Augenschein vorzunehmen hatten. Der zu Pferde nachtrabende Gerichtsdiener machte die Kommission vollzählig.

Der Bauer hatte eine Sekunde lang aufgeschaut, sank aber sogleich in seine vorige, theilnahmslose Stellung zurück. Der Bursche dagegen richtete sich hoch auf, — wie krampfig, als wollte er etwas zur Abwehr ergreifen, faßte er einen der Zaunpfähle und blickte fest auf den heranrollenden Wagen.

Jetzt war derselbe an dem Feldsträßchen angekommen, das von der Hauptstraße nach dem Huberhofe abzweigte. Der Beamte wechselte ein paar Worte mit dem begleitenden Reiter, worauf der Wagen in den Seitenweg ablenkte. „Sie kommen zu uns“, murmelte der Bursche vor sich hin, „das hat was zu bedeuten!“ Rasch wendete er sich und schritt dem Hause zu, vor welchem er gleichzeitig mit der Kutsche anlangte.

Der Bauer hatte seine Mütze gezogen und stand nun mit gekrümmtem Rücken und blöd lächelnder Miene am Wagenschlage. „Ein' schön guten Morgen, Gnaden Herr Assessor“, sagte er, „das ist ja eine ganz seltsame Ehr', daß Sie auf den Huberhof kommen.“

„Ich komme auch nicht zu Euch, Huber, das wißt Ihr wohl“, erwiederte der Beamte, „aber weil der Weg so hart bei Euch vorbei führt, und weil Ihr doch dem Brandlgut so recht gegenüber liegt, wollte ich doch vorerst fragen, ob Ihr mir nichts erzählen könntet von der unglückseligen Geschichte.“

„Nein, Ihr Gnaden“, antwortete der Bauer mit stumpfsinnigem Lachen. „Um solche Sachen kümmert sich der Huber nicht. Der Huber weiß von gar nichts.“

„Das glauben wir ihm auf's Wort“, sagte der Beamte halblaut gegen den Gerichtsdiener. „Das ist ein wahres Prachtexemplar von Beschränktheit! Der Himmel mag wissen, wie dieser Dummkopf zu einem solchen Weibe gekommen ist!“

Der Schreiber nickte mit grinsendem Lächeln; der Gerichtsdiener aber, eine martialische Figur mit fast ganz kahlem Kopfe, und einem riesigen Schnurrbart im rothen Gesicht, stieß einen grunzenden Ton aus, der als Lachen gelten sollte. Dabei riß er den Hut vom Kopfe und machte vom Pferde herab eine so zierliche Verbeugung, als er sie noch aus der Zeit im Gedächtniß hatte, da er Chevauxlegers-Wachtmeister gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Darstellung der Kriegsvorfälle in der Stadt Abensberg im Jahre 1800.

(Fortsetzung.)

Nun gingen die Bürger das Geld zusammen zu schießen, Herr Landrichter v. Rigauer und ich unterhielten einsweilen den Offizier, der uns so manches von seiner Herkunft, seiner Bravour rc. erzählte, und weil er wohl sah, daß er das geforderte Geld sicher erhalten würde, Hrn. Landrichter und mir Sauvegarden anbot, und mir zugleich sagte: wenn Herr Bürgermeister ebenfalls eine haben wollte, sicher eine bekäme; indeß wollte er er es demselben frei stellen, ob er ihm, dem die zu bezahlende Summe nicht eine Nadelwerths eintrüge, dafür ein cadeau[1]) geben wollte oder nicht; Geld anzunehmen, wäre er nicht gewohnt; aber ein Andenken wäre ihm um so willkommner, als der Abt von St. Blasius)[2], bei dem er das nämliche Geschäft zu schlichten gehabt hätte, eine sehr schöne goldene Repetiruhr gegeben hätte, um die er aber vor 6 Tagen entweder durch Diebstahl oder Verlust gekommen wäre und nun eine silberne von einem ihrer Leute gekauft hätte, die aber gar nicht ginge. Dieß war deutlich genug gesprochen, was er noch über das Geld wollte; allein ich entschuldigte mich und andere so gut ich konnte; — daß ich mich dadurch schlecht empfohlen hatte, konnte ich daraus abnehmen, weil er über das lange Wegbleiben der Zahlung seine Ungeduld zeigte, und bald darauf mich zum Bürgermeister mit dem Auftrage schickte, qui se depeche[3]). Ich ging denn und war froh, etwas Luft und meinen Bürgern Trost einsprechen zu können; allein viele meiner Bürger fand ich dazumal zur Zahlung unabgeneigt, und etwelche glaubten, es könnte gar zu arg nicht werden, wenn wir gar nichts bezahlten; allein diese wurden überstimmt, man will bezahlen; aber zur Sicherheit müssen wir eine Quittung haben, ich versicherte, daß ich mein möglichstes thun würde, um

1) d. h. eine kleine Erkenntlichkeit.

2) Es liegt nichts daran zu wissen, von wo dieser Abt gewesen ist. Klöster mit dem Patron St. Blasius gibt es mehrere.

3) d. h. der Bürgermeister möchte sich geschwind fertig machen, d. i. beeilen.

solche zu bekommen. Nun brachten die Kaufleute das Geld zusammen, und wir gingen jetzt, um unsere Forderung abzutragen. Mit aller Mühe hatte man 22 Carolins in Gold zusammengebracht, das übrige wurde in Laub- und Kronenthalern hergeschossen; als es auf 50 Carolin's kam, hoffte der zweite Bürgermeister Fabrizi etwas zu erhandeln; allein der Offizier, um allem Abhandeln ein Ende zu machen, entgegnete, daß, wenn er (der Bürgermeister) 98 Carolin's gäbe, es eben so viel wäre, als hätte er nie was gegeben, es müßten die 100 Carolins voll sein, und als sie ganz gezählt dalagen, sagte er, man sollte einen Sack hergeben, worein das Geld gethan werden könnte, sollten die Bürger aber Anstand haben, so könnten sie das Geld wieder zu sich nehmen, ihm wäre das auch jetzt noch ganz gleichgiltig; es war um 3 Uhr (den 6. Juli) Morgens, als das Geld aufgezählt worden, jetzt forderte er Kaffee, trank 5 Tassen, und als er das Geld mit eigener Hand in den Sack geworfen hatte, befahl er dem gemeinen Chasseur sein Pferd vorzuweisen, versprach nochmal sogleich die Anstalt der bestellten Sauvegarden wegen zu treffen, gab das Geld in meine Hände, um selbes dem Hrn. Hauptmann zu übergeben, von mir übernahm es der Zeugmacher Nobel, und nun setzte er sich auf sein Pferd, ließ dem Hauptmann durch seinen Chasseur wissen, daß alles in Ordnung wäre, und er nur zu befehlen hätte, ob wir kommen oder er selbst in das Pfleghaus kommen würde; kaum kamen wir bis vor das Schloß hinaus, so sprengte der abgesandte Chasseur zurück mit der Nachricht, der Hr. Hauptmann würde sogleich nachkommen, wir kehrten also um, um denselben in dem Hofe zu erwarten, wohin er denn sehr schnell kam: da übergab Hr. Nobel das Geld und Hr. Lieutenant meldete, daß die Bürger deßhalb eine Quittung und etwelche Sauvegarden von ihm sich erbäten; darauf antwortete er, ich will nur das Geld spediren, dann in einer ½ Stunde wieder kommen, um alle eure Wünsche zu befriedigen, steckte indessen den Geldsack in eine vor dem Sattel angebrachte Taschen und eilte davon! Wir standen wie angewurzelt da, und allgemein fast war der Ausruf: „dießmal sind wir schön geprellt.“ Jedoch weil der Hauptmann wieder zu kommen und Sauvegarden versprochen hatte, so wähnte der Leichtgläubigere daß es doch noch möglich wäre, daß der Betrug nicht zu arg wäre; wir die Meisten gingen also zum Regensburger-Thore hinaus, wohinaus beide Betrüger geritten waren, da sahen wir sie aber schon entlang der Straße hinab fliegen, und seit dem sahen wir beide nicht mehr. Es war 4 Uhr, als sie fort waren. Vom beständigen Wachen und Laufen ganz ermattet, eilte ich nach Hause, um etwa ein paar Stunden Ruhe genießen zu können; allein alles war fruchtlos; schon um 5½ Uhr den 6. Juli Morgens kamen mehrere Chasseurs und Husaren herangezogen, man holte mich in das Pfleghaus, da war ich eben nicht sehr lange, als eine Dienstmagd zu mir kam, und mir sagte, ich sollte nur geschwind nach Hause eilen, es wären zwei Husaren bei mir, die da anschafften, als wären sie die Herren vom Hause. Als ich da ankam, fand ich zwei Husaren-Officiers, die hatten ein Dutzend Eier eingeschlagen, die meine Schwester geschwind in Butter kochen, d. h. ein Omlet machen mußte; als das fertig war, forderten sie eine Bouteille Wein und Brod, nahmen alles zusammen und gingen unter Begleitung meiner Mutter zum Kupferschmid Ley, wohin sie einen Rittmeister und noch 2 andere Offiziere luden, und verzehrten dieß Frühstück. In der Zwischenzeit kam die Kuchelbauers[1]) Tochter und bat mich, ich möchte doch machen, daß für den Aumüller[2]) eine Sauvegarde gegeben werde, die Franzosen hätten ihn schon schrecklich mißhandelt. Ich lief sogleich zum Rittmeister und bat ihn deßhalb, er antwortete mir hierauf, daß er keine Ordre hätte, und schickte mich so unerhört fort.

Unterdessen hörte man schon von mehreren Orten von Mißhandlungen und Plünderungen, welche die verflossene Nacht von den Franzosen auf dem Lande verübt wurden. Um 8 Uhr ließ ich das Zeichen geben, daß ich den pfärrlichen Gottesdienst anfangen wollte, weil es eben Sonntag war, und ich eher alles Preis zu geben, als meine Pflicht zu vernachläßigen entschlossen war; ich eilte jedoch mit dem Gottesdienste so gut ich konnte, um die Leute nicht zu lange aufzuhalten, kaum aber war ich zu Hause, so kam schon ein Aide de Camp[1]), der mir ankündigte, daß General Sanligner bei mir sich einquartiren werde, ich möchte also Kaffee, frischen Butter, Wein rc. zum Frühstück bereit halten. Und wirklich kam dieser General nach etlichen Minuten mit noch fünf andern Husaren und Chasseur-Officieren, 3 Domestiquen und 12 Pferden. Ich führte ihn in das Zimmer, und versprach sogleich mit dem Frühstück aufzuwarten. Indeß begehrten sie meine große bayerische Fink'sche Landkarte, als ich sie ihnen brachte, mußte ich dem Generale eine und die andere Frage beantworten über Straßen und Wege, über die Stellung und Stärke der Kaiserlichen rc. Während dieses Discurses verzehrten sie das obbesagte Frühstück; im untern Zimmer hingegen die Domestiquen Suppe, Fleisch, Gemüß, Bier und Wein und in der Stallung die 12 Pferde Haber und Heu. Noch mochten alle sich nicht ganz ersättigt haben, stürzte ein Chasseur-Offizier in meinen Pfarrhof, und rapportirte dem General, daß die Blankensteiner-Husaren die französischen Vorposten attaquirt hätten, man müsse diesen zu Hilfe eilen. Sogleich (es war ½11 Uhr) warfen sich der General und alle Offiziere auf ihre Pferde und jagten die Straße abwärts dem Kampfplatze zu. Man vernahm bald etliche Flinten- und Pistolenschüsse. Bis nach 12 Uhr brachten die Franzosen schon 12 bleßirte Blankensteiner-Husaren mit einem Rittmeister hieher, der harte Blessuren hatte. Unter den Franzosen selbst befanden sich 12 Blessirte, und alle gaben den kaiserl. Husaren das einmüthige Zeugniß, daß sie sich verzweifelt gewehrt hätten und nur allein der Uebermacht hätten weichen müssen; denn zwei Divisionen Chasseur und Husaren hatten gegen sie gefochten. Wirklich sah ich diese Menge Cavalerie die Straße heranziehen, gegen Gadem zu recognosciren, endlich in unsere Stadt hereinziehen, kaum waren sie herin, da ging es ans Fordern von Essen, Trinken, und Fourage. Alle Bräuer sperrten ihre Häuser, nur der einzige Hofwirth hatte noch ein offenes Haus; dahin lief alles, Offizier und Gemeine, forderten und nahmen. Da alle zu befriedigen unmöglich war, so vertheilten sie sich in die Stadt und umliegende Orte und brauchten, wo sie hinkamen, Gewalt; wenn man auch gutwillig Viwers und Fourage gab, so half es doch wenig, sie foderten jetzt auch Geld, und erzwangen es unter Schlägen und tödtlichen Drohungen, besonders betrugen sie sich auf Einöden, für welche gar kein Hilfsmittel auszukundschaften war; denn wenn man auch bei Stabsoffiziers Klage stellte und Hilfe suchte, so schickten sie einen subalternen Offizier, der der Commission überdrüssig manchmal kaum an den Ort der Gräuel ging, oder dann selbst in seinen Forderungen unersättlich war. Da der General Sanligner nach dem Scharmützel gerade Neustadt zueilte, so ging ich in die Pflege, dort fand ich den Inspecteur des Fourages, Villmain mit Namen, der indeß dem Hrn. Landrichter die Requisitiones bestimmte, welche das Landgericht und die Stadt zu prästiren hätte. Zu gleicher Zeit erklärte er, daß die zwei vorgenannten Chasseur-Officiere Schurkenstreiche begangen hätten. Nur er und der Kriegs-Commissär wären allein berechtigt, Contributionen und Requisitionen unter der gefertigten Firma des commandirenden Generals auszuschreiben; die dermalen für Abensberg bestimmte

1) Die Tochter des Gasthofsbesitzers: zum Kuchelbauer.

2) Die Aumühle liegt über der Abensbrücke auf dem Wege nach Allersdorf.

1) Heißt unser Generaladjutant.

Requisition müßte unverweilt in Erfüllung gehen, weil die Armee ihre Subsistenz haben müßte. Man stellte ihm jedoch vor, daß wir schon um so vieles Geld gekommen, wegen beständigen Durchmärschen das meiste aufgezehrt und wegen den noch in der Nähe stehenden kaiserlichen Truppen, die nichts hieher liefern lassen, kaum die Hälfte geliefert werden könnte rc. rc.; alle diese gegründeten Vorstellungen und selbst das demüthigste Bitten halfen nicht mehr, als daß der Inspekteur accordirte, vor der Hand zu liefern, so viel man könnte; dann aber möchte von Seite des kurfürstl. Landgerichts Vorkehrung getroffen werden, daß der Rest baldest nachgeliefert werde. Mit dieser Aeußerung kehrte der Inspecteur nach Neustadt zurück und versprach den andern Tag Morgens der Lieferung halber wieder zu kommen. (Forts. f.)

Zur deutschen Publicistik.

(Aus der Broschüre: „Die katholische Presse Deutschlands.“ Freiburg, 1861, bei Herder.)

Das katholische Deutschland besitzt zur Stunde mehrere ausgezeichnete Publicisten. Wir nennen Andlaw, Bader (Balderich Frank), Seb. Brunner, Buß, Höfler, Huber, Jörg, v. Linde, W. Maier, Frhr. v. Moy, Hermann Müller, Pfeilschifter, die beiden Reichensperger, Rieß, Roßhirt, Sausen, Theodor Scherer, Schulte, Schönherr, Seitz, Uhl, Walter, Zander, Zell u. A. Sie genügen noch keineswegs. ... Wie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die aus dem Heidenthum in die Gemeinde Aufgenommenen die vornehmsten Apologeten wurden, so hat die katholische Kirche in Deutschland in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts unter den Convertiten manchen Vertheidiger in der Presse gefunden. Friedrich von Schlegel gründete die Wiener „Concordia“ (1820—1823, je 6 Hefte) in der ausgesprochenen Absicht, katholischen Kräften einen Mittelpunkt zu geben und durch sie die Journalistik zu heben. Seine Pläne realisirten sich nicht; die Kirche in Oesterreich war durch die Staatsgewalt noch zu sehr bevormundet und in jeder freien Bewegung gehemmt. Auch die von Schlegel im Museum und sonst gegebenen Anregungen konnten die Früchte nicht zur Reife bringen, welche sie unter andern Verhältnissen gewiß würden hervorgebracht haben. Baron von Eckstein (convertirte 1812) war mit Görres einer der thätigsten Mitarbeiter am „Katholik“ (er gab 1826—1836 in Paris ein gleichbenanntes periodisches Journal französisch heraus), und war sonst in der Presse unermüdlich thätig; Hofrath Adam Müller (1817) arbeitete viel für den „Staatsmann“. Eduard von Schenk und Beckedorf trugen warme Elemente in unsere periodische Literatur. Müglich [1]) redigirte die Passauer, Hönighaus die Frankfurter Kirchenzeitung, Haas und Herbst die Sion, Florencourt arbeitete an der Volkshalle, Veith begegnet uns in mehreren Gebieten, Volk und Pilgram betheiligen sich tüchtig an der Presse, Daumer schenkt uns eben die interessanten Mansardenhefte.

Nicht alle Convertiten sind mit geistiger Ueberlegenheit aufgetreten, haben aber häufig den Gegenstand mit zu eingreifender Energie behandelt, wollten bekehren und belehren, ohne sich selbst in der Kirche zu Hause zu fühlen, und haben dadurch Vieles verderben. Nicht jeder Convertit hat einen allgemein gültigen Standpunkt in der Publicistik eingenommen. „Neophyta ne ordinetur“, sagte die alte Kirche. Hüten wir uns vor Convertitenvergötterung.

Der gewaltigste Publicist dieses Jahrhunderts war Joseph Görres, der das deutsche Volk in seinem tiefsten Innersten aufzuregen verstand, wie seit Jahrhunderten Keiner, dessen Merkur eine Armee, dessen Flugschriften gewonnenen Feldschlachten gleich zu achten waren. Um ihn gruppiren sich Räß und Weis, das unvergleichliche Freundespaar, die Hauptbegründer katholischer Journalistik in Deutschland. G. Görres, Clemens und Christian Brentano, Mastiaux, Moriz Lieber, Beda Weber, Ludwig Merz, Wiest, Himioben, Franz Geiger, Baumgartner u. A.

1) Dr. Joh. Karl A. Greg. Müglich wurde 1793 von protestantischen Eltern zu Königsbrück in der sächsischen Oberlausitz geboren, studirte zu Bautzen und Leipzig, ward vor noch vollendetem Studium Hofmeister in der Schweiz und pilgerte 1821 nach Erlangen, um Schelling zu hören. 29 Jahre alt bestand er zu Dresden seine theologische Candidatenprüfung. Wieder als Hauslehrer in der Schweiz und nach Italien gelangt, lernte er seine nachmalige Gattin, eine Schweizerin, kennen. — Im Herbst 1825 reiste er zu Schiff nach Neapel, von dort nach Rom, betrat zum viertenmale, und als er in Halle als antihegelisch die Erlaubniß zu Vorlesungen nicht erhielt, zum fünftenmal die Schweiz. Mit seiner Frau nach Dresden ziehend, wirkte er dort als Lehrer und Erzieher und ward endlich vom Kirchenrathe als Pfarrer nach Huadsbübel im Obererzgebirge geschickt. Dort suchte er rasch Mißbräuche abzuschaffen, gerieth mit einigen Gemeindegliedern in Conflict, Prozesse und große Unannehmlichkeiten mit dem Gerichte. Seine Gattin starb schon 1835 vor Gram. Zuletzt wurde Müglich durch ein Administrativdekret abgesetzt. Der größere Theil seiner Gemeinde sah ihn ungern scheiden. Durch die Beschuldigung: Müglich neige sich zum Katholicismus hin, ward er selbst erst auf die katholische Kirche aufmerksam gemacht. Er wandte sich zuletzt an Görres, kam 1839 nach München, ward Mitredakteur der Sion und legte 1839 zu Augsburg das katholische Glaubensbekenntniß ab. Im Jahre 1840 gab Müglich zu Regensburg das „Gotteskästlein“ heraus. 1841 redigirte er zu Passau unter dem Drucke der Censur die P. Kirchenztg. Im Jahre 1843 wurde M. vom hochwürdigsten Bischofe Heinrich zum Priester geweiht und lebte als Frühmeßbeneficiat eilf Jahre zu Hals und nun schon mehrere Jahre als Benefiziat im stillen Jenkofen bei Landshut. Von Müglichs Schriften erwähnen wir besonders: „Die Hegelweisheit und ihre Früchte.“ Auch schrieb Müglich mehrfach in Journale. Die Red. d. Lvdh. Ztg.

△ München, 12. Juli. Heute war Se. k. Hoheit Prinz Luitpold mit seinen beiden ältern Söhnen, den Prinzen Ludwig und Leopold, bei der Königin-Wittwe von Preußen in Possenhofen. — Von Augsburg und Würzburg wurden Artillerie-Offiziere und Unteroffiziere hierher beordert, um dem Unterrichte mit gezogenen Kanonen beizuwohnen. Im Laufe dieser Woche fanden auch Fahrversuche mit der Munition für jene Geschütze statt. Es werden dabei gewöhnlich ziemlich forcirte Märsche von 8 bis 10 Wegstunden ausgeführt und in der Hälfte der Zeit zurückgelegt. — Die größere Beurlaubung in der Artillerie fand gestern statt.

Frankreich. Der Pariser Korrespondent des Morning Herald bemerkt zu den Versicherungen der halboffiziellen Blätter, daß Frankreich nicht an weitere Annexionen denke: „Es ist doch nicht leicht, über die häßliche Thatsache hinwegzukommen, daß Hr. Pietri nach der Insel Sardinien abgesandt worden und daß es ihm dort gelungen ist, eine starke Partei zu Gunsten der Annexion an Frankreich zu organisiren. Das Turiner Kabinet hat die schöne Insel ganz und gar vernachlässigt, was gewiß nicht wenig dazu beiträgt, die Einwohner mit einem Herrenwechsel auszusöhnen. Es liegt guter Grund vor, zu glauben, daß die Annexion der Insel Sardinien an Frankreich nirgends populärer sein werde, als auf Sardinien selber. England hält einen Konsularagenten in Cagliari — seine Berichte an Sir James Hudson werden ohne Zweifel die Wahrheit des Berichts über die Stimmung der Insel bestätigen.“

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 13. Juli 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . . .	4364	1154	21	31	20	48	20	10	—	—	—	8
Korn . . .	2095	338	14	11	13	16	12	28	—	1	—	—
Gerste . .	198	134	12	5	11	14	10	38	—	—	—	5
Haber . . .	1900	112	8	20	7	48	7	31	—	9	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. | Nro. 29. | Den 22. Juli. | Maria Magdalena.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Der Gruß galt der Huberbäuerin, die, von dem Knechte herbeigerufen, eben im vollsten Putz aus der Thüre trat. Es war ein schönes, stattliches Weib, von etwas ungewöhnlich großem Körperbau, aber mit einem Gesichte, so weiß und rosig, wie das der feinsten Städterin. Die bestimmten und ausdrucksvollen Züge, die großen, dunklen Augen und das reiche, pechschwarze Haar machten es wohl erklärlich, daß sie in der ganzen Gegend nicht anders hieß als die schöne Huberin. Daß sie diesen Namen verdiente, zeigte sich am Besten darin, daß nicht einmal die hohe, unkleidsame Pelzmütze, die sie nach der Sitte der Gegend trug, die Anmuth ihrer Erscheinung zu schwächen vermochte. Nur die schmalen, etwas eingekniffenen Lippen gaben ihr, wenn sie nicht eben lächelte, einen schlimmen, keifenden Zug. Das war aber selten, denn sie lächelte gern, entweder weil sie das wußte, oder weil dadurch eine weitere Schönheit sichtbar wurde — ihre blendend weißen Zähne.

„Nun, Huberin", redete sie der Beamte an, „könnt auch ihr mir nichts erzählen, was uns auf die Spur des Gesindels führen könnte?"

„Wenn ich das könnt', Ihr' Gnaden", erwiederte sie, indem sie lächelnd an den Wagen trat, und die Hand zum Gruße hineinbot, „dann hätt' ich nicht auf die Frag' gewartet. Es liegt wohl Niemand mehr daran, daß die Schelmenleute aufkommen, als mir! Wer steht mir dafür, daß der rothe Hannickel nicht in der nächsten Nacht über mein Haus kommt und mich zur Bettlerin macht!"

„Es ist unbegreiflich", sagte der Beamte kopfschüttelnd und ernst. „So zu verschwinden, als wenn sie von der Erde eingeschluckt würden!"

„Sie machen's gar schlau", erwiederte die Bäuerin. „Man sieht und hört nichts und wenn man noch so nahe dabei ist. Ich war diese Nacht mit all' meinen Leuten keinen Schuß weit vom Brandl weg und Niemand hat was gemerkt oder gehört, bis das Läuten anging."

„Wie war das möglich?" fragte der Assessor. „Erzählt doch."

„Sehn Sie dort drüben am Fuße des Gehänges, auf dem das Brandlgut liegt, die große Ackerbreiten? Die ist mein, ich hab' dort Weizen stehen gehabt, der war geschnitten und lag zum Einführen da. Weil's nun gestern Abend so aussah, als bekämen wir bald nasses Wetter, hab' ich meinen Leuten ein Fässel Bier für die Extra-Arbeit versprochen und so sind wir noch Nachts alle hinüber und haben den Waizen heimgebracht, Gott sei's gedankt, trocken und schön, daß es eine Freude ist. Wie wir den ersten Weizen vollgeladen haben, sind ich und der Hans damit heimgefahren, wie wir aber gegen den Hügel kamen, wo's aus dem Moor herausgeht, da haben wir's in der Finsterniß versehen, der Wagen ist umgefallen und wir mußten mit den Pferden zurück, um Leute und einen andern Wagen zu holen. Bis wir das halbe Stündel zurückkamen, ging gerade das Läuten los beim Brandl und meine Leute sind unter den Ersten gewesen, die gerade recht gekommen sind, die Thür zuzumachen, wie die Kuh aus dem Stall war."

Der Beamte schwieg nachsinnend; der Gerichtsdiener aber drehte die Spitzen seines Schnurrbartes steif hinauf und grunzte wieder wie zuvor. „Das ist wahr", sagte er dann. „Ich bin gerade heimgeritten vom Dorfner Jahrmarkt, und dachte Wunder schon, was ich für einen Fang gemacht hätte, als ich sah und hörte, daß sich unten im Straßengraben was rühre. Da war's die Frau Huberin mit ihrem Knecht, die sich vergebens abplagten, den umgestürzten Getreidewagen wieder in die Höhe zu bringen. Bin auch abgestiegen und habe mitgeholfen, aber unser Einer versteht das nicht."

„Sonderbar! Sehr sonderbar!" meinte der Assessor, immer nachdenklicher. „Das müssen Leute von großer Schlauheit sein oder sie stecken an einem Orte, wo es Niemand einfällt, sie zu suchen! Aber immerhin, auch diese Bösewichter wird die Hand der Gerechtigkeit noch ereilen: es ist nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen!"

Damit grüßte er und befahl, weiter zu fahren. Die Bäuerin grüßte entgegen und blieb nachdenkend stehen, bis der Wagen mit seiner Begleitung hinter der nächsten Heckenreihe verschwunden war. Ueber dieselbe hinüber hob sich der rothe Gerichtsdiener noch einmal aus dem Sattel empor und grüßte und grunzte zurück so freundlich als er es zu Stande brachte.

Schon bei der letzten Rede des Beamten war über das schöne Gesicht der Huberin eine Bewegung geflogen, die ihm einen stark höhnischen Ausdruck gab. Dieser wuchs noch als Alles verschwunden war, und sie im Umwenden dem stumpfen Lächeln ihres Mannes begegnete, der wieder brütend und hinstarrend wie zuvor auf der Bank saß. Rasch aber glitt ihr Blick auf den Knecht, der in der Thüre hinter ihm stand; er war noch bleicher als zuvor, bis in die Lippen hinein, und mußte sich, wie vom Schwindel befallen, am Thürgerüste anhalten.

Im Begriffe in's Haus zu treten, wendete sie sich nochmals um und rief ihrem Manne zu: „Es ist mir nun schon zu spät, um noch in die Kirche zu gehen! Ich will nach der Küche sehen und Du kannst immer allein Dich auf den Weg machen . . ."

„Mag nicht allein", sagte der Bauer, ohne sich von der Stelle zu regen und nach der Seite hin knurrend. „Will auch daheim bleiben."

„Nein, Eines von uns muß in der Kirche sein", erwiderte die Bäuerin gebieterisch. „Es ist der Leute wegen. Also zieh' Deinen Rock an, nimm Deinen Hut und mach', daß Du fort kommst."

Der Bauer regte sich noch immer nicht und zeigte keine Lust zu gehorchen. Da trat die Huberin hart vor ihn, richtete ihre schwarzen, funkelnden Augen auf ihn und fragte halblaut: „Muß ich Dir noch einmal sagen, daß Du gehen sollst?"

Der Bauer wurde unruhig; er vermochte den gespannten Blick des Weibes nicht zu ertragen, den er auf sich lasten fühlte, wenn er ihm auch nicht mit den Augen zu begegnen vermochte. Furchtsam und scheu erhob er sich dann und murrte: „Du siehst ja, ich geh' schon, Urschl, Du brauchst mich nicht so anzufahren." Damit drückte er sich hastig an ihr vorüber in's Haus hinein und verschwand in der Wohnstube.

Die Bäuerin ging ebenfalls in's Haus und, ohne ein Wort zu sprechen, an dem jungen Knechte vorüber, der noch immer wie angemauert am Thürgerüst lehnte — aber im Vorbeigehen winkte sie ihm schnell und unvermerklich mit den Augen. Dann stieg sie die Treppe zum obern Geschoß des Hauses hinauf.

Der Knecht blieb noch eine Weile wie nachdenkend stehen; dann wandte er sich hastig und eilte dem Nebengebäude zu, in welchem sich der Heuboden befand, das aber an der Rückseite des Wohnhauses angebaut war.

Einige Augenblicke nachher trat auch der Bauer aus dem Hause und eilte, ohne sich umzusehen, den Hügel hinunter dem Kirchwege zu.

3.

Inzwischen war die schöne Bäuerin in der sogenannten „guten Stube" im ersten Stockwerk in unverkennbarer Aufregung eingetreten. Sie warf keinen Blick auf die für ein Bauernhaus ungewöhnlich feine und zierliche Einrichtung, an der sie sonst wohl ihre Freude hatte; vergeblich lockte aus den halbgeöffneten Kästen und Schränken die Fülle der schönsten Leinwand, zierlich in Stücken zusammengestellt — nachdem sie sorgfältig die Thüre in's Schloß geworfen und den Riegel vorgeschoben hatte, ging sie einigemal mit hastigen Schritten die Stube auf und nieder. Ihr Gesicht hatte einen von dem sonstigen Charakter ganz verschiedenen Ausdruck von Wildheit angenommen; es war, als ob sie eine Maske getragen und nun abgenommen hätte.

Nach einer Weile blieb sie vor dem Spiegel stehen, um ihrem Gesicht wieder den vorigen Ausdruck der Freundlichkeit zu geben. Dann blieb sie wie horchend stehen und als sich weder in noch außer dem Hause ein Laut hören ließ, trat sie mit zufriedenem Lächeln an einen hohen Wandschrank, wie sie in den Stuben wohlhabender Bauersleute als eine Art Prachtstück zu stehen pflegen.

Sie öffnete ihn, schob die Kleidungsstücke, womit er ganz ausgefüllt war, auseinander und drückte im Hintergrunde an eine in der Vertäfelung angebrachte Leiste. Im Moment wich diese dem Druck; eine enge, in einen völlig dunklen Raum führende Thür wurde sichtbar, schloß sich aber eben so schnell hinter dem Eintretenden.

Es war der junge Knecht, der zuvor unter der Thüre gestanden.

Er war noch immer blaß und wie verwirrt und blieb mit gefalteten Händen, wie eine Bildsäule vor sich auf den Boden starrend, vor der Bäuerin stehen, die ihn mit einem scharfen, in die Seele dringenden Blick betrachtete.

„Was willst Du?" fragte er endlich kleinlaut. „Du hast mir heraufgewinkt."

„Muß ich das nicht, Hans?" entgegnete freundlich die Bäuerin, indem sie, rasch in eine andere Rolle übergehend, den Widerstrebenden neben sich auf die Bank zog. „Muß ich das nicht, wenn ich Dich sehen will? Du bist mir ein trauriger Schatz! Sonst hast Du den Weg zu mir ohne Wink zu finden gewußt!"

Der Knecht saß regungslos neben dem Weibe und erwiderte keine der Liebkosungen, mit denen sie ihn überhäufte, ja er schien sie nicht einmal zu fühlen. Nur bei der Erinnerung an das Sonst in der Rede der Bäuerin zog ihm eine dunkle Gluth über Stirn und Wange, seine innere Beschämung und Entrüstung ankündend.

Mit einem Male aber schien er zu sich selbst zu kommen. Wie erschreckt fuhr er empor, schlug die Hände wie krampfhaft vor die Augen und keuchte: „Laß mich los, Urschl — es ist Sünde, unverzeihliche Sünde! Du bist eines Andern, meines guten Herrn Weib und ich . . ."

„Und Du?" fragte forschend die Bäuerin, mit Mühe ihre Aufregung verbergend.

„Ich bin ein elender, verworfener Mensch!" jammerte Jener düster vor sich hin. „Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne anscheint!"

„So sage nur", schmeichelte das Weib, „was Dich mit einem Male so verändert hat?"

„Das will ich Dir sagen. Wie vorhin der Assessor daher gefahren kam und vor dem Haus gehalten hat, da hab' ich erst in mich hineingelacht, daß er umsonst fragen und nichts finden wird. — Wie er aber mit Dir sprach und das alte Sprüchl sagte, daß nichts so fein gesponnen ist, es kommt doch an die Sonnen, da kam es mir vor, als hätte er mich dabei gerad und starr angesehn . . . . mir verging das Sehen und Hören, ich mußte mich an der Thüre halten, damit ich nicht umgefallen bin, aber in mir und um mich herum schrie es in Einem fort: morgen kommen sie und holen Dich!"

„Einbildung! Du bist krank!" erwiederte die Bäuerin, welche ernstlich besorgt zu werden anfing, obwohl ihr Beweggrund mit der Liebe am wenigsten gemein hatte. „Du mußt Dich niederlegen und Medizin nehmen, daß Dir die wilden Gedanken vergehen!"

„Die vergehen mir mein Lebtag nicht wieder", seufzte Jener, „dafür gibt's keine Medizin! Aber ich will mir doch Ruhe verschaffen! Und ich weiß was ich thun muß! Ich will nichts mehr wissen von Dir, Du schöner Teufel, der mich verführt hat! Ich will hin und Alles gestehen!"

Die Bäuerin erschrack. „Narr", rief sie, „was fällt Dir ein? Bedenkst Du auch, was Dir bevorsteht? Sie werden Dich für immer in's Zuchthaus sperren, wenn sie Dir nicht den Kopf vor die Füße legen."

Der Knecht antwortete nicht gleich, er vermochte es nicht, denn seine Brust arbeitete im heftigsten Kampfe. „Meinetwegen", sagte er dann dumpf, „mir gehört's nicht besser und wenn's an die Sonne gekommen, hab' ich doch nichts Anderes zu erwarten!"

„Du mußt im Ernst krank sein, Hans", sagte die Bäuerin ärgerlich. „Wie wär's nur möglich, daß irgend was aufkäm'. Keine menschliche Seel' denkt daran, den rothen Hannickel da zu suchen, wo er zu finden ist! Du weißt, daß selbst von den Kameraden kein einziger ihn kennt, Du allein weißt Alles! Und Du wolltest hingehen und schwach werden und Alles verderben, was wir so schön ausstudirt haben? Noch eine ganz kurze Zeit, dann haben wir so viel beisammen, als wir brauchen! Dann gehen wir miteinander fort, nach Ungarn hinunter oder gar über's Meer hinüber, wo uns kein Hahn nachkräht! Und das Alles wolltest Du selber zernichten?"

Der Bursche schwieg, aber die Natur schien die krampfhafte Anspannung, in der er sich befand, nicht länger ertragen zu können. Die Sehnen ließen nach und mit einem tiefen, herzbrechenden Seufzer brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen.

Die Bäuerin bemerkte listiger Weise sogleich die eingetretene weichere Stimmung und bemühte sich, sie möglichst zu benutzen. „Und an mich", fuhr sie mit schmeichelndem gerührten Tone fort, „an mich denkst Du gar nicht? Willst Du Dich mir entreißen, die nicht leben kann ohne Dich? Willst Du mich in's Unglück stürzen zum Dank dafür, daß ich Dir meine Ehre, mein Vermögen, ja mein Leben selbst in die Hände gegeben habe? Du wirst nicht! Wenn Du wieder gescheidt, wenn Du wieder der beherzte Bursch' bist, als den ich Dich so oft gesehen hab' in der größten Gefahr, dann wirst Du über Dich selbst und über Deine Verzagtheit lachen und wirst Dich schämen, daß ein einfältiges Sprüchl Dich so zum Kind hat machen können . . . Du weißt . . ."

Das Weitere verlor sich in immer leiserem Flüstern. Der Knecht widerstand dem freundlichen Zudringen nicht länger; er wurde wärmer und vergaß bald unter den Liebkosungen des schönen Weibes seine Vorsätze und seinen Schrecken. Geraume Zeit hatten beide gekost, als sich ein leises Klirren vernehmen

ließ und die Thürklinke begann sich hin und wieder zu bewegen. Dem Falkenblick der schönen Huberin entging das nicht; wortlos deutete sie dem Knecht darauf hin. Diesem mußte das Zeichen nicht unbekannt sein, denn gleichfalls, ohne ein Wort zu erwiedern, schlüpfte er in den Kasten, aus dem er gekommen war.

„Und wirst Du mir nun keine Thorheit mehr begehen?" flüsterte ihm die Bäuerin noch nach.

„Ich bin Dein und wenn's in die Hölle ginge", erwiderte Hans ebenso hastig — und er war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Darstellung der Kriegsvorfälle in der Stadt Abensberg im Jahre 1800.

(Fortsetzung.)

Schon um 3 Uhr erzählte man hier, daß die Armee des Generals Klenau im Anzuge wäre, und uns vielleicht heute noch von unsern unhöflichen Gästen befreien würde. Ach! welcher Trost war dieß für unser beklommenes Herz, und wie sehr wuchs nicht diese tröstliche Hoffnung, als zwischen 5 und 6 Uhr die 2 Divisionen Befehl zum Aufbruch erhielten. Kaum war dieser Befehl bekannt gemacht, als Officiers und Gemeine in Verübung von Excessen wetteiferten. Ich selbst sah mehrmals mit Wehmuth solche Auftritte, vermittelte und half, wo ich konnte, vermitteln; allein es währte nicht lange, so fingen noch ärgere Scenen vom Neuen an. Dem Stadtmüller wurde sein schönstes Pferd, eben so dem Bürgermeister Widman fortgeführt, auf der Mühl raubten die Soldaten das Mehl, wie es vom Gange lief, brachen in die Scheuern, schlugen den Kiebel von Schwaighausen bis aufs Blut; obgleich er ihnen all sein Geld (100 fl.) gab, so waren sie noch nicht zufrieden; endlich sammelte das Weib ihre und der Kinder Sparpfennige zusammen und warf sie den Unmenschen hin mit den Formalien: hier sind unsere letzten Kreuzer, nehmt sie, laßt uns nur unsern Vater am Leben! Eben so ging es am Spielhof, wo die Tochter einen Säbelhieb erhielt, weil sie ihrem Vater helfen wollte.

Sobald die erste Division in Bewegung sich gesetzt hatte, wendete sich der Chasseur-Rittmeister, der zugleich Stadtcommandant war, mit dem Auftrag an mich, ich sollte dem Bürgermeister bedeuten, daß er für die erhaltene gute Mannszucht und Abstellung so manchen Unfuges eine Erkenntlichkeit von 30 Ellen grünen Tuches und Leinwand fordere; es ist zwar wahr, daß er sich die Miene gab, als wollte er den Ausschweifungen der Gemeinen Einhalt thun, damit die Officiers allein plündern könnten; so z. B. wurde in der Pflege ein Trompeter derb gefuchtelt, weil er auf dem Carmelitenhof 50 fl. erpreßt hatte. Allein es war dem Rittmeister nicht um das Tuch, sondern ums Geld zu thun; denn das vorgezeigte Tuch war ihm gleich zu grob; man fand sich also mit ihm ab, und bezahlte ihm seine vermeintlichen guten Dienste mit 10 Carolins.

Nun setzte sich auch die zweite Division in Bewegung. Alle zogen Neustadt zu, und hinterließen nur mehr ein Piquet von 25 Mann, das seinen Sammelplatz unter der Linden außer dem Regensburger-Thor hatte. Indessen rückte eine Compagnie Linientruppen bis an das äußerste Ende von Wälschenbach vor, stellte ihre Vedetten bis zur Aumühle und Schleifmühl, wo sie schon am ersten Abend mit dem Gillahofer-Bauern folgende Scene lieferten: Sie kamen ins Haus, begehrten Bier, Fleisch, Brod 2c., da alles willigst gegeben ward, forderten sie Geld; so lange der alte Mann was hatte, gab er's, als die Münze ausging, zogen sie ihn bei den Haaren fort; ein alter treuer Knecht, wie er seinen Bauern so fortschleppen sah, eilte nach und bat kniefällig, ihn statt den alten Mann mitzunehmen; nach vielem Bitten war er erhört, sie ließen den ehrwürdigen Greisen los, und führten ihn bis an den Wald, dann jagten sie ihn fort.

Diese Compagnie wurde von der Stadt aus mit Allem verpflegt. In der Nacht kam ein Husar zum Hause des Hrn. Procurators, und wollte eingelassen werden. Hr. von Sponsel, der von der Schleifmühle zum Procurator während dieser Zeit sich geflüchtet und dort gewohnt hatte, sprach vom Fenster aus mit ihm, und ging endlich gar zur Hausthüre herunter. Kaum war diese geöffnet, so packte ihn der Husar bei der Gurgel und foderte mit Gewalt von ihm Geld; der fing nun so ein erbärmliches Gebrüll an, daß mehrere Leute zusammen liefen und so den Husaren versprengten. Außer dem war die Nacht sehr ruhig.

Den 7. Juli brachte man Brod, Heu 2c. zusammen, um es zur Armee abzuführen. Zu Mittag speiste der Commissair ordinateur[1]), Porlih mit Namen, beim Herrn Landrichter; ein Mann voll feiner Tücke, er betrug sich sehr herablassend und meldete von der gestellten Requisition nicht eine Sylbe, bis er sich satt gegessen und voll getrunken hatte; dann aber bestund er schlechterdings auf der gemachten Requisition unter dem Vorwande: die Armee müßte Subsistenz haben, für die er zu sorgen hätte. Da man ihm die Unmöglichkeit diese Lieferung täglich zuzuhalten darthat, sagte er, der Hr. Landrichter möchte in Begleitung eines Dollmetschers zum General Legrand selbst gehen, und ihm die Unmöglichkeit darthun, vielleicht würde dieser ohne weiters die gemachte Requisition vermindern, forderte dann für den General 10 Bouteillen Wein, und ging davon. Herr von Rigauer unterzog sich dem unangenehmen Geschäfte nach Neustadt zu gehen, und dort mit dem General zu sprechen. Als derselbe in Neustadt ankam, erfuhr er, daß le Grand sein Hauptquatier nach Münchsmünster verlegt hätte, und nur von Zeit zu Zeit nach Neustadt käme. Nun wollte von Rigauer dahin abgehen, da sagte ihm der inspecteur des fourages Billmain: seine Reise dahin wäre fruchtlos. Er hätte die Sache mit dem Commissär dahin abgeredet, daß sie einen Fournisseur[2]) nach Abensberg heute noch abschicken werden, mit diesem sollte sich der Beamte abfinden, und er würde das, was an Naturalien abginge, in einen billigen Geldanschlag bringen und so die Sache sich sicher für uns gut enden. Von Rigauer kehrte also wieder zurück, nachdem er vom dortigen Hrn. Landrichter Nißl eine traurige Schilderung seiner elenden Lage vernommen hatte. Praktikant Schuemann, der die Fouragewägen begleitet hatte, mußte bis nach Münster und hatte einige Mißhandlungen auszustehen, kam aber doch mit den Wägen wieder zurück.

Die Nacht war dießmal sehr ruhig. Nicht so in der umliegenden Gegend. So hörte man in Einning und Harlanden Sturm läuten.

Den 8. Juli. Schon in aller Früh kamen die Nachrichten von Plünderung und von Excessen an, die sich die Franzosen erlaubt hatten. In Einning konnte sich der Hr. Pfarrer nur dadurch retten, daß er sich in einer Schupfen verkroch. Der Herr Benefiziat von Harlanden wurde von ihnen malträtirt u. s. f.

Heute kam der Fournisseur frühzeitig an. Er betrug sich sehr edelmüthig. Die Bedrückungen, die sich die Offiziere unter nichtigen Vorwänden erlaubten, mißbilligte er laut und gab uns den Rath, künftighin Niemanden mehr etwas zu geben, er hätte denn eine schriftliche Ordre vom Generale 2c. Ein Chasseur-Rittmeister, welcher das Thorpiquet zu commandiren hatte, stellte dem Stadtmüller sein Pferd nach der Ablösung glücklich wieder zurück. Zwischen 9 und 10 Uhr Früh kamen 3 Chasseurs, forderten für ihre 3 Pferde 3 Rationen Haber und erzählten, daß sie auf ihrer Recognoscirung gegen Söligenberg und Rohr zu auf 300 Mann kaiserl. Infanterie und Blankensteiner-Husaren gestoßen und diese sie zu coupiren und zu fangen versucht hätten. Diese aus dem Munde der Feinde selbst vernommene Nachricht ließ uns eine baldige Erlösung hoffen.

1) Marschcommissär, war jedoch nur ein Civilbeamter.
2) Ebenfalls nur ein untergeordneter Civilbeamter.

Um 3 Uhr Nachmittag kam der Hölzlbauer zum Landgericht, zeigte mit weinenden Augen an, daß er in Folge der unerträglichen Mißhandlungen mit Weib und Kindern vom Hause flüchtig gehen mußte, und daß ihm seine prächtigen vier Hengsten von 1000 fl. im Werth geraubt worden wären; man möchte ihm also zur Wiedererhaltung derselben verhülflich sein, wozu also sogleich Veranstaltungen getroffen wurden. Bald nach diesem kam der Müller von Göcking mit verbundenem Kopfe und erzählte, daß er von den Franzosen gehauen, er und sein Weib schrecklich mißhandelt und ausgeplündert worden wäre. Während dieser da war, kam von der Piquetwache der Marchal de Logis[1]) und begehrte mit affectirter Höflichkeit für seine Leute 4 Pfd. Rauch- und 2 Pfr. Schnupftabak; er für sich brauche 2 Ellen grünen Tuches zu einer Gardehosen und ein Gilet, um welche er gekommen wäre, als er eines Herrn Beamten Wohnung vertheidiget hätte[2]), versprach auch dem hiesigen Hrn. Beamten seine besten Dienste und erbot sich das Tuch sogleich zu bezahlen; denn er wäre nicht gewohnt, von Jemanden etwas zu erpressen; er wüßte wohl die Niederträchtigkeit so mancher seiner Kameraden, würde auch den auf der Stelle erstechen, welcher den alten Mann mit Säbelhieben mißhandelt hätte; trank auf unsere Gesundheit ein paar Gläser Bier, bis indeß das Tuch geholt wurde, das ihm sogleich erwünscht kam, und da die geforderten 2 Ellen der Herr Landrichter ihm mit dem Ausdruck übergab: Sorgen Sie durch gute Mannszucht für die Sicherheit unsrer Stadt und wir geben Ihnen hier nur einen kleinen Beweis unsrer Dankbarkeit, so beschwor er uns alle, ja gegen Niemanden zu sagen, daß er das Tuch begehrt hätte; dieß würde ihn um seine bisher behauptete Achtung der Gemeinen und Offiziere bringen, bat das Tuch bis Abends aufbehalten zu wollen, wo er es im Dunkel abholen werde, und empfahl sich. Um 8 Uhr kam er denn wirklich, packte das Tuch in einen Futtersack und schlich sich damit fort. (Forts. f.)

Ade!

Fahr' hin, o Schifflein, fahr' hinaus
In's weite stille Meer;
Was Wellengrab und Sturmgebraus!
Dir öffnet sich kein Vaterhaus
Im Heimatlande mehr.

Fahr' hin, mein Schifflein, eine Welt
Thut neu sich vor Dir auf.
Wenn Hoffnung Deine Segel schwellt,
Vertrau'n Dein mächtig Steuer hält:
Wie glücklich ist Dein Lauf!

Fahr' hin, schon winkt das Wunderland
Am fernen Wolkensaume:
Zerrissen ist das Sclavenband,
Sei mir gegrüßt, Du freier Strand,
Sei Wahrheit, schöner Traum!

J. B. Sigl.

1) Unser Wachtmeister.

2) Der Eine dieser Maulhelden hat einem unbekannten Abte große Dienste geleistet, dieser einem unbekannten Beamten.

Augsburg, 18. Juli. (Oeffentliche Sitzung des Polizei-Senats am 17. Juli.) Eine Lohnkutschersfrau wurde zur Anzeige gebracht, daß sie ihre dreißigjährige Stieftochter Sabine auf die empörendste Weise mißhandle. Die amtlichen Erhebungen haben folgende Thatsachen ergeben: Die Mutter ist ein böses, jähzorniges Weib, das über jede Kleinigkeit außer sich geräth und die Stieftochter Sabine, welche beschränkten Geistes und mit häuslichen Arbeiten überladen ist, stellt im Hause nicht nur das Aschenbrödel, sondern auch den Sündenbock vor. Die liebe Mutter überhäuft den Tag über die Stieftochter nicht nur mit Schimpfworten; sondern traktirt sie mit Faustschlägen oder schlägt mit nahliegenden Gegenständen, als da sind Holzscheiter, Beile, Besenstiele, Kehrbesen und dergleichen mehr, auf die Stieftochter, bis das Blut von ihr läuft. Die Tochter setzt dieser Mißhandlung nur Schreien entgegen, um die Nachbarschaft von ihrem traurigen Loos in Kenntniß zu setzen. Das Frühstück der mißhandelten Stieftochter besteht in lauwarmen Wasser mit Brod; seitdem die gegenwärtige Untersuchung im Gang ist, erhält sie morgens Kaffee. Mittags darf die Stieftochter nicht wagen sich dem Tische zu nahen; sie muß hinter dem Ofen mit dem Hund essen, und erhält mit diesem die Speiseabfälle und die Knochen zum Abnagen. Ihr Nachtlager befindet sich in einem finstern Loch, eine Art Bretterverschlag in einem Gewölbe, und die Lagerstätte entspricht dem herrlichen Schlafkabinet vollkommen. Die Bekleidung der Stieftochter Sabine besteht aus nassen Lumpen und ist elend wie ihre Lagerstätte. Selbst im Winter fehlt dem unglücklichen Geschöpf die Fußbekleidung, so daß die Füße geschwollen sind. Ihr Hemd wird alle vier oder fünf Wochen gewechselt, kurz der Zustand des Mädchens ist erbarmungswürdig. Der Vater befindet sich selbst in der Botmäßigkeit seiner Frau, und diese ist so bös, daß er nichts gegen sie vermag. Das einzige, was er zur Milderung des Zustandes seiner Tochter thun konnte, war, daß er ihr heimlich etwas Essen zusteckte. Nun wird für eine Unterkunft der armen Sabine gesorgt werden. Die Akten werden zur Beurtheilung des Falles der k. Regierung zugestellt, da für diese empörende Mißhandlung eine dreitägige Arreststrafe nicht ausreichen dürfte. (A. Tgbl.)

Wien, 19. Juli. Die Abendblätter berichten: das Rescript werde Montag dem ungarischen Landtag und beiden Häusern des Reichsraths eröffnet werden; Ziebenh sei telegraphisch hieherberufen und für den Posten des Vicekanzlers bestimmt; Graf Moriz Esterhazy sei zum Nachfolger Szecsens ernannt. (Tel. d. Allg. Ztg.)

In Wien lebt eine Dame, Amerikanerin, welche Mutter von 24 Kindern und Großmutter von 50 Enkeln ist, die sich sämmtlich noch am Leben befinden. Vor Kurzem war der 80. Geburtstag dieser würdigen Matrone, und eines ihrer Kinder hatte ihr die Ueberraschung bereitet, aus Nah und Fern, selbst von Ofen her, sämmtliche Familienmitglieder zum Besuche nach Wien zu laden. An diesem Tage fanden sich auch Alle in der Sommervilla der Ahnfrau ein, und es war ein imposanter Anblick, an der Tafel 100 Gedecke, unter dem Vorsitze der rüstigen Greisin Großmama, vielleicht die zahlreichste Familie der Welt beisammen zu erblicken.

Die officielle Zeitung in Turin meldet die Abdankung San Martino's und die Ernennung Cialdini's zum Statthalter von Neapel.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 20. Juli 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3593	1477	21	4	20	19	19	25	—	—	—	29
Korn . . .	1782	1072	13	48	12	44	11	44	—	—	—	32
Gerste . .	157	151	12	35	11	15	10	1	—	1	—	—
Haber . . .	2887	294	8	9	7	36	7	22	—	—	—	10

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

4(

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 30. Den 29. Juli. Martha.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Mit der unbefangensten Miene zog die Bäuerin geräuschlos den Thürriegel zurück; dann trat sie vor einen der Schränke und gab sich mit dem Rücken gegen den Eingang gewendet den Anschein, als sei sie mit dem Ordnen der Wäsche beschäftigt. Dabei ließ sie aber einen vor ihr hängenden Spiegel keine Sekunde aus den Augen, denn in ihm konnte sie Alles wahrnehmen, was hinter ihr vorging.

So bemerkte sie, daß die Thür wie von Jemand, der horchen will, behutsam geöffnet ward, und daß in der Spalte der Kopf ihres Mannes sichtbar wurde. Sein Gesicht trug den Ausdruck eines wilden, lauernden Zorns, wie er aber die Katzenaugen im Zimmer umher gleiten ließ, verlor sich derselbe und machte dem gewohnten dummen Lächeln Platz. Er zog sich wieder zurück und schloß die Thüre ebenso leise, sichtbar froh, nicht bemerkt worden zu sein.

„Steht es so?" murmelte die Bäuerin vor sich hin, als sie sich wieder allein wußte. Wie gut, daß ich den heimlichen Zug an der Thür' hab' anbringen lassen, der es sogleich zeigt, wenn Jemand die Stiege betritt! — Er hat also Verdacht?... Und Hans ....? Für diesmal hab' ich ihn noch von seinem Fieber kurirt, aber wer steht mir dafür, daß es nicht wieder kommt? Und ob ich dann noch im Stande bin, Einhalt zu thuen?"

Sie sann einen Augenblick nach und der häßliche Zug um ihren Mund trat stärker hervor. „Nun", sagte sie dann nach einer Weile und wandte sich entschlossen der Thüre zu, „ich will schon vorsorgen, sie sollen sehen, daß die schöne Huberin sich zu helfen weiß!"

4.

Dem schönen Morgen war ein schöner Tag gefolgt, wolkenlos und tiefblau, aber niederdrückend schwül. Schon hatte in den Dörfern ringsum das Glockenzeichen die Beendigung des nachmittägigen Gottesdienstes angekündigt und noch regte sich kein kühler Lufthauch, wie sie sonst die angenehmen Boten des Abends zu sein pflegen. Die Luft flimmerte und schimmerte im Sonnenglanz und wer es vermochte, flüchtete aus der Helle und Schwüle an irgend ein Plätzchen, wo Schatten und Kühle frei aufzuathmen gestatteten.

Ein solches Plätzchen war ein an der Erdingerstraße gelegener Sommerkeller, der von einer heitern Anhöhe unter großen Linden und Kastanienbäumen die Gegend beherrschte und darum ein gewöhnlicher Zielpunkt für Sonntagsspaziergänger aller Art war. Dahin strömte das Landvolk der näheren und ferneren Umgebung und auch die Bürger und Honoratioren des Städtchens ließen sich's nicht verdrießen, die anderthalb Stündchen auf der sonnigen Landstraße dahin zu marschiren. War man doch reichlich entschädigt durch einen Platz auf der offenen schattigen Terasse, vor einem Kruge des trefflichsten erfrischenden Bieres, bei dessen Genuß sich die weite, nicht reizlose Landschaft doppelt behaglich übersehen ließ.

Heute war der Besuch besonders zahlreich, denn in den meisten der umliegenden Fluren war die Getreideernte beendigt, was jährlich mit einer besondern Lustbarkeit gefeiert wurde. Deßhalb waren alle Plätze unter den breiten Kastanien und Linden von munterem Landvolk besetzt und in der anstoßenden kühlen Fässerhalle ward troz des rauhen Fußbodens zum Tanze hergerichtet. In einer Ecke waren ein paar Fässer zusammengestellt, von denen herab Baßgeige, Klarinette und Trompete, das unerläßliche Dreiblatt, die muthwilligsten Ländler ertönen ließen. Die Bursche und Mädchen ließen sich auch nicht lange vergeblich locken und bald dröhnte die Halle von dem Schleifen, Stampfen und Jauchzen der Tanzenden wieder.

Draußen vor der Halle waren ebenfalls einige Sitze neben der Einfahrt angebracht. Hier konnte man die ganze vorbeiziehende Straße nach beiden Seiten übersehen und Niemand konnte vorübergehen, ohne von den dort Sitzenden bemerkt zu werden.

Diese waren eine Schaar junger kräftiger Bauernbursche voll des trotzigen und etwas rohen Uebermuths, der die Landleute der dortigen Gegend kennzeichnet. Die halb bäuerische, halb städtische Tracht verrieth die vielfache Berührung, in welche sie durch reichen Getreideverkehr mit Stadt und Städtern gekommen; dennoch hatten sie etwas von der ursprünglichen ländlichen Einfachheit behalten, das sich in der Liebe zum Gesang und in dem steten, freilich etwas grobkörnigen Witze kund gab. Die meisten trugen hohe, bis ans Knie reichende Stiefeln, in denen weite Lederbeinkleider steckten, dann den schwarzen Sammtspenser mit blanken Silberzwanzigern oder Halbgulden als Knöpfe und den niederen, breitkrämpigen Hut, um welchen eine ächt goldene Schnur sich mehrfach schlang und in stattlichen Quasten herunterhing.

Die lustige Schaar bestand aus einigen reichen Bauerssöhnen und vier bis fünf Knechten vom Huberhofe, lauter Gesichtern, die sich wohl darum wußten, daß sie auf einem der ersten Güter der Gegend dienten und von Vielen wegen des großen Lohnes, der dort üblich war, beneidet wurden. Sie hatten die Taschen voll Geld und wußten es wohl zu zeigen, denn der Krug, aus dem alle gemeinschaftlich tranken, ward so oft in der Runde geleert, daß die Kellnerin fast nicht von dem Tische weg kam und die übermüthig hingeworfenen Münzen nur so herumsprangen. Dazwischen riß der Gesang nicht einen Augenblick ab, der jedoch den Sängern mehr Vergnügen gewähren mochte, als den Hörern, denn die nicht sehr abwechselnden Melodien wurden von Allen einstimmig und in widerlich hoher Tonlage abgeleiert.

Der Schweigsamste war Hans und ein junges Bürschlein von kaum siebzehn Jahren, das erst vor wenigen Wochen auf dem Huberhofe in Dienst getreten war.

„Nun, was ist Dir über's Leberl gelaufen, Pauli?" rief Einer während einer augenblicklichen Pause den jungen Menschen an. „Du schaust ja drein, als wenn Dir der Hund das Brod genommen hätt' und auch der Hans macht ein Gesicht, als wenn er nicht fünfe zählen könnt'!"

„Das kann ich Dir schon sagen"' lachte ein Zweiter, „sie sind alle zwei verliebt und Jeder lamentirt um sein' Schatz; der Pauli, weil er ihn nicht kriegen kann und der Hans, weil er ihn angebracht hat!"

„Du wirst viel wissen von unsere Schätz', Hies", sagte Hans kalt und ein bischen verächtlich. „Ich mein', Du bist noch nie botenweis' gegangen für mich!"

„Das braucht's nicht", rief der Andere wieder, „deßwegen hab' ich doch die Spatzen auf dem Dach pfeifen hören! Kennst Du etwa die Blumhuber-Rosel gar nimmer, weil Du sie hast sitzen lassen? Oder reut's Dich, weil sie sich heut Nacht so tapfer gehalten hat?"

„Was meinst Du damit?" fragte Hans verwundert. „Ich weiß von nichts."

„Stell Dich nicht so unschuldig", war die Antwort, „man redt' ja schon überall davon. Sie ist Unterdirn auf dem Brandlgut und ist heut Nacht die Einzige gewesen, der die Schelmen nicht Herr geworden sind. Sie hat mit dem rothen Hannickel gerauft wie ein Mannsbild und hat sich losgemacht und auf dem Dach das Freßglöckl geläut't. Der Hütbub hat sich unterm Holz verkrochen und hat Alles mit angeschaut."

Hans ward einen Augenblick roth, als ob ihm Blut in's Gesicht geschüttet worden; im nächsten aber war er wieder bleich wie zuvor und stand ganz ruhig auf. „Ich hab' davon gehört", sagte er, „aber nicht gewußt, daß das die Rosel war . . . Mich wundert's aber nicht, sie war alleweil' eine kreuzbrave Person . . ." Damit ging er dem Tanzboden zu und lehnte sich in einen Winkel, mehr um ungestört zu sein, als um den Tanzenden zuzuschauen.

Die Bursche draußen lachten ihm nach.

„Es ist schon so, Hies", riefen sie, „Du hast den rechten Fleck getroffen! Wollen sehn, ob Du beim Paulі auch so geschickt bist!"

„Ja, bei dem ist's schon schwerer", spöttelte Hies, der „fällt ganz vom Fleisch; das kommt aber blos daher, weil er mit dem Löffel den Weg in's Maul nimmer findet, so oft er beim Essen seine schöne Dienstbäuerin ansieht . . ."

Die Flammenröthe des jungen Menschen verrieth, daß der Spötter auch hier sehr wohl zu zielen verstanden hatte. Zornig sprang er auf, schlug herausfordernd mit der Faust auf den Tisch und rief: „Wer untersteht sich, der Huberin etwas nachzureden?"

Allgemeines Gelächter scholl ihm entgegen. „Wer redet davon?" schrien sie durcheinander. „Wir wissen schon, daß sie von Dir nichts will, aber das wissen wir auch, daß Du verschossen bist in die schöne Huberin!"

Der Bursche faßte den zunächst Stehenden am Kragen, dieser griff ihm dagegen an die Kehle und alle andern Bursche drängten sich im Nu in einen Knäuel um die Streitenden, bereit, für und gegen Partei zu nehmen. Das Haupt-Sonntagsvergnügen, die Rauferei, hätte sofort begonnen, wenn nicht die Bräuerin begütigend ins Mittel getreten wäre.

Die Frau Wörglin war eine kleine, unmäßig dicke Gestalt, nicht eben gemacht, um zu imponiren, aber sie galt in der ganzen Gegend als eine so gescheidte und leutselige Frau, daß man überall gern ihre Vermittlung suchte und ihren Rath holte. So war sie bei den jüngern Bauernburschen nicht ohne Einfluß und hatte schon manchen drohenden Sturm zu beschwichtigen gewußt.

„Gebt mir Ruh', ihr Buben", rief sie, „wenn wir gut Freund bleiben sollen! Wer mir Spektakel anfangt, ist zum letzten Male auf dem Wörglkeller gewesen, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Und laßt mir auch das nichtsnutzige Gered' unterwegs. Es schickt sich nicht, daß man von einer braven und ordentlichen Frau so was sagt und wenn sie zehnmal nichts wissen soll; die Leut' sind gar schlimm und es bleibt gar zu gern etwas hängen. Und eine brave Frau ist die Huberbäuerin, das muß ihr der ärgste Feind nachsagen, ordentlich und ehrbar und haushälterisch und ein wahres Muster von einer richtigen Bäuerin."

Die Bursche stimmten ein und setzten sich beruhigt wieder zum Trinken und Singen nieder. Sie hätten's ja nicht bös gemeint, sagten sie, und beim Bier gehe ja wohl ein Wörtel drein. —

„Ja, ja, meinetwegen", rief die Frau, indem sie sich gegen den Tanzplatz wendete, „aber ich sag immer: Unrecht Gut thut kein gut, ein unrecht Wort find't bösen Ort; das könnt Ihr Euch merken, es wird Euer Schaden nicht sein."

Damit ging sie; Paul, der sich nicht mehr gesetzt hatte, neben ihr. — (Fortsetzung folgt.)

Darstellung der Kriegsvorfälle in der Stadt Abensberg im Jahre 1800.

(Fortsetzung.)

Zwischen 9 und 10 Uhr kamen 4 Chasseurs-Offiziers zum Bürgermeister angesprengt, worunter der schon beschriebene Stadtcommandant und jener Lieutenant war, der den 6. ungescheut eine H... forderte. Dieser Unverschämte forderte dießmal einen 2spännigen Wagen und 100 Ellen grünes Tuch[1]) und so ferne das nicht sogleich geschähe, so würde er den Bürgermeister mit sich fort führen. Man fragte ihn, ob er hiezu eine schriftliche Ordre vom General hätte, worauf er antwortete: C'est moi qui vous donne des ordres[2]). — Der beim Hrn. Landrichter sich befindende Fournisseur eilte sogleich zum Rittmeister auf die Piquetwache um Abstellung dieser ungesetzlichen Forderung zu machen; allein der Rittmeister und Fournisseur kamen bald mit einander ins Schloß und ersterer entschuldigte sich, daß er sich bei dieser Affaire nicht könnte brauchen lassen, weil dieß Offiziere vom höherem Range wären, denen er nichts befehlen könnte. Nun ging Hr. Landrichter v. Rigauer und ich zum Bürgermeister und schlugen Vermittlung vor. Herr Landrichter ließ den Offizieren bedeuten, daß so viel Tuch unmöglich hier zu haben wäre; man wäre geneigt dafür Geld zu geben. Der Offizier fragte sogleich, wie viel? Man bot 30 Carolins an und nach einigem Bitten und Zureden wurden sie angenommen, sonderbarer Weise fragten die übrigen Officiere noch nach der Lage von Gilla[3]) und Deißenhofen, und darauf begehrte ein junger Lieutenant von mir meinen Stock, ein spanisches Rohr mit einem Knopfe von Mannheimer-Gold, das er beim Licht für ächt Gold mag angesehen haben unter der Ausrede, er hätte den seinigen im Hieherreiten verloren. Ich gab den Stock ohne Bedenklichkeit hin und entfernte mich, um nicht um mehr noch gebracht zu werden. Die vier Räuber setzten sich auf ihre Pferde und ritten Neustadt zu. Bald nachher kam ein Chasseur ins Pflegschloß und fragte nach dem Commissair mit Ungestüm; er ging zu ihm herab mit der Frage, was er von ihm will: „Vous êtes mon prisonnier, vous avez un mauvais ordre etc."[4]); der Fournisseur versuchte den Chasseur gütlich zu besänftigen, doch es war alles vergebens, er mußte fort auf die Piquetwache. Kurze Zeit darauf kam der Chasseur wieder, sprengte dem Bedienten des Fournisseurs mit dem Pferde bis ins Zimmer nach und versetzte ihm etliche Säbelhiebe; endlich kam der Fournisseur vom Ritt- und Wachtmeister, der die 2 Ellen grünen Tuches erhalten hatte, ins Schloß zurück, sagte dem Hrn. Landrichter: ihre Requisition ist am Ende, denn unsere Truppen ziehen diesen Augenblick von hier

---

1) Manche Leser werden sich erinnern, daß diese Manie nach Tuch zur Zeit der Standquartiere der Napoleonischen Armee in Bayern selbst bei den gemeinen Franzosen herrschte, welche von reichen Bauern, bei denen sie in Quartier lagen, ... Façon forderten, daß sie solche in die Stadt Straubing oder Regensburg führen, und da nicht nur Tuch kaufen, sondern auch mit Wein tractiren mußten.

2) Ich bin es, der euch Befehle ertheilt.

3) Der St. Gilgenhof liegt ½ Stund abwärts der Stadt Abensberg, und Deisenhofen (eine Mühle) nur 40 Minuten, jener links, diese rechts an der Abens.

4) Zu Deutsch: Sie sind mein Gefangener. Sie haben eine schlechte Ordnung oder halten schlechte Ordnung.

ab, sorgen Sie für nichts; ich werde alles am rechten Orte anzubringen wissen, embrassirte alle und ging mit Thränen im Auge fort. Der Chasseur begleitete ihn. Edler Mann möchte deine Gefangennehmung für uns Linderung unsers Elendes, Dir aber der Weg zum Lohne Deines Edelmuthes sein, wenn je Euere neue Constitution edlen Charakteren nicht ewiges Exil herbeigeführt hat! Dieser ganz unerwartete Vorfall bewog den Herrn Landrichter, daß er die ganze Bürgerschaft aufbot, Wache zu halten, wenn allenfalls eine Plünderung im Werke wäre, daß einer dem andern helfen und Beistand leisten könne. Indessen geschah die Nacht hindurch nichts, das Piquet zog richtig ab, besetzte aber um 3 Uhr Morgens alle Feldposten wieder. Von Deißenhofen her kam die Nachricht, daß die Franzosen den dortigen Hofmeister schrecklich geschlagen und zweimal aufgezogen und mit Henken bedroht, sein Weib aber so viehisch mißbraucht, daß sich die Feder sträubt, alles Geschehene niederzuschreiben. O Menschlichkeit und Vernunft, wie tief seid ihr herabgesunken!!

Den 9. Die Gefangennehmung des Fouraisseurs war von sehr kurzer Dauer; er kam heute Morgens schon wieder hieher, und wohl uns, daß er kam; denn der nämliche Offizier, der gestern Abend die 30 Carolins erhalten hatte, übernahm heute die Piquetwache und hätte also die ganze Stadt in seiner Gewalt gehabt. Vielleicht wird er sich weniger erlauben, da er den ehrlichen Mann hier weiß. Wirklich mußte er ihn sehr geniren, weil er nicht zum Essen hereinkam, obgleich er zu Mittag geladen war. Zur Tafel kamen zwei andere HH. Officiere von der Linie, die mehr Ehrlichkeit zu besitzen schienen: denn sie ärgerten sich sehr über die unerlaubten Forderungen, welche die Chasseur-Officiere an die Stadt gemacht haben, und versicherten uns gleichfalls, die Vorfälle gehörigen Orts anzubringen. Unter dem Essen wurden auf 4 Wägen 2000 Laibl Brod von hier nach Neustadt abgeschickt. Kaum waren sie fort, so geschahen zwischen 4 und 5 Uhr gegen Offenstetten zu einige Musqueten-Schüsse; sogleich war das ganze Piquet allarmirt, sie bildeten sogleich mehrere Corps und ritten dem Kampfplatze zu. In der Zwischenzeit wechselten die Ordonanzen auf- und abwärts; bis um 6 Uhr kamen alle Chasseurs wieder an das Regensburger Thor zurück mit der Nachricht, daß sich 9–10 Blankensteiner-Husaren für Offenstetten herauf gewagt, bereits aber wieder zurück gezogen hätten. Dieser Vorfall war aber Ursache, daß noch am Abend gegen 800 Mann Infanterie von Neustadt hieher beordert wurden, und mit den Chasseurs die Piqueten theilen mußten. In meinen Hof quartirte sich ein Oberst Beurgant und sein aide major[1]) ein. Zwischen 9–10 Uhr kamen sie an, soupirten, schliefen nur einige Stunden, um 2 Uhr in der Nacht den 10. brachen beide auf und recognoscirten die ganze Gegend, fanden aber nirgends mehr einen Kaiserlichen. Die 800 Mann Infanteristen betrugen sich leider eben so schlecht, als wie die Chasseurs, sie wagten im nahen Aunkofen[2]) mehrere Angriffe, so daß zweimal Sturm geläutet werden mußte. Wenn sie dieß in unmittelbarer Nähe der Stadt sich zu thun getrauten, was werden sie auf den Einödhöfen gethan haben, wo noch etwas zu finden und zu erpressen war? — (Fortsetzung folgt.)

Was verstand man vordem unter Uttenschwalbe?

Eine Bitte um gefällige Aufklärung.

Der Schreiber dieses ist schon seit mehreren Jahren damit beschäftigt, in einem eigenen Werke Nachweise zu liefern, warum diese oder jene Familie das ihr zuständige Wappen führt. Zu diesem Werke, das ganz Deutschland umfaßt, sandte ihm der zu Neu-Oetting lebende Karl Frhr. v. Leoprechting[3]) die Abschrift einer aus den Familienpapieren der ausgestorbenen Freiherrn von Closen stammenden Schildsage. Darin wird jener Uttenschwalbe als eines um die Donau getroffenen Vogels in der Gestalt eines schwarzen Schwanes, mit rothem Schnabel und mit rothen Füssen, wie ihn das closen'sche Wappen in Gold aufweiset, gedacht. Mit Ausnahme geringer orthographischer Abänderungen lautet diese Sage also:

„Es war in alten Zeiten ein Ritter im Bayerland, im Rennen und Stechen gar wohl erfahren, der Jörg von Mühlberg geheißen wurde. Als man 1132 zählte, war ein großes Turnier zu Regensburg (sollte wohl heissen in Zürich), das Herr Jörg besuchte, sich besonders hervor that und einen Dank aus der Hand des Sigauns, eines Grafen von Landau Tochter, gewann. Die war schön wie eine Osterglose und gefiel Herrn Jörgen gar wohl, weshalb er sie überredete, ihm zu folgen und sie an einen sichern Ort brachte. Darüber ergrimmte deren Vater, zog allenthalben, wie wohl vergeblich sie zu suchen, umher, zerstörte Mühlberg und nahm Herrn Jörgen all sein Besitzthum.

Frau Sigaun war ob ihres Vaters Feindschaft voll tiefen Herzeleides und nachdem sie ihrem Gemahle zwei Kinder geboren hatte, ging sie abermals flüchtig und ward eine Clausnerin im Walde. Es erwies sich alles Fahnden nach ihr eitel. Mittlerweile wurden die Kinder groß und vogtbar. Agnes, der Mutter Ebenbild, ebenso minnevoll wie herblank, erkor sich ein Graf von Ortenburg zu seiner Frau. Ob dem vereinigte sich der alte Graf wieder mit seinem Eidam und gab seinen Enkeln all' deren eingezogenes Gut als ihre Heimsteuer wieder zurück. Der frohen Botschaft willen zog man nun wieder aus, Frau Sigaun zu suchen und fand sie letzlich auch in einem Walde, wo jetzt Isargemünd steht. Da war ein hohler Baum ihre Wohnung und neben dem Gebete die Thiere des Waldes wie der Auen ihr Zeitvertreib. War da sonderlich ein schwarzer Nelger, der verließ sie nie. Als ihr nun ihres Vaters Verzeihung kund geworden, kehrte sie heim und war nun mit ihr alles wieder froh. Ihren Sohn Jörg nannte alle Welt den Klausner, id est der Klausnerin Sohn, und der verkehrte sein alt angestammtes Wappen — die neun schwarzen Ballen — zum ewigen Angedenken in die Uttenschwalbe. Merk, das ist der schwarze Nelger mit rothem Schnabel und rothen Füssen, so ein seltsamer Vogel in diesem Lande. Man findet ihn zu Zeiten um die Donau herum und malt man ihn in eines Schwanen Gestalt.

Aus diesem edlen Reis der Klausnerin ist ein Baum geworden, der hat mächtig geblüht und gegrünt, seine Aeste weit ausgezogen durch ganz Bayerland, über Schwaben und bis an den Rhein hinab, hat ausgedauert ein halb Jahrtausend und mehr. Und sind das die von Closen gewesen, reich an vielen mannhaften Rittern und mächtigen Burgen. Altersgrau sind der Aeste viele, einer nach dem andern, dahin gesunken im Strome der Zeit. Nun ist auch das letzte grüne Blatt gefallen, der letzte Closen ist heimgekehrt in die Gruft seiner Väter in Gern, das seinem Stamme über 500 Jahre ein treuer Hort gewesen.

Schon der bayerische Geschichtsforscher Wiguläus Hundt, dem diese Sage theilweise bekannt war, hat sich in einer Kritik derselben versucht, die Gräfin von Landau für eine Gräfin von Leonsperg und Lungnau, denen möglicher Weise Landau a. d. Isar gehört und das Turnier von Regensburg nach Rüxners Fabelbuch für jenes in Zürich erklärt. Die ältere Hälfte der Turniermalstätten nach Rüxner zu ordnen ist jedoch eben so unstatthaft als sie geradezu zu verwerfen, eben weil Rüxner sie anführt. Es ist darüber noch zu wenig nachgeforscht worden. Uebrigens bezeichnet Stingelheim[1]) das Jahr 1134 als ein solches, wo in Regensburg ein Turnier stattfand. Ueber all'

1) Ist unser Regiments-Adjutant.

2) Bildet gleichsam eine Vorstadt von Abensberg.

3) Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. Von Carl Freiherr von Leoprechting. München, literarisch-artistische Anstalt. 1855. Wer von Gebildeten kennt nicht dieses liebe Büchlein.

1) Die erloschenen und noch blühenden Alt-Adelichen Bayerischen Familien von Stingelheim.

dies zu rechten ist unnütz. Die Sage geht der Geschichte voraus und erst nach ihr beginnt die chronologische Begründung. Ein innerer Werth bleibt deshalb der Sage doch. Für die Naturgeschichte aber wie altdeutsche Wortbildung merkwürdig bleibt der Name „Uttenschwalbe". Wiguläus Hundt (geb. 1514, gest. 1588) sagt im II. Bande seines Stammbuches Seite 132: „Der Uttenschwalb ist ein seltzamer Vogel, in disem Land fi d man zu zeiten umb die Tonaw in eins Raigers grösse, rot Füß undt Schnabel, auch ain roten Fleck an der Brust, sonst schwartz. Man malet ihn gemeinicklich in eines Schwanen gestalt, ausser der Farb." — Andreas Schmellers bayerisches Wörterbuch, das sonst so viele Aufschlüsse gibt, erwähnt dieses Vogels nur, indem er Band- und Seitenzahl angibt, wo obige Stelle zu finden ist. Daß dieses Thier noch zu Hundts Zeiten, wenn auch selten, sich an der Donau zeigte, entrückt dasselbe mit Bestimmtheit dem Fabelwesen. Der Schreiber dieses möchte daher, wenn nur die schwarze Farbe nicht wäre, die Uttenschwalbe, wie sie die alten Schilde aufweisen, für einen Pelikan halten, denn schwarze Schwäne gibt es nur in Neuholland.

Die Urkunden in den Monumentis boicis weisen vor dem 13. Jahrhundert keinen Closen auf, die Mühlberge dagegen, aus welchen die Closen hervorgingen, kommen von 1136 bis 1216 häufig, zuletzt noch einmal 1293 vor. Im gevierten Schilde der Freiherrn von Closen nehmen als Stammwappen die neun Ballen in Gold das 1. und 4. Feld, die schwarze Uttenschwalbe das 2. und 3. Quartier ein. Bei den Grafen von Closen zu Arnstorf, trat die umgekehrte Ordnung ein. Da präsentirt sich im 1. und 4. Felde die Uttenschwalbe in Gestalt eines schwarzen Schwanes, im 2. und 3. Felde dagegen die neun schwarzen Ballen. Um Vergleiche anstellen zu können, möchten einige Aussprüche am Platze sein, die der ausgezeichnete Ornitholog Johann Andreas Naumann in dem 11. Bande seiner Naturgeschichte der Vögel Deutschlands über den Kormoran, der sonst noch schwarzer Pelikan, großer schwarzer Seerabe, Morfex, lat. Halicus cormoranus genannt wird, und den eigentlichen Pelekan macht.

„Wenn der Kormoran das weite Meer verläßt und tief in das Land eindringt, von jenem entfernt an süßen Gewässern seinen Wohnsitz aufschlägt, so wählt er dazu weniger die schnellströmenden Flüsse als deren stille Altwässer, große Landsee'n, sumpfige Gegenden, deren Gewässer viele kleinere Teiche bilden, überall aber nur solche Gewässer, welche von sehr vielen Fischen belebt werden.

Hier wird er ein halber Waldvogel, nistet auf Bäumen, sitzt gerne auf ihren Aesten und hält sogar meistens seine Nachtruhe auf ihnen. — Der alt eingefangene oder flügellahm geschossene Kormoran wird nie zahm; er scheint immer trübe gelaunt und heimtückisch nur daran zu lauern, jedem sich ihm nähernden Geschöpf einen Schnabelhieb zu versetzen. Den Menschen hauet ein solcher Vogel nach den nackten Theilen, den Händen, dem Gesichte, besonders aber nach den Augen und kann daher namentlich Kindern sehr gefährlich werden, selbst jungen aus dem Neste geholten Kormoranen ist hierin nicht zu trauen, weil sie es eben so machen. Diese lassen sich jedoch mit der Zeit besänftigen, lernen ihren Wärter kennen, lassen sich von ihm streicheln, bleiben aber für jeden andern immer gefährlich, weil sie ihre Heimtücke nie ganz ablegen. Bekanntlich richtet man in China eine verwandte Art (H. chinensis) mit dem besten Erfolge zum Fischfange ab."

Nach dem Gesagten kann es also kein Kormoran gewesen sein, den das Wort Uttenschwalbe bezeichnet. Die Pelekane haben in der Gestalt etwas vom Schwanen, aber ganz anders gestaltete Flügel, die sie nur lose an den Körper anschließen und zeichnen sich vor allen Vögeln durch ihren gewaltigen Schnabel mit seinem ungeheueren Kehlsacke aus. Mit den Namen Kropfpelekan, Löffelgans, Schwanentaucher, Wasservielfraß, Nimmersatt, Eselsschreier wird er auch sonst noch bezeichnet. Pelikan, ursprünglich ein ungarisches Wort, bezeichnet den Begriff von Nimmersatt. An der unteren Donau und den Gegenden der Theiß wird dieser Vogel heute noch in großen Schaaren getroffen. Dieses Thieres Aufenthalt ist nach Naumann nie das hohe Meer, allenfalls seichte Buchten desselben und von diesen am liebsten solche, in welche große Ströme ausmünden. Er wohnt viel lieber auf und in großen Landseen, seichtufrigen Flüssen, wo sich Seen, Teiche und tiefe Sümpfe in der Nähe befinden, die außer vielem Schilf und Rohr an ihren Ufern auch Bäume und Weidengebüsch haben und zugleich recht fischreich sind, namentlich in einsamen, wenig bewohnten Gegenden auch mitten in großen, unzugänglichen Morästen. Selbst der alt eingefangene Pelikan wird ziemlich bald zahm, noch zutraulicher werden jedoch die aus dem Neste genommenen Jungen. Dieses, wie seine stattliche Größe und auffallende Gestalt machen, daß man ihn gerne in Menagerien hält und auch in herumziehenden Thierbuden oft genug antrifft. Sein stilles, zufriedenes Betragen machen ihn dazu sehr geeignet. Er lernt sehr bald seinen Wärter von fremden Leuten unterscheiden, findet unter diesen auch manche, welche er wohl leiden kann. Selten zeigt sich einer hämisch, am wenigsten die Weibchen. Er bleibt bei knapp zugemessener Nahrung dennoch viele Jahre lange gesund, ja in stehenden Menagerien hat man Beispiele von einzelnen Pelekanen, welche bei guter Pflege 50 bis 80 Jahre gesund und am Leben blieben. Es setzt in Erstaunen, wenn man bedenkt, daß nach allgemeinen Erfahrungen das Alter der Pelikane im freien Naturzustande mindestens auf noch einmal so viele Jahre anzuschlagen sein dürfte. Ja, wird mancher Leser sagen, das fragliche Thier war eben ein schwarzer Storch, die strichweise bei uns vorkommen, einen rothen Schnabel und rothe Füße haben. Wie kann man doch so lange suchen! — Zugestanden; wo bleibt aber dann die Schwanengestalt, deren der alte Hundt ausdrücklich gedenkt? Da sitzt der Has im Pfeffer.

Entsprechende Nachweise würde der Unterzeichnete mit herzlichem Dank entgegennehmen, auch die Redaktion die Aushändigung an denselben gewiß gerne übernehmen. (Allerdings. Die Redaction der Ldsh. Ztg.)

Hans Weininger.

Wien. Unterhaussitzung vom 26 Juli. In der Specialdebatte des Lehensgesetzes erklärt sich Brauner gegen den §. 1, spricht generell über Competenz, Autonomie, historische Rechte, Heiligkeit der Krone Böhmens ꝛc. Viermal erinnert bei der Sache zu bleiben, ward ihm endlich das Wort entzogen, wogegen Brauner angesichts der Völker Oesterreichs protestirt. (Beifall rechts; großer Tumult.) Der Präsident ruft Brauner, und alle die an der Scene theilgenommen, zur Ordnung. Die Tschechen und Polen verließen den Saal. Die Sitzung ward indeß fortgesetzt. (Tel. d. Allg. Ztg.)

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 27. Juli 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3409	835	20	54	20	13	19	28	—	—	—	6
Korn . . .	1780	254	13	6	12	5	11	15	—	—	—	39
Gerste . .	112	264	12	34	11	27	10	47	—	12	—	—
Haber . . .	2148	268	8	18	7	39	7	21	—	1	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 31.** Den 5. August. Mariä Schnee.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

5.

„Wie ist's, Frau Wörglin", sagte Paul halblaut, nachdem sie ein paar Schritte gegangen waren, „könnt Ihr kein Wildpret brauchen? Ich hab' wieder einen wunderschönen Rehbock gefunden."

„Du bist mir der saubere Finder," sagte die Frau, ebenfalls mit gedämpfter Stimme und stillstehend. „Kannst halt das Wildern nicht lassen und ich sollte dich auch nicht unterstützen drin... aber was will ich machen! Die Herren im Kasino wollen immer etwas Besonderes essen für ihre paar Groschen und wenn ich das Wildpret vom Förster kaufen wollte, dürft' ich nur gleich die Küch' zusperren! Was soll er denn kosten der Bock? Drei Gulden will ich Dir geben?"

„Aber Frau Wörglin", erwiderte der Bursche schüchtern, „die Wilddecke allein ist mehr werth . . ."

„Warum nicht gar!" eiferte die Wirthin. „Ich soll Dir wohl jedes einzelne Haar im Pelz bezahlen! Einen Spitz von meinem rothen Wein geb ich noch drauf, der Dir so schmeckt . . ."

Der Bursche kraute hinter den Ohren. „Die vier Gulden Frau Wörglin", sagte er, „Ihr sagt ja immer: Unrecht Gut thut nicht gut!"

„Ja, das sag ich", rief die Wirthin, „und bleibe auch dabei! Merk' Dir's nur auch! Also, wenn Du willst, kannst Du den Bock heut Abend hinten in den Schuppen an den gewohnten Ort legen und Dir dann Dein Geld holen!"

„Meinetwegen", sagte der Bursche, „ich muß halt in den sauren Apfel beißen. Paßt also auf, nach Gebetläuten komm ich."

Beide trennten sich, als die Burschen gerade ein Freudengeschrei erhoben und auf die Straße hinabliefen, wo sie sich so in der Reihe aufstellten, daß dieselbe ganz abgesperrt war.

„Grüß Dich Gott, Blumhuber Rosel", riefen sie, „das ist schön, daß Du kommst! Du darfst nicht vorbei, ohne daß Du uns Bescheid gethan hast; Du bist die richtigste Dirn' im ganzen Erdinger Gericht! Wie Du den rothen Hannickel heimgeschickt hast, das thut Dir so leicht Keiner nach!"

Das bleiche Mädel gerieth in Verwirrung und sah so schüchtern aus, daß ihr Niemand die Kraft und die Kühnheit zugetraut haben würde, die sie bewiesen hatte.

Alles Sträuben und Weigern war vergebens; um nur loszukommen — mußte Rosel einwilligen, einen Augenblick in den Keller einzutreten und den Begrüßenden durch Nippen an den dargebotenen Krügen Bescheid zu thun. Auch viele von den übrigen Gästen wurden aufmerksam, kamen herzu und umringten neugierig und fragend das Mädchen, das inzwischen Muth gefaßt hatte und das Erlebte mit einfachen kurzen Worten erzählte.

„Mein, laßt's mich geh'n, ihr g'schupften Buben", sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Ich hab mich eben um meine Haut gewehrt und das ist Alles. Laßt's mich aus, ich muß noch zu meiner Gothen nach Altenerding 'nüber und wenn Ihr mich versäumt, komm' ich vor Nachts nicht wieder heim."

Zu dem Kreise der Zuhörer hatte sich auch Hans eingefunden und stand unbeachtet von Allen Rosel gegenüber, doch so hinter den Leuten verdeckt, daß sie ihn nicht wahrnehmen konnte. Das Blut schoß ihm bei ihrem Anblick in's Gesicht, sein Herz schlug hörbar und vor den Augen zog es ihm feucht vorüber, wie wenn man in den Regen hinausschaut. Als die Erzählerin ihren schlichten Bericht schloß und die Zuhörer untereinander verwundert plauderten, benutzte sie die Gelegenheit, sich der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entziehen, und schlupfte gegen den dunklen Eingang der Fässerhalle zu, in welcher Musik und Tanz eben eine Pause machten.

Hans hatte ihre Absicht bemerkt, er folgte ihr, ohne selbst klar zu wissen, was er that, und an einer halbdunklen, augenblicklich menschenleeren Stelle trat er ihr unerwartet entgegen.

Sie stieß einen leisen Laut schmerzlicher Ueberraschung aus und machte eine halbe Bewegung nach dem Herzen, während es wie Wiederschein einer fernen Beleuchtung röthlich über ihre Züge flog — dann standen sich beide eine Sekunde lang lautlos und ohne Regung gegenüber.

„Grüß' Dich Gott, Rosel", brachte Hans endlich hervor.

„Grüß' Dich Gott, Hans", erwiederte sie ruhig und fuhr, da er nichts weiter hinzusetzte, fort: „Willst Du mir was?"

„Ja", sagte Hans, ohne die Augen aufzuschlagen. „Es leidet mir's nicht länger mehr... ich muß Dir's sagen, daß ich's einseh', wie schlecht ich an Dir gehandelt hab'... daß es mich reut, so viel ich Haar' auf dem Kopf habe... und daß ich Dich um Verzeihung bitten will . . ."

„Ich trag' Dir nichts nach", sagte Rosel nicht ohne Bewegung, „meinetwegen brauchst Du Dich nicht zu kränken — ich wünsch Dir alles Gute."

„Ja, Du bist alleweil die gute Stund' selber gewesen, seufzte Hans aus tiefster Brust, aber ich... ich! O Rosel, Rosel, ich wollt, ich wär' nie auf den Huberhof gekommen!"

„Der Ort macht's nicht aus, Hans. Der Huberhof ist das rechtschaffenste Haus weit' und breit — es wird uns schon so aufgesetzt gewesen sein, daß wir auseinander haben kommen müssen."

„Nein, nein, es hat nicht sein müssen", rief Hans wieder, „ich allein bin dran schuld, daß es so geworden ist . . . aber ich wollt ja gern Alles thun, wenn's wieder werden könnt', wie damals!"

„Ja, wenn man das könnt'," erwiderte Rosel und verbarg die Thräne nicht, die sie sich aus dem Auge wischte. „Aber die Lieb' ist nicht wie ein Gemüspflanzl, das allemal wieder anwurzelt, wenn man's versetzt... wenn die einmal ausg'rissen ist, dann gehn die Wurzeln ein und verdorren für alle Zeit . . ."

„Und ist das Pflanzl ganz ausg'rissen in Dein Herz? Und kann's net wieder Wurzel treiben?"

Rosel weinte, aber sie schüttelte heftig und bestimmt den Kopf.

Hans gerieth in immer heftigere Aufregung. „Rosel", rief er und seine Stimme zitterte fieberhaft, „sag' nicht, daß es so ist! Sag's nicht und wenn's Dir selber nit so um's Herz wär! Lüg' mich lieber an — es ist der einzige Strohhalm, an den ich mich noch halt' . . . Rosel, ich geh' zu Grund' an Leib' und Seel, wenn Du Dich nicht um mich erbarmst . . ."

„Sprich nit so", entgegnete sie weinend, „so arg wird Dich der liebe Gott nicht verlassen. Ich merk' freilich wohl, daß bei Dir nit Alles ist, wie's sein soll, aber wie soll ich Dir helfen können?"

Sie wollte noch mehr hinzufügen, aber die Musik regte sich, die Tanzlustigen näherten sich wieder und scheuchten das Paar auseinander. Rosel drückte sich seitwärts in die Ecke, Hans verschwand nach der andern Seite. Beides aber konnte nicht so schnell geschehen, daß es nicht von dem zuerst eintretenden Tänzerpaare bemerkt worden wäre.

Dieses Paar war ein ungewöhnliches und sehr ansehnliches, denn die Tänzerin war Niemand anders, als die schöne Huberin, der Tänzer aber der große, kahlköpfige Gerichtsdiener. Die Bäuerin war eben ganz staatlich angefahren gekommen und der galante Mann, seit Kurzem Wittwer, hatte ihr sogleich beim Aussteigen die Ehre angethan, sich ihre Hand auf einen Ländler zu erbitten. War es ihr auch nicht sehr angenehm, so mußte sie es doch als eine Ehre ansehen, denn der Herr Kriegelsteiner war, was man gewöhnlich einen gemachten Mann nennt, reich und als die rechte Hand des Landrichters von nicht geringem Ansehen. Er war in der Seele vergnügt, daß er der Erste war, der mit der schönen Frau zum Tanze ging; stolz schritt er mit ihr am Arme dahin, mit der andern Hand den Schnurrbart drehend oder über den kahlen Kopf streichend, als wenn es ihm dort zu heiß würde. Er sprach eifrig mit ihr und ließ dazwischen jenen grunzenden Ton hören, der ihm statt des Lachens diente. Nicht so gut gelaunt war die Bäuerin; sie war wortkarg und als sie vollends das gestörte Pärchen bemerkt hatte, ließ sie sich jedes Wort abnöthigen und klemmte unmuthig die Unterlippe zwischen die Zähne.

Als sie einen Ring umgetanzt hatten und wieder in der Reihe anstanden, begann sie gleichwohl selbst das Gespräch. „Ich muß immer lachen", sagte sie, „wenn ich daran denk', wie vorhin die Zwei auseinander gefahren sind. Die haben wir in der besten Unterhaltung gestört!

Herr Kriegelsteiner grunzte. „Ich weiß doch nicht", sagte er dann, „ob die Zwei sich gerade gut mit einander unterhalten haben. Kanntet Ihr sie denn nicht? Der Bursche war ja Euer Oberknecht Hans . . ."

„So", sagte die Bäuerin mit erkünstelter Gleichgiltigkeit. „Ich habe so genau gar nicht hingeschaut . . . Und wer war denn das Mädel? Hab' ich doch niemals gehört, daß der Hans eine Bekanntschaft hat . . ."

„Er hat auch keine mehr," erwiderte der Gerichtsdiener. „Das Mädel war die Blumhuber Rosel, die beim Brandl als Unterdirn' dient. Ihr kennt sie wohl, die Leut' reden jetzt viel von ihr, denn sie hat ja heut' Nacht beim Einbruch auf dem Brandlgut mit dem rothen Hannickel gerauft und hat ihn versprengt . . ." — (Fortsetzung folgt.)

Darstellung der Kriegsvorfälle in der Stadt Abensberg im Jahre 1800.

(Fortsetzung.)

Den 11. Heute Frühe zwischen 4 und 5 Uhr hörte man von Neustadt her 8 Kanonen- und mehrere Musqueten-Schüsse und man behauptete, die Oesterreicher hätten dort über die Donau gesetzt, und hätten die Franzosen angegriffen. Des Morgens wurde die ganze dortige Gegend durchsucht; allein es konnte Niemand gefunden werden, sohin vermuthet man, daß die Schießerei einigen Fahrzeugen gegolten hätte, welche die Franzosen am dießseitigen Ufer hatten, und welche vom Irfingerberge her zerschmettert werden konnten.

An die hiesige Stadt wurde nebst der gewöhnlichen Verpflegung der Offiziere und hiesigen Wachen noch zum Unterhalte der um die Stadt gelagerten Mannschaft eine Requisition gestellt von 855 Maas Biers und 845 Pfund Brodes, ohne daß von dieser Lieferung an der Armee-Requisition etwas abgeschrieben werden durfte. Wenn das noch öfter geschehen sollte, so wird unsere Stadt, wie Neustadt, bald außer Stande sein, die zahlreiche Mannschaft ferner mehr zu unterhalten. Was dann unser Loos sein wird, ist Gott allein bekannt!

Den 12. Juli um 2 Uhr Morgens entstand unter den bei mir liegenden Offizieren eine ungewöhnliche Unruhe; sie schrien um ihre Pferde, und da diese von den schlaftrunkenen Domestiquen nicht sogleich hergebracht wurden, so eilten sie ohne dieselben dem Regensburger Thore zu. Bald darnach hörte man deutlich mehrere Musquetenschüsse, welche die Nähe der Kaiserlichen verkündeten. Ununterbrochen hörte man stets wechselseitiges Schießen, endlich um 8 Uhr kamen der Herr Oberst und sein Regiments-Adjutant zurück, und sagten mir, daß sich die Kaiserlichen 180 Mann stark bis gegen Arnhofen [1]) gewagt, und nun von 2 Compagnien Grenadiers und eine Escadron Chasseurs bis nach Saal zurückgedrängt worden wären; indessen hätten sich in dem dortigen Walde die Rothmäntler versteckt und als die Chasseurs sich zu tief in den Wald gewagt, gaben dieselben im Hinterhalte ein schreckliches Feuer auf sie, und Ferdinand-Dragoner und Blankensteiner-Husaren hieben jetzt mit Wuth auf sie ein, sie nahmen einen Chasseur-Officier gefangen, 2 Gemeine und mehrere Pferde blieben todt auf dem Platze, 1 Wachtmeister und 3 Gemeine wurden schwer blessirt, ein blessirtes Pferd, das sein Reiter hieher führte, verblutete sich daselbst. Ein Trompeter und 1 Chasseur führten den Gerichtsdiener von Offenstetten hieher, von dem die Franzosen glaubten, daß er ein Spion sei, weil er zur Zeit, als berührtes Vorpostengefecht Statt fand, auf der Hochstraße gesehen wurde; allein derselbe war vom Verwalter abgeschickt worden, um des herrschaftlichen Zehends halber in Unterwendling Anstalten zu treffen. Weil man übrigens sonst nichts bei ihm vorgefunden hatte, so wurde er endlich wieder entlassen.

Den 13. war alles ruhig bis gegen 6 Uhr hin, da hieß es nun, die Kaiserlichen hätten neuerdings die Vorposten angegriffen. Man hatte daher von hier sogleich Verstärkungen von Infanterie und Cavallerie nachgeschickt. Bald hörte man auch nur einzelne Schüsse und erst spät brachten die Chasseurs 3 Blankensteiner-Husaren gefangen hieher. Die Nacht war ganz ruhig; allein um 3 Uhr Morgens den 14. hieß es: Die erste Division müsse sogleich aufbrechen, und nach Abbach vorrücken. Bis 5 Uhr war das Grenadier-Bataillon zum Abmarsch fertig. Es dauerte jedoch 3 Stunden lang, bis sich dasselbe in Bewegung setzte. Zwischen 7 und 8 Uhr kam hier der General Sabathier mit dem Corps, das in der Gegend von und um Neustadt gelegen hatte, und als sich dieses hier gesammelt hatte, brach nun alles auf und schlug seinen Marsch auf der Hochstraße Regensburg zu ein. Hier zog der General Fouconet mit dem Stab ein. Das Betragen dieser Truppen war nicht besser, als jenes der zuerst angekommenen. Die Stadt mußte nebst Verpflegung der Truppen sogleich 50 Eimer Bier und 6 Eimer Brantwein herschaffen, nebst all dem erfuhren mehrere Bürger Mißhandlungen. Bei mir waren 7 Pferde des Aide de camp vom General Fouconet, ein Capitain, ein Adjutantmajor, und am Abend gesellte sich noch ein anderer Capitain vom nämlichen 15. Infanterie-Regiment zu ihnen. Unter dem Abendessen kam Befehl zum Aufbruche. Alles sollte schleunigst Abbach zu marschiren, um die 1. Division gegen die dort postirten Oesterreicher zu unterstützen. Um 10 Uhr war alles in Bewegung gesetzt und die Stadt geräumt; allein in der Nacht des 15. zwischen 2 und 3 Uhr kamen viele Leute hier durch und gingen über Siegenburg Landshut zu. In meinem Pfarrhof kam ein Dragoner an, der mit Ungestüm Brantwein, dann Bier, für sein Pferd aber Haber, endlich zu essen,

1) Arnhofen liegt rechts der Regensburger Straße, von Abensberg etwa $^{3}/_{4}$tel Stunden entfernt.

und zuletzt ein Schnupftuch forderte. Da er alles erhalten, ritt er von mir weg der Stadtschreiberei zu, und weil sie ihm dort nicht öffneten, zerschlug er alle Fenster und ritt endlich unter vielem Fluchen davon. Am Morgen passirten hier noch 3 Franzosen, dann ließ sich den ganzen Tag durch Niemand mehr sehen. Möchte doch durch Gottes Güte unsere Stadt ferner von diesen Leuten befreit bleiben! Den Tag vor dem Abmarsch benützte die französische Infanterie auf Dörfern und Einöden zur Plünderung; sie nahmen Alles, was an Vieh, an Schaafen, Federvieh, Kleidungsstücken und Geschirr vorräthig war, mißhandelten die Inwohner so lange, bis sie die letzten Heller von ihnen erpreßt hatten, dann zerstörten sie noch, was sie nicht mitnehmen konnten oder wollten und zogen fort, wann alles zu Grunde gerichtet war.

Den 16. wurde ein feierliches Hochamt gehalten, um Gott dem Allerhöchsten für den Abzug der Franzosen zu danken, und um fernere Abwendung aller Kriegs-Drangsalen zu bitten. So eifrig unser Gebet war, so fanden wir doch in unserer Bitte keine Erhörung; denn um 10 Uhr Mittags kamen neuerdings 27 Carabiniers angeritten, denen bald mehrere folgten. Ihre erste Frage war, ob keine Kaiserliche hier wären, und da man ihnen mit Nein antwortete, so besetzten sie den Galgenberg mit einer Wache, die übrigen nahmen Quartier. Abends zwischen 6 und 7 Uhr brachten ihrer drei Franzosen drei kaiserl. Husaren, die ganz bewaffnet und beritten desertirt sind; zu gleicher Zeit verbreiteten sie die Sage, die Franzosen wären jenseits der Donau herabgekommen und hätten Kelheim ebenfalls besetzt. Ist dieß richtig, so dürften wir sobald auf keine Erlösung hoffen.

Den 17. Die Carabiniers blieben bis 3 Uhr; da hieß es mit Einemmal, es würde der sie kommandirende General Fouconet hier wieder einrücken; sie selbst sollten nach Abbach, und von da nach Regensburg gehen; denn es wäre unter den streitenden Armeen bereits ein Waffenstillstand abgeschlossen [1]), der der sichere Vorbote zum langgewünschten Frieden werden sollte. Um 6 Uhr Abends kam der General Fouconet wirklich mit seinem Stabe hier an. Bei mir nahm sein Sohn Aide de Camp mit des Hrn. Generals Sekretär Quartier, blieben aber nur über Nacht und dann bezog der Hr. General mit seinem Stabe das Schloß Offenstetten, ein ihm sehr angemessener Ort. Hier rückte den 18. eine Compagnie Grenadiers ein, die neben dem unzähligen Personal von Fournisseurs, Sekretairs, dann Metzger und Bäcker einquartirt und verpflegt werden mußten, nebstdem ist die ganze Gegend zur Verpflegung des Hrn. Generals und seines Stabes in Requisition gesetzt. Zur Verpflegung der sämmtlichen Brigade ist der 19. zum Congreß für alle adjacenten Beamten angesetzt, welche dieses Geschäft mit dem Commissair ordonnateur abzuthun haben.

Den 19. Das Dislokations- und Requisitions-Geschäft war bald abgethan. Der Generaladjutant bedeutete dem Hrn. Landrichter, daß dem General Fouconet eine schöne Kutsche mit schönen Pferden, jedem seiner zwei Söhne aber 50 Louisd'or müßten zum Präsent gemacht, den Offizieren des Generalstabes aber ein angemessenes Spielgeld für alle Tage, wovon aber für 10 Tage gleich zum Voraus müßte bezahlt werden. Wäre das alles geleistet, so hinge es nur vom Willen des Hrn. Landrichters ab, wo und wie viele Truppen er in jedes Ort verlegt wünschte. Zu gleicher Zeit rieth er dem Hrn. Landrichter, die Sache auf eine kluge Art abzuthun; denn der Herr General wäre über diesen Punkt sehr delicat. Den versammelten Landbeamten sollte er bedeuten, daß sie ein genaues Verzeichniß der Häuserzahl und ihrer Jurisdiction unterworfenen Ortschaften, dann wie viel Haber und Heu vorräthig sei, sobald als möglich hier einschicken, wornach alsdann die Dislocation und Repartition gemacht werden würde. Mit diesem war der Congreß geendet, und der Hr. General fuhr ganz zufrieden wieder nach Offenstetten. Er mochte sich wohl darauf schon gefreut haben, bald in einer prächtigen Kutsche mit zwei raschen Pferden bespannt fahren zu dürfen. Diesen Forderungen zufolge ist zwar Stillstand mit den Waffen, aber keiner im Begehren erfolgt! — So ist es vom Generale bis zum elendesten Troßbuben herab gegangen, jeder begehrte mit Ungestüm und wurde nicht sogleich das Geforderte hergeschafft, so wurde der Hausvater mißhandelt, ein Sergeant setzte sogar den Bräuer Prädel auf die Hauptwache, weil er die Betten nicht sogleich mit ganz frischem Waschzeug überziehen ließ. Da ich über dieses gewaltsame Verfahren dem commandirenden Platzhauptmanne Vorstellung machte, so gab er sogleich Befehl, denselben zu entlassen, und der Sergeant hätte sich dafür sogleich in den Arrest zu begeben; allein dieser ging anstatt in den Arrest — seinem Quartier zu, und war noch unerträglicher, als zuvor. Die Sache endigte sich endlich damit, daß er zur Strafe in ein anderes Quartier verlegt wurde.

Den 20. Am Hauptfeste der P. P. Carmeliten hielt ich in der Klosterkirche das Hochamt und darauf, nachdem vorher mit dem Platz-Commandanten Verabredung getroffen war, die feierliche Procession um den Stadtplatz. Die Franzosen sahen derselben ruhig zu, einige bezeugten bei Annäherung des Sanctissimum's geziemende Andacht, andere dagegen behielten ihre Hüte auf den Köpfen, ohne sonst etwas zu machen. Auch die Wache zog das Gewehr nicht an, zum Beweise, daß Religion in ihrer neuen Constitution keinen Rang erhalten habe. Heute Abends wurden dem Generale als Surrogat für Kutsche und Pferde 80 Carolins bezahlt. So groß die Summe ist, so steht noch zu erwarten, ob er damit sich begnügen werde!

Den 21. erhielten die Offiziers vom Generalstab als Tischgeld 40 Carolins und nur für weiters alle Tage 4 Louisd'or, die 120 Carolins schoß die Stadt vor auf die Versicherung, daß das hiesige churfürstl. Landgericht die Adjacenten zur Zahlung dieses Vorschusses richtig anhalten und die Rückzahlung gegen Abschlag des fallenden Quanti für die Stadt sicher leisten werde. Hr. General Fouconet ist mit seinen 80 Louisd'oren heute schon nach Regensburg, um sich für diese leicht erworbene Summe das Beliebige anzukaufen. Der Frau von Kreitmayer (Besitzerin von Offenstetten) schickte derselbe ungebeten einen Paßport und ein sehr höfliches Einladungsschreiben, um sie in ihr Schloß zurück zu locken; wenn er dabei irgend eine heimliche Absicht hat, so ist ihm das trefflich gelungen; denn sie kam wirklich am verflossenen 20. dieß Abends in Offenstetten an. Gute Frau! Du wirst schwerlich ungerupft mehr entrinnen!! Eben an demselben 20. Juli erhielt der Hr. Landrichter durch einen eigenen Boten den Befehl, daß er sich sogleich nach Straubing verfügen sollte, um aus dem Munde des Divisionsgenerals Legrand weitere Befehle zu vernehmen. Noch am nämlichen Abend machte er sich in Begleitung des Hrn. Landrichters von Neustadt auf den Weg dahin.

Den 22. erhielt die hiesig cantonirende Grenadier-Compagnie die Befehle, daß sie den kommenden Tag aufbrechen, und nach Regensburg sich begeben müßte. Ihr Hauptmann, der zugleich hiesiger Stadtkommandant war, erzählte mir das selbst, und äußerte sich nicht undeutlich, daß er auf einige Erkenntlichkeit für die der Stadt geleisteten Dienste antrage. An das Landgericht stellte derselbe die Forderung, daß ihm aus dem Magazin ein Schäffel Haber, dann etliche Bünde Heu, auf einem 2spännigen Wagen möchten nachgeführt werden. Das Landgericht wies durch ein eigenes Schreiben diese Forderung an die Stadt, und ließ darin auch herkommen, daß die Stadt sich wegen den gut geleisteten Diensten mit dem Hrn. Commandanten gleichwohl abkommen möchte. Mit diesem Schreiben kamen dann Hr. Fabrizi und Prezner zu mir mit der Bitte, ich möchte deßfalls mit dem Commandanten unterhandeln, und wenn derselbe die geforderte Fourage zurücklassen wollte, so wären sie erbietig, demselben 3 Louisd'or zu bezahlen; ich ging

1) Aber nur auf 12 Tage zu Parsdorf den 15. Juli 1800.

denn in ihrer Begleitung zu ihm, trug alles vor und bat für die Stadt; allein 3 Louisd'or waren ihm zu wenig, er forderte wenigst fünf. Nach vielen gegründeten Vorstellungen beruhigte ich ihn mit 4, welche denn die Stadt willig hergab und noch einen Reitsattel, den er früher schon begehrt hatte. Mit dieser Beute beladen, übergab er nun an einen Oberlieutenant, der jetzt mit einer neuen Grenadier-Compagnie hier einzog und das Commando der Stadt übernahm und ebenfalls seine besten Dienste zum Voraus versprach, vielleicht in der Hoffnung nach etlichen Tagen ebenfalls wieder einige Carolins zu erhaschen. Am nämlichen Tage wurde auf Befehl des Commissaires de guerres [1]) das für die Soldaten ungenießbare Brod, das Laibl zu 2 kr. verkauft, das die hiesigen Einwohner für das Vieh gerne kauften.

Den 23. war in Offenstetten beim General Fouconet neuerdings Congreß, um Requisitions- und Dislocations-Geschäfte zu reguliren, dabei die Herren Beamten wieder zu erscheinen hatten. Auf diesem Congreß wurde beschlossen, daß in Abensberg ein Hauptmagazin angelegt werden sollte, wozu das hiesige Gericht allein 1000 Säck Haber, 500 Rationen Heu zu liefern hätte. Nebstber wurden von sechs andern Landgerichten 60 Pferde requirirt, worunter 2 schöne Reitpferde, das übrige aber Zugpferde sein mußten.

Mit diesem schließt sich Stolls Handschrift. Was die Ursache des so plötzlichen Abschlusses derselben gewesen ist, weiß ich nicht. Sch.

1) Unser „Kriegskommissär."

Der selige Bruder Nikolaus von Flüe, sein Leben und Wirken. Aus den Quellen bearbeitet von J. Ming. I. Band, mit einem Stahlstiche und Holzschnittbilde. Luzern, Druck und Verlag von Gebr. Räber, 1861. XVI und 445 Seiten gr. 8.

⁑ Unter der großen Zahl von Heiligenleben ist dasjenige des sel. Nikolaus von Flüe sicher eines der wichtigsten. Wichtig schon wegen der äußern historischen Beglaubigung, da fast jeder Umstand seines Lebens urkundlich kann bewiesen werden; ein Vorzug, dessen es vor vielen andern sich erfreut. Wichtig ist es ferner seinem Inhalte nach, welcher hier in seltener Fülle und Mannigfaltigkeit zu Tage tritt. Denn wenn bei einigen Heiligen blos ihr äußeres, der Welt und Menschheit zugekehrtes Leben und Wirken bekannt geworden, während ihre innere, Gott zugewandte Seite uns nimmer sichtbar wird; und wenn bei andern umgekehrt äußerst wenig über ihr Erdenleben, dagegen um so mehr von ihrem tiefinnersten Verkehre mit Gott mitgetheilt werden kann: wird uns das irdische Dasein des sel. Nikolaus von Flüe nach beiden Seiten hin gleichmäßig beleuchtet. Endlich ist das Leben des seligen Nikolaus auch wichtig wegen der zeitgeschichtlichen Bedeutung, die es hat. Wenn der Geschichtschreiber jener Zeiten nimmer an der hehren Gestalt dieses wundermächtigen Einsiedlers vorüber gehen darf, ohne ihres Einflusses zu erwähnen; wenn der Darsteller der mittelalterlichen Mystiker am Bruder Klaus nicht nur für die Theorie, sondern auch für die Praxis einen Stern erster Größe zu nennen und zu beschreiben hat, und der Psycholog an ihm für die tiefsten Beziehungen, Anlagen und geistigen Gebilde der Seele die möglichst zuverläßigen Belege gewinnt, hat der Seelsorger, der Hausvater, der einzelne für sein Heil wachsame Christ am Leben dieses Heiligen eines der brauchbarsten, wirksamsten und allseitig belehrendsten Vorbilder. Wirklich ist diese Schrift, die sein Leben beschreibt, so angelegt, daß allen, den wissenschaftlichen und asketischen Anforderungen entsprochen wird. Für alle Thatsachen sprechen die zuverläßigsten Quellen und Gewährsmänner. — Aber auch die Verleger haben das Ihrige beigetragen, um dem seligen Nikolaus ein Denkmal zu gründen, wie ihm bis jetzt in Schriftwerken noch kein so vollständiges und gediegenes gesetzt worden ist. Zwei Bilder nach Zeichnungen von M. P. v. Deschwanden ausgeführt, zieren das Buch noch besonders.

Der II. Band wird die „Geschichte der Verehrung des Seligen, ein Beitrag zur religiösen Zeitgeschichte" enthalten und damit das Werk vollständig sein. Möge jene Liebe und Begeisterung, welche dem Buche sein Dasein gegeben, dasselbe auch in viele Hände und Herzen einführen.

Trost der Einsamkeit.

Sag' an, sag' an, was trauest Du
Dem glatten Wort der argen Welt?
Kennst Du die List der Falschen nicht,
Die Dich in Wahn gefangen hält?
Was Du gesucht, das wirst Du finden
Weit über'm gold'nen Sternenzelt.
Drum laß die Schwingen Dir nicht binden,
Bis daß Dein Geist am Ziele hält.

Sag' an, sag' an, was weinest Du,
Was soll Dein Härmen, was Dein Schmerz?
Laß Gram und Elend hinter Dir
Und blicke gläubig himmelwärts.
Wenn schweres Leid, wie Dich, betroffen,
Dem gibt die Erde keinen Trost:
Vom Himmel mußt Du Rettung hoffen,
Wenn Dich ein stürmend Meer umtost.

Sag' an, sag' an, was zagest Du?
Hast Du nicht einen starken Gott,
Hast Du kein Herz zu ihm zu fleh'n? —
Was kümmert Dich der Erde Spott!
Ist er doch Vater seinen Lieben,
Du willst sein liebend Kind nicht sein?
Wenn Dir Dein Glauben noch geblieben,
Schließ' betend Dich in's Kämmerlein.

Da in der Zelle Einsamkeit
Schließt sich der Schrein des Herzens auf,
Schwingt sich der Geist zu lichten Höh'n,
Zu Gott vertrauensvoll hinauf.
Da kehret heitre Himmelsfreude
In die beklomm'ne Brust zurück
Und jung entrinkt aus tiefstem Leide
Sich Himmelsfriede, Himmelsglück.

S.

Ein beflügeltes Kalb. Bei einem Fleischermeister in Neumark (Pr. Schlesien) befindet sich ein ganz munteres schwarzscheckiges Kalb, dem auf der einen Seite des Rückens ein fast 2 Fuß langer Flügel ausgewachsen ist; derselbe hat mehrere Gelenke und ist beweglich, mit Haut und Haaren überwachsen und hat vollständigen Blutumlauf. Ob das Kalb nicht eine Ente ist?

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 3. August 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3504	385	21	20	20	32	19	49	—	19	—	—
Korn . . .	1412	539	13	25	12	17	11	28	—	12	—	—
Gerste . .	88	265	11	17	10	53	10	18	—	—	—	34
Haber . . .	2078	471	8	14	7	39	7	24	—	—	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 32.** Den 12. August. Klara, Hilaria.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Die Bäuerin bemeisterte nur mit Mühe die zornig wilde Bewegung, die in ihr aufloderte. „Die Blumhuber Rosel!“ fragte sie dann mit kaum merklicher bebender Stimme. „Ich hab' sie früher gekannt, aber sie hat sich stark verändert. Wenn ich gewußt hätt', was sie für eine merkwürdige Person ist, hätt' ich sie schon besser angeschaut.“

„Die war's“, entgegnete der Gerichtsdiener, „sie hat den Hans zum Schatz gehabt, aber seit ein paar Jahren ist's aus damit. Sie sind seitdem aneinander vorbeigegangen, als wenn sie sich gar nicht kennten und werden heut' wohl noch eine übrig gebliebene Heimlichkeit von dazumal auszumachen gehabt haben.“

Die schöne Bäuerin biß sich fast die Lippe wund. „Wie Ihr nur das Alles so wißt!“ sagte sie mit gezwungenem Lachen.

„O“, entgegnete er selbstzufrieden, indem er wieder zum Tanze mit ihr antrat, „ein Gerichtsdiener muß Alles wissen! Man weiß nie, ob man es nicht einmal brauchen kann!“

Der Tanz ging bald zu Ende und Herr Kriegeißteiner führte seine Partnerin mit der Miene eines siegreichen Feldherrn an den Platz, wo sie von ihrem Mann erwartet wurde, der in der kurzen Zeit schon so viel und so schnell getrunken hatte, daß seine ausdruckslosen Augen noch starrer und glanzloser wurden. Der galante Tänzer benutzte den Weg, um noch einige Schmeicheleien und halbverdeckte Liebeserklärungen anzubringen, die ihm längst auf der Zunge gebrannt hatten.

„Ihr solltet mir das nicht anthun“, sagte die Bäuerin, deren steigender Unmuth nach einem Auswege suchte. „Solches Gered' ist eine Beleidigung für eine ordentliche, ehrbare Frau!“

„Ach warum seid Ihr eine Frau!“ jammerte der Gerichtsdiener. „Warum seid Ihr nicht auch frei und ungebunden, wie ich! Ich ließe nicht nach, bis wir ein Paar wären!“

„Mein Mann“, sagte die Bäuerin in rückhaltslos spitzem Tone, „mein Mann ist ein guter Lapp, dem ich ein recht langes Leben wünsche. Und wenn ich auch Wittib wär', thät's doch mit uns zwei nichts werden, mein' ich. Ihr taugt nicht zu einem Bauern und in's Amthaus zu den Schergen und Spitzbuben ging' ich nicht — dazu steht der Huberin die Nase zu hoch!“

Damit wendete sie sich ab und ließ den Verblüfften stehen, der dann hastig davoneilte, wilde Flüche vor sich hinmurmelnd.

„Huber“, sagte die Bäuerin zu ihrem Manne, „mir ist nicht recht wohl auf, ich will heim.“

Der halbtrunkene Bauer richtete sich auf und wollte eine rauhe Ablehnung vorbringen. Wie er aber den Mund öffnete, begegnete sein Blick dem fest auf ihn gerichteten seines Weibes und er verstummte. Wie gebannt von diesen unheimlich funkelnden Augen stund er vollends auf und wankte dem Wägelchen zu, das auf der Straße von einem Knechte mit den Pferden gehalten wurde. Er war willenlos, wie man von den kleinen Thierchen erzählt, welche eine große Schlange so lange mit den giftigen Augen anstiert, bis sie sich ihr selbst in den aufgesperrten Rachen stürzen. Die Umstehenden merkten es wohl, stießen einander auch mit den Ellbogen an und brummten, „die Huberin habe ihren Mann gut gezogen und führe ein strenges Kommando —“ man gab ihr aber nicht Unrecht, denn bei dem Halbsimpel und Bruder Sausaus mochte das wohl nothwendig sein.

Die Bäuerin dagegen schritt mit freundlichen Grüßen an den Leuten vorüber und trat eben an den Wagen, als auch Rosel die Einfahrt herabkam, um ihre unterbrochene Wanderung fortzusetzen. Sie sah nicht links noch rechts und wollte unbeachtet vorüberschlüpfen, aber die Bäuerin rief sie, schon auf dem Wagen sitzend an.

„Wie, Rosel!“ sagte sie, „ist das auch recht, daß man an den alten Bekannten so vorbeigeht, als wenn man sie sein Lebtag nicht gesehen hätt'?“

Rosel blieb stehen. „Ich hab' nicht geglaubt, Huberbäuerin, daß Du noch an die Zeit denkst, wo wir nebeneinander Dienstboten g'wesen sind. Aber es freut mich, daß Du nicht hoffärtig bist und so sag' ich Dir von Herzen: grüß' Gott!“

Sie reichte die Hand hin, in welche die Bäuerin hastig einschlug und sie derb schüttelte. „Warum sollt' ich hoffärtig sein“, lachte sie, „aber Du kannst leicht stolz werden, weil Du so ein Heldenstück ausgeführt hast, mit dem rothen Hannickel. Du mußt mich einmal heimsuchen und mußt mir das auf's Haar erzählen, was er gethan und was er geredt hat und wie er ausschaut! Möchtest wohl nicht in Dienst zu mir? So resolute, kräftige Leut' kann ich brauchen!

„Ich hab' keine Klag' beim Brandl“, sagte Rosel, „die alten Leut' sind an mich gewöhnt, ich möcht's ihnen nit anthun, daß ich wegging.“

„Dann mußt Du mich so einmal besuchen und in Heimgarten zu mir kommen; ich mein, wir hätten allerhand zu plaudern mit einander“, erwiderte die Bäuerin, indem sie das Mädel mit einem eigenthümlich lauernden Blicke maß. „Du siehst nicht darnach aus, man sollt's nicht meinen, daß Du so stark bist . . .“

„Es ist auch nicht so fürchterlich mit der Stärk'“, lachte Rosel, „aber die Noth gibt halt Kräften. Ich will schon sehen, wann ich einmal frei hab', daß ich Dich heimsuchen kann.“

Während des Gesprächs waren die muthigen Pferde immer unruhiger geworden, daß der Bauer sie kaum zu bändigen vermocht hatte. Jetzt waren sie nicht mehr zu halten, sie rannten fort und die Unterredung war abgeschnitten. Die schöne Huberin wandte sich noch einmal im Wagen um und rief Rosel mit angestrengter Stimme, um über das Wagengerassel hinaus verstanden zu werden, einen Gruß zu. „B'hüt' Dich Gott,“ schrie sie, „wir treffen schon noch einmal zusammen!“

Fort rollte der Wagen, Rosel aber that einen lauten Schrei und mußte sich an der Stiegenwand halten, um nicht umzusinken. In den letzten Worten hatte sie die Stimme des Räuberhauptmanns wieder gehört, die ihr noch von der Nacht her im Ohre klang. „Der rothe Hannickel!“ flüsterte sie, indem es ihr schwarz vor den Augen ward. Eben so schnell aber war die Anwandlung der Schwäche wieder überwunden, als die Leute herbei eilten und sie mit frischem Wasser bestreichen wollten.

„Laßt mich nur“, sagte sie abwehrend, „es ist schon wieder vorbei.“

Damit ging sie eilig weiter, aber in der Richtung nach

ihrer Heimath zu, bestürmt von den widerstreitenden Empfindungen, Erinnerungen und Gedanken, welche die letzten Stunden und Augenblicke in ihr wachgerufen.

(Fortsetzung folgt.)

Leben des Laktantius.*)

Aulus Gellius erzählt in seinen „attischen Nächten", daß im Alterthum sieben Städte um die Ehre wetteiferten, welche von ihnen hervorgebracht des erhabenen Gesanges Fürsten, der, wie Dante sagt, über alle Anderen wie ein Adler dahinfliegt. Der Streit um das engere Vaterland des göttlichen Sängers Homeros dauert noch immer fort und wird wohl nie einen allgemein befriedigenden Abschluß finden. Wundern wir uns deßhalb nicht, wenn wir den Ausgangspunkt eines Sternes zweiter Größe am Himmel der gelehrten Welt nicht mit voller Gewißheit angeben können.

Das Vaterland des Laktantius Firmianus (einige alte Handschriften haben die bei Eusebius und Hieronymus nicht vorkommenden Vornamen Lucius Cäcilius, oder Lucius Coelius) dürfte eher in Italien, als in Afrika zu suchen sein. Da keiner der alten Schriftsteller das Geburtsland des Laktantius nennt, so haben Baluze, Possevin, Charpantier, du Pin, Baronius, le Nourry u. A. ihm als ursprüngliche Heimath Afrika angewiesen, während der größere Theil der neueren Historiker in Laktantius den eigentlichen Familiennamen, in dem Beinamen Firmianus aber das nomen patrium von dem alten Firmium im picentinischen Gebiet erkennen wollen. Der Carmelit P. Eduard a. S. Xav. hat 1754 zu Gunsten dieser Ansicht eine ausführliche Abhandlung geschrieben. Er behauptet, in allen von ihm in Einsicht genommenen Manuskripten stehe am Anfang blos Laktantius Firmianus, am Schlusse eines jeden Buches sei aber fast immer der Beiname Lucius und Coelius hinzugefügt. Indeß hält der Benediktinerabt Tiraboschi diesen Grund nicht für überzeugend genug und glaubt die Sache durch die Conjektur wahrscheinlicher machen zu können, daß Laktantius der Familie der Cölii angehört habe, die zweifelsohne eine römische war und vielleicht an einer Expedition, Fermo zu kolonisiren, sich betheiligt haben mag, wodurch Laktantius Bürger von Fermo (Firmianus) wurde. Auch sein reiner und eleganter Styl weise nicht nach Afrika, sondern Italien[2]). Diese Meinung haben auch wir zu der unsrigen gemacht. Finden sich auch in Laktantius Schriften Spuren eines afrikanischen Kolorites, so ist der Grund hievon durch den längeren Aufenthalt in Afrika und den innigen Verkehr mit Arnobius leichter zu erklären, als die Veranlassung, welche den nach Wissenschaft dürstenden Jüngling in die Schule des genannten Rhetors zu Sikka[3]) führte, wenn nicht der Vermuthung Raum gegeben werden darf, daß sein Vater als kaiserlicher Beamter dorthin versetzt wurde. Ebenso wie über das Vaterland, lassen uns die Zeugnisse des Alterthums über das primitive religiöse Bekenntniß des Laktantius in Ungewißheit. Viele neuere Schriftsteller haben die allgemeine Ansicht, daß Laktantius von heidnischen Eltern um das Jahr 248 geboren sei, durch Stellen aus seinen eigenen Schriften unterstützen zu können geglaubt[4]). Aber leider haben diese nicht mehr beweisende Kraft, als so manche aus dem Contexte gerissene Citate. Bei genauerer Einsichtnahme beziehen sich die angezogenen Belege nicht auf Laktantius, — der in den wenigen Stellen, wo er von seiner Person Erwähnung zu thun genöthigt ist, nie im Plural spricht — sondern auf die ganze im Todesschatten sitzende Heidenwelt, welche Gott vor den verworfenen Juden zur wahren Erkenntniß berufen. Mit vollem Recht konnte daher der um die Patristik hochverdiente Mauriner le Nourry die Behauptung aufstellen, es lasse sich in Laktantius Schriften nicht Ein Wort finden, aus dem man schließen könnte, er sei einmal heidnisch gewesen. Aber dieß auch aus Achtung vor der traditionellen Meinung zugegeben, glauben wir dann wenigstens zu der Annahme berechtigt zu sein, daß Laktantius schon in Afrika den heidnischen Irrthum abgelegt und muthig einem Glauben sich zugewendet habe, der bei der damaligen Lage der Dinge keine andere Zukunft bot, als das Blutgerüst, oder wilde Thiere. Die Vorsehung hatte es gefügt, daß Laktantius, bevor die Gnade der Taufe sein Wissen erleuchtete und sein Herz durchdrang, in der Schule eines berühmten Rhetors jene Dialektik sich eigen machte, welche im Dienste des Christenthums die Bewunderung seiner Zeitgenossen, wie auch späterer Jahrhunderte errang. In Arnobius Schule wurde der noch mit fremdartigem Stoffe bedeckte edle Stein von kundiger Meisterhand zu jenem hell leuchtenden Diamanten geschliffen, dessen prismatische Farben so lieblich dem Auge entgegenstrahlen. So wäre denn Afrika, das, bevor es die himmlische Perle des Glaubens verloren, durch eine große Menge starkmuthiger Blutzeugen, standhafter Bekenner, großer Lehrer und frommer Bischöfe ein Paradies der Kirche war, jedenfalls das geistige Vaterland des edlen jungen Mannes gewesen. (Forts. folgt.)

* Wie die Ldsh. Ztg. dieser Tage gemeldet, enthält der heurige Jahresbericht der Studienanstalt Metten eine von P. Januar Bertold entworfene literar-historische Skizze des Lebens und der Schriften des Laktantius, dem „alle competenten Kunstrichter den Ehrennamen eines christlichen Cicero ertheilt." Wir glauben unsern Lesern aus dieser interessanten Skizze einen Theil mittheilen zu sollen, und zwar das „Leben des Laktantius", in der Ueberzeugung, das Mitgetheilte werde von Manchen mit Vergnügen gelesen werden. Die Red. d. Ldsh. Ztg.

1) Die gründlichsten Forschungen weisen übereinstimmend mit den Zeugnissen des Alterthums auf das jonische Kleinasien, beziehungsweise auf Smyrna und Chios hin. Wenn einige Gelehrte den „blinden Mann vom felsenreichen Chios" zu einem trojanischen Hofbeamten oder Landsmann des Odysseus machen, oder gar seine Heimath nach Babylon, Indien und Aegypten verlegen, so ist dieß eben so gewiß, als die Meinung des Goropius Becanus, daß Adam und Eva als gute Holländer im Paradies plattdeutsch conversirt, oder die Behauptung jenes patriotischen norddeutschen Theologen, welcher das Eden an die samländische Küste Ostpreußens verlegte. Hier möge auch das Xenion auf Fr. Aug. Wolf seinen Platz finden, der Homer für den Gründer einer berühmten Sängerschule hielt, von welcher der größte Theil der homerischen Gesänge herrühre:

Sieben der Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben,
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.

2) Girolamo Tiraboschi, storia della letteratura italiana Tom. II. parte II. lib. III., 9.

3) Sikka war eine bedeutende Stadt im proconsularischen Afrika. Zur Zeit der diokletianischen Verfolgung begegnet uns dort ein Bischof.

4) Lact. Div. Inst. VII, 27. Abjectis erroribus, quibus antea tenebamur, ad aeterna coelestis thesauri premia dirigamur. Inst. epit. c. 48. Nos, qui sumus ex gentibus. Ira Dei c. 2. Liberati de errore, quo implicati tenebamur, formatique ad verum Dei cultum.

Die Süddeutsche Zeitung und der Cardinal Antonelli.

* Nein! das ist zu klassisch, das ist zu „anständig" und fein gebildet, davon müssen doch auch die Leser der Ldsh. Ztg. Kenntniß nehmen, wie die Südd. Ztg. mit dem ihr verhaßten Cardinal Antonelli umspringt. In Leipzig, Berlin oder auch Stuttgardt kommen hie und da pikante Inquisitions-, Kloster- und Pfaffengeschichten heraus, mit dem grellsten Pinsel entworfen; denen reiht sich ein Feuilletonartikel der Südd. Ztg., betitelt das „Bildniß des Kardinals", würdig an. Die Südd. Ztg. ist bekanntlich, wie sie wenigstens von sich selbst sagt, ein sehr anständiges gebildetes Blatt, wie denn eine gewisse Presse Anstand, Sitte und Bildung allein besitzt; aber wenn sie mit einem Gegner, etwa der N. Münchner Ztg., dem Volksboten, der Isarzeitung zu thun hat, oder auch sonst eine mißliebige Persönlichkeit anbellt, dann kennt ihr Anstand keine Gränzen mehr. Zwar an einer gewissen äußeren Politur und Appretur läßt sie's nie fehlen, sie kann sogar noch elegant sein, aber nur noch in Schwarz wird gemalen, gemischt etwas mit assa foetida. So geht es ihr nun auch mit dem Cardinal Antonelli.

Dieser römische Diplomat und Kardinal, der nicht Priester, ist ihr und ihrem Feuilletonisten ein gewaltiger Dorn im Auge, vertritt er ja doch die Sache des heiligen Stuhles und des strengen Rechtes gegen das Carbonarothum und die monarchische wie rothe Revolution, das ist genug, um von ihm ein wahres Höllenbild à la Breughel zu entwerfen. Der Kardinaldiplomate, irren wir nicht, in einem sonnenverbrannten Felsenneste, das einst als Räuberort berüchtigt war, geboren, mag in seinem Gesichte in etwas die ersten Eindrücke seiner Jugend wiederspiegeln, allein in Italien gibt es mehrere solche glühende, dunkle Physiognomien, im italienischen Parlamente, wie die Zeitungen berichteten, sogar auffallend viele confiscirte Gesichter; der Cardinal mag auch ein wenig zu sehr Diplomat sein und die Diplomaten sind selten die Tugendhaftesten unter den Sterblichen, man lese etwa Gentzen's Tagebuch u. s. w., allein den Kardinal Antonelli als menschliches Ungeheuer zu zeichnen, hiezu führt denn doch wohl nur die größte Abneigung, das tiefste Vorurtheil gegen das päpstliche Rom den Griffel. Mit einer gehörigen Dosis Widerwillen kann man jeden Menschen zur Karrikatur verzerrt schildern; so viel Anhaltspunkte der menschlichen Schwäche gewährt Jeder. Wer die Skandalliteratur aller Zeiten, wer die Geschichtslügen in etwas kennt, der weiß wie man die Dinge in's Gegentheil oder doch recht in Schatten verkehren kann. So ist es wohl auch dem Feuilletonisten der Südd. Ztg. ergangen, als er das „Bildniß des Kardinals" schrieb. Es ist der Mühe werth, eine solche Frazzenzeichnung näher zu besehen; so etwas liest man nicht immer, darum sei es zur Kenntnißnahme der Leser mit einigen glossirenden Anmerkungen von unserer Seite begleitet, mitgetheilt als ein Beitrag zur Geschichte der „anständigen", billigdenkenden, toleranten Journalistik des „Liberalismus!" Der Feuilletonist der Südd. Ztg. läßt sich also kannibalisch wohl sein, als wie fünfhundert Säuen folgendermaßen:

„Der **ische Gesandte, ein skeptischer Gentleman und perfekter Kavalier, bot mir an, mich bei Seiner Eminenz dem Cardinal Antonelli anzumelden. Er hat mich nicht gefragt und ich habe ihm nicht gesagt, was ich von dem Kardinal halte; es war nur die Rede davon, den bedeutendsten Gegner des Grafen Cavour zu sehen. Ich sage dieß, um jeden Gedanken einer Indiskretion abzuwehren.

Tags darauf schrieb mir der Gesandte, Se. Eminenz würde mich mit Vergnügen am Donnerstag Morgen um halb zwölf im Vatican empfangen, und es sei herkömmlich, bei der ersten Visite im schwarzen Frack zu erscheinen.

Ich warf mich also in den Frack und begab mich zum Vatican. Bis jetzt war ich in dem viereckigen obern Hofe immer links gegangen, weniger aus alter parlamentarischer Angewöhnung, als weil dort die ewigen Schätze des Alterthums und des 16. Jahrhunderts aufbewahrt werden. Rechts über den Hof führt der Weg zu Sr. Heiligkeit und zum Kardinal-Staats-Sekretär. Vor dem päpstlichen Portale standen Gallawagen mit bunten Lakaien, und gerade als ich die innere Treppe hinaufging, defilirte eine Schaar von Monsignori und Gnaden durch eine Doppelreihe tiefgebückter Dienerschaft herab. Mehrere waren in Pontificalibus und hatten den Hirtenstab in der Hand. Ich lüftete den Hut und ging vorüber. Weiter hinauf begegneten wir andern Würdenträgern, auch Offizieren en grande tenue; Se. Heiligkeit mußte großen Empfang gehabt haben.

Michel Angelo hat schöne Marmortreppen gebaut; wer aber bis in's dritte Stockwerk im Vatican hinauf muß, der verliert im Schweiße seines Angesichts gar leicht den ästhetischen Maßstab. Im zweiten Stocke marschirte einer jener bunten Papageien umher, welche die Schweizer des Papstes heißen und aus dem 14. Jahrhunderten abzustammen scheinen. Er wandelte mit der Hellebarde im Arm und ließ passiren.

Endlich am Ende der sechsten Treppenflucht sind wir beim Kardinal angekommen. Ein dienstthuender Kanonikus führt aus einem Vorsaal in einen Wartesaal. Ein Glück, daß man warten muß: mit Michel Angelo's Treppen auf der Lunge kann man unmöglich zu einem Kardinal reden. Ringsumher sitzen Schwarzröcke, Abbati, Bischöfe, Offiziere, Zuaven und dergleichen Volk. Das kann freilich noch eine hübsche Weile dauern, wenn es hier geht wie in der Mühle.

Ich musterte den Saal. Mir gerade gegenüber hängt ein prachtvoller Sassoferrato, die lieblich schöne Jungfrau mit der Mondsichel, so unbefangen, so menschlich innige Züge! Der Bambino ist reizend modellirt. Viele, viele Engelköpfchen mit Zaubergesichtchen gucken um die Wette aus Wölkchen hervor. Das Bild ist eine brave Kopie der Madonna des Vatican und der Sassoferato so verführerisch wie die Beichte bei einem Jesuiten[1]). Er ist auch aus dem berauschenden Halbdunkel des 17. Jahrhunderts und hat mit seiner Wunderpalette unzähligen schönen Seelen etwas vorgemalt. Sein Milchbruder ist der Florentiner Carlo Dolce, der den zuckersüßen Seelen verschrieben wurde, wie Sassoferrato den schönen. Mit solchem Aufwand und Luxus hätte sich füglich eine neue Religion gründen lassen[2]).

Außer dem Sassoferrato hängen noch an den Wänden verschiedene Prachtkoloritstücke aus der jüngsten Zeit: Thiere, Früchte, Blumen.

Der Kanonikus im langen schwarzen Gewande setzt sich zu mir, erzählt mir von der letzten Krankheit des Papstes, bespricht die Bilder, versichert mir, der Sassoferrato sei der wahre Madonnenmaler, Keiner habe sie so aufzufassen gewußt. Der Rafael ist also jetzt abgesetzt, die Epigonen haben gemerkt, daß zu viel Heidenthum in der Renaissance steckt; sie haben gehört, die Philosophie habe den heiligen Rafael in ihr Pantheon aufgenommen. Es fliegen mir allerhand Schlaglichter durch den Kopf.

Eine seltene Kutte rauscht herein, die Kapuze hängt ihr auf dem Rücken, ein goldenes Kreuz ist a posteriori aufgenäht. Der Kanonikus meldet an, kehrt zurück, führt den Eingetretenen in's Heiligthum, indem er ihm die Hand küßt. Dann setzt er sich wieder zu mir und erzählt mit heiterm Lächeln: es sei dieß der Bischof von Aquila, ein Kapuziner. L' hanno mandato via! „Sie haben ihn fortgeschickt", nämlich aus Neapel. Der Kanonikus sagt keineswegs: da ist ein neuer Märtyrer unseres heiligen Glaubens, ein abermaliges Opfer der piemontesischen Anarchie. Er sagt: sie haben ihn fortgeschickt[3])! und dabei lächelt der Kanonikus. Und doch hatte er dem Bischof respektvoll die Hand geküßt! So ein Vorzimmer ist meiner Treu' ungeheuer lehrreich.

Endlich kommt noch ein päpstlicher Freiwilliger, ein Signore francese, der angemeldet wird. Der Kanonikus führt ihn ein und erklärt mir, Se. Eminenz lasse sich entschuldigen, Sie wolle die Leute spediren, um mir ungestört ihre Zeit widmen zu können. Nachher seien die Audienzen geschlossen. Ich verbeugte mich.

Der Zuave geht und ich komme. Als mir der Kanonikus die verhängnißvolle Thüre geöffnet hat und ich eben den Mund öffnen will: Scusi Eminenza la mia libertà, ma essendo a Roma etc. oder so etwas, schnellt sich mir ein schwarzer Knäuel[4]) wie von elastischer Feder bewegt entgegen, ich bin bei beiden Händen gefaßt und ein paar kohlschwarze Augen sprühen mir ins Gesicht: „Mong tschär, mong tschär!" Es war mir ungefähr zu Muthe, als wenn ich überfallen worden wäre, um

1) Hier taucht der Feuilletonbildnißzeichner eigens den Pinsel in stinkende Flüssigkeit, den Jesuiten zu lieb.

2) Das soll wohl geistreich sein?

3) Was sollte in einem Vorzimmer, wo Einer um den Andern kommt und geht, Anders gesagt werden, als ein leichtes Wort!

4) Schwarz wie die Nacht, finster wie die Hölle, wie kann ein Cardinal auf einen aufgeklärten Menschen einen andern Eindruck machen?

ausgeplündert zu werden — und mit diesem Gedanken wird man leider in dem päpstlichen Rom recht innig vertraut[5]).

Das Kabinet des Kardinals ist beängstigend klein; ein Sekretär, hinter welchem der Kardinal sitzt, nimmt den größten Theil des Raumes weg. Zwischen dem Sekretär und dem Fenster kann man höchstens zwei bis drei Stühle anbringen. Die Audienzen sind daher wahre Tete-à-Tete.

Ich setze mich, zwei Hände packen den langen schwarzen Rock mit den rothen Litzen und legen ihn in die Sitzfalten und der aufgeschnellte Klumpen[6]) fährt wieder zurück. Dann rückt die eine Hand das rothe Käppchen auf dem Scheitel fest, und ich habe Audienz bei Sr. Eminenz dem Kardinal Antonelli.

Das haarsträubende Französisch, welches von drüben herüber stolperte, beleidigte mein verwöhntes Ohr. Ich setzte daher mehrmals italienisch an, aber mein Italienisch fand keine Gnade bei dem Staatssekretär Pius IX., er unterbrach mich immer wieder auf Französisch. Heiliger Mezzofanti! Seit 1850 Premierminister des Kirchenstaates, im täglichen Verkehr mit französischen Diplomaten und Offizieren, in französischer Korrespondenz schier erstickend, und dann die Sprache gehandhabt wie ein Kellner oder ein Cicerone, von der Aussprache ganz zu geschweigen. Diese geringe linguistische Befähigung des Kardinals erweckt ein sehr böses Vorurtheil gegen seine Kapazität im Allgemeinen[7]), und seine Vermessenheit, dennoch immer Französisch sprechen zu wollen, weil er doch einmal einen Diplomaten vorstelle, gibt den Schlüssel zu Manchem, das sonst unerklärlich bliebe.

Der Kardinal ist mager, obgleich er das Fett des Kirchenstaates zu sich genommen hat.[8]) Sein Gesicht ist unglaublich für jeden, der es nicht gesehen hat. Man kann Antonelli getrost durch das ganze katholische Deutschland reisen lassen, um Freiwillige zum Kreuzzuge für den hl. Vater anzuwerben. Jeder Gläubige wird sich bei Seite drücken, jeder Gendarm ihn nach seinem Passe fragen. In unserer harmlosen vertrauensvollen Welt hält man es für ein Ding der platten Unmöglichkeit, daß eine solche Physiognomie im heil. Kollegium sitze, oder gar die Geschäfte des Stellvertreters Christi auf Erden besorgen sollte.[9]) Punsch, Charivari und Kladderadatsch hätten dieses Naturspiel niemals erfunden.

Das Gesicht Antonelli's theilt sich in zwei Hälften, die aus zwei verschiedenen Schöpfungsgeschichten an einander gefahren sein müssen.[10]) Die obere Hälfte ist ägyptisch, asiatisch; unter schwarzem Haar rollen ein paar unstete Augen in großen Kreisen. Streng physisch genommen, sind diese Augen schön, klar, licht auf dunkelstem Grunde, ungefähr wie das Raubthier der Wüste schöne Augen hat;[11]) aber ihre Unsicherheit und Stetsbeweglichkeit, ihr permanentes Rollen, Schießen und Stechen sind so dämonisch, daß man dem Darsteller des Mephistopheles keine bessern Augen wünschen könnte. Es sind die Augen der Sphinx, aus denen eine menschliche Seele hervorlügt, die gar nicht vorhanden ist; es ist der Spott der fortschreitenden Natur, die gern Mensch werden möchte, es aber noch nicht über ein einzelnes Attribut hinausbringen kann, und die daher räthselhaft, beängstigend, unheimlich wird. Gerade in dem Augenblicke, wo man Verwandtes mit Liebe umfassen möchte, wird man vom Allerfremdesten eisig berührt und schaudert.

Der untere Theil des Gesichtes ist noch weiter zurück, noch um ein paarmal hunderttausend Jahre. Als diese Kinnlade und der Mund entstanden, gab es noch gar keine Menschen auf der Erde; alles war noch Riesenamphibium, das organische Dasein ein ewiges Verschlingen.[12]) Die Bewegung der Gesichtsmuskeln zeigt an, was das Geschäft jener Feuerluftathmer gewesen; sie gehen nämlich beständig auf und zu, zu und auf, selbst wenn im Augenblick keine Beute vorhanden ist. Fortwährend reißen die Mundwinkel bis halbwegs zum Ohre, und kehren dann wieder zurück. Beim Aufgehen hat man jedesmal einen neuen Schrecken, denn man erblickt in der offenen Höhle die Reste eines Elephanten. Der Kardinal hat wundervolle Zähne,[13]) und er fletscht sie beständig zur Schau.

(Schluß folgt.)

5) Noch mehr vertraut damit ausgeplündert zu werden, als im „päpstlichen Rom", soll man in Mailand, Turin und Neapel werden, kurz wo jetzt die sittigende piemontesische Herrschaft waltet; so berichten fortlaufend die Zeitungen.

6) Wie zart und human Das klingt?

7) Nicht bloß nicht „sittlich ernst", sondern auch immer sehr dumm und unfähig sind alle Gegner dieser „Liberalen." Sonderbar, weil Jemand eine fremde Landessprache nicht gut spricht, soll er wenig befähigt sein. Nicht selten eignen sich entschiedene Charaktere eine andere als die Muttersprache schwer an und halten fest an ihrer Sprache, dem Kleide ihrer Seele.

8) Eine beliebte Beschuldigung; der Kardinal soll aber nicht mehr als andere Diplomaten besitzen. Spekulirt er etwa, so thut er, was jetzt Alle thun; Cavour soll Millionen hinterlassen haben.

9) Im Turiner Kabinette würde die Südd. Ztg. den Antonelli vielleicht sogar liebenswürdig finden mit seinen »schönen, klaren, lichten Augen.«

10) Nun kommt der humanste Theil der »süddeutschen« Porträtmalerei!

11) Also Antonelli hat doch schöne Augen, aber bloß physisch genommen, außerdem sind sie mephistophelisch!

12) Damals Verschlingen — nun Annexiren!

13) Wundervolle Zähne! Ein Kardinal sollte nur Krokodillszähne haben!

Glauben und Wissen.

Ob Zweifel auch vor meiner Seele ringen
Und schwere Räthsel der Enthüllung harren,
Die neckend sich vor meinen Blicken schaaren,
Will ich doch muthig mich zum Lichte schwingen,

Deß gold'ne Strahlen durch die Wolken dringen,
Dem frommen Forscher Das zu offenbaren,
Was uns're Weisen nimmermehr gewahren
Im eitlen Suchen nach geheimen Dingen.

Ich blicke gläubig zu den tausend Kerzen,
Die einen Gott mir leuchtend dort verkünden.
Der Glaube vermag den Weg zu finden,
Wohin die Hoffnung weiset uns're Herzen,
Die ahnungsvoll sich nach dem Lichte sehnen,
Das Thoren nur im ird'schen Wissen wähnen.

J. Sigl.

Aus Korfu bringt die Gegenw. folgenden kleinen Beitrag zur Reise des F.-M. L. Grafen Grünne: Grünne überbrachte der Kaiserin ein Geschenk, welches ein wahrhaftes Meisterwerk der Zuckerbäckerplastik zu nennen ist. Dasselbe ist eine getreue Kopie eines kleinen Wagens (welchen Kronprinz Rudolph und Erzherzogin Gisela während ihres gegenwärtigen Aufenthaltes in Reichenberg benützen), vor den zwei Eselchen gespannt sind und in dem die zwei Kinder sitzen, die mit ausgezeichneter Porträtähnlichkeit ausgeführt sind.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 10. August 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3385	16	21	40	21	—	20	29	—	—	—	28
Korn . . .	1416	89	13	25	12	19	11	31	—	2	—	—
Gerste . .	145	196	12	12	11	24	10	52	—	31	—	—
Haber . . .	2018	293	8	4	7	28	7	7	—	11	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 33. Den 19. August. Sebaldus.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

5.

Der Abend auf dem Huberhof war außerordentlich still. Der Bauer hatte sich kurz nach der Heimkehr auf's Bett gelegt und war aus dem Zustande thierischer Trunkenheit in einen gleichen Schlaf versunken, woraus ihn nichts aufzurütteln vermochte. Die Knechte waren mit schweren Köpfen nach Hause gekommen, hatten die Arbeit in Stall und Scheune beschickt und dann auch ihr Lager gesucht, denn am andern Morgen mit Sonnenaufgang begann das Tagwerk wieder, das ausgeruhte Kräfte verlangte und hellgeschlafene Augen. In der Stube, wo sonst alle Hausgenossen zum Abendessen zusammenkamen, fanden sich außer den Mägden nur Paul und Hans ein, während die Bäuerin in Besorgung ihrer Geschäfte abwechselnd ab- und zuging. Die Unterhaltung war lahm, denn die beiden Bursche nahmen keinen Theil daran und überließen es den Mägden, die Lustbarkeiten des verlebten Feiertages zu zergliedern. Paul setzte sich gleich Anfangs auf die breite, um den Ofen laufende Bank und stellte sich, als ob er schlafen wollte, im Grunde aber that er es nur, weil er die Bäuerin ohne Auffallenheit im Auge behalten und jede ihrer Bewegungen verfolgen konnte.

Hans aß nur wenig; sobald das laute gemeinschaftliche Tischgebet vorüber, griff er nach dem in der Nische stehenden Oellämpchen, um es anzuzünden. „Wenn Du nichts mehr schaffst, Bäuerin", sagte er, „so geh' ich auch. Gute Nacht."

„Warte noch, Hans", erwiderte die Bäuerin, „es fällt mir eben ein, daß morgen in die Mühle gefahren werden muß. Da wird's wohl nothwendig sein, daß Du noch das Viertelstündchen hinüber laufst und bei dem Haselmüller ansagst."

Hans zögerte einen Augenblick wie unentschlossen; ehe er antworten konnte, trat Paul vor und sagte: „Den Gang kann ich auch machen, Bäuerin, wenn's Dir gleich ist."

„Ich hab' nichts dawider", erwiderte diese. „Richte dem Müller einen schönen Gruß aus und richte mir wieder aus, was er gesagt hat. Ich werd' heut' doch noch lang nit zum Schlafen kommen."

Paul ging, die Mägde folgten, indem sie gute Nacht wünschten, sich bei der Thür aus dem dort angebrachten Kesselchen mit Weihwasser sprengten und bekreuzten. Hans machte sich auf einen Augenwink der Bäuerin noch mit seinem Lämpchen zu schaffen, bis sie Alle aus der Stube waren.

„Was willst Du noch von mir?" fragte er.

„Ich hab' den Paul nur in die Mühl' geschickt, um ihn wegzubringen", antwortete das Weib. „Ich hab mit Dir noch zu reden, weil ich wissen muß, wie ich daran bin mit Dir! Hab' heute recht schöne und auferbauliche Sachen von Dir gesehen und gehört. Hast ja recht herzbrechenden Abschied genommen von Deinem alten Schatz, der Blumhuber-Rosel? Oder hast wohl gar auf's Neue angebandelt mit ihr? Ihr seid ja recht rührend neben einander gestanden alle zwei und ist nichts ab'gangen, als der Maler, der Euch abgezeichnet hätt' . . ."

Hans sah finster vor sich hin. „Spöttle nur", sagte er dann, „Du hast ganz recht! Warum bin ich so ein Narr g'wesen und hab geglaubt, ich könnt' noch einmal umkehr'n und wieder der Mensch werden, der ich einmal g'wesen bin!"

„Es ist nur gut", sagte die Bäuerin, „daß ich Dich nicht in's Brandlgut hinein mitgenommen hab', sondern draußen aufpassen ließ . . . wenn Dir das liebe Schatzl brinn' begegnet wär', wärst Du ihr am End um den Hals gefallen und hätt'st uns Alle verrathen!"

„Sag mir nichts mehr davon!" rief Hans wild. „Es ist vorbei, für ewige Zeiten vorbei und ich gehör' wieder ganz Dein und dem Teufel!"

„Höflich bist Du grad nicht", lachte das Weib, „aber mir ist's recht, daß Du Dich besonnen hast. Es soll Dein Schaden nicht sein und ich will Dir was Wichtig's sagen dafür."

„Ich kann mir's schon einbilden . . ." murmelte der Knecht finster.

„Vielleicht auch nicht", entgegnete sie. „Hör nur."

Das Gespräch war bisher schon nur halblaut geführt worden, jetzt sank die Stimme der Bäuerin zum leisen Flüstern herab.

„Wir sind jetzt bald am Ziel", sagte sie, „bald haben wir so viel, daß wir den rothen Hannickel nicht mehr brauchen. Ich hab' drum unser Geld alles schon zusammengethan und an einen sichern Ort gebracht. Nur einen einzigen Brocken gibt es noch zu holen, den fettesten von allen. Ich habe die ganze Gelegenheit ausgekundschaftet, denn der Bauer, dem wir einen Besuch machen wollen, hat mich selbst im ganzen Haus herumgeführt und hat mir seine versteckten Schubladen voll Kronenthaler gezeigt. Am Mittwoch geht's los. Du weißt den alten Marterstock im Schwarzbühel. Da gehst Du heute noch hin und steckst den Zettel da hinter das Armenseelenbildl, das daran genagelt ist. Es ist die Bestellung für Mittwoch Nachts. Wir kommen bei dem Wetterkreuz auf der Sandriß zusammen, sobald es im Dorf drunten elf g'schlagen hat. Hast Du mich verstanden und willst geh'n?"

„Ich gehe", sagte Hans, den Zettel nehmend, „aber versprichst Du mir auch, daß es das letzte Mal ist, daß ich einen solchen Gang machen muß?"

„Ist's Dir denn gar so zuwider?" fragte sie höhnisch. „Siehst Du, Hans, ich hätt ein Mannsbild werden sollen! Mir ist ganz anders, mir ist's leid, wenn ich daran denk', daß das Alles aufhören soll! Huberbäurin kann jede dumme Gans sein, aber die Unterhaltung und die Abwechslung und die Spannung, die beständige Gefahr und doch die Gewißheit, daß man mir nicht ankann und daß ich die ganze Welt an der Nas' herumführen kann, das ist mehr werth, als der Huberhof! Das wird mir hart abgehn — aber", setzte sie mit einem zweideutigen Seitenblick hinzu — „ich versprech' Dir's, daß das der letzte Gang ist, den Du machst."

„Dann will ich mich auch gleich auf den Weg machen", sagte Hans. „Bis zum Marterstöckl im Schwarzbühel ist eine Glockenstund' . . ."

„Ja — und der Weg geht nicht weit vom Brandlgut vorbei... wie leicht, daß Du da aufg'halten werden könntest!"

„So gib mir Wegzehrung mit, daß ich nicht in Versuchung komm'", flüsterte Hans und wollte sie an sich ziehen. Sie wehrte ihn aber mit einer Art Schauer von sich ab. „Jetzt

nicht", sagte sie, „wir sind hier nicht allein, aber morgen sollst Du's einbringen, oder wenn Du wieder kommst."

Er ging und bald verhallte sein Tritt in der dunkel hereingebrochenen Nacht.

Nach dem Weggange des Knechtes Hans setzte sich die Bäuerin an den Tisch und nahm eine Näharbeit vor, von Zeit zu Zeit horchend, ob Paul noch nicht zurückkomme.

Als er endlich in die Stube trat, nahm sie seine Nachricht über die Bestellung in der Mühle ganz gleichgiltig auf und beugte sich tief über ihre Arbeit. Manchmal, als ob sie sich einen Augenblick vergessen hätte, seufzte sie tief auf oder fuhr gar mit der Hand über die Augen, wie wenn sie eine Thräne abwischen wollte.

Keine dieser Bewegungen ging Paul verloren, der wieder den Sitz auf der Ofenbank eingenommen hatte. Jede wirkte wie ein elektrischer Schlag auf ihn und mehrte die verderbliche Gluth, die in ihm loderte, denn die Scherze seiner Dienstgenossen hatten nur zu sehr die Wahrheit gesagt. Paul liebte seine schöne Dienstfrau mit allem Feuer einer ersten Neigung und war bemüht, ihr eine Art bäuerischer Ritterlichkeit zu erweisen, die dieser nicht entging, wenn sie es auch nicht zu erkennen gab. Durch diese versteckte Duldung erhitzte sich Pauls Eifer immer mehr und er lechzte nach einer Gelegenheit, seine Liebe durch eine recht entscheidende, offene That zu zeigen.

Nach einer kurzen Pause, die Paul die Brust zusammenschnürte, versuchte er schüchtern ein Gespräch anzuknüpfen.

„Du bist heut' nicht guten Humors, Bäurin", sagte er.

„Ich hab's auch nicht Ursach'", erwiderte sie anscheinend kurz, innerlich aber über die Anrede erfreut.

„Was ist's dann, das Dir auf dem Herzen liegt?" fragte Paul muthiger wieder. „Darf man's wissen?"

„Wozu? Du hilfst mir doch nicht."

Das Gesicht Pauls überlief es glühend heiß; der Athem wurde ihm zu kurz, daß er nur halblaut zu murmeln vermochte. „Wenn's einer kann, Bäuerin, so kann ich's."

Er wollte mehr sagen, aber die Bäuerin, ihre beendigte Arbeit zusammennehmend, war aufgestanden und unterbrach ihn.

„Ein guter Freund könnt' helfen — aber wo soll ich den hernehmen?"

Das war zu viel für Paul; unfähig zu reden sprang er auf und stellte sich vor die Bäuerin, als wolle er ihr durch den Augenschein den Freund zeigen, den sie suche.

„Du?" sagte sie wie staunend, indem sie ihn mit einem weichen, halb zärtlichen Blick ansah, der ihm durch alle Nerven zuckte. „Ich weiß, Du bist ein guter Bursch', der was auf mich hält .... aber würdest Du Alles thun, was ich von Dir verlange?"

„Alles!"

„Verstehst Du mich auch wohl — Alles? .... Wenn ich nun einen Feind hätte, der mich so beleidigt hätt', daß ich zu Grund geh'n muß, wenn ich mich an ihm nicht rächen kann ..."

„Sag' wer es ist, Bäuerin", rief Paul außer sich, „und ich steh' Dir gut dafür, daß er Dich nicht mehr beleidigt!"

„Wie, Du wolltest? ... Aber wenn der Mensch ein gewandter, starker Bursch' wär ... Du bist noch gar so jung!"

„Sorg' nicht — ich hab nicht umsonst schon manchem Hirsch oder Bock eins auf's Blatt hinauf gesetzt."

„Das wär' freilich das Beste und Sicherste! Aber", fuhr sie scheinbar einlenkend fort, indem sie etwas näher trat, „so gefährlich soll's nicht herunter geh'n — ich hab' Dich nur probiren wollen. Wenn Du also Alles thun willst, was ich Dir sage ..."

Paul machte eine heftige Geberde der Ungeduld.

„Nun ja, ich glaube Dir schon", sagte sie, „ich hab' es doch schon lang merken müssen, daß Du mich gern hast und wenn Eins nicht wäre und wenn ich wüßte, daß Du schweigen kannst, wer weiß, was vielleicht geschäh' —"

„Das Eine", rief Paul, „sage mir das Eine!"

„Ich will's versuchen. Thu', als ob Du zu Bette gingst; komm' in einer halben Stunde wieder, aber leise, daß Dich Niemand hört ... und dann — ... Du kannst immer Deine Büchse herrichten. Du mußt heut Nacht noch einen Gang machen für mich — da kann's in keinem Fall schaden, wenn Du sie zur Hand hast."

Sie stocherte dabei an der Kerze herum, die sie, zum Gehen bereit, in der Hand hielt und es war wohl mehr als Zufall, daß sie darüber erlosch. Im Augenblick fühlte sie sich von kräftigen Armen umschlungen, ein sengender Kuß brannte auf ihren Wangen und mit einem halblauten „Ich komme" war Paul verschwunden. — (Fortsetzung folgt.)

Leben des Laktantius.

(Fortsetzung.)

Hier verfaßte Laktantius eine Schrift, welche Diokletians Aufmerksamkeit auf den Schüler des Arnobius lenkte, und da der Ruhm seiner Beredsamkeit auch schon über Afrikas Grenzen gedrungen sein mochte, sah sich der Kaiser veranlaßt, Laktantius nebst dem Grammatiker Fannius (nach Andern Flavius) um das Jahr 290 nach seiner Residenzstadt Nikomedien zu berufen, um daselbst als Lehrer der lateinischen Beredsamkeit zu wirken. Nikomedien sollte den Glanz der alten Roma, der schon mehr als zwei Säkula erniedrigten und schnöd mißbrauchten Sklavin wollüstiger und aberwitziger Ungeheuer, nicht bloß durch den Glanz stolzer Denkmale der Baukunst, sondern auch durch Wissenschaften verdunkeln. Aber auch die von Hadrian, Vespasian und seinem Sohne Titus gegründeten, von Juvenal verspotteten Rhetorenschulen[1]) wo nicht selten Ausländer die Pfleger römischer Wissenschaft und Poesie wurden, erfüllten nicht die Intentionen ihrer kaiserlichen Stifter. Mit dem Verluste der Freiheit war auch die lebendige Wissenschaft zu Grabe gegangen; jene Blitze, so furchtbar vernichtend einst von Cicero oder Demosthenes gegen Verres, Catilina, Antonius, Philipp geschleudert, trafen nicht mehr den Verbrecher mit dem Diadem um das Haupt; dem Senate, welchem selbst Pferde aus dem kaiserlichen Marstalle als Consuln aufoktroirt werden konnten, war nur mehr das traurige Vorrecht geblieben, gestürzten Usurpatoren oder kühnen Prätendenten Anatheme oder Apotheosen zu dekretiren und die einst erhabenste Versammlung der Welt zu entehren. Die oratorische Diktion der eloquentia forensis war zu einem hohlen und gelehrten Dilettantismus herabgesunken, welcher der Natürlichkeit entbehrend, sich nur noch in einer Fülle von Bildern gefiel[2]); das Forum selbst, mit Recht das Schlachtfeld politischer Intelligenzen genannt, hatte sich Dank der Kunst selbstgekrönter Maschinisten in einen staubigen Vorlesesaal verwandelt, worin spitzfindige Sophisterei und eine todte den Tausenden von Bänden römischer Rechtsbücher entnommene Casuistik den Scharfsinn, wie das Zartgefühl auf eine harte Probe stellte[3]). Nicht besser stand es in den griechisch redenden Provinzen. Die natürliche Schönheit und einfache Erhabenheit des griechischen Styles, die uns an Plato, Demosthenes, Sophocles mit hoher Bewunderung erfüllt, hatte allmälig dem eitlen Geschwätz allzeit maulfertiger Sophisten weichen müssen und war gleich den Damen des raffinirten Athen

1) Juv. sat. XV, 112.
Nunc totus Grajas nostrasque habet orbis Athenas,
Gallia causidicos docuit facunda Britannos,
De conducendo loquitur jam rhetore Thule.

2) Quint. 12, 10. Vitiosum et corruptum dicendi genus, quod aut verborum licentia exultat aut puerilibus sententiolis lascivit, aut immodico tumore turgescit, aut inanibus lotis bacchatur, aut casuris, si leviter excutiantur, flosculis nitet, aut praecipitia pro sublimibus habet, aut specie libertatis insanit.

3) Lact. div. Inst. I, 1. Quae professio, multo melior, utilior, gloriosior putanda est, quam illa oratoria, in qua diu versati, non ad virtutem, sed plane ad argutam malitiam juvenes erudiebamus.

durch übermäßiges Anwenden von Schminke und Flitterputz entstellt. Erst die beiden Gregore mit Basilius im Bunde zogen durch Erweckung des alten griechischen Sprachgenius einer luxuriösen Koketterie mit allegorisch-mythologischen Gemeinplätzen und abenteuerlichen Paradoxen heilsame Schranken, wenn sich auch nicht läugnen läßt, daß an den pikanten Moschusbriefen des enthusiastischen Götzenverehrers Libanius der in rauher Einöde lebende Ascet Basilius sich höchlich ergötzt habe. Es war, sagt Alexander von Humboldt, als hätte die griechische Beredsamkeit am Quell der Natur, in den damals waldigen Berggegenden von Syrien und Kleinasien, ihr Element, die Freiheit wiedergefunden.

Unter so bewandten Verhältnissen lag es in der Natur der Sache begründet, daß Laktantius, welcher der griechischen Sprache nicht in dem Grade mächtig war, um seine Zuhörer durch wohlgesetzte Schaureden kitzeln zu können, einer Pflanze glich, die ihrem heimathlichen Boden entnommen, nie zu einer vollkommenen Entfaltung gelangen kann. Laktantius, der nicht die Elastizität Blumen und Bonmots ausstreuender griechischer Kathedermänner besaß, sah von den Söhnen derer, welche in der Redekunst die Lehrmeister der Römer gewesen waren, seinen Lehrsaal immer schwächer besucht, sich selbst aber in eine Dürftigkeit versetzt, welche ihn des Nothwendigsten beraubte[4]) und in eine Laufbahn drängte, die für seine Zeitgenossen, wie für die dankbare Nachwelt als eine glückliche Epoche bezeichnet werden muß. Laktantius verlegte sich auf die Schriftstellerei.

Und an Stoff fehlte es damals wahrlich nicht. Der Fanatismus heidnischer Götzenpfaffen, Hierophanten, Wahrsager und Betrüger aller Art, hatte schon längst mit tiefem Ingrimm das Wachsthum und den Glanz der Braut Jesu Christi gesehen und diese in ihrem eigenen Blute zu ertränken beschlossen. Die wuthschnaubende Hölle bewaffnete den besten ihrer Gesellen, den Galerius, einen ehemaligen Ziegenhirten aus Thracien, jetzt Schwiegersohn des Kaisers Diokletian, bei welchem die Vorstellungen, daß das Christenthum an sich mit dem römischen Staatswesen unvereinbar sei, immer mehr Eingang fanden. Da die meisten Schriften des Laktantius vielfach mit seiner Zeit sich beschäftigten und nur aus dieser recht verstanden werden konnten, so dürfte es nicht am unrechten Orte sein, wenn wir den Studirenden größtentheils nach dessen Buch, „vom Tod der Verfolger" eine gedrängte Uebersicht über die blutigste der Verfolgungen verschaffen.

Maximianus Galerius, mehr Tiger als Mensch und grimmiger als die ungeheuren Bären, von welchen der thracische Armentarius die Christen bei seinen schändlichen Bacchanalien zerreißen ließ, haßte gleich seiner bäuerischen Mutter Romula, einer schwärmerischen Verehrerin der Cybele, die Christen tödtlich. Hatten ja dieselben seiner angeblich göttlichen Abkunft keinen Glauben geschenkt und lieber alle Schmach erduldet, als seinen falschen Göttern geopfert. Als dann auch Diokletian nach Sitte der orientalischen Könige von seinen Unterthanen „unser Herr und Gott" genannt werden wollte[5]), eine Benennung, die von den Christen mit tiefem Abscheu als Gottesschändung zurückgewiesen wurde, wußte Galerius den Kaiser zu Anberaumung einer Conferenz von Rechtsgelehrten und Würdenträgern des Staates zu veranlassen, welche der bereits im Princip beschlossenen Verfolgung das Siegel der Gerechtigkeit aufdrücken sollte. Im weitern Auftrag des Kaisers wurde das Orakel des Apollo zu Milet zu Rathe gezogen, welches natürlich nach dem Sinne des Despoten antwortete. Die Verfolgung selbst wurde in Scene gesetzt am Feste des Gottes Terminus (23. Febr.), mit dem nicht nur das bürgerliche Jahr, sondern auch das Christenthum seinen Abschluß finden sollte. Diokletians Soldateska riß an diesem Tage die christliche Kirche nach Plünderung des Allerheiligsten bis auf den Grund nieder, und diesen Akt brutaler Willkür krönte Tags darauf ein kaiserliches Dekret zu Ungunsten der Christen. Ein Mann, mehr hochherzig, als klug, hatte das Placat mit spottenden Worten zerrissen. Aber während derselbe an langsamem Feuer frohlockend briet, brach im Kaiserbau selbst eine von Galerius angelegte Feuersbrunst aus, die sich nach 15 Tagen wiederholte. All dieß, sowie der in Armenien und Syrien ausgebrochene und den Christen in die Schuhe geschobene Aufstand versetzte den an sich schon argwöhnischen und von übelwollenden Creaturen bearbeiteten Despoten in entsetzliche Wuth; er schwur den vermeintlichen Verräthern und Mordbrennern grausame Rache. Nachdem Diokletian seine Tochter Valeria und Gemahlin Prisca zu opfern gezwungen und durch Hinrichtung seiner Kammerherrn Dorotheus, Gorgonius und Petrus, sowie des Bischofes von Nikomedien, Anthimus, das Signal zur allgemeinen Verfolgung gegeben, verbreitete sich dieselbe rasch und schnell wie ein Prairienbrand über alle drei Erdtheile. Zwei Welten, polytheistische Staatsomnipotenz und Christenthum, Hölle und Himmel, der Cultus der Vergangenheit und der Zukunft kämpfen jetzt einen Riesenkampf auf Leben und Tod. Diokletian, Galerius und Maximinianus Herkulius, diese ingrimmigen Bestien[2]) wütheten so in der Heerde Christi, daß die Anzahl derer, die für den wahren Glauben bluteten, nach dem römischen Martyrologium sich schon in dem ersten Monate auf 17,000 belief.

Die Hölle triumphirte. Aber in dem Augenblick, in welchem der hochmüthige Dacier Münzen prägen ließ mit der Umschrift: Zum Andenken an die Vertilgung des christlichen Namens und Wahnes; in dem Momente, in welchem er an den entgegengesetzten Enden des noch immer ungeheuren Weltreiches auf Denksäulen schrieb: Diokletian Jovius, Maximinian Herkulius, Cäsares Augusti wegen Ausbreitung der römischen Herrschaft im Osten und Westen und wegen der gänzlichen Vertilgung der Christen, welche den Untergang bereiteten: da lebte auch schon derjenige, welcher das Labarum mit der wunderbaren Kreuzesinschrift in der Hand, der vielköpfigen Hydra des Polytheismus, die mit ihrem Riesenleib fast den ganzen Erdkreis umringelt hatte, den Todesstoß versetzte; schon hatte die Vorsehung den ersten christlichen Kaiser erweckt, welcher einige Jahre später, als das dacische Ungeheuer in seiner Höhle zu Salonä den Tod durch Gift oder Hunger gefunden, die ohnmächtige Lüge grausamer Tyrannen verdientermaßen dadurch brandmarkte, daß er auf die vom römischen Senate dekretirte Bildsäule schrieb: Durch dieß heilbringende Zeichen, das ächte Merkmal der Tapferkeit, habe ich eure Stadt vom Joche des Tyrannen befreit. — (Fortsetzung folgt.)

Die Süddeutsche Zeitung und der Cardinal Antonelli.

(Schluß.)

So saß mir die letzte Inkarnation der römischen Kirchen-Politik gegenüber.[14]) Das Wort ward Fleisch, der Jesuitismus Regierung. Mein Blick floh rettungsuchend von dem Urwelt-Munde hinauf zu den ägyptischen Augen und jetzt verstand ich mit Entsetzen die schwarzen Pupillen, die sich so verliebt im Kreise drehen. Sie ringeln sich zum verderblichen Sprunge, sie umzwingeln, umwickeln, umschlingen ihr auserkornes Opfer, und sobald die Beute in der Liebe Krallen zappelt, wird sie in

4) Hier. cat. vir. illust. 80. Nicomediae rhetoricam docuit et penuria discipulorum ob Graecam videlicet civitatem ad scribendum se contulit.

5) Aur. Vit. Caes. 39. Eutr. IX. 26.

2) Lact. de pers. c. 16. Vexabatur ergo universa terra, et praeter Gallias ab oriente usque ad occasum tres acerbissimae bestiae saeviebant.

Non mihi si linguae centum sint oraque centum,
Ferrea vox, omnes scelerum comprendere formas,
Omnia poenarum percurrere nomina possim,
quas judices per provincias justis atque innocentibus intulerunt.

14) Da liegt der Haas im Pfeffer!

jenes Gebiß hineingeschleudert, von wannen keine Wiederkehr. Der menschgewordene Jesuitismus schlingt immer, zur Noth kaut er Luft, als gymnastische Uebung. Der Kardinal machte mir beständig den Eindruck, als esse er diejenigen, so sich mit ihm unterhalten.[15])

Von was wir gesprochen haben? Natürlich nicht von dem, an was wir dachten. Er bombardirte mich mit seinen Sphinxblicken, verschlang mich, ich komponirte sein Porträt. Bisweilen vernahm ich wie im Traum so ein Wort von Rom, von der Größe seiner Kunstschätze; dann hörte ich mich selbst: Rom sei eine Arbeit, die Kunst koste Ermüdung, meine Augen verbrennen an der Sonne der Schönheit. Einmal wurde ich ein wenig wach, als nämlich der Kardinal von der Sorgfalt kauderwelschte, welche die päpstliche Regierung von je auf die schönen Künste verwendet habe, als er von den Dingen (in Futuro) redete, die noch geschehen sollten, namentlich von der Erweiterung des christlichen Museums in Lateran. Noch etwas höher fuhr ich auf, als ich hörte, die Rafaelischen Loggien im Vatican sollen nicht restaurirt, sondern kopirt werden. „Eine gute Idee!" erwiderte ich; denn die römischen Restaurationen in der Kunst sind eben so schlimm wie die politischen. Das dachte ich aber bloß. Ich erzählte dem Kardinal von Mailand, von dem Abendmahl des Leonardo da Vinci, beklagte die unerhörte Barbarei der Franzosen, welche dort so schlimm gehaust hätten wie die Legionen des Mummius in Korinth. Wildlächelnd, mit weitgefletschten Zähnen bemerkte Se. Eminenz darauf, auch in den Bogengängen der Loggie hätte die große Armee des ersten Napoleon gelagert; man wisse nicht, was sich noch ereignen könne. Er schien eine tigerhafte Freude zu empfinden, die Franzosen bei mir anzuschwärzen. Von der Existenz des Leonardo da Vinci und von dem Abendmahl in Santa Maria delle Grazie zu Mailand hatte er offenbar heute das erste Wort gehört.

Wir waren und blieben bei der Kunst; der Vatican und dessen Gemäldesammlung kamen an die Reihe. Ich sagte: das schönste Bild im Vatican sei „der Mord der unschuldigen Kindlein." Er horchte; von diesem Bilde hatte er niemals gehört, aber er hütete sich wohl, sich eine Blöße zu geben. Ich riß ihn aus der Verlegenheit: Rafaels „Transfiguratio" morde dort tagtäglich sämmtliche andere Bilder, die wie lauter unschuldige Kindlein vor dem Vierfürsten der Malerei dalägen. Er fuhr hoch auf: vous avez raison, vous avez raison, sechsmal hintereinander. Ich habe Todesangst ausgestanden, ich glaubte wahrhaftig, er wolle mich umarmen. Dann war ich geliefert.

Endlich erhob ich mich und bat um Entschuldigung, seine kostbare Zeit so leichtsinnig in Anspruch genommen zu haben. Er wieherte vor Freundlichkeit. Dreimal nahm er mir die Hände, versicherte mich seiner ganz besondern Gunst, erklärte mir, jeder meiner Wünsche in Rom werde ihm Befehl sein, und entließ mich. Der Kanonikus und der Bedientenschwarm machten Bücklinge von 90 Graden: ich war eine halbe Stunde im Kabinet des Allmächtigen gewesen!

Es jagte mich die Treppe hinab, bei dem Schweizer des Papstes vorüber, in den Hof. Beständig sah ich die schwarzen Augen ihre Kreise um mich ziehen, beständig gähnte der Höllenschlund mit den Elephantenresten vor mir. Ich war wie vom Fieber geschüttelt.[16])

Ich lief durch die Gallerie der Inschriften, durch das Museum Chiaramonte, sah dreimal den Tiberius, den argen, feigen, mißlaunischen Lumpen, der sich als Jupiter in Marmor hauen ließ; aber was ist Tiberius gegen jene Gräuel des 19. Jahrhunderts![17]) Ich eilte in den Braccio nuovo und hob die Hände zur Juno mit der Strahlenkrone, dann zur Minerva medica: O heilende Pallas, Göttin der Weisheit und der Kräuter, befreie meine zitternde Seele!

Sanftesten Befehles sandte mich die Göttin weiter, in's Belvedere, wo der starke Laokoon mir zeigte, wie der Mann Schmerzen erträgt, dann in den Saal der Thiere, wo der massive Minotaurus so verschmitzt aus slavischen Aeuglein hervorlüstelt. Von böser Erinnerung geschüttelt stob ich in den Saal der Büsten, in den Saal der Musen, wo die neun Musen walten, wo er schreitet der Chorage Apollo im langen Faltengewande.

Endlich nahm mich die Rotonda auf, das Kolonos des Vatikan, der Gipfel und die Grenze der schönen Welt; denn hart daran stößt die Sala di Croce greca mit den Porphyrsarkophagen der heil. Constanza und der heil. Helena, der Vormütter des Kardinals Antonelli. In der Rotonda aber throntе der Jupiter von Otricoli, das weltbeherrschende Haupt des Vaters der Götter und Menschen. Vor ihm warf ich mich nieder, meine Sünde zu beichten, und von den majestätischen Brauen floß auf mich herab ambrosische Ruhe und olympischer Frieden.[18])

15) Da hätte der Kardinal einen schlechten Geschmack!

16) Breughel, der holländische Maler, der wegen seiner Höllenbilder, die er mit Vorliebe malte, der Höllenbreughel genannt wird, scheint wieder auferstanden zu sein; nur fehlt dem Breughel Nr. 2. der Geist des ersten.

17) Welch' dicker Parteifanatismus, welcher der geschichtlichen Wahrheit wüthend ins Gesicht schlägt.

18) Ja wohl das Neuheidenthum ist es, dem die Gegner Roms die Herrschaft über die Neuzeit verschaffen möchten, darum mögen sie auch bei Jupiter Friede suchen!

In Frankfurt a. M. ist am 12. d. Mts. der berühmte Kunsthistoriker und Inspektor am Städel'schen Institut, J. D. Passavant, gestorben. Seine künstlerischen weniger als seine kunstgeschichtlichen Arbeiten, namentlich seine „Kunstreise durch England und Belgien" und sein „Rafael von Urbino" erwarben ihm einen europäischen Namen. Unter den Bilderkennern Deutschlands stand Passavant in erster Reihe. Er hat sein Leben auf 74 Jahre gebracht.

Neapel, 12. Aug. Bei Cancello wurde eine große Bande Aufständischer von den Truppen angegriffen. Der Kampf, obwohl sehr heftig, ist noch nicht beendigt. (W. Bl.)

Neapel, 9. Aug. Zwei Marschälle, zwei Divisionäre, sechs Brigadiers, zweiundzwanzig Stabs- und Subalternoffiziere, sowie einige Geistliche wurden gestern Nacht in ihren Wohnungen verhaftet und nach den Gefängnissen in den Forts bei Carmine und bei Ovo abgeführt.

Nachrichten aus Neapel vom 9. melden, daß die ganze Garnison dort sich immer unter Waffen befinde. Mobile Nationalgarden und Bersaglieri wurden in großer Eile nach Maddaloni abgeschickt, von wo die Aufständischen unter Cipriani's Führung bis unter die Mauern von Neapel vorrücken. (W. Bl.)

Neapel, 10. August. Dampfer kreuzen und Truppenabtheilungen wachen um die Stadt herum. Die Division Pinelli umzingelt den Berg Gargaro. — Man erwartet die Abreise des Generals Cialdini nach Calabrien.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 17. August 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3605	619	22	13	21	29	20	40	—	29	—	—
Korn . . .	1480	16	14	14	12	54	11	54	—	35	—	—
Gerste . .	129	139.	11	30	11	10	10	31	—	—	—	14
Haber . . .	1441	259	8	28	7	51	7	34	—	23	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 34.** Den 26. August. Samuel, Zephyrin.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

6.

Etwa eine gute Stunde später stand Paul mit der Flinte bewaffnet im Walde auf einer buschigen Anhöhe, von der man eine schmale Waldblöße überblickte. Er stand an einer hohen Tanne und spähte mit glühendem Gesichte vor sich hin, das die kalte Nachtluft nicht abzukühlen vermochte. Alle seine Sinne waren im gewaltigsten Aufruhr; wie im Fieber schlugen seine Pulse und die Gedanken und Bilder rannen ihm unklar und nebelhaft zusammen.

Die Nacht hatte inzwischen begonnen sich zu lichten, denn der Mond sollte bald aufgehen und sandte bereits über die Tannenwipfel seine bleiche Dämmerung voraus. Desto schwärzer hoben sich die finsteren Bäume selbst von dem Nachthimmel ab wie eine gespenstige Versammlung, die rings aufgestellt war, das Kommende zu belauschen. Hie und da rauschte und knickte es in dem todtenstillen Walde, dann fuhr Paul nach dem Gewehre, ließ es aber immer wieder sinken, denn es war entweder ein spätes Wild, das durch die Zweige brach, oder eine Eule, die sich kreischend von ihrem Sitze erhob. Endlich aber wurde ein bestimmtes Geräusch hörbar, sich immer gleich wiederholend und immer näher kommend; es waren die Tritte eines Menschen.

„Er ist's", murmelte Paul, spannte leise den Hahn und lauerte dann, den Kolben an's Gesicht gedrückt, auf die jetzt vom vollem Mondlicht beschienene Waldblöße hin.

Aus den Bäumen trat allmälich die dunkle Gestalt eines Mannes hervor und kam den Waldpfad heran, aber nicht wie Jemand, der Eile hat, sondern bedächtig und zögernd, als wäre das Herz nicht bei dem Wege, den die Beine gingen.

Es war Hans.

Schon zuckte Pauls Finger an dem verhängnißvollen Drücker — da erklang aus weiter Ferne, halb verweht, aber doch deutlich hörbar, das feine Glöckchen herüber, das im Dorfner Kloster die Mitternacht anläutete. Es war, als ob mitten im einsamen Walde ein Menschenstimme wach geworden wäre und zu den Beiden sprach, die sich so nahe gegenüber standen.

Hans stand eine Sekunde still, nahm den Hut ab und bekreuzte sich — Paul aber ward es dunkel vor den Augen, der Gewehrlauf senkte sich unwillkührlich und Hans ging seines Weges, nicht ahnend, wie nahe ihm der Tod gewesen.

In wahnsinniger Aufregung stürzte Paul durch das Gehölze fort, pfadlos dem Huberhofe zu.

Jetzt trat Hans aus dem Walde hervor und vor ihm lag die ganze Gegend im hellen Mondlicht da. In der Tiefe, zwischen den Hügelreihen hin, ruhte der Nebel wie ein weißes breites Gewässer, auf dem Moorgrunde, die Hügelreihen zu beiden Seiten aber ragten in voller Klarheit daraus hervor und jedes Fenster der Höfe und Häuser auf ihnen war zu erkennen.

Unwillkührlich wendete Hans seine Augen nach dem Brandlhofe, der so ruhig da lag, als wäre es nur ein Traum gewesen, was seinen sichern Frieden erst vor so kurzer Zeit und so furchtbar unterbrochen hatte. Lange blickte er hinüber, die Gedanken flogen mit den Blicken zu Rosel und es kam ihm vor, als wäre eines der Fenster noch beleuchtet. Das mußte Rosels Fenster sein — sie war also so spät noch wach; sie weinte und trauerte — vielleicht seinetwegen, denn das hatte sie nicht zu verstecken vermocht, daß auch sie ergriffen gewesen war, bei dem letzten Gespräch. Wenn er hinüber eilen würde, — es war ja nur eine kurze Strecke und zu dem unglückseligen Bildstock im Schwarzbühel kam er immer noch früh genug! Vielleicht konnte er sie sehen und noch einmal mit seinen Betheuerungen bestürmen, vielleicht . . .

Ehe er sich den Entschluß selbst klar gemacht hatte, waren auch die Füße den Augen und Gedanken gefolgt; er schritt die Anhöhe hinan und stand bald unter der großen Linde vor dem Brandlhause, gegenüber den Fenstern, wo sich nach der gewohnten Einrichtung die Schlafkammern der Dienstboten und also auch Rosels befinden mußten.

Rosel hatte ihr Nachtgebet schon geraume Zeit beendet, das Gebetbuch der Mutter geschlossen und den Wachsstock ausgelöscht — aber die Ruhe und der Schlaf wollten nicht kommen. Was sollte sie thun? Sie mußte sich selbst auslachen, wenn sie dachte, daß sie einen Augenblick hatte glauben können, die schöne Huberin, eine kreuzbrave Person, ein Weibsbild, sei der gefürchtete Räuberhauptmann! Welch ein Unheil könnte sie anrichten, wenn sie einen solchen Gedanken laut werden ließ! Und doch, wenn sie sich den Tag zurückrief, womit ihr die Bäuerin dieselben Worte zugerufen, wie der Räuber, dann fühlte sie es bestimmt, daß sie sich nicht täuschte! War es denn nicht doch möglich, daß die Bäuerin und der rothe Hannickel eine und dieselbe Person waren? Und sollte sie nun ihren Verdacht verschweigen und dadurch vielleicht schuld sein an weiteren Unglücks- und Frevelthaten? Warum hatte Hans es so bitter bereut, daß er auf den Huberhof gekommen war? Es war offenbar, daß er etwas Schweres auf dem Gewissen hatte — vielleicht wußte er um die Schandthaten der Bäuerin, war vielleicht selbst einer von den Räubern . . . sie konnte damit nicht in's Reine kommen.

„Ich will einmal darüber schlafen", sagte sie zuletzt, „und morgen, wenn's Tag ist, hinübergehen zum Herrn Pfarrer. Das ist ein gescheidter, freundlicher Herr, der wird wohl einen Rath für mich haben."

Sie trat noch einen Augenblick an das geöffnete Fensterchen und sah beruhigtern Gemüthes in die taghelle, schweigende Mondnacht hinaus. Da kam ihr wieder Hans in den Sinn. „Es ist recht schade", sagte sie still hin, „daß wir nicht haben ausreden können! Wer weiß, was er mir gesagt hätt', denn weh ist ihm um's Herz gewesen — bitter weh — das hab' ich wohl gesehen und ganz vergessen hat er die Rosel auch noch nicht . . . Aber vielleicht hat er sich auch nur so gestellt! Er ist ein gewandter, leichtsinniger Bursch' und ich bin ein dummes Ding, daß ich noch an ihn denk'! Die schönen Worte sind bei den Mannsleuten wohlfeil und wenn's ihm so ernst wär', wüßt' er mich wohl zu finden . . ."

Rosel brach in diesem Selbstgespräch plötzlich ab und mußte mit Gewalt an sich halten, um nicht aufzuschreien. Regte sich nicht dort etwas unter der großen Linde? Kam nicht ein Bursch'

aus dem Schatten des Baumes halb heraus aus dem Mondschein? Also hatte sie sich doch nicht getäuscht; er kam wirklich, ihr sein bedrängtes Herz auszuschütten — es war Hans.

Bald schwand auch der letzte Zweifel, denn sie hörte ganz deutlich, wie er leise ihren Namen rief. Sie schwieg, aber sie schloß das Fenster nicht; das war nach dortiger Sitte das Zeichen, daß sie den Besuch des Burschen, der zu ihr „zum Fensterl'n" gekommen war, nicht zurückwies.

Hans wußte das auch wohl zu deuten, denn schon im nächsten Augenblick war er an dem Holzvorrathe, der unter dem Fenster aufgeschichtet lag, emporgeklettert. Er stand ihr nun so nahe, daß er mit ausgestrecktem Arme bis zum Fenster empor reichen und Rosels Hand fassen könnte, wenn sie ihm selbe durch das Gitterkreuz entgegen gereicht haben würde.

„Was willst Du noch bei mir?" fragte Rosel nach einer kurzen Pause beiderseitigen Befangenheit.

„Du weißt es Rosel", erwiderte Hans leidenschaftlich. „Ich hab' Dir's heute schon gesagt, aber Du bist mir die Antwort darauf schuldig geblieben."

„Ich hab' Dir Alles gesagt, was ich sagen kann! . . ."

„Also ist's aus auf ewige Zeiten? Du stoß'st mich ganz von Dir? Du willst es haben, daß ich zu Grund geh' für Zeit und Ewigkeit?"

„Red' nicht so lästerlich! Wie soll ich das wollen ... Du liebe Mutter von Oetting, ich wünsch' ja nur, daß es Dir recht gut gehen soll!"

Dann mußt Du mich auch anhören, Rosel ... Mußt mir wieder gut sein ... o mein blutiger Heiland, wenn Du Alles wüßtest . . ."

Rosel schrack zusammen, eine Sekunde lang hatte sie vermocht, alle ihre Sorgen und Befürchtungen zu vergessen. Sie schlug die Hände zusammen und rief schmerzlich: „Hans, Hans, ich fürcht' alleweil — ich weiß schon mehr als gut ist! Deine Bäuerin . . ."

„Hast Du's errathen, Rosel?" rief Hans mit zitternder Stimme. Und als Rosel nicht gleich antwortete, frug er dringender: „Rosel, Du weißt es, aber sag', wie ist das möglich gewesen?"

„Ich hab' sie heut wieder erkannt an der Stimm' ... Es ist also wirklich wahr, sie ist der rothe Hannickel? Und Du, Hans . . . Du weißt davon? Du bist vielleicht selbst einer von ihren Raubgenossen?"

Hans vermochte nicht zu sprechen, aber sein Schweigen war nicht minder verständlich. „O Du liebe Mutter von Oetting", wimmerte das Mädchen, ein Thränenstrom brach aus ihren Augen und benetzte die Eisenstangen des Gitters, an das sie die heißen Wangen drückte.

„Du glaubst es nicht, was sie für ein Weib ist," sagte endlich Hans, „sie hat mich verblendt' und verführt . . . sie ist kein Mensch, wie ein Anderer — sie ist der leibhaftige Teufel! Aber jetzt, wo Du Alles weißt, jetzt sag' mir, hilf mir, rathe mir, was ich thun soll, wie ich mich losmachen kann, wenn's nicht schon zu spät ist . . ."

Rosel lag mit dem Gesicht auf ihren thränenübergossenen Armen und brauchte geraume Zeit, ehe sie sich fassen konnte. „Zum Umkehren und Besserwerden ist's nie zu spät!" sagte sie endlich. „Aber was Du thun sollst? Der Weg überall hin ist ein gar bitterer! Ist's denn möglich — Du, der liebe, gute Hans, der keinem Kind was zu Leid' hätt' thun können, Du bist so ein schrecklicher Mensch geworden? Ist's denn möglich, daß Dich der liebe Gott so arg hat verlassen können? . . ."

Sie weinte von Neuem, so schmerzlich, daß es Hans in die tiefste Seele schnitt und doch that ihm diese Theilnahme unendlich wohl. Sie weinte ja um ihn, den Verstoßenen, den Verbrecher, der sich selbst schon verloren gegeben hatte! Er war ihr also nicht ganz gleichgiltig, sie liebte ihn noch — das wehte ihn an, wie die erste Hoffnung der Verzeihung; die Thränen fielen auf sein Gemüth gleich den Tropfen eines warmen Frühlingsregens und schmolzen vollends die Eisrinde, die sich um sein Herz gebildet hatte.

Endlich ermannte sich Rosel. „Mit dem Flennen ist da nichts genutzt", sagte sie, „da muß angepackt werden. Ich will Dich nit verstoßen, armer Hans, aber Du mußt mir versprechen, daß Du thust, was ich von Dir verlang'."

Sie streckte die Hand aus dem Fenster; Hans ergriff sie begierig und drückte sie zum Zeichen seines Gelöbnisses.

„Dann gehst Du morgen in aller Früh nach Erding, meldest Dich beim Herrn Landrichter und erzählst und gestehst ihm Alles haarklein . . ."

Hans fuhr zurück. „Zum Landrichter? Aber denkst Du auch . . . er wird mich fest halten, in's Loch stecken, wird . . ."

„Das wird er freilich thun", entgegnete Rosel traurig, „aber es muß sein. Du mußt Dein Recht leiden von der weltlichen Obrigkeit, wenn Du im Himmel wieder angenommen werden willst als der verlorne Sohn."

„Aber Rosel, — könnt ich denn nicht . . ."

„Davon geh'n meinst Du? Und das schlechte Gewissen herumtragen in der weiten Welt? Und schuld sein, daß hier noch mehr Unheil geschieht? Und einmal hinfahren als ein versteckter und verstockter Sünder? — Nein, Hans, es muß sein, wie ich sag' . . ."

„Dann bin ich doch ein verlorener Mensch", jammerte Hans. „Wer weiß, welche Straf' sie mir zusprechen!"

„Das weiß ich auch nicht, aber das Gericht und der König wird's Dir gewiß anrechnen, wenn Du von freien Stücken kommst und Ursach' bist, daß dem Unheil ein End' gemacht wird!"

„Und wenn sie's auch thun, ich muß doch in's Zuchthaus, wer weiß auf wie lang und wenn ich je wieder heraus komm', was ist's dann mit mir? Dann deuten die Kinder mit den Fingern auf mich, Niemand will von dem Zuchthäusler, von dem Sträfling was wissen und Alle weichen von mir aus, wie vor dem bösen Feind!"

„Alle, Hans?" sagte Rosel innig. „Nein, Alle nicht! Und wenn Dich Alles verstoßt, ich werd's nicht thun. Ich will morgen den sauren Gang zum Gericht mit Dir machen; aber ich will mich Deiner auch nicht schämen, wenn Du in der Straf' bist. Ich komm' zu Dir, so oft es sein darf und tröst' Dich, damit Du nicht verzweifelst und so recht bereust', was Du verbrochen hast. Und wenn sie Dich wieder frei lassen, dann wird die Rosel am Zuchthausthor steh'n und sich Deiner wieder nit schämen, sondern bei Dir bleiben und mit Dir aushalten, was kommt!"

„Rosel . . . o Du leibhaftiger Engel", schluchzte Hans erschüttert „Rosel . . . das wolltest Du thun?"

„Ich versprech' Dir's, Hans, so g'wiß, als ich einmal mit mein' guten Mutterl im Himmel z'sammen kommen will! Im Land, wo Dich Alles kennt, können wir dann freilich nicht bleiben ... aber dann geh'n wir miteinander fort. Es wird schon ein Plätzl geben in der weiten Welt, wo wir uns verbergen und unser Bissel Brod verdienen können ... Willst Du!"

„Ich will", sagte Hans, „aber was mach' ich nun mit dem Zettel da? Den soll ich unter das Armenseelenbild stecken am Marterstöckl im Schwarzbühel . . . es ist die Bestellung für die andern zu einem neuen Einbruch . . ."

„Herr Gott im Himmel!" rief Rosel, „den Zettel gib mir, Du aber, versprich mir's, Du gehst ruhig heim, red'st mit keinem Menschen ein Wort und morgen um 7 Uhr wart' ich auf Dich, wo die Sempt aus dem Moos herauskommt — dann gehen wir mit einander — Du weißt wohin!"

„So muß ich halt fort von Dir", sagte Hans, „ich kann Dir gar nit sagen, mir wird's auf einmal so schwer um's Herz... ich wollt' ich könnt' da bleiben — mir geht's vor, ich seh' Dich nit wieder!"

„Nimm Dich zusamm' Hans", erwiderte Rosel, gleich ihm

erweicht, „mach's herzhaft durch, was sein muß. Der liebe Gott sieht Dein Herz, er wird's ja machen, daß Alles recht wird."

Zögernd nur entschloß sich Hans zu gehen. Als er den Holzstoß herabgeklettert war, rief er noch ein wehmüthiges „B'hüt Dich Gott, Rosel", hinauf — dann verschwand er langsam, noch oft zurücksehend und winkend, in dem angrenzenden Gehölz.

Nach einigen Sekunden schlüpfte auch Rosel geräuschlos aus dem Haus. Sie war in leichter Nachtkleidung, hatte nur ein großes Tuch über den Kopf geworfen und eilte in entgegengesetzter Richtung dem Walde zu.

Inzwischen war Paul längst am Huberhofe angekommen. Er wollte in seine Kammer, aber sein böser Engel, die schöne Huberin, hatte am Fenster seine Zurückkunft belauscht. Leise rief sie ihn heran, als sie aber erfuhr, daß die ihm aufgetragene That nicht geschehen war, gerieth sie außer sich. Sie schlüpfte aus der Kammer und ließ den halb wahnsinnigen Burschen in die verlassene Stube des Erdgeschosses ein. Unter den leidenschaftlichsten Klagen zog sie den Verwirrten an sich und verschwendete alle Liebkosungen, alle Künste der Ueberredung, bis er das Versprechen erneute und noch einmal forteilte, den dem Tode Geweihten auf dem Rückwege zu morden.

Die schöne Huberin stand lange am Fenster, unbekümmert um den frischen Morgenwind, der ihr frostig um Stirne und Nacken blies. Schon leuchtete im Osten ein grauer Streifen auf — da hallte vom düstern Walde das Echo eines schwachen Schusses herüber.

Kaltblütig schloß sie nun das Fenster, indem sie vor sich hinmurmelte: „Gott geb' Dir die ewige Ruhe, Hans — Du wirst mich nicht verrathen — aber ich hab Dir doch Wort gehalten, daß das der letzte Gang war, den Du gemacht hast!"

(Fortsetzung folgt.)

Leben des Laktantius.

(Fortsetzung.)

Aber nicht die kaiserlichen Blutedikte allein waren es, deren sich die Hölle bediente, sie begnügte sich nicht das odium humani generis mit wilden Thieren, eisernen Krallen, geschmolzenem Blei, glühenden Rösten, Pechfackeln und all den Mordinstrumenten, welche raffinirte Bosheit und Grausamkeit ersannen, zu verfolgen: auch auf dem Gebiete der Literatur verläugnete das Heidenthum nicht seinen tiefen Ingrimm und infernalen Haß, von dem es erfüllt und inspirirt war. Auch damals gab es wie heute, aufgeklärte Geister, Riesen der menschlichen Intelligenz, die mit gigantischem Dünkel den Himmel auf die Erde herabreißen wollten. Es waren Männer durch das Licht des Neuplatonismus erleuchtet und ebenso gefährliche Feinde des positiven Christenthums, als der Weise von Ferney, Diderot, Helvetius, Tindal, Hume, Shaftesbury, der Wolfenbüttler Fragmentist, der gekrönte Philosoph in Berlin, Hegel, Feuerbach und deren Epigonen, die mit dem Truglichte ihrer negativen Weisheit als moderne Lichtapostel die Finsterniß in dem Christenthum verscheuchen wollten. Hören wir Laktantius selbst: Als ich in Bithynien die Rhetorik lehrte und das Gotteshaus niedergerissen wurde, lästerten zwei Männer die verfolgte und zu Boden getretene Wahrheit mit dem größten Uebermuthe. Der Eine gab sich für einen Lehrer der Philosophie aus, aber der Lehrer der Enthaltsamkeit fröhnte dem Geiz und den sinnlichen Lüsten; derjenige, welcher Armuth und Nüchternheit auf dem Katheder empfahl, tafelte daheim üppiger, als der Kaiser in seinem Palaste. Seine sittlichen Gebrechen suchte er durch ein langes Haar, den Philosophenmantel und was sich hiezu besonders eignet, durch den Reichthum zu verhüllen [1]). Da diese Charakteristik auf viele Schüler einer eitlen Weisheit paßt, so haben verschiedene Gelehrte zwar geistreiche, aber auf unsicheren Hypothesen beruhende Conjekturen aufgestellt. Baronius findet nach einer ebenso gelehrten, als mühsamen Untersuchung das Bild Phorphyrs, des unermüdlichen Bekämpfers der Christen; Holstenius und mit ihm Pagi widerlegen ebenso gelehrt und scharfsinnig den demüthigen Schüler des hl. Philippus Neri, ohne jedoch dafür etwas Positives substituiren zu können. Andere, vielleicht mit weniger Wahrscheinlichkeit, erblicken darin Jamblichus aus Chalcis in Cölesyrien, während wieder Andere sich für Maximus aus Tyrus, den nachmaligen Lehrer Julian des Abtrünnigen entscheiden möchten.

1) Lact. Div. Inst. V. 2.

Der andere Gegner des Christenthums ist unzweifelhaft Hierokles [2]), Sophist, Schriftsteller, Redner, und bis 306 hochgestellter Justizbeamter in Bithynien. Ein gefügiges Werkzeug des blutschnaubenden Galerius war er im geheimen Staatsrath zu Nikomedien nicht nur der vorzüglichste Anstifter der Christenverfolgung gewesen, sondern hatte sich auch nach Assemanis Martyreraakten als Statthalter zu Alexandrien zu grausamen und niederträchtigen Handlungen gegen die Christen hinreißen lassen. Hierokles ist nach Chateaubriand einer jener Männer, die vermittelst Revolutionen in den Rath der Mächtigen sich drängen und sich nützlich machen durch Talent für gewöhnliche Geschäfte und eine wenig wünschenswerthe Leichtigkeit, sofort über jeden Gegenstand zu sprechen. Grieche von Geburt soll er in seiner Jugend Christ gewesen sein. Stolz auf menschliches Wissen verderbte seinen Geist und er stürzte sich den philosophischen Sekten in die Arme. Von seinem früheren Glauben findet sich keine andere Spur, als die tolle Wuth, in welche der bloße Name des Gottes ihn versetzt, den er treulos verlassen hat. Er hat die gleißnerische Sprache und die Manieren falscher Weisen angenommen. Die Worte Freiheit, Tugend, Wissenschaft, Fortschritt und Aufklärung und Menschenglück trägt er stets im Munde; doch ein feiger Höfling ist dieser Brutus; dieser Cato wird von gemeinen Leidenschaften verzehrt; der Toleranz-Apostel ist der Menschen unduldsamster; der Anbeter der Menschheit ist zugleich ihr blutiger Verfolger. Hierokles strebt zu vergiften des unglücklichen Galerius Geist; er bietet der Welt das eckelhafte Schauspiel eines sogenannten Weisen dar, der einen Regenten unter dem Panier der Aufklärung zu Abwegen verleitet.

Doch dieß genügt der Natter am Busen zweier mächtigen Parvenus noch nicht; sie läßt ihr Gift auch in die niederen Regionen des Volkes fließen. Hierokles schrieb zwei Bücher und wendete sich unter dem Scheine, heilsame Rathschläge ertheilen zu wollen, an die Christen selbst. In einer schreib- und lesewüthigen Zeit, wo Lucian [3]), Porphyr und andere literarische

2) Dieser Hierokles darf nicht verwechselt werden mit dem gleichnamigen, ungefähr 150 Jahre später lebenden Neuplatoniker, welcher als Vorstand einer Philosophenschule zu Alexandria sieben Bücher über die Vorsehung und das Fatum schrieb und die goldenen Sprüche des Pythagoras commentirte.

3) Dieser zur Zeit der Antonine und des Commodus lebende Schriftsteller aus Samosata, durch sarkastischen Witz und elegante attische Darstellung gleich sehr ausgezeichnet, wollte als ein negativer Geist alle religiösen Ideen zerstören und hatte deßhalb auch dem Christenthum gegenüber eine feindselige Stellung eingenommen. Gleich Voltaire für die haute volée der damaligen Gesellschaft schreibend, hatte er besonders in seiner Schrift vom Tode des Peregrinus Proteus direkt die Christen mit den Waffen des Spottes angegriffen, aber freilich dadurch gegen seine Absicht die herrlichsten Zeugnisse von dem Glauben derselben an Unsterblichkeit der Seele, Auferstehung des Fleisches rc. abgelegt. Andere Gelehrte glauben auch noch in zwei weiteren Schriften, welche des griechischen Münchhausen witzige Laune erfand, parodirende Anspielungen auf Gegenstände zu finden, welche den Christen heilig waren. Wir heben aus seinen »wahren Geschichten« (lib. I. 31) eine Episode heraus, worin der Prophet Jonas persiflirt sein soll: Nachdem wir zwei Tage auf dem Meere waren, sahen wir beim Sonnenaufgang des dritten verschiedene Seeungeheuer und Wallfische, darunter auch einen, welche der größte unter allen 1500 Stadien lang war. Mit aufgesperrtem Rachen und mit einem Ungestüm schwamm er auf uns zu, der das Meer auf allen Seiten aufbrausen und schäumen machte; seine Zähne, viel höher als unsere Lanzen, spitzig wie Pfähle und weiß wie Elfenbein, starrten uns entgegen. Wir nahmen also den letzten Abschied von einander und harrten in stummer Erwartung.

Celebritäten eine Reihe von philosophischen Romanen schufen, wo Theurgen und magische Helden, besonders aber das mysteriöse Leben des Apollonius von Tyana die Einbildungskraft ebenso erfüllten, als die verzauberten Prinzessinnen mit obligaten Antilopenaugen und Vollmondsangesichtern in Tausend und Einer Nacht; konnte der schlaue Betrüger seinen Büchern, die er λόγοι φιλαλήθεις betitelte, ein um so günstigeres Prognostikon stellen, als die Ueberschrift ganz geeignet war, bei den damaligen Christen die Meinung zu erwecken, daß ein wohlmeinender Denker auf Grund unpartheiischer Forschung den phythagoräischen Wundersmann von Kapadozien auf der Goldwage der Kritik gewichtvoller gefunden habe, als den Zimmermannssohn aus Nazareth. Von diesem lästert Hierokles, daß er von den Juden verjagt an der Spitze von 200 Partisanen umhergezogen, endlich aber den verdienten Kreuzestod gefunden. Daß es bei dieser Art von Polemik den Schülern nicht besser, als dem Meister ergeht, vielmehr die größten der Apostel, Petrus und Paulus mit sich und dem Christenthum in Widerspruch stehend dargestellt werden, liegt in der Consequenz einer perfiden literarischen Fehde, die sich seit Hierokles mehr als einmal wiederholt hat. — (Schluß folgt.)

Jetzt ist er da und verschlingt uns sammt dem Schiffe. Doch zermalmte er uns nicht mit den Zähnen, sondern das Schiff glitt durch deren Lücken in seinen Schlund hinab. Wir müssen gestehen, daß wir in der angegebenen Stelle durchaus keine Parodie der heiligen Schrift zu finden vermögen, sondern erblicken in dem ganzen lucianischen Roman, dem Urbild aller voyages imaginaires, ein humoristisches Phantasiegemälde, das Jonathan Swift bei Verfassung der Reisen Gullivers öfters vorgeschwebt haben mag.

Programm

für die

dreizehnte General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands in München

am 9. 10. 11. und 12. September 1861.

Sonntag den 8. September. Vormittags von 10 bis 1 Uhr und Nachmittags von 3 bis 6 Uhr: Aufnahme der Abgeordneten und Gäste im Glaspalaste. Abends 6 Uhr: Versammlung zur Begrüßung der Abgeordneten und Gäste im Saale des Gesellenhauses. Montag den 9. September. Morgens 8 Uhr: Pontifikal-Amt in der Metropolitankirche zu U. L. Frau. Vormittags 10 Uhr: Versammlung zur Wahl des Vorsitzenden, der Ausschüsse u. s. w. im Glaspalaste. Nachmittags 3 Uhr: Erste öffentliche Versammlung im Glaspalaste. Dienstag den 10. September. Morgens 8 Uhr: Versammlung der Abgeordneten im Glaspalaste. Vormittags 10 Uhr: Zweite öffentliche Versammlung im Glaspalaste. Nachmittags 3 Uhr: Versammlung der Abgeordneten im Glaspalaste. Mitwoch den 11. September. Vormittags 10 Uhr: Versammlung der Abgeordneten im Glaspalaste. Nachmittags 3 Uhr: Dritte öffentliche Versammlung im Glaspalaste. Donnerstag den 12. September. Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Münchens. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl.

Bemerkungen. I. Die ankommenden Abgeordneten u. s. w. erhalten im Bahnhofe sofort Auskunft über Wohnungen u. dgl. II. Die Karten zur Theilnahme an der General-Versammlung, sowie die sonstigen Druckschriften werden bei der Aufnahme ausgegeben und gleichzeitig die Einschreibungsgebühr von 2 fl. Rhn. erhoben, wofür man seiner Zeit auch den offiziellen Bericht erhält. III. Die Herren, welche in den öffentlichen Versammlungen Vorträge zu halten wünschen, sind gebeten, dies mindestens 8 Tage vor Beginn der General-Versammlung dem örtlichen Comité anzuzeigen; in derselben Frist sind die zu stellenden Anträge hier einzusenden. IV. Die Herren, welche hier Privatwohnungen zu beziehen wünschen, wollen sich deshalb mindestens 10 Tage vor Beginn der General-Versammlung an das örtliche Comité wenden.

Für das Comité:

Dr. von Ringseis, k. bayer. geh. Rath.

Hermann Schmid.

* In der Recension (Beiblatt Nr. 27) eines geehrten Freundes unseres Blattes über Hermann's Schmid „alte und neue Geschichten", denen auch die „Huberbäuerin" entlehnt ist, wurde als der Autor der gegenwärtige Dirigent des Hoftheaters in München bezeichnet. Wir für unsere Person hatten selbst Zweifel über diese Bemerkung, allein da wir unserer Sache nicht gewiß waren, wollten wir sie nicht äußern. Nun wurde uns aber aus München geschrieben: „Dieß ist unrichtig. Der Verfasser der „Huberbäuerin" ist Dr. jur. Hermann Schmid, q. Stadtgerichts-Assessor in München, der gefeierte Tragödiendichter des „Camoens", der „deutschen Stadt" rc. — ein Mann, der wegen seiner eminenten Bühnenkenntniß und seiner erprobten dramaturgischen Begabung allerdings zur Leitung der ersten Bühne Bayerns vollkommen geeignet wäre. Sie mögen ihn auch zu den Niederbayern rechnen, denn sein Vater, der verstorbene Appellrath Schmid, war ein Bäckerssohn von Hengersberg und ein Bruder des Pfarrers und Landtagsabgeordneten Schmid von Traunstein, desjenigen deutschen Gelehrten, welcher die Liturgie der katholischen Kirche zuerst in ein wissenschaftliches System gebracht hat. (Lüft Liturgik Bd. I. S. 32.)"

Duldsamkeit-Spiegel.

Ihr suchet und fraget, wo finden wir denn
Die wirklichen „Toleranten?"
Je nun, Das versteht sich lange von selbst:
„Nur unter den Protestanten."
Und Was ich behaupte, das thu' ich auch dar
Mit schönen Beweisen deutlich und klar.

In Holstein drunten und Mecklenburg
Sind Katholiken ein Greuel:
Dagegen ist nun das biedre Tyrol
Den Protestanten ein Scheuel,
Weil's glaubenseinig katholisch und rein
Begehrt vom Protestantismus zu seyn.

Professor im preußischen Königsberg
Soll kein Katholischer werden:
Die Münchener Hochschul' aber die darf
Sich nicht bärbeißig gebehrden,
Wenn dort ein gerufener Protestant,
Wie öfter schon, ward als Professor ernannt.

Was heißt nun die göttliche „Toleranz"
Den Protestanten? Was ihnen
Allein gebühre, Was aber nicht auch
Die Katholiken verdienen!
Seht hier das „zweierlei Maß und Gewicht,"
Von welchem wie Görres auch Menzel spricht!

Eremita Jenchovensis.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 24. August 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3649	1925	22	13	21	15	20	24	—	—	—	14
Korn . . .	1759	243	14	10	13	3	11	57	—	9	—	—
Gerste . .	287	77	12	50	11	50	10	59	—	40	—	—
Haber . . .	1467	266	8	11	7	35	7	12	—	—	—	16

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 35. Den 2. September. Stephan.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

7.

Hastig wie ein verscheuchter Vogel strich Paul querfeldein durch Thau und Gras. Es war die erste Stunde des erwachten Morgens; sein Bote, ein frischer Luftzug, rauschte durch die Haselbüsche am Wege und schüttelte brausend die Tannenwipfel des Waldes, in welchem das Blut des Ermordeten noch warm zum Himmel rauchte. Der Morgen wurde immer glorienhafter, aber Paul sah nichts von aller Schönheit der wieder auflebenden Natur; seine Seele war außer dem mechanisch forteilenden Körper, von Entsetzen geschüttelt, erschreckt von dem rauhen Schrei eines aufflatternden Raben, gescheucht von dem Rauschen der Zweige, das ihm klang wie das letzte Röcheln aus der Brust seines Opfers.

Auch jetzt erwartete ihn die Huberbäuerin. Sie hatte sich nach dem Schusse ganz befriedigt noch zur Ruhe gelegt, allein nur der kräftige Körper sank in Schlaf, die Seele blieb stürmisch bewegt und warf wilde, blutige Bilder wirr und entsetzlich durcheinander. Stöhnend und schreckhaft sprang sie empor, denn es war ihr vorgekommen, als stehe Hans vor ihr, blutend, verwundet, aber nicht todt und hätte drohend die Hand gegen sie erhoben. Fieberisch strich sie die losgegangenen Flechten des reichen schwarzen Haares von der Stirn zurück und fühlte sich zum erstenmale in ihrem Leben von den Zwangschrauben der Angst gefaßt. — Wenn Paul ihn gefehlt oder nur verwundet hatte, dann war sie verloren, dann hatte sie von seiner Rache Alles zu fürchten!

Schon begann es im Hause sich zu regen; da sah sie Paul über das Feld herankommen. Rasch eilte sie ihm entgegen, nur nothdürftig gekleidet, damit er Niemand vor ihr begegne, damit Niemand irgend einen Argwohn schöpfe. Mehr todt als lebend wankte der Bursche heran — nicht mehr das Bild voller, blühender Jugend wie noch gestern, nein, eine von wenigen Stunden verwüstete und gezeichnete Jammergestalt.

„Nun," rief sie ihm mit rohem Scherz entgegen, der auch darauf berechnet war, ein allenfalls verborgenes Lauscherohr zu täuschen, „nun, ist's jetzt die Zeit, heimzugehen? Dir sieht man ja die Freinacht auf zehn Schritt' an . . . ist der Tanz endlich einmal aus?"

„Es ist Alles aus," sagte der Bursche und die Bäuerin athmete hoch auf, als wenn ihr eine Zentnerlast von der Brust genommen wäre. „Du bist ja ganz verwirrt, sagte sie dann leiser, indem sie mit ihm in's Haus trat. Nimm Dich zusammen, es ist jetzt einmal nicht anders, also laß Dir nichts anmerken! Bis morgen ist's überstanden und Du denkst nimmer dran. Aber jetzt leg' Dich nieder und schlaf. Du kannst den ganzen Tag liegen bleiben, daß Du Dich ganz erholst. Später kommst Du dann zu mir, wie gestern und erzählst mir erst genau, wie Alles gegangen ist . . . Oder reut's Dich etwa schon, was Du mir versprochen hast? Hast schon vergessen, was ich gethan hab' für Dich . . ."

„Ich will mich niederlegen", erwiderte Paul, „vielleicht vergeht mir dann der Zustand! Mir ist, als wenn mir das Blut den Kopf zersprengen wollt'! Ich komm' dann . . ."

„Halt!" rief ihm die Bäuerin nach, als er gehen wollte, „noch Eins! Du hast ihn doch . . .?" fragte sie mit einer ausdrucksvollen Handbewegung, die das Einscharren des Leichnams bedeutete.

„Nicht?" schrie sie entsetzt, als Paul stumm verneinte. Du hast den Todten liegen lassen? So wird er gefunden und wir sind mit einander verloren!"

„Ich hab' ihn ins Gebüsch hineingezogen, wo das Steingeröll ist," erwiderte düster der Mörder, „da findet ihn so leicht Niemand!"

Die Jäger mit ihren Spürhunden kommen überall hin, die finden ihn, eh' der Tag vergeht! Nein, das ist nichts, Du mußt nochmals hinaus und mußt ihn verscharren, so tief es geht!"

„Das kann ich nicht!" rief Paul mit einer abwehrenden Geberde des Entsetzens und bebend vor tiefem innerlichen Schauder, „ich geh' nicht wieder hin!"

„Und warum nicht?"

„Ich kann nicht," wiederholte Jener, „er ist auf den Schuß zusammengestürzt wie ein Stück Holz und hat keinen Laut mehr von sich gegeben — nur ein paarmal gestreckt hat er sich und mit der Hand in die Luft gegriffen. Wie er sich dann nicht mehr rührte, bin ich hinzugeschlichen und hab' ihn hereingezogen vom Gangsteig weg in's Gebüsch und hab' das Blut am Platz zugedeckt mit Erde und Blättern. Dann hab' ich ein tiefes Loch gegraben . . . aber ich hab' ihn nicht hineinlegen können, denn wie ich wieder hinzuging, da wars schon so dämmrig hell geworden, daß man wohl was unterscheiden konnte. Da ist er dagelegen mit weit offenen Augen und die haben so fest hingeschaut auf mich . . . es kam mir vor, als wenn er anfangen wollt' zu reden und sich wieder zu rühren, Da — da hab' ich Alles hingeworfen und bin davon gelaufen . . . und dahin . . . nein, um Alles in der Welt geh' ich nicht wieder dahin!"

Die Bäuerin sah ihn kopfschüttelnd an, und ein höhnisches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Ihr seid mir saubere Leut' Ihr Mannsbilder," sagte sie, „auf Euch kann man sich verlassen! Aber geh' nur, ich seh' wohl, daß Du nit kannst . . . leg' Dich nieder und schau, ob Du bis auf die Nacht Deine fünf Sinn' z'samm klauben kannst. Ich muß halt auf was Anders denken, denn so liegen bleiben darf er um keinen Preis."

Paul entfloh der Scheune zu und vergrub sich in den äußersten Winkel des Heulagers, wohl vor den Leuten, aber seine qualvollen Sorgen wühlten sich mit ihm hinein.

Die Bäuerin trat nach kurzem Besinnen in's Schlafzimmer, wo ihr Mann noch tief schlafend im Bette lag. Eine Weile betrachtete sie ihn mit demselben Ausdrucke des Hohns, wie er so ungeschlacht und plump dalag, eine geistlose Masse Fleisch. „Auch ein schönes Muster von einem Mannsbild," murmelte sie, „aber sie sind im Grunde Alle gleich, und ich weiß nit, ob mir nicht zuletzt der Simpel noch der Liebere ist — der folgt mir doch wie ein Hund!" Sie faßte den Arm des Schlafenden und rüttelte ihn so kräftig, daß er erschrocken auffuhr und sie mit verschlafenen Augen verblüfft anglotzte. „Steh! auf, Huber," sagte sie, und hör' mir zu — es ist etwas ganz Besonderes passirt."

Der Blöde richtete sich halb empor und sah sie erwartend an.

„Antworte mir erst," begann die Bäuerin wieder, „weißt Du noch, wie ich in Dein Haus gekommen bin?"

„Wie sollt' ich das nicht mehr wissen," grinste er, „für so dumm mußt Du mich doch nicht halten! Ich weiß es noch gar wohl, wie Du auf den Hof gekommen bist, als eine arme Magd und Dein Päckl unterm Arm."

„Und wie Du mir nachgegangen bist auf Schritt und Tritt, und nicht geruht hast, bis ich Ja g'sagt hab'? Und was Du mir damals versprochen hast, daß ich's gethan, weißt Du das auch noch?"

Der Bauer schwieg, denn er wußte nicht, wo die Bäuerin hinaus wollte mit ihrer Frage.

„Du hast mir versprochen," fuhr sie fort, „daß ich Herr sein soll im Haus, daß Du mir nichts einreden willst, daß Du blindes Vertrauen zu mir haben und mich nicht mit Eifersucht plagen willst, und wenn Du auch meinst, Du hättest Ursach' dazu! Und wie hast Du Dein Wort gehalten?" — Meinst Du, ich hab's nit gemerkt, wie Du mich überall scheel angeschaut hast wegen dem Oberknecht, dem Hans, daß die andern Dienstboten die Köpf' zusammenstecken und einander mit dem Ellbogen anstoßen? Ich hab' Dich wohl geseh'n wie Du mir gestern früh nachgeschlichen bist in die obere Stub'n und hast spionirt wie ein Spitzbub'!"

Der Bauer war verlegen, sich ertappt zu wissen, und sah stumm lächelnd vor sich hin.

„Ich bin die Person nicht," fuhr die Bäuerin fort, „die so mit sich umgehen läßt. Ich kann mir aber schon einbilden, wer Dir das in den Kopf gesetzt hat — es wird's wohl der Hans selber gewesen sein! Wer weiß, was er gered't und geprahlt hat, weil ich ihn vielleicht einmal freundlich ang'schaut hab'.... Drum hab' ich g'sorgt, daß er Dir und mir nimmer im Weg umgeht!"

„Hast ihn fortgeschickt?" fragte tückisch der Bauer.

„Dummheiten! Warum nit gar! Daß er mich ausschreit und in's Gered' bringt bei den Leuten? Nein, ich hab ihm's Maul g'stopft, daß er's gewiß nit wieder aufmacht."

„Versteh'st mich nit?" fuhr sie fort, da der Bauer sie fragend anstierte. „Ich hab' ihn durchthun lassen — draußen im alten Steinbruch im Schwarzbühelholz liegt er erschossen!"

Der Blöde hörte zu, wie Jemand, der wohl etwas vernimmt, aber es nicht begreift; erst allmälich schien ihm das Verständniß aufzudämmern, seine starren Augen funkelten und eine wilde, unheimliche Freude zog über sein Gesicht, das dadurch dem eines wilden Thieres noch ähnlicher wurde. „Ist das wahr?" rief er lachend, „der Hans ist hin?"

„Hin," entgegnete kaltblütig die Bäuerin, „das hab' ich Dir zu lieb gethan, damit Du siehst, daß ich ein braves Weib bin und daß Du mir nit wieder so Unrecht thust! Aber jetzt ist's an Dir — jetzt zeig', daß Du ein solches Weib verdienst. Geh' hinaus in den Steinbruch — wenn Du nicht willst, daß Dein treues Weib Deinetwegen in Ketten und Banden kommt, so scharr' ihn ein, daß ihn Niemand find't und dann komm' wieder und sag' mir's!" (Forts. folgt.)

Leben des Laktantius.

(Schluß.)

Mit solchen Kräften gerüstet begann die Hölle gegen die Religion Jesu Christi — von jeher der Welt eine Thorheit — auch auf geistigem Gebiete einen Kampf auf Leben und Tod, bald mit fanatischem Wuthgeheul, bald mit Hohn und Spott, bald in der Maske ernster und wissenschaftlicher Polemik die zartesten Lebenswurzeln der verhaßten Kreuzesreligion zu verwunden suchend. Aber wunderbar! Während der mystische Leib Jesu Christi mit tausend Dolchen durchbohrt wurde und das *αἰρεῖτε τοὺς ἀθέους* der Sophisten sich mit dem ad leones christianos des Volkes vermischte, hatte Gott seiner Kirche einen Triumph bereitet, so groß wie damals, als das écrasez l'infame die Parole aller Feinde Gottes war. Aus den Reihen der Heiden selbst hatte die Vorsehung einen Mann erweckt, der begnadigt mit außerordentlichem Talent und ausgerüstet mit heidnischer Gelehrsamkeit, einmal von der Macht der christlichen Wahrheit ergriffen, gegen den Irrthum zu Felde zieht und einen Angriffsplan entwirft, der nothwendiger Weise zum endlichen Siege führen muß. Dieser Mann ist Laktantius, den, nachdem er sich von der öffentlichen Lehrthätigkeit losgesagt, seine stille Zurückgezogenheit vor der Verfolgung noch mehr schützte, als der Philosophenmantel[1]), den er wie Justin und Athenagoras auch nach seiner Bekehrung beibehielt.

Als Constantin im Jahre 312 die Herrschaft über den ganzen römischen Westen erhalten, berief er den Laktantius, dessen edle Gesinnung und tiefe Gelehrsamkeit dem scharfsichtigen Kaiser nicht entgangen waren, nach Konstantinopel, um seinen Sohn Crispus in der Beredsamkeit und den schönen Wissenschaften zu unterrichten. Nachdem derselbe zum Cäsar und Statthalter Galliens im Jahre 317 ernannt worden war, folgte der Lehrer seinem kaiserlichen Zöglinge nach Trier, welches 18 Jahre später den heil. Athanasius, den kühnen und standhaften Vertheidiger der Gottheit Christi, gastfreundlich in seine Mauern aufnahm. Von nun an verliert sich Laktantius' Leben in Nacht und Dunkelheit; ebenso geheimnißvoll, als der Stern erschien, geht er wieder unter. Laktantius eilte nicht jenem eitlen Schimmer nach, der in der Geschichte der Natur Irrlicht, in der Menschheit Ruhm heißt; denn der Beifall der Zeit ist nicht selten ein sehr zweideutiges Kriterium geistiger Größe. Die Perle ruht tief verborgen im Meeresgrund. Da die anspruchslose und liebenswürdige Bescheidenheit des Laktantius in seinen Werken mit keiner Sylbe der ehrenvollen Stellung am kaiserlichen Hofe Erwähnung thut, so halten wir es für unsere Pflicht, mit einigen Worten die weiteren Schicksale des Crispus zu berühren, da theilweise aus denselben hervorgeht, welch herrliche Erfolge die pädagogische Thätigkeit des Laktantius bei dem jungen Fürsten erzielte, der mit Gaben des Geistes und des Herzens in seltenem Grade ausgestattet war.

Aus der Lobrede des gleichzeitigen heidnischen Schriftstellers Nazarius ersehen wir, daß im Jahre 320 oder 321 Crispus mit Glück gegen die Germanen focht und ihnen Friedensbedingungen vorschrieb. Als Großadmiral schlug der junge Held Abandus, den Nauarchen des Licinius, durch ein kühnes Manöver im Hellespont, erregte aber gerade durch sein Glück die Eifersucht seines Vaters Konstantin. Hatte dieser auch nach dem Siege über seinen Gegner Licinius den glänzenden Beinamen „des Siegers" angenommen, so bewiesen doch gerade die blutigen Vorgänge in seiner eigenen Familie, daß der Sieger nicht immer seine Leidenschaften und die Wallungen des Zornes niederhalten konnte. Nachdem niedere Scheelsucht dem verdienten Prinzen Gallien abgenommen und den thatendurstigen Jüngling in die gefährliche Atmosphäre eines müßigen Hoflebens gedrängt hatte, setzte der Haß und die Denunciation seiner Stiefmutter Fausta, der würdigen Tochter des Maximian, bei dem Kaiser die Verbannung nach Pola in Istrien durch, wo Crispus auch gerade, als Constantin mit glänzendem Pomp in Rom seine Vicennalien feierte, als ein Opfer niedriger Intriguen ermordet wurde[2]) (327).

1) Der τρίβων oder das pallium war das kennzeichnende Gewand des heidnischen Philosophen und später des christlichen Asceten und Presbyters. Einen Mann, der in solchem Kleide auftrat, hielt man für einen erleuchteten Weisen und man erlaubte dem strengen Sittenlehrer auch, öffentliche Sünden zu rügen. Wer ihm auf dem einsamen Weg begegnete, knüpfte ein Gespräch mit dem Philosophen an, und so konnte dieser, wenn er ein Christ war, vielfache Gelegenheit finden, das Evangelium zu verkünden. Gaude pallium, sagt daher Tertullian, melior jam te philosophia dignata est, ex quo Christianum vestire coepisti.

2) Eutrop. X. 9. Ammian. XIV, 11, 20.

Wir können uns nicht entschließen, die Meinung derjenigen uns anzueignen, welche glauben, Laktantius sei in seines Schülers Crispus Sturz verwickelt im Elend und in unverdienter Vergessenheit gestorben: wir schließen uns der Mehrzahl jener an, welche mit Tillemont meinen, Laktantius habe sein Haupt um das Jahr 330 zu Trier im Kaiserpalaste zur Ruhe gelegt. Die Spanne Zeit, die zwischen des Crispus und seinem Tode liegt, füllte er mit wissenschaftlichen Beschäftigungen aus; den Schmerz, den ihm die Hinrichtung seines theuren Schülers verursachte, linderte er durch Uebung derjenigen Religion, deren Vertheidigung er sein Leben und seine reichen Kräfte gewidmet hatte. — Horazens Oden wurden einst von seinem kaiserlichen Gönner mit Gold aufgewogen; des Augustus Schwester ließ für jeden der Verse, die Virgil auf ihren hoffnungsvollen Sohn Marcellus verfaßt hatte, 10,000 Sesterzien ausbezahlen; dem berühmten Verehrer Virgils, dem Neapolitaner Sannazar, wurde von den Senatoren der kunst- und prachtliebenden Lagunenstadt sein sechszeiliges Epigramm auf die Meereskönigin mit 600 Zechinen honorirt; Nikolaus V., welcher die Tiara seiner Liebe zu den Wissenschaften verdankte, setzte für eine Uebertragung der Odyssee und Iliade i s Lateinische sogar einen Palast in Rom, eine Villa und 10,000 Dukaten als Belohnung aus: Konstantin, der an seine Freunde reiche Geschenke mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit vertheilte, würde gewiß den Erzieher seines Sohnes und den geistreichen Verfasser der ihm gewidmeten Institutionen nicht unbelohnt gelassen haben, wenn wir nicht aus Eusebius wüßten[3]), daß unser Laktantius in freiwilliger Armuth gelebt, oder wie Servatius Galläus dieß umschreibt, den Gewinn Jesu Christi den Schätzen Aegyptens vorgezogen habe. Wer einmal über die Welt erhaben ist, sagt Cyprian, kann nichts mehr von ihr begehren. Aber gerade diese Armuth verbreitet über Laktantius' Leben einen bezaubernd schönen Schein, den freilich unsere Zeit nicht bemerken will. Oder wie viel sind der gelehrten Männer, welche im Besitz der Herrschergunst, umgeben von allen Reizen zur Eitelkeit und Sinnlichkeit, in freiwilliger Armuth sich glücklich fühlen und dieselbe bewahren wie einen kostbaren Schatz, aus welchem die Seele eine von Profanen ungeahnte Kraft schöpft? Gfrörer hat, bevor sein nach Wahrheit ringender Geist in die geheimnißvollen Tiefen des Katholicismus hinabstieg, nicht einmal den heiligen Hieronymus einer solchen Losschälung vom Zeitlichen für fähig gehalten. Etwa 100 Jahre nach dem Tode des Laktantius schrieb der heil. Eucherius, Bischof von Lyon, eine Abhandlung von der Verachtung der Welt und widmete diese schöne Schrift seinem Verwandten Valerianus. Der ebenso gelehrte als heilige Bischof zählt darin unsern Laktantius zu denen, welche sich Gewalt angethan haben, das Himmelreich an sich zu reißen[4]). Diese rühmende Erwähnung von einem Manne, welcher selbst eine hohe Stellung in der Welt verließ, um im Jahre 424 zu Lerin Mönch zu werden, dürfte vielleicht ein Grund mehr gewesen sein, daß auch katholische Schriftsteller Laktantius den Titel eines Kirchenvaters ertheilten. Weil jedoch hiezu nach Möhler vier Eigenschaften: vorzügliche Gelehrsamkeit, Heiligkeit, hohes Alterthum und Genehmigung der Kirche gehören: so ist Laktantius, dessen Werke auf dem Concilium zu Rom im Jahre 496 für apokryph erklärt wurden, jenen Männern anzureihen, welche wie Clemens von Alexandrien, Origenes, Tertullian, Minutius Felix, Rufinus von Aquilea &c. scriptores ecclesiastici, Kirchenschriftsteller, heißen.

3) Euseb. Chron. lib. II.: Crispum Lactantius latinis literis erudivit, vir omnium suo tempore eloquentissimus, sed adeo in hac vita pauper, ut plerumque etiam necessariis indiguerit.

4) Eucher. Lugd. ad Val. ep. paraen: Et quando clarissimos facundia, Firmianum, Minutium, Cyprianum, Hilarium, Joannem, Ambrosium ex illo voluminis numerositatis evolvam? Dixerant, credo, et hi sibi, quod quidam nostrum a t, cum se a saeculo in hanc beatiorem vitam, hoc velut stimulo concitaret; dixerant, credo, quid hoc est? Surgunt indocti, et coelum rapiunt, et nos cum doctrinis nostris, ecce ubi in carne volutamur et sanguine (Matth. XI.)? Dixerant istud? et idcirco ipsi postea vim intulerunt regno.

München, 30. Aug. Nach dem Vorgange anderer Abtheilungen in der Armee hat mit dem Monat September auch bei dem Infanterie-Leibregimente Kaffee als Frühstück an die Mannschaft verabreicht zu werden. Die Einlage eines jeden Mannes besteht in $1\frac{1}{2}$ kr. und ist für jeden Einzelnen $\frac{3}{4}$ Loth Kaffee berechnet. — Das Stadtgespräch bildet ein heute Nacht in der sehr belebten Kaufingerstraße in dem Laden des Juweliers Neiser verübter Einbruch; es ist die vom Hausgange zu dem Laden führende Thüre erbrochen worden. An Werthsachen mögen 5 bis 800 fl. gestohlen worden sein. Daß derartige Einbrüche Aufsehen erregen, ist erklärlich; allein es verdient wohl Beherzigung, ob nicht die Einrichtungen des Gendarmeriedienstes der Art sind, daß es jedem Dieb leicht gemacht ist, zu erfahren, zu welcher Zeit in der Nacht er ungestört seine Absicht ausführen kann.

Dienstliches. Se. Maj. der König haben Sich allergnädigst bewogen gefunden: unterm 12. August allerhöchst zu genehmigen, daß der Taxbeamte des k. Landgerichts Landau a/J., Friedrich Greyner, seines Dienstes enthoben werde.

Oesterreich. Innsbruck, 23. Aug. Vor den Schranken des Gerichts stand das Ungeheuer Wolfgang Fischbacher aus Kössen gebürtig, 38 Jahre alt, angeklagt einer Reihe von Verbrechen so viehischer Natur, daß wir sie nur im allgemeinen andeuten können. Fischbacher vulgo „G'waltwoferl" genannt, ist der Mörder der beiden Kinder Elisabeth Berger und Anna Foidl, deren Ermordung wir seiner Zeit berichteten. Das erste Mädchen wurde von ihm am 31. Mai 1860 auf dem Hechenberge, das letztere am 26. März d. J. am Röhrer Bichl in der Nähe des Bauernhofes Lindabrand unter schaudererregenden Umständen, die nicht näher zu bezeichnen sind, ermordet. Es genügt zu erwähnen, daß er selbst die Leichname der Kinder noch schändete. Außer diesen beiden Morden wurde er noch dreier anderer Verbrechen, auf Schändung unmündiger Mädchen lautend, schuldig erkannt. Alle diese Verbrechen gestand der Angeklagte mit kaltblütiger Ruhe ein. Auf Grund seiner Geständnisse, welche mit dem erhobenen Thatbestande vollkommen übereinstimmten, wurde er auch verurtheilt und zwar zum Tode mit dem Strange. Seine Gleichgültigkeit und Kälte verlor er auch im Momente der Urtheilsverkündung nicht. Ruhig wie er seine Verbrechen gestand, hörte er auch den Spruch der Richter an. Man kann glauben, daß ihm Ernst war, als er in seinem Untersuchungsarreste den Wunsch ausdrückte vor seinem letzten Gange noch gut mit Speise bedient und an einem schönen Tage gehenkt zu werden. Die Zumuthungen als habe er, wie man anfangs aus gewissen Umstande zu entnehmen versucht war, in einem abergläubischen Wahne den Mord begangen, wies er entschieden und mit dem zurück, daß er „nichts glaube." Als man ihn am Portiunkulatage fragte ob er vielleicht beichten wolle, äußerte er, es wäre früh genug bevor er ausgeführt würde. Ueber die Zurechnungsfähigkeit schienen keine Zweifel obzuwalten. Seine Geständnisse, die er auch in ruhiger, zusammenhängender Weise ablegte, zeigen, daß er mit Bewußtsein und Ueberlegung handelte. Zu erwähnen ist noch, daß er nach seinem Geständnisse in früherer Zeit noch „wenigstens" an dreißig andere kleine Mädchen an einsamen Orten überfallen hat. (Innsbr. Volks- u. Sch.-Ztg.)

Wien, 30. Aug. Das Unterhaus hat die Generaldebatte in der Adreßfrage beendet. Hr. v. Schmerling weist die gegen das Ministerium erhobenen Beschuldigungen zurück, als sei die Form der Mittheilung unconstitutionell und bezwecke ein Vertrauensvotum. Er rechtfertigt die Auflösung des ungarischen Landtages vom Standpunkte des Rechtes und der Staatsklugheit, indem er nachweist, daß das Februarpatent für Ungarn keine Aenderung der Oktoberconcessionen schuf. Er werde am Gegebenen festhalten, und hofft durch Ausharren Ungarns Hang

zur Negation zu beseitigen, wenn es sich von der Nützlichkeit der Institution überzeugt. (Großer Beifall.) (Telegr. d. N. M. Ztg.)

Wien, 30. August. Die Ansprache des Präsidenten des Herrenhauses, bei Ueberreichung der Adresse lautete: „Die Mitglieder des Herrenhauses nahen mit Ehrfurcht, um den herben Empfindungen, welche die Ausübung schwerer Regentenpflichten in sich trägt, die Darlegung unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit entgegenzusetzen. Nachdem es unabweisliche Pflicht geworden, den übel berathenen Widerstand des ungarischen Landtags zu brechen, welcher gegen die Macht der Kronrechte und die verliehenen Staatsgrundgesetze gerichtet war, fühlt das Herrenhaus das Verlangen desto lebhafter patriotischen Gefühlen und Erwartungen Worte zu leihen, als ihm der schöne Beruf zu Theil geworden, der treue Wächter unantastbarer Güter zu sein, welche die Beschlüsse des Kaisers über jede Anfechtung erheben sollen. Deßhalb wurde uns die ehrenvolle Mission diese Adresse zu unterbreiten." Der Kaiser antwortete: „Die Gesinnungen des Edelmuthes, der Thatkraft, der Verfassungstreue, welche in der Adresse des Herrenhauses ausgedrückt sind, dienen Mir zur wahren Befriedigung. Ich lege Werth darauf, daß das Herrenhaus die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit Meines mit Festigkeit durchzuführenden Werkes ausgesprochen hat. Es ist ein Ehrenhaus. In treuer Anhänglichkeit stellen die Miterben einer ruhmreichen Vergangenheit sich Mir heut als Mitgründer der Zukunft dar, deren Schooß Oesterreichs Macht und Wohlfahrt durch freie Kräftebewegung unter dem Schutze der Verfassung sich glücklich entfalten soll. Auch Ich vertraue gleich dem Herrenhaus auf das Band eines in guten und bösen Tagen erprobten Brudersinnes, auf die Erkenntniß, daß der Wetteifer in gemeinsamem Streben, Entwicklung der gleichberechtigten Völker Oesterreichs, besser fördert als deren Vereinzelung." (Tel. der Allg. Ztg.)

Wien, 27. Aug. Aus Corfu lautet nachstehende vom 20. ds. datirte Mittheilung: Die Kaiserin benützt die Gleichmäßigkeit des Wetters, um Seebäder zu gebrauchen; es geht der hohen Frau sichtlich besser und man darf auf vollständige Genesung hoffen.

Italien. Turin, 30. August. Ricasoli erließ am 24. Aug. eine Circularnote an die diplomatischen Agenten, in welcher er sehr scharf das Räuberunwesen in den neapolitanischen Provinzen schildert, Rom als den Herd allen Aufruhrs und die Citadelle der europäischen Reaktion darstellt und die weltliche Macht der Kirche für unvereinbar mit der Civilisation und Humanität erklärt.

Neapel, 26. Aug. Zu Foggia vermehren sich die Insurgenten durch Zuzüge aus Benevent und Basilicata. Die Truppen hatten mit den Insurgenten einen Zusammenstoß. Melno wurde von 110, San Marco von 200 Insurgenten besetzt. —

Mailand, 28. August. Die Perseveranza schreibt: Die Reaktion bedroht die Provinz Perugia und Ascoli. Vorkehrungen wurden dagegen getroffen.

Großbritannien. London, 23. Aug. Mit Bestimmtheit kann ich versichern, daß in ganz England ein Oesterreich günstiger Gesinnungsumschwung stattgefunden hat. Der Besuch Se. kaiserl. Hoh. des Hrn. Erzherzogs Ferdinand Max in Southampton war buchstäblich in Allem und Jedem von glänzendstem Erfolge begleitet. Der Besuch an sich, die Art und Weise, in der er statt hatte, und die Umstände, die ihn begleiteten, sind eben so viele glänzende Beweise für diese Behauptung. Behalten Sie wohl im Auge, was auch das radicalste aller englischen Blätter Daily News nicht außer Acht gelassen, daß nämlich der Besuch in demselben Southampton stattgefunden hat, in welchem Kossuth vor zehn Jahren enthusiastisch empfangen wurde. Die Herren Magyaromanen würden gut thun, zu beherzigen, daß das jetzige und das damalige England sich wesentlich dadurch von einander unterscheiden, daß man damals von der ungarisch-österreichischen Frage so viel wie gar Nichts verstand, und jetzt klarer in derselben — auch im Hinblicke auf specifisch englisches Interesse — zu sehen beginnt. Sogar die Times hat ihre Ansichten angesichts solcher Kundgebungen einer der radicalsten und so großen Handel betreibenden Städte Englands modificirt. In demselben Augenblick, in welchem der Erzherzog erklärte, daß zwischen dem constitutionellen Oesterreich und England große Aehnlichkeit obwalte, in welchem ein Toast auf den Kaiser Franz Joseph mit warmer Innigkeit ausgebracht wurde, und in welchem der österreichische Gesandte unter lauten Beifallsbezeigungen an die in früherer Zeit gemeinsam geführten Kämpfe erinnerte, sprach auch Lord Brougham das Lob Oesterreichs in Dublin aus. (W. Don.-Ztg.)

Den historischen Verein für Niederbayern betr.

Dem Vereine wurden wieder eine bedeutende Anzahl und zum Theil sehr interessante Gegenstände zum Geschenke gemacht, welche hier öffentlich verdankt werden.

1) Frhr. von Leoprechting zu Neuötting, ordentliches und Ehren-Mitglied des Vereines, welchem derselbe schon eine große Anzahl Geschenke zu verdanken hat, übersandte wieder:

a. Monumenta San-Ulricana, Codex Traditionis.
b. Duces Bavariae.
c. Velseri Rerum Boicarum, libri quinque.
d. Mayer, Dr., Anton, Abhandlung über altdeutsche Grabhügel im Fürstenthum Eichstätt.
e. Mayer, Fr. Xav., Tiburnia, oder Regensburg und die ältesten Bischöfe in Bayern aus römischer und agilolfingischer Zeit.
f. Popp's Abhandlung über einige alte Grabhügel bei Amberg.
g. Bidels Beschreibung verschiedener Alterthümer, welche in Grabhügeln alter Deutschen bei Eichstätt gefunden wurden.
h. Meidingers historische Beschreibung verschiedener Städte und Märkte der churfürstl. pfalzbayer. Rentämter München, Burghausen, Landshut und Straubing.

2) Das Vereins-Mitglied Herr Kaufmann Anton Gerstl schenkte: Urbans Gebrauch oder summarischer Bericht von Erbrecht, Lehen, Leibgeding ꝛc. nebst Einleitung zum churbayerischen Gant-Prozeß ao. 1750.

3) Herr Vereins-Sekretär Kalcher eine höchst interessante Autographen-Sammlung von 234 Nummern.

4) Ein Ungenannter 136 sehr hübsche Siegelabdrücke.

5) Ebenfalls ein Ungenannter mehrere interessante römische Kaiser-Münzen, welche bei Neustadt a/D. gefunden wurden.

Mehrere andere Geschenke sind angemeldet.

Herr Lehrer Müller von Berg trat dem Vereine als ordentliches Mitglied bei.

Landshut, den 29. August 1861.

Die Vorstandschaft.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 31. August 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4097	1402	22	7	21	8	20	9	—	—	—	7
Korn . .	1756	116	14	31	13	10	12	1	—	7	—	—
Gerste . .	749	196	13	23	12	25	11	37	—	36	—	—
Haber . .	1841	490	7	36	6	58	6	30	—	—	—	37

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 36. Den 9. September. Corbinian.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Der Bauer bedurfte keiner weiteren Ueberredung oder Aufforderung — mit wildem Sprunge war er aus dem Bett, warf sich unordentlich und hastig in die Kleider und eilte mit der Hast eines beutegierigen Raubthieres, das Fraß wittert. „Sei vorsichtig," mahnte die Bäuerin, „geh' beiseit', daß Dir Niemand begegnet, und wenn Dir doch wer in den Weg kommt, so sag' Du gehst in unsern Schlag hinaus und willst einen Wassergraben aufwerfen."

Er hörte kaum die Mahnung, die übrigens auch unnöthig war, denn instinktmäßig wählte er einen Umweg durch's Moor, wo ihm nicht leicht Jemand entgegen kam, und von wo er nur einen Büchsenschuß weit in den Wald hatte. Er sprang mehr als er ging, indem er manchmal wilde unverständliche Worte vor sich hinbrummte, manchmal die über die Schulter liegende Grabschaufel wie eine Keule über'm Kopf schwang. Bald war er im Wald und hatte gleich einem Spürhunde schnell die Blutstelle aufgefunden. Mit wildem Hohngelächter sprang er auf die Leiche zu, als er sie erblickte, und riß sie aus dem Gesträuche heraus; dann setzte er sich gegenüber auf einen Baumstumpf; stützte sich in die beiden Hände und sah eine Zeit lang mit wilder Freude in die starren Augen und die verzerrten Züge des Todten.

Dann sprang er auf und zerrte den Leichnam in die von Paul schon bereitete Grube und schaufelte und grub wie wüthend mit aller Kraft, daß sie in wenigen Minuten eingefüllt und der arme Hans ein paar Klafter tief verscharrt war. Boshaft stampfte er dann noch auf der lockeren Erde herum und holte kriechend aus dem Gebüsche allerlei Moos, abgefallenes Laub und Gestrüpp herbei, um der Stelle das Ansehen des gewöhnlichen Waldbodens wieder zu geben. Mit dem Ausdrucke wohlgefälliger Verschlagenheit überblickte er sein Werk und eilte nach Hause.

Als die schöne Huberin ihn kommen sah, athmete sie hoch auf, denn jetzt wußte sie sich sicher. Sie lachte laut auf in übermüthigem Trotze und veränderte keine Miene, als einer der Knechte mit der Botschaft herankam, daß der Oberknecht Hans nirgends im ganzen Hause zu finden sei und der jüngste Knecht Paul wie betrunken im Heu liege. „Das muß wahr sein," rief sie in verstelltem Zorn, „gut versehen bin ich mit meinen Leuten! Der Eine kommt die ganze Nacht nicht heim, und der Andere ist am hellen Tag noch nicht nüchtern — aber ich will nicht die Huberbäuerin sein, wenn ich nicht Ordnung bring' in die Bursche!"

Während das auf dem Huberhofe geschah, saß die traurige Rosel schon lange auf einem Straßenrain an der Brücke, wo die Sempt aus dem Moose hervorkommt. Längst hatte es auf den Kirchthürmen des nahen Städtchens sieben Uhr geschlagen; Viertelstunde um Viertelstunde schlich dahin, ohne daß Hans erschien, um mit ihr den verabredeten Gang zum Gerichte zu machen. Rosel wollte sich fast die rothgeweinten Augen ausschauen nach ihm, aber er war nirgends zu erblicken. Jetzt schlug es auf der Hauptkirche schon acht Uhr; der tiefe, ernste Glockenton schwebte so recht feierlich durch die stille Gegend hin und drang mahnend an des Mädchens Ohr und Herz.

„In Gottes Namen," sagte sie endlich aufstehend, „er kommt nicht! Ich kann's nicht glauben, daß er sein heiliges Versprechen nicht halten sollt', also kann er wohl nicht kommen und sie haben ihm gar ein Leid's angethan! . . . Wie's aber auch ist, ich muß hinein, muß Alles sagen was ich weiß — mag es ihm und mir dann gehen, wie's will!"

Plötzlich blieb sie horchend stehen und glühende Röthe stieg ihr in's Gesicht. „Das wird er sein," sagte sie, „ich höre geh'n . . . Er war es aber nicht; ein wildfremder Mensch schritt achtlos an ihr vorüber. „O mein lieb's, gut's Mutterl," seufzte sie in das Taschentuch hinein, „steh' Du mir bei auf dem schweren Gang" — dann schritt sie ruhiger dahin, dem Gerichtsgebäude zu.

8.

Der Abend des zweiten Tages war gewitterhaft zu Ende gegangen und hatte einer undurchdringlich finsteren Nacht Platz gemacht. Die ganze Gegend lag todesstill, Ruhe war in und über allen Häusern und Hütten, denn nichts von dem Vorgefallenen hatte verlautet. Nur in der Richtung gegen eine am Waldsaume befindliche, halb übergraste Sandgrube, an deren Rand ein verwittertes Wetterkreuz emporragte, war es in geheimnißvoller Weise lebendig. Dunkle, bewaffnete Männer schlüpften in den Wald hinein und zwischen den Bäumen blitzte es hier und da wie ein Gewehrlauf oder eine Bajonnetspitze. Allmälig jedoch ward es auch hier ruhig und bald war nichts hörbar, als das Rauschen der Bäume, die sich den Stößen des Gewitterwindes beugten.

Schon ging es nahe auf eilf Uhr, als hie und da eine verdächtige Gestalt über die Felder heranstrich und ihren Weg zu dem finster ausblickenden Wetterkreuz richtete. Stillschweigend sammelten sie sich dort und schon war eine ansehnliche Schaar beisammen, als vom Kirchthume aus der Tiefe herauf die eilfte Stunde schlug. Da kam Leben in die unheimliche Gesellschaft und bald bewegte sie sich wie ein dunkler Knäuel gegen den Hügelabhang vorwärts.

Da blitzten plötzlich ringsum verborgen gehaltene Fackeln und Lichter empor und von allen Seiten scholl den Räubern ein donnerndes Halt entgegen. „Teufel, wir sind verrathen!" schrie der Anführer mit der schwarzen Maske und dem bekannten rothen Bart. „Schlagt Euch durch, Buben! Haut die Schergenknechte zusammen!" Instinktmäßig folgten die Männer und drangen auf ihre Gegner mit den Beilen, womit sie bewaffnet waren, ein, auch einzelne ziellose Flintenschüsse krachten, aber die militärisch geleiteten Angreifer hatten sich so schnell im Kreise geordnet und zusammengezogen, daß ihnen von allen Seiten eine undurchdringliche Reihe von Bajonnetten entgegenstarrte. Heulend warfen einige der Männer die Waffen weg, fielen in die Kniee und schrieen in verzweifelter Entmuthigung um Gnade, andere drangen auf die Soldaten ein und suchten einen blutigen Ausweg zu erzwingen, aber die Uebermacht war zu groß, schwer verwundet mußten sie bald von dem vergeblichen Versuche ablassen. Zu den letztern gehörte der Anführer der

Bande, der sich mit solcher Wuth auf die Feinde stürzte, als könne er es nicht ertragen, ihnen lebendig in die Hände zu fallen, und suche den Tod. Diese aber, ihres Fanges sicher, schonten ihn sichtbar und trachteten, ihn lebend und unversehrt der Gerechtigkeit zu überliefern. Endlich gelang es ihnen auch, ihn unter wuthschäumenden Flüchen und Lästerungen nieder zu ringen und zu binden.

Der Ueberfall war vollständig gelungen, acht Räuber mit dem rothen Hannickel lagen geknebelt am Boden, von den Gerichtsdienern mit gezogenen Säbeln bewacht, während die Soldaten die Gewehre zusammenlehnten und die Ankunft der Wagen zum Transport der Gefangenen abwarteten.

Der Assessor, welcher mit dem Hauptmanne das Ganze geleitet hatte, begann indeß seine richterliche Thätigkeit, indem er in einer nahe gelegenen Streuhütte den Vorfall zu Protokoll nahm und die Persönlichkeit der einzelnen Räuber feststellen ließ. Die meisten waren Bauernbursche aus den anliegenden Gerichtsbezirken, vielfach nicht zum Besten bekannt, einzelne auch von tadellosem Ruf. Zuletzt ward auch von dem Anführer der rothe Bart und die Maske abgenommen und wenn noch ein Zweifel möglich gewesen, ob darunter wirklich die schöne Huberin verborgen sein könne, so war er jetzt gelöst.

Todesbleich stand sie da, aber aufrecht und keck wie immer, und ihre funkelnden Augen machten mit dem Ausdrucke des wildesten Hasses die Runde unter den Umstehenden. Auch Rosel war darunter, denn da das Gericht nothwendig ihre Anzeige prüfen mußte, hatte man sich ihrer Person versichert und sie zu dem nächtlichen Streifzug mitgenommen.

„Also Dir hab ich's zu verdanken!" knirschte die Huberin, als sie das Mädchen erblickte, „jetzt begreif ich Alles — aber es geschieht mir ganz recht, warum hab' ich mich auf den Weiberlapp von einem Burschen verlassen!"

„Das brave Mädchen," sagte der Beamte mit gebieterischer Würde, „hat seine traurige Schuldigkeit gewissenhaft gethan und ihr seht, daß ich doch Recht hatte, als ich vor ein paar Tagen Euch zurief, es sei nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen."

Trotzig schwieg das Weib und ließ sich abführen, als die Wagen angekommen waren, sie mit ihren Genossen in's Gefängniß zu bringen.

Als der Zug das nächste Dorf erreicht hatte, strömte ihm, obwohl noch kaum der Morgen graute, Alt und Jung daraus entgegen; als die Wagen geholt worden waren, hatte sich das Gerücht verbreitet, der rothe Hannickel und seine ganze Bande sei gefangen, die schöne Huberin sei der Räuberhauptmann gewesen und so gerieth wie bei einem plötzlich entstandenen Brande das Dorf und bald die ganze Umgegend in Allarm. Wüthend drängte sich das Landvolk in dichten Schaaren um die Wagen, Drohungen und Verwünschungen erschallten von allen Seiten und hätte nicht die Eskorte von Soldaten sie umgeben, so wäre sicher wenigstens die schöne Huberin das Opfer der allgemeinen Erbitterung geworden. Sie aber blickte kalt und lachend auf die tobende Menge hin und der in jeder Ortschaft sich steigernde und wiederholende Empfang schien ihrem wilden Stolze zu schmeicheln.

Allmälig und bei anbrechendem Morgen kam man dem Huberhofe näher und es mochten wohl Empfindungen eigener Art sein, welche die Gefangene ergriffen, als das schöne Besitzthum so stattlich und friedlich herniedersah; sie schien einen Augenblick erschüttert, aber auch nur einen Augenblick, dann wandte sie sich ab — ihr scharfes Auge hatte schnell auch dort die bunten Farben von Uniformen und das Blitzen von Gewehren bemerkt.

Während der Streifzug zur Aufhebung der Bande abgegangen war, hatte gleichzeitig eine Abtheilung den Huberhof umstellt und verlangte Einlaß. Das ganze Haus wurde durchsucht, aber nichts Auffallendes gefunden, als die verborgen in den Heuboden eingebaute Kammer, welche durch den Wandkasten in die obere Stube führte. Wahrscheinlich wurde sie in der Regel als Versteck der Waffen, Masken und der Beute benutzt, doch wurde nicht das Kleinste vorgefunden, was den Verdacht bestätigen konnte, das Nest war vollständig ausgeräumt. Dagegen ergab die Durchsuchung etwas, was man nicht vermuthet hatte, denn die sinnlose Gewissensangst Pauls und der Schrecken des Bauers, als sie die Gerichtspersonen erblickten, führten zur Entdeckung des an Hans verübten Mordes. Der hier thätige Beamte säumte nicht, ihre Bekenntnisse festzuhalten und in ihrer Begleitung die Ausgrabung der Leiche vorzunehmen. — (Schluß folgt.)

Kloster Metten und seine Umgebungen. Von Georg Aichinger. Mit 2 Stahlstichen und 13 Holzschnitten. Landshut, Thomann, 1859*).

Eines der trefflichsten Lokalgemälde und um so beachtenswerther, als es eine weniger von Touristen besuchte Landschaft betrifft, nämlich Niederbayern oder den untern bayrischen Donaukreis zwischen Regensburg und Passau. Hier knüpft sich an uralte Klöster immer noch die alte Frömmigkeit, der alte Biedersinn des Volks, und der Verfasser verfehlt nicht, die so vielfach angefochtenen Klöster vom volksthümlichen, volkswirthschaftlichen, sittlichen und patriotischen Gesichtspunkt aus zu vertheidigen. Das Benedictinerkloster Metten wurde von Karl dem Großen gestiftet: „Da stiftete ein Fürst ein Kloster, da sollte für ewige Zeiten in frommem Psalmengesange das Lob des Herrn erschallen, da sollte gelehrt werden durch Wort und That, das sollte eine Zufluchtsstätte sein für die Armuth, eine Schule für die Jugend, ein ewiger Strom der Gnade und Lehre für Alle, die ringsum wohnen, ein Segen für das Land. Das war ein herrlicher Akt fortdauernder Nächstenliebe, eine Bewährung tiefen Verständnisses der Zeit und ihrer Heilmittel, ein Gedanke heilig und großartig und eines erhabenen Fürsten würdig, — ein Gedanke aber, für den eine spätere Zeit alles Verständniß verloren hat." Ueber ein Jahrtausend wirkten die Benedictiner segensreich in Niederbayern, und das Volk bewahrte unter dem Kloster seine alte biedere Sitte, seinen Wohlstand, seine Tapferkeit, bis das aufgeklärte Zeitalter beliebte, das tüchtige, herrliche Volk, die Altbayern, durch heidnische Lehrer entkirchlichen, durch Juden auspfänden zu lassen. „Ohne Rücksicht auf das Gute der Klöster, ohne Rücksicht auf ihren gegen Arme und Nothleidende erprobten Wohlthätigkeitssinn, ohne Rücksicht endlich auf ihren moralischen Werth beim Volke verfuhren die Commissionen bei der Aufhebung nicht allein unzart, sondern oft grausam und verbrecherisch gegen den damit verbundenen Staatszweck. Schonungslos und ächt jakobinisch wurde manches Kloster zur Nachtszeit überfallen, die Mönche aus ihrem Schlummer geschreckt und aus ihren Zellen gejagt, mit dem Heiligen frecher Spott getrieben, hohnlachend oft die heil. Gefäße mißbraucht, kurz mit einer oft barbarischen Wuth die Säkularisation getrieben. Der Unbefangene wird sich nie enthalten können, einen Seufzer auszustoßen, wenn er vor den häufigen Klosterruinen vorübergeht, die man aus purer Neuerungssucht schuf, durch die man aber die Moralität des Volkes fühlbar untergraben und den Finanzen des Staates dennoch nicht wesentlich genützt hat. Eine Verordnung vom 22. Oktober 1803 zog alle Klosterrealitäten und damit verbundene Rechte zum Staatsärar, die Bibliotheken wurden mit der Centralbibliothek in der Hauptstadt vereinigt, die Klostergebäude um wahrhaft sündwohlfeile Preise verkauft, werthvolle Schätze gestohlen oder verschleppt, kurz die Regierung hatte einen ihr selbst sehr schädlichen Gewaltstreich verübt, tausendjährige Institute umgeworfen und dabei so bedeutend verloren, daß bis auf den heutigen Tag der Verlust nicht verschmerzt werden kann."

*) Aus Wolfg. Menzel's Literaturblatt Nr. 68 vom 24. August.

Damals besang ein Mönch von Metten die traurige Zerstörung:

Der Mönche Fleiß umschuf die öden Auen
Bojariens in dieses Paradies;
Es mußt' ihr Schweiß die Furchen oft bethauen,
Eh' sich das rauhe Land bezwingen ließ.

Der Mönche Fleiß erhielt die Bücherrollen,
Die jetzt der späte, stolze Weise nützt:
O möchte er doch auch den Mönchen zollen
Den Dank für das, was er durch sie besitzt!

In Klöstern fand man Muster jeder Tugend,
Daran die Menschheit Trost und Stütze fand,
Sie bildeten zur Wissenschaft die Jugend,
Zum Staats- und Kirchendienst dem Vaterland,

So viel Verdienst, kein Frevler sollt' es höhnen, —
Es ward mißachtet und verkannt, denn ach!
Vergebens blicken nun den Klostersöhnen
Die Münsterthürme in die Ferne nach.

Inzwischen ist Metten wieder hergestellt, und jetzt befindet sich dort eine zahlreich besuchte Studienanstalt.

Das zweite Gemälde zeigt uns Deggendorf, einen berühmten Wallfahrtsort an der Donau, wohin zur h. Zeit je an 60,000 Wallfahrer kommen. Der Verfasser sagt mit Recht: „Es ist gewiß, dieselbe Andacht, welche dieses Volk zur Wallfahrt treibt, ist auch die Quelle seiner Tugenden: ihr entspringt der Patriotismus, die Anhänglichkeit und Treue gegen den König, der Gemeinsinn für das gesammte Vaterland, die Wohlthätigkeit und die Ordnungsliebe; auf ihr beruht der biedere Charakter, welchen unser Volk in den schwierigsten Verhältnissen und in Versuchungen bewahrte, wo man selbst diejenigen, welche für Säulen gehalten wurden, wanken sah. Nur Unverstand und Rohheit kann darum über diese Wallfahrten schmähen, ohne jedoch etwas damit auszurichten: denn diese Andachten haben eine wunderbare Vegetationskraft, wenn man hundertmal die Pflanze abschneidet, immer treiben wieder neue Keime hervor, und wenn man längst von den Aufklärern nicht mehr weiß, die gegenwärtig auf dem Stuhle der Ungebühr sitzen, wird hier des Dichters schöne Schilderung noch Wahrheit haben, da er singt:

„Wenn dann die Wallfahrtstage kommen,
Da hören diese Berge beten,
Dann alle ihre Echo reden
Von Gott und geben guten Klang
Von Dank und Preis und Lobgesang;
Dann hoch des Stromes Wogen rauschen,
Dann alle seine Ufer lauschen;
Dann athmet rings die weite Luft
Der frommen Vorzeit Weihrauchduft,
Die Fahnen wehn, die Kreuze spiegeln,
Und mit des Glaubens heil'gen Siegeln
Dem alten Strom, so traumvertieft,
Wird eine beff're Zeit verbrieft."

Gebran von der Halde.

Die Wallfahrten sind uralt in Deutschland, und es gab solche sogar schon zur Heidenzeit. Sie bieten dem Landmann die einzige Gelegenheit, aus der Alltäglichkeit hinauszukommen und den Reiz der Wanderung durch einen frommen Zweck zu erhöhen und zu heiligen, sich an Leib und Seele zu erfrischen. Wer sie verdammt, beweist nur, daß er das Volk weder kennt, noch ihm wohlwill.

Unter seinen Klöstern ist das altbayrische Volk nicht nur fromm, sondern auch gesund, kernhaft, tüchtig durch und durch, ehrlich, deutsch, warm von Herzen und dem Vaterlande treu geblieben. „Es hat einen eigenen Reiz, diese einfachen, meist hölzernen Häuser im Innern zu besichtigen, wo die Mode mit ihren Grillen, der Prunk ohne innerlichen Gehalt noch keine Herrschaft übt. Die feurigen Lobreden alterthümlichen Hausrathes und angeerbter Nüchternheit, die wir bei Horaz und Juvenal nie ohne innere Bewegung lesen, finden wir hier treu befolgt, und was an gewandter Lebensart fehlt, ersetzt ein reicher Fond von Gemüthlichkeit, Wahrheit und religiöser Gesinnung. Die bäuerliche Sitte ist treuherzig, anspruchslos und weit geschmeidiger, als man es in solcher Bergeinsamkeit erwarten sollte; Sparsamkeit, Maßhaltung und vergnügte Zufriedenheit bei knappem Haushalt ist allgemein, nachbarliches Wohlwollen in wechselseitiger Aushilfe eine gewöhnliche Erscheinung. Nirgends gibt es weniger wilde Ehen und uneheliche Kinder, als hier, nirgends werden sie vom Volke mit schwererer Makel belegt, und dieß zeugt wieder von dem gesunden Gefühl dieser einfachen Thalleute. Die Ehre ist ein überaus starkes Mittel, um dem Laster zu steuern und die Tugend zu erhalten, und wo die Ehre ihren Werth verliert, müssen die Strafen nothwendig grausam werden.

Es gibt hier wenige große Dörfer, dagegen viele vollkommen abgerundete Einödhöfe, und dieser Umstand trägt viel dazu bei die alte Sitte in großer Abgeschlossenheit zu bewahren. Auch die Familienhaftigkeit wird dadurch trefflich gefördert; es gibt nirgends mehr glückliche, weniger unfriedliche Ehen. Welchen Einfluß dieß auf die Erziehung der Kinder übe, ist einleuchtend. Nichts ist erquickender, als wenn man unter diese Bauernkinder tritt, wenn sie vor dem Schulhause zwischen der vor- und nachmittägigen Lernzeit die Mittagsruhe im warmen Sonnenstrahle genießen, fröhlich und hochmunter gelaunt, obgleich nur Brod und Wasser ihre Tafel im Freien gedeckt hat. Die Schönheit und Kraft dieser Jugend voll Leben und Gesundheit, unbefleckt und zart wie aus den heimlichen Stellen eines Gewächshauses wirkt ungemein wohlthuend auf den durch lange Zeit solchen Anblickes Entwöhnten. Kein böser Lufthauch hat diese untadelige Blumenfülle noch versehrt, darum kommen sie so unbefangen her und umringen Einen voll Neugierde mit den offensten Augen von der Welt, und ihre Antworten sind so verständig und kindlich naiv, und man sieht, daß ihr Inneres im schönsten Einklang mit der gesunden Außenseite steht. Größeren Beweis für die Gesundheit und gute Sitte einer Bevölkerung gibt es nicht, als diese Blume schöner Kindheit mit dem unbenaschten Kelche.

Weil ich eben auf die Kinder zu reden komme, so kommen mir natürlich meine eigenen Kinderjahre und Kinderfreuden in den Sinn. Gerade die hervorragendste und lieblichste dieser Kinderfreuden hat Mißverstand seitdem abgeschafft, und ich kann mir deßhalb die Freude nicht versagen, sie hier in Kürze noch zu schildern. Das schönste Fest im ganzen kirchlichen Festkreise ist das Frohnleichnamsfest, der Kranzltag — wer zweifelt daran? Da war es auch bei uns Knaben schon den Abend zuvor ein wunderbar frohes Leben, ein Regen und Bewegen, auf der Wiese und in den Feldern und im Garten die schönsten Blumen zusammen zu suchen und Kränze zu binden, für den Kranzlbaum. Ihr müßt nämlich wissen, daß fast jeder Hofbauer einen der längsten jungen Fichtenbäume um Pfingsten aus seinem Holze herausholt und abrindet; am Vorabend des Kranzltages wird derselbe mit Kränzen und Blumengewinden geschmückt und im Hofraum aufgestellt. Am Festtage selbst war bei uns Buben denn nach dem Morgengebete das erste, daß die Mutter uns das Dodenhemd bringen mußte. Wenn nämlich ein Kind geboren ist, bringt die Dod (Pathin) für dasselbe unter den Dodengeschenken auch ein Hemd von der schönsten Leinwand, so groß, daß dasselbe dem kleinen Pathen nach zwanzig Jahren passen wird. Dieses Dodenhemd nun wurde von uns über die ganze übrige Festtagsgalla angezogen und mit einem breiten rothseidenen Bande um die Mitte zusammengegürtet; ein gleiches Band wurde um den linken Arm geschlungen, wobei langflatternde Maschen die Hauptsache waren. Ein Kranz von künstlichen Blumen auf dem Haupte vervollständigte die Ausrüstung des Prangenden. So eilten die Knaben zur Kirche, und so machten sie die Prozession mit, ein Abbild der großen Prozession des Lammes im Himmel, welche ja auch von den reinen Seelen „in weißen Kleidern" begleitet wird. War dieser Brauch nicht schön und voll tiefen, heiligen Sinnes?

So ist's bei den Achslachern. Ein tiefchristliches, streng

sittliches, genügsames, biederes und dabei fromm frohes Völklein, das sind sie. Man kann sie nicht treffender schildern, als **mit den Worten eines edlen deutschen Dichters:**

Da lebt der Herr noch in dem Volke
Und ist sein Licht und seine Wolke,
Da spricht man noch von Gottes Segen,
Da steht das Kreuz auf allen Wegen
Und ruht daran der Wandrer aus,
So heimisch, wie im eignen Haus;
Da fühlt er sich in Gottes Hut
Und schöpfet Trost und Kraft und Muth
Am späten Abend, früh am Morgen,
In allem Kummer, allen Sorgen.

So konnte das Volk ein Jahrtausend unter Gottes Hut bestehen. Wenn erst der Staatshämorhoidarius mit seinen Verordnungen, der Professor mit seiner Aufklärung und das Kammermitglied mit seinen nivellirenden Motionen es werden abgemeiert haben, wird man mit Entsetzen sehen, was übrig bleibt.

Der Verfasser schildert die einzelnen Klöster, Schlösser, Thäler und fügt überall geschichtliche Nachrichten bei. Auch auf Sagen, Sitten und Gebräuche nimmt er Rücksicht. Einer der schönsten alten Gebräuche ist folgender: „Hier sei nur ein Blatt aus dem Haine der Schäferpoesie, wie sie im bayrischen Walde blüht, eingeflochten. Am Morgen nach einem schönen Tage der Osterwoche macht sich der Hirte frühzeitig auf und streut vor die Gehöfte seines Bezirkes verschiedene Blumen, die er sich das Jahr zuvor im Walde gesammelt, und die von der seltensten Art der Waldblumen sind. Kommt er etwa zu spät, so daß er von einem bereits erwachten Bewohner des Hofes schon überrascht wird, so gilt das für ein schlechtes Zeichen seiner Wachsamkeit und er geht leer aus. Hat er aber die Blumen ungesehen vor die Thüre gestreut, so darf er im Herbste wieder kommen und hat Anrecht auf gute Erkenntlichkeit über seinen bedungenen Lohn hinaus. Am Martinitag, (11. Nov.) erscheint er dann wirklich mit einer Gerte in der Hand, welche aus den nämlichen Blumen gewunden ist, wie er sie um Ostern vor die Thüre gestreut, und sagt:

Jetzt kommt der Hirt
Mit seiner Girt,
Für dieses Jahr
Ists Hüten gar.
Viel Blümbl und Halm
Viel Küh und viel Kalm;
Viel Kronwendpirl,
Viel Ochsen und Stirl;
Viel Harwutzl,
Viel Kölberstutzl.

Is naß oder kalt,
Muaß der Hütn in Wald,
Furt treibt er oa Stuck,
Und zwoa bringt er z'ruck.
Hinein treibt ers dürr
Und foast gengers herfür.
Und für all sey Müh
Hat er schier
Zum täglichen Brod
Nir als die Noth.

Schon hör i d'Schlüßl
Und d'Bäuerin in d' Kammer springa,
Sie wird oan Loab Brod bringa,
Und werden zwoa daraus,
So hab i an nir aus.

Das Fest der Fahnenweihe
der freiwilligen Feuerwehr in Passau.

Die Landsh. Ztg. ist angegangen worden, einen Festbericht über erwähnte Feier, die am 25. August in Passau abgehalten wurde, aus einer Beilage zur Pass. Don.-Ztg. abzudrucken; allein da dieser Festbericht zwei lange Seiten der Don.-Ztg. umfaßt und derartige lange Referate nur für die Betheiligten von Interesse sein können, so müssen wir uns des Raumes wegen auf einen Auszug beschränken.

Eine Frau und vier Jungfrauen Passaus hatten sich vereinigt, um der Passauer Feuerwehr im Namen der Frauen und Jungfrauen Passau's eine Fahne und zwar eine schöne gestickte, zukommen zu lassen.

Es wurde eine zweckmäßige Fahne mit Stickereien von der berühmten Goldstickerin Frau Franzowitz in München hergestellt und Se. bischöfl. Gnaden von Passau durch den Verwaltungsrath der Passauer Feuerwehr um die Weihe der Fahne angegangen.

Am 24. August, am Vorabende der Fahnenweihe kamen zahlreiche Deputationen der Feuerwehrkorps von Augsburg, Traunstein, Nürnberg, Regensburg, Roding, Straubing, Landshut und Vilshofen in Passau an. Im Garten des Corpslokales zum goldenen Kreuz wurde eine musikalische Unterhaltung veranstaltet, der Garten beleuchtet und die Fahnendame mit einem Lichterringe beehrt.

Sonntag, 25. Aug. in der Früh wurden an einem Hause des Neumarktes ³/₄stündige Feuerwehrübungen vorgenommen. Um 10 Uhr wurde auf den Domplatz marschirt und dort ein geöffnetes Viereck gebildet. Nun erschienen die Vertreterinen der Frauen und Jungfrauen Passau's mit der Fahne und trug eine derselben ein Festgedicht vor. Darauf sprach der Vorstand der Feuerwehr eine herzliche Rede. In der Kathedrale nahm dann der hochw. Hr. Bischof Heinrich die Weihe der Fahne vor und celebrirte eine heil. Messe. Nach dem Gottesdienste wurde auf dem Domplatze das Fahnenlied gesungen und dann in festlichem Zuge zum k. Redoutensaale gezogen. Nachmittags war große Wasserfahrt nach Ilz und Abends Ball im kgl. Redoutensaale. Am Montag reisten die auswärtigen Feuerwehr-Corps aufs herzlichste beabschiedet wieder ab. Es war ein herrliches Fest! —

Großbritannien. Am 30. August Abend brach in London eine große Feuersbrunst in der Nähe der Docks aus. Im untern Theil der Zuckersiederei von HH. Harrison und Wilson erhoben sich plötzlich Rauchmassen, und da alle Arbeiter in dem 9 Stock hohen Gebäude noch beschäftigt und meistens oben waren, so entstand eine furchtbare Szene. Die Leute konnten nicht mehr über die Treppen herab und flüchteten nach und nach bis auf das Dach und von da mittels einer kurzen Leiter auf das 25 bis 30 Fuß niedrigere Dach eines anstoßenden Magazins. Bei dieser natürlicher Weise wilden Flucht stürzten 3 Arbeiter von der Leiter und wurden gefährlich verwundet; 2 andere werden vermißt. Eine Stunde darauf war trotz der Anstrengungen von ungefähr 13 Spritzen das Feuer Herr des Gebäudes geworden, und die verschiedenen Böden fielen nacheinander mit donnerartigem Getöse ein. Die Flammen loderten in dem ausgehöhlten Gebäude bis Mitternacht fort. Den Schaden schätzt man auf 30 000 Pfd. St.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht

vom 7. Septbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3393	1217	22	13	21	7	20	1	—	—	—	1
Korn . . .	1914	233	16	27	14	30	13	—	1	20	—	—
Gerste . .	2703	387	14	20	13	47	13	2	1	22	—	—
Haber . . .	2243	488	7	2	6	19	5	54	—	—	—	39

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 37. Den 16. September. Cornelius.

Die Huberbäuerin.

Eine oberbayerische Geschichte von Hermann Schmid.

(Schluß.)

Vom Walde mit den beiden Gefangenen zurückkehrend, begegnete der Zug der großen militärischen Eskorte mit der Huberin und den übrigen Räubern. Paul lag halb bewußtlos auf dem Wagen, der Bauer stierte stumm auf seine mit Ketten belasteten Hände — die Bäuerin richtete nicht einen Blick auf sie. Sie sah, daß Alles entdeckt war und dachte nur darauf, wie es möglich sein könnte, der Untersuchung und Strafe zu entgehen. Ohne ein Zeichen innerer Erregung, fest und kalt, sah sie auf die Volksmenge, die sich in dem Städtchen vor dem Gefängnisse Kopf an Kopf drängte — sie schien es gar nicht zu bemerken als ihr am Eingange desselben der große Gerichtsdiener mit grimmig aufgetrebtem Schnurrbart entgegentrat und ihr höhnisch zurief: „Ei, ei, steht der Frau Huberin die Nase nicht mehr zu hoch, daß sie in's Amthaus kommt zu den Schergen und Spitzbuben?"

Tags darauf wurde Hans auf dem nächsten Dorfkirchhofe begraben, unter ungeheurem Zulauf und zu Rosels größtem Trost, mit kirchlichen Ehren. Alle ihre Angaben bei Gericht hatten sich so vollkommen als wahr erwiesen, daß man ihr auch Glauben schenkte, daß Hans die Absicht gehabt habe, sich dem Gericht zu stellen und daß er als ein Bereuender hinüber gegangen war.

Rosel hatte vom ersten Augenblicke an gefürchtet, daß es Hans durch die Bäuerin unmöglich gemacht worden war, zu kommen; die Bestätigung hatte sie daher zwar tief erschüttert, aber nicht gebrochen. Es lag sogar etwas Beruhigendes in dem Gedanken, daß ihn der Tod mitten in guten Vorsätzen ereilt hatte und daß er aller irdischen Schande und Strafe entzogen sei. Sie hatte sich ausgeweint und folgte ihm thränenlos zum Grabe und kniete noch lange betend an demselben, als alle Begleiter den Kirchhof bereits verlassen hatten. Dann ging sie gefaßt hinweg nach dem Brandigute, packte ihre Sachen zusammen und nahm Abschied von den alten Leuten, denen sie lieb geworden war. Sie wollte nicht in der Gegend bleiben, wo alle Augen auf sie gerichtet waren und wo Alles ihr so bittere Erinnerungen hervorrief. Standhaft und mit einer Art Entrüstung hatte sie auch jede Belohnung ausgeschlagen, die ihr dafür geboten worden war, daß sie die Entdeckung und Gefangennehmung der Räuber veranlaßt und möglich gemacht hatte. Ohne ihren rasch ausgeführten Entschluß, den Bestellungszettel selbst an das Marterstöckl zu heften, wäre Beides, oder doch die Ueberführung viel schwieriger, wo nicht unmöglich gewesen.

„Haltet mich nicht auf und red't mir zu", sagte sie, indem sie sich anschickte, zu gehen, „es ist besser so. Ich geh' hinein in's Gebirg', wo mich Niemand kennt und wenn Ihr mir eine Freundschaft thun wollt, so gebt manchmal dem Grab von mein' guten Mutterl ein Weihwasser, bet't ein Vaterunser davor und auch vor dem andern Grab . . . Ihr wißt schön, welches ich mein!"

— Innerhalb der Mauern des Gefängnisses begann nun das damals noch in tiefes Geheimniß gehüllte Werk der Untersuchung; draußen war die Bewegung in einigen Monaten verhallt, man erfreute sich der wiedergekehrten Ruhe und Sicherheit und erzählte sich bald das Geschehene mit allerlei Ausschmückungen, wie der Aberglaube und der romantische Sinn des Volkes sie erzeugt und liebt. Es gab Viele, die es sich nicht nehmen ließen, daß die schöne Huberin Alles, was sie gethan, nicht mit natürlichen Dingen zuwege gebracht habe und daß sie nothwendig eine Hexe sein müsse.

Jahre vergingen, ehe nach dem damaligen Verfahren die Akten geschlossen waren und eh' der endgiltige Spruch erfolgte. Das Benehmen der Bäuerin hatte die Sache auch verzögert, denn trotz der Geständnisse Pauls, des Bauers und einiger Genossen läugnete sie die gegen sie erhobenen Anschuldigungen, und hatte mit vieler List ein Mährchen ersonnen, an dem sie hartnäckig festhielt. Darnach bestand ihre Schuld darin, daß sie Hans geliebt und aus Liebe zu ihm dessen räuberische Unternehmungen geduldet und nicht angezeigt habe. Er war der Räuberhauptmann und nur das letzte Mal, als er zur bestimmten Zeit nicht nach Hause gekommen, hatte sie der Versuchung nicht widerstehen können, aus Neugierde seine Vermummung anzuziehen und an den ihr benannten Sammelplatz zu gehen, wo sie ganz unschuldig mitgefangen wurde. Sie beklagte unter bitteren Thränen, daß er nicht mehr am Leben sei, denn er würde gewiß die Wahrheit sagen und sie nicht in dem Unglück stecken lassen. Seine Ermordung war ohne ihr Wissen von Paul aus eigenem Antriebe der Eifersucht geschehen.

So abenteuerlich die Erfindung klang, so fand sie doch Jemand, der ihr nach und nach Glauben schenkte, das war Herr Kriegelsteiner, der schnurrbärtige Gerichtsdiener. Durch die mehrere Jahre andauernde Haft kam er mit ihr täglich und so oft in Berührung, daß der schwache Mann dem Eindrucke ihrer Schönheit in die Länge nicht widerstand. Sie wußte auch gegen ihn die leidende Unschuld mit großer Schlauheit zu spielen und den Unmuth, womit er sie empfangen hatte, allmälig zu entkräften. Bald hatte sie ihn ganz in ihr Netz gezogen und befand sich insgeheim durchaus nicht als Gefangene, sondern genoß alle möglichen Erleichterungen und Annehmlichkeiten.

Das Eintreffen des Endurtheils änderte die Sache. Paul wurde zum Tode, die Huberin nebst den meisten ihrer Genossen auf Lebensdauer in die Ketten verurtheilt. Die Todesstrafe konnte nach den bestehenden Gesetzen nicht gegen sie erkannt werden, weil ihr Bekenntniß fehlte. Der Bauer kam mit geringer Freiheitsstrafe davon, man hatte seine volle Zurechnungsfähigkeit bezweifelt.

Der Tag der Vollstreckung kam heran. Paul, von der Folter seines Gewissens und der langen Haft zu einem Skelet herabgesiecht, erlitt reuig und ergeben die Strafe, die sein Leben wohl nur um wenige schmerzliche Wochen verkürzte.

Tags darauf sollte die schöne Huberin in's Zuchthaus abgeliefert, vorher aber eine Stunde auf dem Pranger öffentlich aufgestellt werden. Eine unabsehbare Volksmenge wogte und drängte auf dem Platze, wo der Schandpfahl errichtet war und der Assessor, dem manches graue Haar gewachsen über der Riesenarbeit, die zu bewältigen war, erschien im Gefängnisse, die Verbrecherin zum letzten Akte abzuholen und damit seine Thätigkeit zu beschließen.

Aber die Ankunft derselben verzögerte sich von Minute zu Minute . . . dagegen erscholl aus den obern Gängen des Gefängnißgebäudes, wo die Keuche der Huberin war, verworrenes Geschrei und Durcheinanderlaufen. Besorgt eilte der Beamte hinauf und stand mit den verblüfften Gerichtsdienern vor der — leeren Zelle. Die Huberin war verschwunden, auf die räthselhafteste Weise, denn weder Thür und Schloß, noch Fenster und Gitter waren verletzt und geradezu unbegreiflich, wie sie zu entkommen vermocht hatte. Wer allein Aufschluß geben konnte, schwieg weislich und wenn ihn auch mancher bedenkliche Blick traf, fehlte es doch an Anhaltspunkten, ihn geradezu zu beschuldigen.

Die Bäuerin ward nie mehr gesehen und nie eine Spur von ihr angetroffen. Nur an der hintern Ecke des Huberhofes fand man eine frisch aufgebrochene, früher Niemand bekannte Nische in der Mauer. Wahrscheinlich hatte sie dort ihre Beute verborgen gehabt und auf der Flucht geholt.

Als sich das lärmende und schreiende Volk verlief, war wenigstens um die Hälfte mehr zu dem Glauben bekehrt, daß die schöne Huberin eine Hexe gewesen.

* * *

Nach einigen Jahrzehnten hatte die stille Sehnsucht und Schwermuth ihres Gemüthes auch Rosel in die Gegend zurückgeführt, wo ihr alle Freuden und Leiden des Lebens begraben lagen. Die dankbare Gemeinde gab ihr ein Stübchen zur Wohnung, wo sie, ein vergessenes altes Mütterchen, von ihrer Ersparniß und leichter Handarbeit lebte.

Ihre Hauptbeschäftigung aber war das Gebet und jeden Tag kniete sie auf dem Dorfkirchhofe vor zwei Gräbern, die nicht einmal mehr mit Kreuzen bezeichnet waren. Ob der Sommer die unscheinbaren Hügel neu übergraft oder der Winter eine Schneedecke darüber geworfen hatte, ob die Sonne sich freundlich in dem blanken Kreuze des Kirchthums spiegelte, oder Sturm und Regen durch die Grabkreuze fuhr — sie fehlte nicht zur gewohnten Zeit und betete eine Stunde lang.

Auch der Erzähler, auf einer Fußwanderung vom Unwetter überfallen und genöthigt, unter dem vorspringenden Kirchenportale Schutz zu suchen, hat sie noch knieen gesehen. Als das Gewitter rasch vorübergegangen, suchte er ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen und der guten Alten, um deren Kummer und Gebet wohl schon lange Niemand mehr gefragt haben mochte, schien die Theilnahme wohl zu thun. Sie erzählte, was ihr begegnet war, einfach und schmucklos, wie es hier wieder gegeben ist. Als der Erzähler das Jahr darauf gerade zu der Stunde wieder vorüber fuhr, in der die Beterin sonst am Grabe zu knieen pflegte, war der Platz leer und sie war wohl auch in der Ecke hineingelegt worden neben die, welche sie geliebt und für die sie gebetet hatte im Leben.

Das Wirken des Wiener Vereines von der unbefleckten Empfängniß Mariens

zur Unterstützung der Katholiken im türkischen Reiche und im Orient.

I. Die katholische Mission zu Patna in Ostindien.

Obschon in Wien selbst in Folge langjähriger Bevormundung der Kirche durch den Staat, das kirchliche Leben noch sehr darniederliegt, so fand sich hier doch im Jahr 1858 eine kleine Zahl glaubenstreuer Männer, welche zur Unterstützung der bedrängten oder hilfsbedürftigen Katholiken im türkischen Reiche und im Orient überhaupt einen Verein bildeten. Derselbe erhielt sowohl die Genehmigung Sr. Maj. des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, als die Gutheißung der kirchlichen Behörden. Ebenso wurde unterm 25. Juni 1858 von Sr. Heiligkeit Pius IX. allen Mitgliedern des Vereines eine päpstliche Gnadenbewilligung zu Theil.

Als Zweck des Vereins bezeichnen dessen Statuten „die Unterstützung der vielfach bedrängten kath. Glaubensbrüder im Orient." Dem Vereine wird beigezählt, wer alljährlich einen Beitrag, sei es auf einmal, sei es in wiederkehrenden kleinen Raten spendet. Dieser Beitrag ist dem guten Willen eines Jeden anheimgestellt. Zum Behufe der Geschäftsführung dieses Vereines besteht in Wien ein Central-Comité, welches die Geschäfte unentgeltlich besorgt. Der Verein stellt sich unter den Schutz der unbefleckt empfangenen Gottesgebärerin Maria. Da zur Förderung jeden christlichen Zweckes auch das Gebet ein wesentliches Mittel ist, macht sich jedes Mitglied des Vereines verbindlich, täglich ein „Vater unser" und den „englischen Gruß" mit dem Beisatze zu beten: „Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für unsere Glaubensgenossen im Orient!"

Alle Katholiken, die für das Schicksal ihrer Glaubensbrüder nicht gleichgültig sind, werden wohl gerne über die Leistungen dieses Vereines einige nähere Mittheilungen, die wir den jährlichen Berichten desselben entheben, vernehmen. Wir beginnen zuerst mit den Missionen in Ostindien, indem wir auf dieselben besonders die Aufmerksamkeit richten und sie der milden Theilnahme der Katholiken aller Länder empfehlen möchten.

„Zu dem weiten Bereiche des Wirkens unsers Vereines", heißt es in jenen Berichten, „gehört auch das ferne Ostindien, zwar unter englischer Herrschaft stehend, aber eben deßhalb jeder Berücksichtigung in katholischer Hinsicht entbehrend. Auch dort fehlt es eben so wenig an Katholiken europäischen Ursprungs, als an Eingebornen, die durch jene in die Kirche eingeführt wurden. Gehören doch zwei Bischöfe dieses Landes, beide aus dem ehrwürdigen Orden der Capuziner hervorgegangen, dem deutschen Volksstamme an, der eine Anastasius Hartmann, ein Schweizer, der andere Athanasius Zuber, aus Wien gebürtig. Beide haben mit den größten Schwierigkeiten zur Erhaltung der ihnen anvertrauten Heerde im Glauben, und der geistlichen Genossenschaften, welche denselben bei den Kindern pflanzen und pflegen sollen, zu kämpfen, Schwierigkeiten, die nicht blos durch die gänzliche Theilnahmlosigkeit der weltlichen Gewalt, oder durch die Gefahr des Abfalles in Mitte von Hindus, Mohamedanern und unkatholischen Europäern, sondern eben so sehr durch die Dürftigkeit der Oberhirten und ihrer Mitarbeiter hervorgerufen werden. Seitdem brach in jenen Gegenden der innere Krieg aus, welcher die Drangsale der dortigen christlichen Gemeinden und ihrer Oberhirten noch vermehrte.

„Das Erziehungshaus katholischer Mädchen in Patna steht unter der Leitung englischer Fräulein aus Bayern. In kurzer Zeit sind als Opfer des Klima's und in Folge der Leiden während des indischen Krieges vier derselben gestorben; auch der Bischof Athanasius von Patna sah sich wegen Kränklichkeit genöthigt, seine Würde niederzulegen, welche der heilige Stuhl wieder seinem Vorgänger, dem Bischof Anastasius von Bombay, übertrug, der selbst zur Herstellung seiner Gesundheit einige Jahre in unausgesetzter Thätigkeit für die indischen Missionen in Rom zubrachte. Ihm gelang es auch, aus dem Mutterhause zu Nymphenburg wieder drei englische Fräulein sammt einer Laienschwester für Patna zu erhalten; denn hievon hing die Fortdauer des katholischen Erziehungshauses St. Joseph in Patna ab, indem die durch den indischen Krieg und schwere Prüfungen jeder Art herabgeschmolzene Communität der englischen Fräulein seiner Fortführung nicht mehr gewachsen gewesen wäre. Im März des Jahres 1860 reisten sie dahin ab und kamen im Anfang des Mai in Indien an."

Vernehmen wir aber darüber den eigenen Bericht des hochwürdigsten Bischofs Anastasius an seinen Landsmann in Wien, Hrn. Dr. Friedr. v. Hurter, den Präses des Vereins der unbefleckten Empfängniß. „Am 10. Mai", meldet derselbe, „sind wir, die gewohnten Reisebeschwerden abgerechnet, glücklich in Calcutta angekommen; aber erst am 29. konnten wir unsere

Reise fortsetzen, denn die Hitze war auf das Höchste, in Calcutta aufs Ungewöhnliche gestiegen. Doch blieben wir Alle, Gott sei Dank! gesund. Meine Rückkehr erregte allgemeine Freude. Die Mission ist im Aufblühen, aber Arbeiter mangeln. Einige Congregationen sind noch ohne Missionäre; auch in meiner Residenz, in welcher die Waisen männlichen Geschlechts untergebracht sind, bin ich der einzige Priester. Die Räumlichkeiten unserer Anstalten sind zu beschränkt, so daß ich den Bau meiner Wohnung erweitern, zugleich ein neues Gebäude für europäische Waisenmädchen aufführen muß, um das Bisherige für die von ihren Eltern verkauften heidnischen Kinder zu verwenden. Unter der Leitung der vortrefflichen Frau Xaveria waltet bei den englischen Fräulein der beste Geist. Alles verbürgt eine segensreiche Zukunft. Die Auslagen sind aber gegenwärtig überaus groß, und die Mission hat keine andern Hilfsquellen als die Gaben aus Europa. Möchte doch der Verein von der unbefleckten Empfängniß derselben beistehen."

Am Schluß des Jahres 1860 haben abermals vier englische Fräulein des Hauses zu Nymphenburg den muthvollen Entschluß gefaßt, der weiten und beschwerlichen Reise, den Anstrengungen, die ihrer am Ziele warten, den Sorgen und Entbehrungen, die sie zum Heil und zur Rettung fremder, durch die Lebensverhältnisse von ihnen geschiedenen Kinder zu tragen haben, sich zu unterziehen. Man muß tief in Gleichgültigkeit, in Geringschätzung oder in Haß gegen die katholische Kirche versunken sein, um einen solchen Muth, eine solche Hingebung, die sie freilich einzig edleren Seelen einzuflößen vermag, nicht zu bewundern.

Damit aber nicht nur alle Mitglieder des Vereines, sondern auch alle andern Katholiken, ja alle Christen erfahren, was die englischen Fräulein in Patna zu wirken, zu schaffen, zu leiden, zu entbehren haben, mit welcher innigen Freudigkeit sie dieses alles tragen, theilen wir den inhaltreichen Bericht, welchen die Frau Oberin, die hochwürdige Frau Maria Xaveria, am 6. Novbr. v. Js. hierüber dem Präsidenten des Vereines erstattet hat, seinem wesentlichen Inhalte nach mit. Derselbe lautet folgendermaßen:

„Die Unterzeichnete, Oberin des St. Josephs-Convents zu Patna in Ostindien, fühlt sich vor allem verpflichtet, im Namen des hiesigen Convents, für die große Wohlthat des von dem Vereine der unbefleckten Empfängniß Mariens neulich empfangenen Almosens von 1600 fl. zu danken und über Verwendung desselben Rechnung zu stellen. Im Allgemeinen bemerke ich, daß davon 1000 fl. als Beitrag zu den Reisekosten verwendet werden mußten, von den übrigen 600 fl. wurden 200 fl. zur Reparatur unseres eingefallenen Kirchendachstuhles und 400 fl. zur Ausbesserung des so sehr verarmten hiesigen Convents-Haushaltes bestimmt.

„Es ist eine gerechte Frage sämmtlicher Theilnehmer des Vereines der unbefleckten Empfängniß: in wie weit durch solche Verausgabung des erhaltenen Geldes der eigentliche Zweck der Mission, die Verbreitung des Glaubens und das Heil der Seelen befördert wurde? Eine kleine Darlegung des Wirkungskreises unseres Hauses dürfte die anschaulichste Antwort hierauf geben.

„Die Frauen dieses religiösen Institutes, durch Gelübde zur Erziehung der Jugend verbunden, wurden ursprünglich zu dreierlei Zwecken hieher berufen: für Erziehung der schwarzen Hindu-Waisen, — für Erziehung der hier verwaisten europäischen Kinder, — für Erziehung der Kinder vermöglicher Eltern in einem Pensionate.

„Ihrer ersten Bestimmung genügen die Mitglieder, indem sie den schwarzen indischen Waisen, welche der Missionär auf seinen Streifzügen sammelt und kauft, mit Mutterliebe entgegen kommen, diese gefundenen, oft nur allzu übel zugerichteten Schäflein von den Schultern des Hirten abnehmen und sie durch Unterricht in der christlichen Religion und eine Erziehung im Geiste derselben für den Himmel zu vollenden suchen. Mit Freude unterzieht sich das Institut seit Jahren diesem Werke christlicher Barmherzigkeit. In acht Jahren seit dem Beginne dieses Hauses sind über 100 Waisen mit der empfangenen Taufgnade in den Himmel eingegangen; jene nämlich, welche in einem so zerrütteten körperlichen Zustande übergeben wurden, daß ihr leibliches Leben nicht mehr gerettet werden konnte. Ein anderer Theil lebt und gedeiht körperlich wie geistig und diese gewähren viele Zufriedenheit.

„Alle Gönner und Wohlthäter unseres Institutes mögen sich freuen und es unter ihre Verdienste rechnen, wenn diese ehemals halbwilden und heidnischen Kinder jetzt, wie sie wirklich thun, gute christliche Sitten üben, täglich mit Andacht die heil. Messe hören, oft und mit innigem Ernste die heil. Sakramente empfangen, freudig und so geläufig, daß selbst der Bischof staunt, ihren Katechismus lernen, keine Pflichthandlung, wären sie auch ganz allein, ohne Gebet beginnen, gewissenhaft Treue und Wahrheit halten, ja daß Einige sogar zur klösterlichen Vollkommenheit ihre Begierden erheben! Man dankt Gott oft mit Thränen der Rührung, wenn man Solches sieht, besonders wenn man weiß, was diese Kinder noch vor Kurzem waren. Denn es ist Entsetzen erregend, in welchem Zustande sie uns oft übergeben werden.

„Da brachte man uns kürzlich eine Kleine, die im Felde gefunden und von herbei eilenden Schwarzen eben noch den Zähnen eines Wolfes entrissen worden war. Das arme, kaum drei Jahre alte Kind weiß nichts auszudrücken über seine Eltern, noch über seine Heimath; es blutet aus tausend Wunden; ein Theil des Gesichtes hängt in Stücken herab. Nur der sorgfältigsten Pflege gelang allmälig die Heilung; doch blieb das Kind gebrechlich; es lebte bloß einige Monate; die Vorsehung schien ihm Zeit schenken zu wollen, daß es den kleinen Jesus und die göttliche Mutter kennen lerne. Kaum konnte es im Bild ein Kreuzchen gläubig küßen, wurde es von der hier so bösartigen Dysenterie befallen; es starb nach empfangener Taufe gar sanft und andächtig mit zum Gebete gefalteten Händen.

„Ein anderes Mal führt man uns einen Wagen voll kleiner, schwarzer, völlig nackter Kindlein aus den Wäldern zu. Die Eltern sind im letzten Kriege mit ihnen dahin geflüchtet. Vor dem Schwerte der Engländer waren sie dort sicher, nicht aber vor der Gewalt der hier immer herrschenden Cholera; sie raffte die flüchtigen Eltern hin und machte die Kindlein im Walde zu Waisen. Seit lange lebten sie gleich den Thieren, aßen Gras und rohes Wild. Jetzt hat man sie aufgefunden und zu uns gebracht. Sie waren mit Schmutz und Geschwüren bedeckt und trugen den Samen zu schweren Krankheiten in sich. Krebs, Aussatz ist schon an einigen sichtbar; aber nur Muth! Lassen wir einige Monate die Heilquellen der heil. katholischen Religion über diese Kinder hinströmen, der Religion mit ihren Liebeswerken, auch diese Kinder werden umgestaltet werden, daß nichts Widerliches mehr an ihnen sein wird, als die schwarzbraune Haut.

„Wieder kömmt ein schwarzes, weinendes Mädchen die Heerstraße herauf. Der Vater ist längst gestorben, die Mutter durchzieht mit dem Kinde das Land; heute Nacht, wie immer, schliefen sie, nach indischem Brauche unter einem Baume im Freien; am andern Morgen erwacht die Mutter nicht mehr; man sieht eine Schlange von der Leiche wegeilen; sie war es wohl, welche die Mutter getödtet und das Kind in unsere Hände gegeben hat. Eine wahre Geschichte, das Schicksal unserer braven, geschickten, schwarzen Crescenz!

„Zuweilen kommt eine unglückliche und unnatürliche Mutter selbst, die das mit vielem Geschrei mittheilt, daß dem Vater der Kinder zu viele sind, daß sie dieses kleinste in den Fluß werfen soll, und daß sie es wird thun müssen, wenn man das Kind nicht im „Hause Gottes" annimmt. Solche und ähnliche Umstände, dazu Cholera und Theuerung bevölkern unser Haus,

geben aber den Kleinen oft solche Stöße in das bessere Leben, daß sie für diese Welt nicht mehr zu erhalten sind, sondern sogleich für die andere müssen bereitet werden. Von 40 Kindern, welche uns im Jahr 1858 übergeben wurden, starben in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft täglich zwei; nur 18 konnten am Leben erhalten werden, diese sind bis heute gesund und heiter. Mögen sie indeß leben oder sterben, eine reiche Ernte für den Glauben sind sie immerhin.

„Gleich neben diesem so fruchtbaren Wirkungskreis öffnet sich ein anderer, nicht minder reicher. Unter den vielen europäischen Familienvätern, welche theils durch militärische und staatsdienstliche Pflichten, theils durch die täuschende Aussicht auf Glücksgüter alljährlich hieher gezogen werden, geht durchschnittlich der größere Theil einem frühen Grabe entgegen. Gewöhnlich folgt die Mutter sehr bald dem Vater in das Grab. Der zerstörende Einfluß des hiesigen Klima's, die Schmerzen der Verlassenheit in so rathloser Ferne, die hilfloseste Armuth, dieses alles vereint sich, das schwache mütterliche Leben nur zu bald zu zerknicken. Da stehen dann Häuflein verlassener Waisen — und welch' armer Waisen!" — (Schluß folgt.)

△ München, 13. Sept. Die Kammer der Reichsräthe hat in ihrer 22. Sitzung einstimmig angenommen: a) den Gesetzentwurf über Anstellung von Assessoren bei den Landgerichten in der Pfalz, b) den Antrag bezüglich der Beschränkung des absolut hindernden Widerspruchsrechts der Gemeinden bei Ansässigmachungen 2c., c) den Antrag auf Einführung des Turnens und endlich d) folgenden Antrag: „Es sei der Wunsch an die Krone zu richten: die kgl. Staatsregierung wolle ermächtigt werden, den Bau einer Eisenbahn von Starnberg über Tutzing nach Pensberg und an den Peissenberg auf Kosten von Privaten dadurch zu ermöglichen, daß die Pachtung des Betriebes dieser Bahn und die Amortisation des Baukapitals zum Zwecke des Heimfalles der Bahn an den Staat der Verwaltung der Staats-Eisenbahnen gestattet werde." — Bezüglich des Widerspruchsrechts äußerte Referent von Harleß, daß die Uebelstände, welche dasselbe mit sich bringe, so ziemlich allgemein bekannt seien, er sei jedoch der Ansicht, daß mit vorliegender Frage die Gesetzgebung über Gewerbewesen eng verbunden ist und nur mit dieser gelöst werden könne. Den Antrag habe er deßhalb auch zur Annahme vorgeschlagen, weil derselbe der kgl. Staatsregierung die freie Erwägung überlasse. Graf Karl von Seinsheim weiß aus eigener Erfahrung, daß das Gesetz von 1825 mißbraucht worden sei. Man habe damals jedem Recurs an die Regierung wegen verweigerter Ansäßigmachung entsprochen; die Folge davon sei das Gesetz von 1834 gewesen. Dieses einer Revision zu unterwerfen, sei jetzt allerdings auch an der Zeit; allein gleichzeitig müsse aber auch die Armenpflege gesetzlich geregelt werden. — Herr Erzbischof Scherr: das Widerspruchsrecht, dieses höchst wichtige Recht, sei Personen eingeräumt, deren Gesichtskreis selten über ihre Gemeinde hinausgeht, die somit nicht ermessen, was bei dessen Anwendung für Folgen entstehen. Es sei schon gegen die bravsten, ordentlichsten Arbeiter zur Anwendung gekommen; er sei daher für den Antrag. — In Bezug auf das Turnen glaubt Referent von Harleß, daß die Regierung die Sache selbst in die Hand nehmen müsse. Graf Karl v. Seinsheim erachtet das Turnen für erforderlich zur Erhaltung der Generation und des Menschengeschlechts und betrachtet es als Gegenmittel des vielen Studirens. Es sei aber Sache der Regierung, darüber zu wachen, daß jedes politische Treiben vom Turnen ausgeschlossen bleibe. Graf August v. Seinsheim wünscht eine Beschränkung des übrigen vielen Lernens, sobald das Turnen auch noch Schulgegenstand wird; die Lehrstunden betrügen nicht selten 10 Stunden des Tages. — Frhr. v. Aretin glaubt, daß die kgl. Staats-Regierung die Verpflichtung habe, darüber zu wachen, daß durch die Turnlehrer die bekannten verderblichen Lehren nicht verbreitet werden und nur deßhalb stimme er für den Antrag. — Ueber den letzten, die Eisenbahn betreffenden Gegenstand äußerte Minister v. Schrenk, daß die Regierung keine Ursache habe, demselben entgegen zu treten. — Nach dem Vortrag über mehrere Vorstellungen bezüglich der Gewerbeschulen, welche bis zur Budgetberathung zurückgelegt werden, schließt die Sitzung; morgen ist die nächste.

*** Vom Dunkelboden, 9. Sept. Auch die Diebe kennen, wie Nachfolgendes zeigt, keinen Unterschied der Stände mehr! Bei einem Hüter in Taimering sprach am 6. Sept. eine noch junge Weibsperson zu und ersuchte die Hüterin, die mit einem Kinde daheim war, ihr eine Halbe Bier vom nahen Bräuhause holen zu lassen. Die Hüterin kommt diesem Ansuchen nach und schickt das Kind um Bier, dem sie auch, weil sie Essig brauchte, dazu einige Kreuzer mitgab, die sie aus dem Tischschubladen, wo ungefähr 5 fl., der Erlös der Aehrenlesung, sich befanden, herausnahm. Während das Kind aus ist, verlangt die Fremde auch eine Milch, weil sie Hunger habe. Auch diesem Begehren wird nachgekommen; aber da die Hüterin die Milch holt, stiehlt das Weibsbild die Baarschaft aus dem Schubladen und macht sich davon. Welch ein Jammer von Seite der Hüterin, da sie dieses gewahrte! Alsbald machte sie sich auf, um die Diebin aufzusuchen, was ihr wirklich, aber erst am nächsten Tage gelang. Sie konnte in Taimering soviel erfragen, daß sich die Diebin nach dem nahen Ehring begeben habe. In diesem Dorfe erfuhr sie, daß bei einer Häuslerin in Unterehring sich eine fremde Weibsperson aufhielt. Sie begab sich in dieses Haus, sah — die Gesuchte, beschäftigt mit Aufhängen von Wäsche, und ersuchte die Häuslerin, der sie ihr Anliegen klagte, dieselbe herbeizurufen, die aber so ungeschickt war, jener Weibsperson zu sagen, wer sie sprechen wolle. Nachdem die Diebin vernahm, daß die Hüterin von Taimering ihr Etwas wolle, nahm sie Reißaus. Die Hüterin konnte sich hier nicht mehr anders helfen, als daß sie laut schrie: haltet sie auf, sie ist eine Diebin! Da das am hellen Tage geschah, wo viele Leute außer den Häusern und auf den Feldern waren, wurde allseitig Jagd auf die Flüchtige angestellt, die, nachdem sie sah, daß sie nicht mehr auskomme, sich auf einen Hollerbaum (Hollunder) flüchtete. Eine rüstige Dirne wagte es, ihr nachzusteigen, und zwang sie, nachdem sie noch zuvor das gestohlene Geld in das unter dem Baume befindliche Gesträuch geworfen hatte, vom Baume herabzusteigen. Nachdem man so der Diebin habhaft geworden, wurde sie ausgesucht, auch das herabgeworfene Geld gesucht, man konnte aber das Gestohlene nicht vollständig mehr zusammenbringen. Nach diesem wurde nach alter deutscher Sitte offenes Gericht gehalten, in welchem nach vielem Hin- und Herreden eine Advokatin zu ihren Gunsten auftrat und erklärte: man soll ihr ein Paar stecken und sie dann laufen lassen, was auch geschah.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 14. Sept. 1861.

Getreide-Gattung	Verkauft wurden	Rest	Höchster Preis		Mittel Preis		Niedrigster Preis		Gestiegen		Gefallen	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	3150	1411	21	59	20	58	19	38	—	—	—	9
Korn	2406	809	17	6	14	48	12	43	—	19	—	—
Gerste	3520	685	14	8	13	22	12	37	—	—	—	25
Haber	1870	348	6	53	6	19	5	2	—	—	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 38. Den 23. September. Thekla.

Charakter der nordamerikanischen Küche und Nahrungsweise und ihr Einfluß auf die Race.

Die englische Küche ist sehr einfach, oft etwas nüchtern. Dabei aber zeichnet sie sich aus durch die Solidität ihres Materials und ihre ungekünstelte der Gesundheit förderliche Zubereitungsweise. Die Behandlung des Fleisches ist in den guten englischen Küchen unübertrefflich, und ist in neuerer Zeit fast in allen Ländern nachgeahmt worden. In der Kuchen-, Pasteten- und Zuckerbäckerei stehen die Engländer zurück. Dagegen ist ihr Weizen-, Roggen- und Gerstenbrod ausgezeichnet, und vielleicht gibt es kein Land in der Welt wo das „tägliche Brod" aller Classen so gut ist.

Die Amerikaner haben auch die Hauptzüge der englischen Küche in ihr Land übertragen. Doch haben sie auch diesen für die Volksdiätetik und für die Erhaltung eines kräftigen Menschenschlags so wichtigen Zweig der Haushaltung und Nationalökonomie bei sich in Verfall gerathen lassen. Im ganzen genommen, glaub' ich, kann man wohl sagen, daß keine große Nation der Welt sich auf eine geschmacklosere und ungesundere Weise nährt als die Amerikaner. Die Hälfte von dem was sie täglich, zuweilen in großen Quantitäten, zu sich nehmen, sind für andere Menschen Unverdaulichkeiten. Daher denn auch unter allen das Volk plagenden Krankheiten das Magenleiden oder, wie dort das tägliche Klagewort aller Unbäßlichen lautet, die „dyspepsia" obenan steht.

Um gleich mit dem wichtigsten aller Nahrungsmittel, dem „täglichen Brod," anzufangen, so muß man sagen, daß es damit sehr schlecht bestellt ist. Ein gesundes, nahrhaftes, gut ausgebackenes und wohlschmeckendes Brod — für jeden vernünftigen Feinschmecker die dankenswertheste Gottesgabe, die einzige um die wir daher auch täglich bitten — gibt es in keiner Haushaltung der Vereinigten Staaten. Man findet es dort nur in deutschen und englischen Familien und bei den deutschen und englischen Bäckern, die sich hie und da zum Heil der Fremden in einigen amerikanischen Städten niedergelassen haben.

Die Amerikaner lassen das Brod nie recht durchgahren und ausbacken. Es bleibt in ihren Händen immer kleisterig und pappig. Wie dieß eigentlich zugehe, warum sie, die sich selber oft darüber beklagen, dieß nicht ändern, und ob es mit ihren Ofeneinrichtungen zusammenhängt, habe ich nicht recht erfahren. Die Erscheinung selbst aber finde ich mit ihrem ganzen ungahren und überhastigen Wesen in der größten Harmonie. Zum Theil liegt es wohl darin, daß sie Feinde von großen Broden und von dem dabei nöthigen Aufbewahren und Ueebersparen von einem Tag auf den andern sind. (Manche behaupten, daß auch das allzu trockene Klima dieses Verfahren unmöglich mache.) Viele der kleinen zum Frühstück und Abendthee nöthigen Brode werden nicht beim Bäcker, sondern in den Haushaltungen selber vor dem Gebrauchen und Genuß zubereitet, und heiß oder halbgahr, wie sie sind, verschlungen.

Bei der Mittagsmahlzeit genießen sie wenig Brod. Da ist fast alles Fisch und Fleisch, Gekochtes, Gebratenes, Geröstetes und Geräuchertes. Die Natur liefert ihnen diese Substanzen zum Theil in ausgezeichnetem Zustande. Das Wild ist vortrefflich, und war einst zahlreich. Die wilden dort einheimischen Puter übertreffen unsere zahmen bedeutend an Zartheit und Geschmack. Mit den Prairiehühnern, den großen schönen fetten amerikanischen Wachteln, den mancherlei wilden Enten — darunter die bei allen Epikuräern berühmten „Canvass-back-duck" von Maryland und Pennsylvanien — halten die denselben bei uns entsprechenden Produkte kaum einen Vergleich aus. An köstlichen Fischen haben die Meeresküsten, die großen kühlen Binnenseen und die mächtigen Ströme des Landes einen überflüssigen Segen. Aber „Gott machte die Natur, und der Teufel die Küche," wie das englische, wie es scheint auf Amerika gemünzte, Sprüchwort sagt. Sobald alle die genannten und noch andere schöne Dinge aus ihren Wäldern und Gewässern hervorgezogen und den Händen der ungeschulten amerikanischen Köchinnen oder nachlässigen Hausfrauen überliefert, mit ranziger Butter begossen, mit wässerigen Saucen servirt werden, verlieren sie von Stufe zu Stufe allen Reiz, und hat man endlich ein auswendig verbranntes, inwendig rohes Stück davon auf dem Teller, so verdampft einem völlig der Appetit.

Ich habe schönes und wohlgemästetes Vieh in Amerika gesehen, und ich glaube, daß ihre Farmer und Fleischer oft eben so gute Waare auf den Markt bringen wie ihre Jäger. Aber die Köche verderben auch den Farmern und Fleischern den Triumph den sie bei der Tafel feiern möchten.

Ich erinnere mich mit Vergnügen des schönen würzigen Duftes und Dunstes der aus den Pariser Küchen aufsteigt, und der einem Spaziergänger, wenn er bei einem Souterrainfenster auf den Boulevards vorübergeht, besonders Vormittags, so anmuthig wie Opferrauch auffällt. Dieser Wohlgeruch, der aus allen den verschiedenen in den Pariser Küchen verwandten und bereiteten Substanzen zusammenfließt, ist der beste Lobgesang auf die wählerische Sauberkeit und Zweckmäßigkeit der in jenen Werkstätten vor sich gehenden Künste und Manipulationen. Ich konnte dagegen nie in die Nähe einer amerikanischen Küche kommen ohne Verdruß und Unmuth zu empfinden über den ungesunden, auf die Lungen fallenden, etwas brenzlichen, stickstoffigen Geruch, der mir aus ihrer Atmosphäre entgegenhauchte. Ich kann diesen Geruch freilich nicht näher beschreiben. Wer ihn aber einmal verspürt hat, wird mir Recht geben, daß es ein ganz pikanter, charakteristischer und specifisch amerikanischer Küchengeruch ist, den man überall im Lande wiederfindet. Die großen Hotels in New-York und in allen Städten der Union sind ganz mit ihm inficirt. Man gewahrt ihn aber auch in jedem Privathause des großen Landes und überall genau mit denselben Eigenschaften. Seine Unlieblichkeit reicht hin um darnach über die ganze amerikanische Küche den Stab zu brechen. Vermuthlich fließt er aus einer ganzen Menge ungeschickt verrichteter Manipulationen und schlecht gewählter Zuthaten, aus der besagten ranzigen Butter, aus den in aller Eile abgesengten Hühnern, aus den halbgahren Broden und Pasteten, aus den gewürzlosen Suppen und wässerigen Saucen, und aus den halbverbrannten Beefsteakes und in Hast gebratenen Roastbeefs (eine deutsche Hausfrau fängt schon des Morgens früh an für den Mittag thätig zu sein, die Amerikanerinnen fangen mit dem Kochen und Braten eine halbe Stunde vor Tisch an) zusammen.

Die Gleichartigkeit des besagten Geruchs durch das ganze Land hin beweist mir auch die Gleichartigkeit der in der Küche obwaltenden falschen Handgriffe und all ihrer Uebelstände.

Wie die Amerikaner selbst bloß in der vorherrschenden Färbung Engländer geblieben sind, so hat denn auch ihre Küche vieles von andern Völkern aufgenommen. Sie haben dabei sowohl den Holländern in New-York, als den Deutschen in Pennsylvanien, als auch den Franzosen am Mississippi manches nachgeahmt. Es würde mich zu weit führen, wenn ich dieß hier im Detail bei einzelnen Gerichten nachweisen wollte. Allein überall begegnet auf den amerikanischen Tafeln jedem der genannten Nationalen bald dieses, bald jenes Gericht, welches ihn in Form und Zubereitungsweise an die Küche seines Vaterlandes erinnert. Von den Deutschen scheinen sie mir besonders ihre Behandlung der Gemüse genommen zu haben. Sie haben auch gekochtes Fleisch auf ihren Tafeln, was in England fast gar nicht vorkommt. Auch ist die Suppe bei ihnen häufiger als in England, wenn auch nicht so gewöhnlich wie bei uns und in Frankreich. Von gekochtem Obst, von frischem wie getrocknetem, sind sie wie wir große Freunde; mehr aber fast noch als wir von allerlei Süßigkeiten, Gelées und eingemachten Früchten, in welcher Beziehung sie mit den Engländern sehr contrastiren. Syrup (molasses) spielt eine große Rolle auf ihrer Tafel. Ihre Pastetenbäckerei haben sie leider ganz aus England, und sie machen ihre Pasteten noch viel solider als die Engländer. Sie sind meistens so consistent und pappig als wären sie beim Buchbinder bestellt, so wie bei verdorbenen Gelées der Pomadenbereiter seine Hände im Spiel gehabt zu haben scheint.

Daß die Amerikaner zu alle dem was sie von andern entlehnten noch manche eigene Gerichte dazu erfunden haben, versteht sich von selbst. Einige sind darunter nicht übel, so z. B. die in Neu-England sehr gewöhnliche Fischsuppe „chowder" (sprich tschauder) genannt, das einzige was ich in Neu-England — unter dem Volke — genießbar fand. Unglücklicherweise aber haben die Amerikaner in ihrem Lande wieder eine eigene Getreideart vorgefunden, den Mais der überall bis an die Gränzen von Labrador gedeiht. Und von diesem ihrem geblichen, süßlichen, weichlichen Lieblingskorn bereiten sie nun wieder einen Ueberfluß von Brodsorten, Kuchen, Pasteten, Breien und Suppen, mit denen ihre Tafeln täglich besetzt sind, die aber keinem Europäer munden.

Auch die trockenen Schiffszwiebacke spielen eine große Rolle in den amerikanischen Nationalgerichten. Sie werden — nach alter Schiffersitte, die sie noch mit über den Ocean herüberbrachten — fast in jedem Hause gebacken. Sie werden dir zum Thee und Kaffee servirt. Man thut sie sogar in die Suppe, in der sie wie Schwämme aufgehen, und man findet dann diese schwammigen, wässerigen, weichliche Schiffszwiebacke wo man einen feinen kleinen würzigen Fleischkloß finden sollte. In Neuengland pflegen die Damen wohl des Abends Schiffszwieback in kaltes Wasser zu tunken, darin halb aufzulösen und dann als einen Leckerbissen zu verspeisen. Und dieß ist denn in der That der nüchternste Nationalleckerbissen von dem ich je gehört habe.

Trotz aller brenzlichen Küchengerichte und trotz der glühenden Kochöfen bekommt man doch selten etwas warmes in Amerika zu genießen. Die Amerikaner haben wenig Acht darauf, daß man manche Speise ihrer Natur nach kalt genießen muß, daß andere aber nur dann erfreuen, wenn noch der Proceß der Entwicklung der heißen Dünste und Düfte in ihnen fortgeht. Manche Gerichte, kalt genossen, sind wie geruchlos gewordene Blumen. Die Amerikaner beachten solche Feinheiten fast nicht. Sie lassen zur Tischzeit alle Speisen, kalte und warme, auf den Tisch setzen, und bevor sich die Gesellschaft versammelt, ist alles gleich laulich abgekühlt.

Wahrscheinlich hängt auch dieser Mangel an warmen Speisen auf der amerikanischen Tafel mit ihrer oft getadelten Gewohnheit des Schnellessens zusammen. Der Deutsche läßt sich gemächlich herbei, seine Suppe, wenn sie etwas zu heiß sein sollte, abzupusten. Dazu hat kein Amerikaner Zeit. Er muß gleich alles hinunterschlingen können, und ebendaher müssen die Speisen abgekühlt sein.

Diese rasche Abmachung der Mahlzeiten ist ohne Zweifel eine sowohl sehr ungemüthliche als schädliche Tischsitte. Die Amerikaner sind beim Speisen so hastig und ernst wie bei jedem andern Geschäft. Zum Geplauder zwischen den schnell verschwindenden Gerichten ist keine Zeit. Auch die Zähne können da natürlich ihre Schuldigkeit nicht thun. Freilich sind die meisten der vorgesetzten Dinge so wenig schmackhaft, daß man froh ist, wenn man bald damit fertig wird, und dem Magen überliefert hat, was er doch einmal nothwendig haben mußte.

Manche amerikanische Gewohnheiten in der Art der Servirung der Speisen rühren zum Theil vermuthlich auch aus dieser Hast her, die dem Amerikaner bei den Mahlzeiten im Nacken sitzt. So z. B. die Weise, wie sie zum Frühstück ihre weichgekochten Eier zu sich zu nehmen pflegen. In England und auch anderswo genießt man den schmackhaften Inhalt des Eies gern aus seiner reinlichen von der Natur hübsch gestalteten Schale, nascht sie allmählich mit einem Theelöffel oder mit einem Stückchen Brod zum Eintunken aus, erst das gelbe, dann vielleicht auch ein wenig weißes. Den Amerikanern dauert dies zu lange. Sie lassen sich einen Eierbecher fast so groß wie ein Bierglas vorsetzen. Dahinein schütten sie den ganzen Inhalt von drei oder vier Eiern, thun ein paar Löffelchen Salz und Pfeffer dazu, rühren Alles, weißes und gelbes, durcheinander und schlürfen es aus.

Aehnlich machen sie es mit andern Delikatessen, z. B. mit den Austern, die wir auch am liebsten Stück für Stück aus ihren natürlichen Schalen genießen. Die Amerikaner, die keinerlei Art von Umständlichkeit lieben, lassen von ihren Leuten die Austern öffnen und dann die ganzen Thiere mit ihrem Wasser in eine Schüssel schütten, und dieß zusammen zu einer sogenannten Austernsuppe kochen. Da können sie denn die Austern mit großen Eßlöffeln genießen und die besagte Austernsuppe ist in den Soiréen von New-York, Boston und andern Städten ein stehendes Gericht, daß dem Europäer wie sein übler Genius überall wieder erscheint.

Das Wirken des Wiener Vereines von der unbefleckten Empfängniß Mariens

zur Unterstützung der Katholiken im türkischen Reiche und im Orient.

I. Die katholische Mission zu Patna in Ostindien.

(Schluß.)

„Das elternlose Kind in Europa, in Amerika, selbst die asiatische Hindu Waise sind Glückskinder im Vergleiche zu jenen. Die europäische Waise hat den Schutz einer Menge bereits bestehender Anstalten für sich; das Gleiche ist auch in Amerika schon ziemlich allgemein der Fall; die Hindu-Waise hat wenigstens nicht die Bedürfnisse des europäischen Kindes. Aber dieses Waisenkind auf diesem fremden ausgebrannten Boden, daneben mit seinen vielen Cultur-Bedürfnissen, mit seiner Sympathie zu einem bessern — zu einem katholischen Vaterlande im Herzen, ist allzu unglücklich! Ueberdieß ist das leibliche Unglück, dem es preisgegeben ist, noch das kleinere, weil größeres ihm droht der Seele nach. Die Häupter der verschiedensten religiösen Sekten, mit reichen Geldmitteln versehen, ja selbst heidnische Krösusse (lüsterne Thier- und Geldmenschen) strecken nach der katholischen Waise, nach der weißen Tochter die Hand aus. Wehe ihr! wenn der Missionär sie nicht unter den Schutz einer katholischen Anstalt stellen kann. Das erste, was man

ihr mit Eile entreißt, ist das Kleinod des Glaubens und der Tugend."

„Für diese Waisen nun, die noch weit gerechtern Anspruch, als die schwarzen Hindu, auf unsere Liebe und auf die Erhaltung ihres angestammten Glaubens haben, lebt ein anderer Theil unserer Mitglieder. Wir haben gegenwärtig 30 europäische Waisen unter einer Elementar- und Arbeitslehrerin mit Beihilfe einer Candidatin. Nur für einen Theil dieser Waisen wird — sofern deren Väter Militärs waren — eine unzulängliche Pension bezahlt; für die übrigen erhalten wir Nichts. Für diese Verlassenen nun und für unsern durch diese so sehr erschwerten Haushalt möchte ich die Theilnahme Ihres katholischen Vereines, ja aller Katholiken anflehen.

„Als ich am 2. Juni 1860 hieher kam, traf ich den Haushalt dieser Waisen in der äußersten Dürftigkeit. In Bettwäsche und Kleidern war solcher Mangel, daß ich von den durch den hochwürdigsten Herrn Bischof Hartmann uns überlassenen 600 fl. des Vereines von der unbefleckten Empfängniß sogleich 300 fl. zur Ausbesserung in diesem Betreff verwendete. Das Haus, welches diese Waisen bewohnen, hat nicht nur mehreren aus ihnen die Gesundheit, sondern nach ärztlichem Ausspruche drei Lehrerinnen das Leben gekostet, überdieß wimmelt es darin von einer unvertilgbaren Menge eingenisteten Ungeziefers. Und mit welcher Zudringlichkeit stellt sich dieses in unserm immer heißen Klima ein! Die Kinder verlassen oft Nachts weinend die Betten und sagen sie können nicht schlafen, sie wollen lieber im Freien die Nacht zubringen! Welch ein Nachtheil für den Ruf einer Anstalt! Der hochwürdigste Herr Bischof Hartmann diese unsere Noth einsehend, hat mit den äußersten Opfern ein besser gelegenes, reinliches Waisenhaus gebaut. Allein dem erschöpften Bischof mangeln die Mittel, es mit der nöthigen Ausstattung zu versehen. Die Möbel des alten Waisenhauses dürfen aus zwei Gründen nicht hinübergenommen werden: erstens würde man durch ihre Uebertragung Gefahr laufen, das Ungeziefer, dem man mit so großem Opfer zu entrinnen suchte, in das neue Haus zu verpflanzen; zweitens soll das alte Waisenhaus für die eingebornen Kinder bestimmt werden, die in diesem Gebäude und seinem Geräthe doch noch große Vortheile gegen ihre bisherige stallartige Wohnung finden werden; denn in dieser hatten sie rein nichts, als ein Dach über sich. Sie erwarten mit Sehnsucht den Umtausch. „Sie können das neue Waisenhaus beziehen", sagte der bischöfliche Administrator zu mir, „aber Sie müssen es sich möbliren; der Bischof kann nicht mehr; er hat das Aeußerste gethan." Dieses ist vollkommen wahr; allein woher soll ich die Mittel zu einer solchen Auslage nehmen in einem Hause ohne Fonds, ohne einen Kreuzer, auf den ich zählen kann, indeß ich 16 Zöglinge, 11 Mitglieder und noch so viele Waisen nebst dem Seelsorger zu erhalten, monatlich 25 fl. einzig dem Arzt zu bezahlen habe? Ich durchwache oft die Nacht, um nur so viel zu erübrigen, daß ich des andern Tages wieder Alle mit nothdürftiger Nahrung versehen kann. Dazu das hiesige Land, wo Werkholz und Möbeln so außerordentlich theuer sind! Der ärmlichste Kleiderschrank, wenn er einige Dauer haben soll, kostet mich 20 bis 25 fl., und ich muß das Brennholz in die Küche pfundweise kaufen! Können Sie etwas für uns thun, wird es ein ewiges Verdienst vor Gott sein und gewiß ein Werk ganz im Geiste der Mission! Wenn immer möglich, schaffen Sie uns doch das Almosen zu dieser Ausstattung des Hauses!

„Der Ueberschlag des Ganzen im hiesigen Tagespreise, auf 50 Waisen und nach dem billigsten Maßstabe berechnet, beträgt die Summe von 1230 fl. Sollte meine Bitte unbescheiden erscheinen, so wolle mich entschuldigen, daß eine Oberin in der Mission, in einem Hause ohne alle sichere Einnahme und durch ihre Stellung auf den Bettel angewiesen, nicht weniger thun kann, als die Noth ihrer Pflegebefohlenen der Wahrheit gemäß darzustellen. Ich habe dieser meiner Obliegenheit noch nicht einmal völlig Genüge geleistet! Ich sprach blos von den Bedürfnissen unserer Waisen; habe aber noch eine ernste Lebensfrage über unsern ganzen Convent vor Ihrer christlichen Liebe niederzulegen, und es wird von der Entscheidung des Comités des Vereines von der unbefleckten Empfängniß abhängen, ob St. Joseph hier ferner bestehen soll, oder nicht.

„Wie Sie aus dieser allgemeinen Darstellung sehen, hat das hiesige Institut einen der Mission würdigen Wirkungskreis; alle unsere Schwestern liegen ihrer Aufgabe mit Freuden ob: allein die Frage: „was werden wir essen, womit werden wir uns bekleiden?" drängt sich immer unabweislicher zwischen unsere guten Werke hinein und will dieselben zu nichte machen. Ohne einen gesicherten Kreuzer, blos auf unsern Handerwerb (zu dem uns die Pflege der Kleinen obendrein nicht viel Zeit übrig läßt) und auf unversicherte Almosen aus Europa angewiesen — sind wir oft dem empfindlichsten Mangel preisgegeben. Binnen acht Jahren, während welcher das Haus besteht, sind neun Schwestern den Leiden ihrer Sendung, das heißt der Ueberbürdung mit Arbeit, der Armuth und den Beschwerden dieses glühenden Klima's erlegen; darunter waren vier Oberinnen, welche theils das Leben, theils so sehr Muth und Trost verloren haben, daß sie dem Kreuze erlagen. Wer hier an ihre Stelle treten muß, wundert sich dessen nicht lange und lernt es bald verzeihen. Es will etwas sagen, wenn man alle Tage 70 Köpfe bei Tisch und niemals etwas Gewisses in der Casse hat.

„Als ich hier ankam, traf ich von 16 Schwestern nur noch 7 am Leben; unter diesen waren drei dem Tode nahe, mehr Leichen als Menschen; vor zwei bis drei Jahren jung und gesund aus Europa gekommen, jetzt aufgerieben. Zwei davon liegen seit fünf Monaten und sind jedenfalls so geschwächt, daß sie nimmermehr ihrem früheren Geschäfte sich unterziehen können.

„Soll dieses besser werden, sollen die mit so schweren Opfern hieher geförderten Schwestern länger ihrem Dienste obliegen und mehr leisten, so muß mit ihrer Gesundheit und ihren Kräften besser hausgehalten werden. Ich muß die Zahl der Mitglieder vermehren, die Last der Arbeit vermindern, ich sollte auch ihren Unterhalt verbessern. Wie dieses? Unsere gegenwärtige Hausrechnung zeigt, daß wir schon für den jetzigen Personalstand monatlich 200 fl. zu wenig einnehmen, und doch könnten wir nicht ärmlicher leben! Die wichtigste Frage für den fernern Bestand des hiesigen Conventes ist nun: ob sich aus den verschiedenen Missions-Vereinen der europäischen Staaten ein monatlicher Almosen-Zuschuß von 200 fl. für uns und unsere Waisen erzielen ließe — oder nicht? Könnte uns diese Zulage gegeben werden, alsdann mögen alle hiesigen guten Werke ihren Fortgang haben; die Zahl der Mitglieder kann noch um einige steigen und ein Theil derselben immer ganz den Waisen sich widmen, indeß die Andern zum täglichen Brode mitwirken durch Handarbeit und Unterricht im Pensionate. Könnte die Zulage nicht erfolgen (wenigstens für einige Jahre, bis wir mehr Einnahme aus dem Pensionate haben), so wird der hiesige Convent nicht bestehen können. Die wenigen Mitglieder, welche bereits hier sind, werden großmüthig sich hingeben, sich aufreiben und unter übermäßiger Arbeit und Entbehrung den kürzesten Weg in den Himmel einschlagen. Dann aber wird es mit gutem Gewissen nicht geschehen können, daß man neue Schwestern in solches Elend berufe. Sie würden sich, gleich den früheren, für die große Summe an Reisegeld von den Missions-Vereinen, stets nur ein frühes Grab in Indien kaufen. Gutes geschähe wenig, oder nichts.

„Um nirgends gar zu beschwerlich zu fallen, würde ich mein Gesuch vertheilen. 800 fl. jährlicher Zulage würde ich in Bayern, 800 fl. in Frankreich und 800 fl. in Oesterreich nachsuchen. Mit solch gesicherter Zulage möchte der Convent sammt den Waisen noch über einige Jahre hinkommen, bis etwa die hiesige Eisenbahn vollendet und durch sie das Pensionat bevölkerter sein wird. Haben wir nur erst 40 bis 50 zahlende

Zöglinge, dann mögen wir ohne Sorgen bestehen. Wir werden alljährlich treuest unsere Berichte einsenden und die Almosen der Missions-Vereine nicht eine Stunde länger genießen, als die höchste Noth erheischt. Möchte nur jetzt im harten Anfange (beim Wiederbeginne des Institutes nach den Verheerungen des Krieges) das katholische Europa uns die Hand reichen, daß wir nicht untergehen müssen! Welch' große und wichtige Werke hängen doch an den Kreuzern der Mission! Mögen die Theilnehmer der katholischen Vereine nicht ermüden! Darum bitte ich nochmals demüthigst, der Verein von der unbefleckten Empfängniß wolle beistehen, wolle mitwirken, um das Dasein des hiesigen Conventes zum Besten der verlassenen Waisen zu erhalten! Dasselbe steht in einem Garten Gottes, der für die Zukunft reiche Früchte des Heiles verspricht und schon zu viel Schweiß und Blut gekostet hat, um ihn wieder brach zu legen. Erreichen wir das Almosen zur Möblirung des Waisenhauses und die Jahreszulage von 800 fl. aus jedem der genannten Länder, so ist uns geholfen. Bayern und Frankreich werden wohl auch ihr Scherflein geben. Auf alle Fälle muß ich bitten, daß Sie die große Güte haben wollen, mir baldmöglichst Nachricht zu geben, welche Hoffnungen ich hegen darf. Das Versprechen, daß ich die erbetene Hilfe erhalten werde, wäre für mich schon Geld. Bei der gewissen Aussicht auf mögliche Rückzahlung könnte ich wohl hier einige Aushilfe finden und langsam beginnen, das Waisenhaus mit Nutzen und Oekonomie einzurichten.

„Diese ganze Angelegenheit nochmals mit aller Innigkeit dem Verein von der unbefleckten Empfängniß empfehlend, denselben unseres täglichen Gebetes versichernd, geharret achtungsvoll des frommen Vereines gehorsame, dankbare Dienerin

Xaveria Berger,

Oberin des St. Josephs-Conventes.

St. Josephs-Convent zu Patna, den 6. Novbr. 1860.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Bericht von allen Katholiken, denen die Ausbreitung und Erhaltung der katholischen Kirche nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch in den fernsten Ländern der Erde am Herzen liegt, mit Interesse wird gelesen werden. Doch nicht nur das, sie werden sich auch bewogen fühlen, ein wahrhaft christliches Werk durch eine milde Gabe zu unterstützen und vor dem Untergang zu retten.

Die bedrängte Lage der katholischen Mission in Patna hat sich bis jetzt noch nicht geändert. Neue dringende Bitten der Hilfe sind von dem hochw. Bischof Anastasius erst neulich wieder an den Verein der unbefleckten Empfängniß gelangt. Diesem aber mangeln, bei seinem vielseitigen Wirken, die Mittel, um der Mission in Patna mit der erforderlichen Summe beizustehen zu können.

Seit der Stiftung des Vereines bis zum April 1861 konnte derselbe nur 4600 fl. für diese Mission verwenden. Der Grund davon liegt leider darin, daß die Beiträge der katholischen Diöcesen in Oesterreich bisher in keinem günstigen Verhältnisse zur Zahl der kathol. Einwohner standen. Im ersten Jahre des Bestehens des Vereines haben nämlich von den 86 Bisthümern der Monarchie bloß 37, demnach nicht einmal die Hälfte, Beiträge geliefert. Im zweiten Jahresbericht finden wir erst 41 Diöcesen, welche Beiträge lieferten; im dritten Jahresberichte aber wieder nur 38 Diöcesen, wovon 17 mit Beiträgen unter 100 fl. „Schmerzlich", heißt es in diesem Berichte, „wird jeder Leser zum dritten Mal zwei der bedeutendsten Erzdiöcesen der Monarchie vermissen, während in der einen ein zahlreicher Adel sich befindet, der gerne auf seine katholische Gesinnung sich beruft."

In der Erzdiöcese Wien, wiewohl der Verein unter dem Protectorate des hochwürdigsten Cardinal-Fürsterzbischofs steht, betrugen die Beiträge während des nun dreijährigen Bestandes des Vereins zusammen nur die Summe von 2600 fl., während doch die Zahl der Katholiken dieser Diöcese sich mindestens auf eine Million beläuft. Vergleicht man damit, daß dem Lyoner-Verein zur Verbreitung des Glaubens von Paris allein jährlich ungefähr 300,000 Frcs. zufließen, so gewährt es wahrlich für die österreichische Kaiserstadt keine tröstliche Betrachtung.

Wenn daher die kathol. Mission in Patna ihre Rettung von der Mithilfe Frankreichs und Bayerns hofft, so geschieht es wahrlich mit gutem Grunde. Möge diese Hoffnung bald in Erfüllung gehen und dafür den Rettern eines Werkes christlicher Barmherzigkeit der Segen des Himmels für sich und ihr Vaterland zu Theil werden! (Gaben nimmt Hr. Hofrath v. Hurter in Wien, Currentgasse Nr. 406, in Empfang.)

* Landshut, 21. Sept. Vielfache Aufmerksamkeit erregt die auf der Festwiese ausgestellte Dampfdreschmaschine und wird dieselbe gewiß noch Viele interessiren, daher wir darauf aufmerksam machen. Es wird des Tages mehrmal gedroschen werden.

Nürnberg, 17. Sept. Seit mehreren Wochen schon grassirt hier die Brechruhr, welcher auffallend viele Kinder erliegen. Im vorigen Monat sind laut dem offiziellen Berichte 84 an der Brechruhr gestorben, davon 81 Kinder und darunter 72 unter einem Jahr; es starben im August 151 Kinder unter einem Jahr, also durchschnittlich jede Woche 37. Die Krankheit fordert noch immer ihre Opfer, in den beiden Leichenhäusern sind nicht selten je 4—5 Kinder ausgestellt; viele Familien sind durch die erlittenen Verluste ihrer lieben Kleinen in tiefe Trauer versetzt. (N. Kur.)

Württemberg. Stuttgart, 17. Sept. Am Schlusse der heutigen Kammersitzung legte der Chef des Departements für das Kirchen- und Schulwesen, Staatsrath v. Golther, einen Gesetzentwurf über die Regelung des Verhältnisses der katholischen Kirche zur Staatsgewalt vor. Der Entwurf ist gelinde gesagt unter aller Kritik.

Baden. * Berichte aus Karlsruhe über die Landtagswahlen geben ziemlich deutlich zu verstehen, daß die nächste Kammer wieder eine Beamtenkammer sein wird. Diese werden dann Deutschland und Baden einig und frei machen!

Großh. Hessen. Aus Gießen vom 7. ds. wird berichtet: Es ist fast unglaublich, aber es ist wahr und verdient in der Chronik der Zeit dem späteren Gedächtnisse überliefert zu werden, daß man in hiesiger Gegend das Grummet hat abmähen müssen, 3 Wochen vor der rechten Zeit, um es — vor den Mäusen zu retten.

Rußland. Polnische Gränze, 19. Sept. Auf Antrag des Statthalters hat der Administrationsrath, falls die Ruhestörungen wiederkehren, den Belagerungszustand beschlossen. In den Kirchen wurde gestern gegen die Excesse gepredigt. (Tel. der Südd. Ztg.)

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 21. Sept. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittl. Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3319	582	22	49	21	43	20	38	—	45	—	—
Korn . . .	1735	457	16	18	14	24	12	48	—	—	—	24
Gerste . .	4978	1039	14	65	13	42	13	16	—	20	—	—
Haber. . .	1316	187	7	17	6	66	6	40	—	37	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 39.** Den 30. September. Hieronymus.

An Deutschland.

Land der Treue, Vätererde, heldenreiche, stolze Gauen,
Wann beginnt der vielersehnte schöne Friedenstag zu grauen?
Wann erbleichen die Gespenster dieser nächtlich bangen Stunden,
Daß an Deinem Himmel wieder wird Dein guter Stern gefunden?

Bist Du schon, Du Braut der Heldenkaiser, halb in's Grab gestiegen,
Daß die Enkel finster blicken und der Barden Harfen liegen,
Daß die Eichen ernster Wälder schmerzlich senken ihre Kronen,
Und in Deinen Fürstenburgen bleiche Schattenbilder wohnen?

Finster droht die bleiche Zukunft auf die stillen Fluren nieder,
Und verklungen ist die Freude und verstummt sind alle Lieder.
Schwer gefesselt sieht der Aar, der deutsche, droh'n die schwarzen Wetter
Und es naht zum Siegesfluge dem Gebundenen kein Retter.

Ob er auch die Schwingen schüttelt, sehnend blickt zu gold'nen Sternen,
Muß er machtlos seiner Ketten schmählich Loos ertragen lernen;
Und es winkt die süße Freiheit doch so nahe seinen Blicken!
Ach, gefesselt ist der König von den neidischen Geschicken.

Land der Treue, Vätererde, kennst Du Dich im Jammerbilde?
Auf, den edlen Aar zu lösen, nehmt die Schwerter, nehmt die Schilde.
Wollt Ihr stumm die Wetter nahen seh'n und thatenlos verzagen?
Kämpfen müßt Ihr, siegen, sterben, nicht in schönen Worten klagen.

Heldensöhne der Cherusker, stolze Erben der Ottonen,
Mannen ihr aus großen Tagen, hochberühmt in allen Zonen,
Steigt heraus aus Grabeskammern, treu wie Gold und fest wie Eisen,
Diesem siechenden Geschlechte eurer Thaten Glanz zu weisen.

Traget hoch die deutschen Fahnen, hoch die stolzen Siegeszeichen,
Daß die Feinde deutschen Namens stumm in banger Furcht erbleichen,
Daß die Enkel großer Ahnen zürnend sich der Schmach entwinden
Und im feurigen Bewegen einst'ge Größe wiederfinden.

Auf zum Kampfe, auf zu Schlachten, steht vereint in Brudertreue,
Steht vereint dem schlauen Feinde, das gibt Euch die rechte Weihe.
Euer König sei der Erste und der Führer sei der Beste;
Deutsche Recken, auf zum Kampfe und zum frohen Siegesfeste!

J. B. Sigl.

Ein Ball in der großen Oper von Paris *).

In der Straße Lepelletier, da wo sie in die Boulevards mündet, bemerkt man an jedem Samstag Abend, gewöhnlich erst nach 10 und 11 Uhr, ein außergewöhnliches Getreibe. An den Ecken derselben hält republikanische Garde zu Pferd, und sieht zu, daß die Wagen in gehöriger Reihe und nicht so schnell hineinfahren. Die Straße selbst ist besetzt mit einer großen Menge Schaulustiger, die sich in Massen vor dem Gebäude der großen Oper versammeln, und dort angelegentlich die vorfahrenden Wagen, die aussteigenden Masken betrachten. Die Fronte des Gebäudes ist mit Gaslicht reich illuminirt und so auch die Straße Lepelletier selbst, wo man auf den Trottoirs in regelmäßigen Zwischenräumen große weithin leuchtende Dreiecke bemerkt, auf einem hohen Pfahl stehend, aus tausend weißen Flämmchen gebildet.

Es ist ein großer Opernball, travestissement masqué. Der Eintrittspreis an der Casse ist 10 Francs, doch kauft nur der Unkundige dort seine Billete, denn schon von 8 Uhr an kann man im Passage de l'opéra bei allen Friseuren in der Nähe, sowie durch Commissionäre, die auf den Boulevards umherrennen und jeden Vorüberwandelnden anreden, die Eintrittskarte um 6 Francs 10 Sous haben. Nach 11 Uhr, erst gegen Mitternacht, begibt man sich nach der großen Oper und folgt von den Boulevards aus der Fluth der Hinströmenden bis zum Portal des Gebäudes. An den Garderoben im Innern, wo man seine Ueberröcke abgibt, lassen sich die Angestellten klugerweise den halben Franc, die Gebühr für das Aufbewahren, vorausbezahlen, damit man später im Gedränge der Herausströmenden hiedurch keinen unnöthigen Aufenthalt verursacht; man muß aber mit der einen Hand das Geld geben, und mit der andern die Marke nehmen. Ich, welcher meinen halben Franc auf den Tisch legte, hätte beinahe noch einmal bezahlen müssen, da der Garderobier behauptete, von mir nichts erhalten zu haben. Ein alter Herr hinter mir, mit großem grauem Knebelbart, rief ihm aber ziemlich barsch zu: „machen Sie keine Dummheiten, Sie haben ja das Geld von Monsieur so eben in Ihre Casse geworfen!"

An den Thüren zum Vestibul nach den Treppen der Oper, stehen Beamte, welche Einen laut ermahnen, die Billete offen hinzuhalten, damit sie, während man Reihe macht, schon im voraus controllirt werden können.

Endlich gelangt man ins Innere und hat seine Karte abgegeben. Wir steigen langsam die Treppen hinan, welche mit unzähligen Gasflammen erhellt sind, mit Blumen und Spiegeln reich geschmückt. Von oben her tönt das Gesumme einer gewaltigen Menschenmenge, die brausenden Klänge einer entfernten Tanzmusik schlagen an's Ohr, einzelne Masken huschen an uns vorüber, Dominos in allen Farben sind vor und hinter uns. Endlich kommen wir im ersten Stock an den Eingang zum Foyer. Hier sind alle Thüren mit Wachen besetzt; durch zwei der Eingänge tritt man in den Saal, und durch die andern muß man wieder hinaus. Im Foyer herrscht eine unbeschreibliche Hitze, der ganze große Saal ist zum Erdrücken voll, alles bewegt sich Schritt vor Schritt hinter und nebeneinander, die Runde durch denselben machend. Masken dürfen nicht in den Foyer und werden von den wachhaltenden Garden zurückgewiesen, nur der Domino und für Herren der Frack gibt das Recht des Eintritts, und bei den vielen schwarzen Kleidern, die man deßhalb hier sieht und die sich wie eine einzige große Masse fortbewegen, gewährt der Foyer keinen besonders freundlichen Anblick. Wohin man sich wendet, lange schwarzseidene Gewänder, zuweilen auch buntfarbige, hellblaue, weiße, rothe und dazu die schwarzen glänzenden Maskengesichter mit den blitzenden Augen, die uns von allen Seiten anstarren, — es hätte etwas Gespensterartiges, wenn man das laute Lachen, das lustige Sprechen

---

*) Aus den „Tagebuch-Blättern" von F. W. Hackländer. Erster Band, Stuttgart, bei Krabbe. 1861. Der vorstehende Aufsatz wurde von Hackländer im Jahre 1851, noch zur Republikzeit, geschrieben. Seitdem ist die Entsittlichung in Paris und Frankreich unter dem absoluten Regime nur noch fortgeschritten; ein Trost hiebei ist nur, daß neben dieser Entsittlichung doch auch in Paris noch viel religiöse Tugend, entsprossen am Fuße der Altäre, lebt und webt, so daß man selbst die Behauptung wagen darf, Paris sei sittlicher und religiöser als Wien; denn wäre letzteres Oesterreich, man müßte sich widerwillig abwenden. Die Red. d. Ldsh. Ztg.

nicht hörte, und wenn nicht fast jeder Domino durch Cokettiren nach allen Seiten, durch unaufhörliche Neckereien mit den Vorübergehenden in beständiger lebhafter Bewegung wäre. Aber so bringt der Lärm der Hunderte von Stimmen, die Ausrufungen der Freude, des Erstaunens, des Wiedererkennens ein eigenthümliches Leben unter diese dicht vermummten Gestalten. Dazu der Glanz der Kronleuchter, die hellen Dekorationen des reich verzierten Saales — alles das belebt die Scene außerordentlich und läßt uns eine Zeitlang mit Interesse diesem Menschenstrom folgen.

Es herrscht in dem Saal beständige Ebbe und Flut, von den Gängen und Treppen strömen immer neue Schaaren von Dominos in allen Farben herein, und drüben verläßt eine eben so große Anzahl jeden Augenblick den Saal, um sich in den langen Gängen zu ergehen, die sich hinter den Logenreihen befinden. Hier ist das Leben schon viel bunter, viel wogender. Masken aller Art und jeden Alters, Herren und Damen in den hellsten, blendendsten Farben, gekleidet in allen Stoffen, vom groben carrirten Kattun an bis zum reichsten Atlas, bewegen sich auf und ab. Die Tracht des weiblichen Geschlechts ist bei diesen Masken [1]) in der Grundidee fast immer die gleiche: es ist das frühere Debardeur-Costüm, aber ohne die zierliche weiße Perrücke, ohne die kleine Sammet- oder Atlasjacke. Die Costüme, welche man hier sieht, sind selbst für einen Opernball, wo außerordentlich viel erlaubt ist, kaum anständig genug zu finden. Sie bestehen bei den Damen aus einem kurzen Beinkleid, nicht bis an die Knöchel reichend, gewöhnlich eng anliegend, von hellfarbigem Atlas, der Oberkörper aber ist mit nichts als einem feinen weißen Hemd bedeckt — eine Tracht, welche die Formen des Körpers mehr als ahnen läßt. Die Kleidung der Männer ist mannichfaltiger, man sieht Ritter, Matrosen, Griechen, Türken, Wilde, aber im Allgemeinen hat man in diesem Jahr die Tracht des Pierrot angenommen, und sieht ganze Schaaren auf diese Art maskirt, in weißem mit bunten Bändern besetzten Kleid, die Mütze in Form eines Zuckerhutes, einherziehen.

Wenn man sich im Foyer noch ziemlich ruhig und anständig bewegte, so ist man dagegen hier in den Gängen schon ungleich ausgelassener, überlustig; gewöhnlich ziehen die Masken zu zwei und zwei, ein Herr und eine Dame, meistens aber zwei Mädchen miteinander; sie schreien, sie lachen, sie treten uns auf die Füße, sie prallen in einem affektirten Schrecken gegen uns, springen laut lachend wieder davon, fangen plötzlich an einige Schritte zu tanzen. Jedes bemüht sich auf seine Art die Aufmerksamkeit der andern auf sich zu ziehen. Begreiflicherweise ist, bei den Hunderten, die hier in den engen Gängen zusammengedrängt sind, für jeden Einzelnen wenig Platz zu finden; man windet sich durch so gut wie möglich, man drückt einander auf die Seite und wird selbst wieder in einen Winkel geschoben; plötzlich befindet man sich unter einer ganzen Schaar junger und alter Mädchen, die den Fremden an seinem Wesen augenblicklich erkennen, ihn lustig umgaukeln, alsdann mit einer rasenden Geschwindigkeit eine Menge Fragen stellen, von denen man nicht ein Wort versteht, und darauf laut jubelnd nach allen Seiten auseinanderstäuben. Auch seltsam aufgeputzte Masken bemerkt man hier in den Gängen, einen furchtbar vermummten Wilden mit einer Keule in der Hand und blauer Brille auf der Nase, oder einen Husaren in phantastischer Uniform; statt des Tschako's trägt er einen ausgestopften Affen auf dem Kopf, seine Säbeltasche besteht in einem Brodkorb, der an zwei Stricken hängt. Diese Masken pflanzen sich breit vor uns hin, wenn wir zufällig in ihren Weg gerathen, und haranguiren uns mit lauter Stimme, meistens ohne Witz und Geschmack, aber mit desto mehr Zudringlichkeit. Dabei ist man gezwungen, ihre schlechten Späße freundlich anzuhören, und sogar darauf einzugehen, um sie nur wieder los zu werden, denn so wie man die geringste Empfindlichkeit blicken läßt, hängen sie sich wie Kletten an und lassen uns gar nicht wieder los.

Was wir bis jetzt in dem Foyer und den Gängen gesehen, ist bloß das Vorspiel zu dem eigentlichen Maskenball, der in dem großem Raum des Parterre's und der Scene vor sich geht, der Fußboden beider Theile ist auf gleiche Höhe gebracht und sorgfältig parkettirt. Die Bühne ist mit einer geschlossenen Decoration versehen, auf welcher sich die Logen des Saals gemalt fortsetzen. Von der Decke herab hängen einige vierzig große Kronleuchter, an den Logen des Saals sind große Lichterbouquets angebracht. Alles das gibt eine fabelhafte Helle.

Vom Gang der ersten Gallerie führen zwei große Treppen, mit rothem Tuch und Sammet bedeckt, in den Saal hinab; man kommt auf der Höhe derselben an und bleibt überrascht stehen vor dem außerordentlichen Anblick, der sich dem Auge darbietet, und der kaum zu beschreiben ist. Der ganze ungeheuere Saal ist mit Masken angefüllt, gewöhnlich in Costümen, wie ich sie oben beschrieben. Hunderte von Pierrots in weißen Anzügen, mit bunten flatternden Bändern, dazwischen Mädchen, Weiber, fast alle von sehr geringem Stande, aber prächtig herausgeputzt in ihren Beinkleidern von hellfarbigem Atlas, dem weißen Hemd, das den Oberkörper bedecken soll, aber außerordentlich tief ausgeschnitten ist, mit fliegenden Haaren, erhitztem Gesicht bacchantisch jubelnd und schreiend. Der Staub wirbelt empor, erfüllt den ganzen Saal und legt sich wie ein grauer Schleier über die Tanzenden, so daß die Tausende von Wachs- und Gaslichtern Mühe haben, mit ihrem zitternden Glanz durchzudringen — dazu die furchtbare Musik — man glaubt einen Hexensabbath zu sehen. Der Anblick wäre prachtvoll zu nennen, und der des Saales ist es auch; wenn ihn die Menschen mit ihrem wilden Getreibe nicht so außerordentlich gemein, ja vollkommen widerlich machten. Eine solche Ausgelassenheit ist kaum denkbar, nur in wenigen Zügen beschreibbar.

Die Musik spielt eine Française; die Tänzer und Tänzerinnen stellen sich in sechs bis acht Reihen durch die Länge des Saals neben einander, ohne Ordnung auf; an regelmäßige Figuren, die der Tanz vorschreibt, ist natürlicherweise nicht zu denken. Jedes Paar springt gegen einander, von einander, mit einander, wie es ihm gerade einfällt; bald werfen sie den Kopf in die Höhe und halten die Hände hinter sich auf dem Rücken, dann senken sie dieselben tief herab, wie ein paar erboste Stiere, und gehen so, die Arme weit von sich abhaltend, auf einander los. Das Ganze dieses, wie gesagt, „unbeschreiblichen" und — nach Heine's Ausdruck — durchaus nicht zweideutigen Tanzes ist der berüchtigte Cancan, und daß er nicht allzuweit ausgedehnt wird und nicht gar zu sehr ausartet, dafür befinden sich zahlreiche Munizipalgardisten im Saal, die ein wachsames Auge auf die Tanzenden haben, um sie, im Fall die sehr weit gezogene Linie der Schicklichkeit überschritten wird, sanft beim Kragen zu nehmen und ohne weiteres vor die Thüre zu setzen. Am tollsten betragen sich die Weiber; man nimmt von diesem Anblick einen wahren Abscheu mit nach Hause. Sie springen so hoch sie können; sie werfen die Beine in die Luft; sie schütteln den Oberkörper, als wollten sie mit Gewalt das bischen Bekleidung, das ihnen geblieben ist, abwerfen; zum Theil gelingt ihnen dieß auch; und schon in der Mitte des Balles, gegen 3 und 4 Uhr, geben sich manche der Tänzerinnen höchst bedenkliche Blößen. Dazu die rasende Musik — ein Orchester von 300 Menschen, die zarten Soli's einer Polka, vorgetragen von 10 Posaunen und eben so vielen Ophikleiden (bei dem Forte helfen ein paar Dutzend Tambours aus), sowie einer Tamtammaschine, welche einen wahrhaft schrecklichen Spektakel macht. Natürlich erhitzen diese wilden Klänge die Herzen und Köpfe der Tänzer und Tänzerinnen mehr und mehr, und wenn hiedurch bei einer Française das Cancaniren immer toller wird, so jagt bei einem Galopp die ganze aufgeregte Menge unter lautem Geschrei, unter Jubeln und Pfeifen durch den ungeheuren Saal — ein furchtbarer Anblick.

1) D. h. den Grisetten und was daran hängt.

Der alte Musard, der das Orchester dirigirt, steht erhöht vor seinem Notenpult mit einem seltsamen Ausdruck des Gesichts. Man sieht über dasselbe gleichsam sämmtliche Melodieen gehen: bald lächelt und schmunzelt er, wenn die Violinen und Flöten ertönen, jetzt beißt er die Lippen fest aufeinander und schaut finster und stolz um sich, wenn Trompeten und Pauken arbeiten; in diesem Augenblick stützt er den Tactirstock wie einen Feldherrnstab in die Seite und blickt vergnügt auf den rasenden Tanz zu seinen Füßen, dann scheint er wieder ganz theilnahmslos als sei er mit seinen Gedanken anderswo beschäftigt; plötzlich aber und gewöhnlich am Ende eines Galopps, rafft er sich zusammen, schwingt seinen Stock hoch in die Höhe, sieht seine Musiker ringsum an und beschleunigt alsdann das Tempo auf eine Art, daß die tollsten Tänzer kaum nachkommen können. Alles fliegt dahin mit Aufbietung der letzten Kräfte; man sieht in dem ganzen Saale nichts mehr als eine einzige buntfarbige Masse, immer dichtere Staubwolken wirbeln auf, bis die Musik plötzlich abbricht und alles erschöpft durch einander taumelt. Das war der galop infernale! Doch so ermüdet von dieser ungeheuren Anstrengung sind die Tänzer nicht, daß sie nicht nach einer solchen Tour dem Papa Musard ein dreimaliges donnerndes Hurrah brächten, ja zuweilen eilen sie schaarenweise auf das Orchester los; der alte berühmte Capellmeister muß sich in seinen großen rothen Sammetsessel niedersetzen und wird nun im Triumph durch den Saal getragen. Da aber bei zunehmenden Jahren dem Herrn Musard diese Freundlichkeitsbezeugungen anfingen Schwindel zu verursachen, so wird jetzt ein Mannequin bereit gehalten, der statt seiner den Triumphzug mitmachen muß.

Wer für den großen Opernball ein Eintrittsbillet gelöst, hat darum noch kein Recht, sich in die Logen des ersten und zweiten Ranges zu begeben, diese werden noch besonders vermiethet. Damen aus der vornehmen Welt, Fremde, die den tollen Lärm auf kurze Zeit mitmachen wollen, befinden sich dort im Domino, dicht verschleiert und maskirt, alle Reihen sind auf diese Art anständig besetzt, die oberen dagegen, die dritte und vierte, welche für jedermann frei sind, in eben so bunter und toller Mischung, wie der Tanzsaal selbst. Da oben ruhen sie aus von der gehabten Anstrengung, von den Folgen des Tanzes und des Weines, und wer von den Zuschauern die ganze Widerlichkeit dieser Orgie mit ansehen will, werfe einen Blick in die Opernloge. Da liegen Männer und Weiber langausgestreckt auf den rothsammetenen Bänken, lachend, plauternd oder schlafend. Die Municipalgardisten, die hier oben am zahlreichsten sind, haben alle Mühe, wenigstens die nothwendigste Ordnung aufrecht zu erhalten. Von hier, wo man den ganzen Saal übersieht, bemerkt man nichts mehr als wirres Durcheinandertreiben unter einem grauen Staubschleier, überstrahlt von zahllosen Lichtern.

Aber auch nüchterne Zuschauer sieht man genug hier oben, die nachdenklich hinabblicken in diese allgemeine Verwilderung. Da saß neben mir ein Pompier mit seinem spiegelblanken Messinghelm, ein ältlicher Mann, der gewiß schon viele Jahre diesem Sodom-Getümmel zugeschaut. Er hatte die Hände auf die Brüstung gestützt und dachte sicherlich darüber nach, wie diese Opernbälle von Jahr zu Jahr wilder und ausgelassener werden, denn als ich einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte, sagte er mir ganz ruhig: Ah, oui Monsieur, mais où finira ça!

„La pipe du père Remy."

*** Vom Dunkelboden. Mit der Aufschrift: „La pipe du père Remy" findet man im „L'ouvrier" vom 20. Juli ein Gespräch zwischen einem Raucher und einem Nichtraucher, welches in unsern Tagen, wo soviel im Rauche aufgeht, weiter bekannt werden dürfte; darum soll es hier auch in deutscher Sprache gegeben werden. —

Ihr beklagt euch also, daß Alles theuer, der Verdienst aber gering sei.

Ach! ja, mein Herr! es ist dieses nur zu wahr.

Aber! Vater Remy, wisset ihr auch, woher dieses kommt?

Mein Gott, dieß kommt daher, mein Herr, weil ich ein Vater von vielen Kindern bin; weil die Natur karg ist, die Erdäpfeln nicht mehr gerathen; weil ich nicht mehr rüstig genug bin, eine ganze Woche die Säge oder Hacke handzuhaben, weil die Arbeit wenig und schlecht bezahlt ist, endlich weil wir in einer schlechten Zeit leben.

Jedoch, Vater Remy, wenn ihr mehr sparen würdet, könntet ihr vielleicht leichter den Schluß des Jahres abwarten!

Was sagt ihr da?

Ja, ich glaube, daß ihr gewisse Sachen entbehren könntet.

O! mein Herr, das ist nicht möglich. Ich, mehr sparen! Gewisse . . . Nein, seid dessen sicher, ich bin häuslich...

Werdet nicht ungehalten, Remy. Ich meine, wenn ihr euer geringes Einkommen nur für das Nothwendige verwenden würdet, gewiß, ihr müßtet in 10 Jahren ein vermöglicher Mann werden.

Wie das? erwiederte Remy.

Nicht wahr, ihr habt eine Tabakspfeife?

Ja.

Wohlan! würdet ihr bedenken, daß diese Pfeife es ist, welche euch bei schmälen Einkommen. Alles vertheuert und die Zeit schlecht macht, ihr würdet dieselbe auf der Stelle wegwerfen.

Was! meine so theure Pfeife!

Würdet ihr beherzigen, daß diese euch so lieb gewordene Pfeife, welche euch oft um das Nothwendigste bringt, daß diese gebrechliche Sache, an der ihr mit soviel Leidenschaft hängt, eine verrätherische und treulose Freundin ist, eine Freundin die von eurer Gesundheit und Börse zehrt und euch in noch schlimmere Lage bringt; nur einmal wenn ihr dieses überdenken würdet, alsbald würdet ihr dieses gebrechliche und höchst nachtheilige Werkzeug auf den Boden hinwerfen.

Remy schaut ganz verhofft darein.

Nichts für ungut; es handelt sich ja um euren Vortheil; denn die Pfeife ist ein gemeinschädliches Ding. Es kostet diese Pfeife allerdings kaum einen Sou*); allein nehmt an, was nicht zu glauben ist, daß ihr dieselbe schon 10 Jahre habt, wisset ihr, um wie viele Nahrungsmittel sie euch in dieser Zeit gebracht hat? Laßt uns rechnen, Vater Remy. Ihr gebt vielleicht täglich einen Sou für den Tabak aus.

Manchmal zwei, bemerkte Remy.

Nehmen wir den Tag nur einen Sou an, so macht dieses die Woche 8 Sous, das ganze Jahr 18 Francs**), und nach Verlauf von 10 Jahren seid ihr um 180 Francs Brod gebracht.

Mein Gott, ist es möglich!

Merket wohl, Vater Remy, in diese Rechnung sind die zerbrochenen Pfeifen noch nicht miteingerechnet, nehmt nur an, daß jedes Monat eine Pfeife unbrauchbar werde, so macht dieses in 10 Jahren 120 Pfeifen und eine Ausgabe von 6 Francs, und so sind in Summa 186 Franks in Rauch aufgegangen. Und da sind die Tage noch nicht in Anschlag gebracht, wo ihr für 2 Sous, noch die Festtage, wo ihr vielleicht für 3 Sous Tabak verbrauchtet. Nehmet dazu die Unzahl von verbrannten Zündhölzchen. Erwägt, daß ihr euch an der Gesundheit schadet, statt ihr, wie ihr irrthümlicher Weise meint, zu nützen, viele Zeit verliert, Kleider verbrennt, auch das Haus anzünden könnt, daß ihr bei eurer Frau an Achtung einbüßt, euren Kindern ein schlechtes Beispiel gebt, die vielleicht 3 und 4 mal soviel das Jahr verrauchen und Pfeifen brechen. Vergesset nicht, daß zum Rauchen an gewissen Tagen auch eine Tasse Kaffe oder Flasche Wein gehört, wodurch die Ausgaben

*) 1 Sou ist der zwanzigste Theil eines Francs.

**) 5 Franken gelten 2 fl. 20 kr.

sich oft ins Unendliche steigern, so daß man vom Glücke sagen kann, wenn man nicht bei Bekannten borgen muß. Füget endlich zu die Streitigkeiten in Wort und That, welche beim Dampfe vom Tabak, Kaffee und Wein sich entwickeln können, und ihr habt einen so ziemlichen Begriff. . . Allen Dank! unterbrach Vater Remy, ganz betroffen, und indem er ausrief, das ist die letzte, warf er die Pfeife in Trümmer.

Ein Sturm und der „Great Eastern."

* Der „Great Eastern", das größte Schiff der Welt, hat neulich wieder von Liverpool eine Fahrt nach Nordamerika angetreten, die ihm aber übel bekommen, denn da das Steuer und die Maschine während eines furchtbaren Sturmes gebrochen, hat das Riesenschiff wieder umkehren und die irische Küste gewinnen müssen. Ein Deutscher, den die Augsb. Allg. Ztg. als Berichterstatter auf den nordamerikanischen Kriegsschauplatz eigens schickt, hat dem genannten Blatte einen ausführlichen, sehr interessanten Bericht über diese Fahrt geschrieben. Wir entheben dieser langen Schilderung einiges Wenige:

„Der „Great Eastern" fliegt hin und her wie ein Federball; die See brüllt u. s. w.; kurz wir haben einen Sturm und heute Nacht Nothschüsse gelöst.

Eine Welle stieg auf den Nacken der andern, wie Akrobaten zu thun pflegen, und von unserm Schiff aus, so hoch es ist, sah es aus, als stünden wir am Fuß eines Bergabhanges.

Das Schiff fing an zu rollen, das heißt, es schwankte von einer Seite zur andern, und man sagte mir, daß es nicht Ladung genug eingenommen habe und nicht tief genug im Wasser sitzt. — Bedenken Sie immer, daß ich von einem eisernen Gebäude rede, welches thurmhoch und 700 Fuß lang. Denken Sie sich den Straßburger Münster hin- und hergeworfen wie eine Nußschale. Es war äußerst schwierig auf dem Deck zu stehen, denn die Seiten des Schiffes küßten beinahe den Ocean

Noch spät in der Nacht kam mein Steward und brachte die Nachricht, daß der Capitän versuchen wolle, das Schiff zu wenden, um in den Hafen von Cork (Queenstown) einzulaufen.

Mitten im Brüllen des Meers und im Pfeifen des Sturms beunruhigte mich ein Geräusch, welches von dem ersten Speisesaal herkam, neben dem meine Cajüte lag. Es war, als ob Felsblöcke durchs Wasser hin- und hergeschleudert würden. Endlich ließ mich meine Neugierde nicht länger im Bett und aus der Nebenkajüte, die ein Fenster nach dem Speisesaal zu hatte, sah ich ein höchst seltsames Schauspiel.

Man hatte so fest daran geglaubt, daß der „Great Eastern" viel zu groß sei, um von den Wellen sehr geschüttelt zu werden, daß man die Tische, Bänke u. s. f. nur ganz leicht durch kleine Nägel an dem Fußboden befestigt hatte. Alle Speisetische waren umgestürzt und ebenso alle Stühle, Teller, Gläser, Flaschen, Messer, Gabeln, Terrinen, Theekannen, Wasserkannen, kurz die heterogensten Dinge wirbelten mit einer erstaunlichen Vehemenz durcheinander. Ich kann es mit nichts vergleichen, als mit der Verwüstung, die ein Eisgang anrichtet. Die massiven Mahagonytische streckten verzweifelnd ihre Arme, oder vielmehr Beine, gen Himmel und gemeine Stühle stürzen sich hinein. Alle schienen sich aber gegen die Mahagonygeländer verschworen zu haben, welche die Eingänge zu den Cajüten bildeten. Sie stürmten dagegen und die zierlichen Säulen krachten; die schweren Möbel stürzten hinunter auf gläserne Dächer, die den untern Räumen Licht gaben, in denen ein förmlicher Hexensabbath aufgeführt wurde, denn durch offen gelassene Fenster drang die See herein, und das Wasser rauschte hin und her wie das Schiff schwankte. (Ich wollte, sie könnten sehen, wie das Schiff jetzt schwankt, während ich schreite, am 15. Sept. Sonntag. Ich habe mich festgebunden.) Die schweren Kronleuchter bewegten sich wie Pendel und ich fürchtete, sie jeden Augenblick herunterkommen zu sehen, denn ich traute den vergoldeten eisernen Ketten, an denen sie hingen, durchaus nicht. Die Flaschen- und Gläserbehälter über den Eßtischen brachen los. Eins davon stand aufrecht, hatte einen Besen im Arm und schäkerte mit einem Eimer, den ein Steward im Saal gelassen. Manchmal kam eine augenblickliche Stille, als ob die hölzernen Tänzer überlegten, welche neue Touren sie in diesem Cotillon aufführen sollten. Die Tische glitten auf dem Teppich, wie auf einer Eisbahn, und Geländer und was sonst im Wege war, splitterte. Da ich keine Lust hatte, mitzutanzen, so legte ich mich wieder in mein Bett, band meinen Arm an einen Pfosten und schlief trotz all dem Lärm und trotzdem daß die See wüthend um Einlaß an mein Fenster klopfte. (Schluß folgt.)

Rosenkranz in Königsberg.

Ein Rosenkranz bebt mehr vor unsern Rosenkränzen
Als vor dem Judengift und allen Pestilenzen . . .
„Die Katholiken haben überhaupt
Kein Daseins-Recht," wie Flaz nach Luther glaubt
Und Voltair' auch französisch hat gesprochen;
Und Hegel ist ihm schwäbisch nachgekrochen.

Eremita Jenchovensis.

= München, 27. Sept. Wie wir aus vollkommen sicherer Quelle vernehmen, wird Se. Maj. der König Max das diesjährige Oktoberfest durch seine Anwesenheit in München nicht verherrlichen, indem das kgl. Hoflager bis Mitte Oktober in Berchtesgaden verbleibt. — Heute wurden hier die N. Münchner Ztg., der Volksbote und der Münchner Bote confiscirt wegen eines Inserats bezüglich der Braunschweigischen Staatslotterie. Der Süddeutschen steht wohl das gleiche Schicksal bevor, denn auch sie hat dieses Inserat in ihrer heutigen Mittagsnummer. Diese Confiscationen, namentlich jene der N. M. Ztg., haben in Kreisen, wo man deren Grund nicht kennt, großes Aufsehen erregt.

△ München, 28. Sept. Ein in der Kammer vorgelegter Gesetzentwurf verlangt Zinsengarantie zum Bau von Eisenbahnen in der Pfalz und zwar: durch das Alsenzthal an die Rhein-Nahe-Bahn; von St. Ingbert nach Homburg; von Speyer nach Germersheim; von Bilsen an den Rhein bei Karlsruhe; von Dürkheim nach Neustadt. — Staatsminister Frhr. v. Schrenk erklärt auf die von Dr. Völk am 21. d. Mts. gestellte Interpellation: Die Verfassung kenne nur den Weg der Beschwerde oder der Ministeranklage; das Ministerium wollte das Willigungsrecht der Kammer wahren, indem es nachträglich die Zustimmung derselben einholte; daß nur eine zustimmte, dadurch sehe das Staatsministerium die Bedeutung noch nicht beseitigt; dasselbe werde in Zukunft an der Verfassung und am Verfassungsverständniß festhalten, jede verfassungswidrige Ausgabe vermeiden und die Kammern könnten den künftigen Nachweisungen mit Beruhigung entgegensehen (lautes Bravo).

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 28. Sept. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4048	237	23	24	22	37	21	42	—	54	—	—
Korn . . .	1642	203	15	6	13	38	12	23	—	—	—	46
Gerste . .	5310	479	14	25	13	51	13	28	—	9	—	—
Haber . . .	1767	190	7	19	6	50	6	28	—	—	—	6

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)



Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 41. Den 14. Oktober. Burkhard.

Der Roßkamm.

Historische Novelle aus der Zeit des Schwedenkrieges gegen Dänemark, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von Dr. G. Kielle.

(Fortsetzung.)

„Na, nun kann ich Euch etwas Neues erzählen", sprach er, stemmte beide Fäuste in die Seite und stellte sich mit den kurzen Beinen recht breit auf die Diele hin, „ja ich kam zur guten Stunde nach Middelfahrt. Dort und in der ganzen Gegend waren alle Herzen froh und Aller Mund voll von dem großen Entsatz, der mit Nächstem uns zu Hilfe kommen und die Schweden aus dem Lande jagen wird. Ja, in Assum, diesseits Odensee, hörte ich die Schweden selbst davon reden. Ich bin ganz sicher und Ihr könnt Euch auf mein Wort verlassen. Ich war just darüber her, mit dem schwedischen Rittmeister Kron um seinen Blauschimmel zu handeln und verband ein Soldatenpferd für ihn, das ein Vorderbein gebrochen hatte, da hörte ich die Stallknechte wispern und ganz kurioses Zeug mit einander plaudern."

„Ja, ja", sagte Thor Hansen und schüttelte den Kopf, „wenn Lügen Latein wären, da könnte ich auch predigen."

Der Roßkamm sah ihn groß an, während das junge Volk sich zuwinkte. „Wißt Ihr was, Vater Thor!" fuhr er fort, „ich bin ein gut zugerittenes Vieh, ich gehe grade im Wege fort. Ihr könnt's glauben, ich mache keinen Seitensprung und werde nicht scheu, ich gehe einen gleichen hübschen Trab weg, und habe keine Mucken, darum könnt Ihr auf mein Wort vertrauen, — ja", fügte er langsam mit Nachdruck hinzu, und sah nach Christinen, „es könnte sich treffen, daß es noch mehr Leute als Euch allein verdrießen würde, wenn Ihr gar zu ungläubig wäret." Als der Alte vorsichtig schwieg, fuhr Morten Thy fort: „Habt Ihr denn niemals von den vielen hübschen Bauernmädchen gehört, die zu Rakjendorg in diesem Jahre haben dienen müssen, so lange der junge Graf Magnus dort im Quartier gelegen hat? Wißt Ihr nicht mehr, wie es Eures eigenen Weibes Schwesterkind gegangen ist? Die Ehre wird schon an Euer Haus auch noch kommen. Das Mädchen dort ist gut aufgerichtet, hat ein schönes Gangwerk und ein reines Auge, so was bleibt nicht lange in der Verborgenheit."

„Ach was", sprach Thor Hansen, „Mancher schreit und schadet nicht; wer sollte uns den Tort anthun?

„Ich nenne Keinen", erwiederte der Roßkäufer, „Ihr kennt ihn eben so gut als ich; aber wenn Ihr Euer eigenes Beste wollt, so weiß ich ein Mittel, welches sie und Euch vor ihm und allen andern solchen Schnapphähnen befreien kann. Gebt sie mir zur Liebsten, sagt zu allen Leuten, wenn Ihr auf das Mädchen zeigt: da geht Morten Thy's Braut, dann werdet Ihr schon sehen. — Was hilft es mir, daß ich silberne Knöpfe an der Jacke trage und bald sie vielleicht auch vergolden kann, was nützt es, daß ich Hof und Feld, Pferd und Kühe besitze, wenn ich nicht ein kleines Weibchen habe, die Alles mit mir theilen kann. Sie soll es gut haben und bei mir sicher sein, wie in Abrahams Schooß."

„Ja, alt genug ist sie schon", fiel hier der junge Bursche höhnisch lächelnd ein.

„Ah, Hänschen! spring doch hinaus und gib dem schwarzen Graf eine Hand voll Heu, hörst Du? geh' mein Sohn, geh!" Als Hans hinausgegangen, fuhr Morten Thy fort: „wie ich Euch sage, traut dem Wachtmeister nicht. Svartberg hat Schlimmes mit dem Mädchen im Sinne; woher ich das weiß, müßt Ihr mich nicht fragen; aber es versteht sich, wenn Ihr Courage habt, mögt Ihr thun, was Ihr wollt."

„Ja was würde da nur der arme Hans sagen? warf der Alte zögernd hin.

„Hans?" rief der Roßkamm verwundert, es ist ja rein vorbei mit ihm und Christinen, schon seit lange sollte man meinen, sie haben ja gar nichts mehr miteinander. Ueberdieß", flüsterte er zum Vater, „könnt Ihr wohl denken, daß das nur Scherz ist; meint Ihr, daß ich, so ein alter Klepper, in einem Gespann mit dem jungen Füllen ziehen könnte." — „Nun was sagst Du denn, mein Kind, willst Du wohl des Spasses halber mit Morten Thy Liebste spielen?"

„Laßt mich mit Euren Possen in Ruhe", rief Christine und wehrte ihn ab. Er lief ihr rund herum in der Stube nach. Da ging die Thüre auf, und Wachtmeister Svartberg, dessen Rückkehr in den Hof man nicht bemerkt hatte, trat mit klirrenden Sporen ein. „Alle Wetter! was ist hier los?" rief er, das Lederkasket vom Kopf nehmend, als er den Lärm in der Stube hörte.

„Ich wollte mir nur den ersten Kuß von meiner kleinen Braut holen, Herr Wachtmeister, und das wollte sie nicht leiden!" antwortete der Roßkäufer ohne ein Zeichen der Furcht.

„Deine Braut, du Dickwanst?" rief Svartberg verwundert, „ja das will ich, alle Wetter! noch viel weniger leiden. Hier hat kein Mensch ein Recht, etwas zu nehmen, und wenn es ein Kuß wäre, ohne meine Erlaubniß, versteht Ihr?"

„Sachte, sachte", sagte Morten Thy im spaßhaften Tone, „ich bin freilich nur ein kleiner David gegen einen solchen Goliath wie Ihr, aber ich bin behende, ja, ja, ich kann höhere Sprünge machen, als vielleicht Mancher glaubt, und wenn ich will, kann ich noch vorgreifen und die blonde Stirnmähne zu fassen kriegen, wenn Ihr mir meine beste Creatur aus dem Stalle ziehen wollt. — Ihr versteht doch Spaß, Wachtmeisterchen?" setzte er mit listiger Miene hinzu.

„Nein, nein, Roßkamm! Ich verstehe Euch gar nicht, Ihr seid ein verstockter Herr! Man bekommt Euch nicht, wo man Euch haben will. Ihr habt Euch ja kürzlich erst krank gestellt, als ich Euch gerne gehabt hätte, um nach meinem Pferde zu sehen, und nun höre ich, seid Ihr fort gewesen; — wo waret Ihr denn?"

„Ich bin", antwortete der Händler ruhig, „westlich im Lande herum in meiner ehrlichen Handthierung gewesen; und nun heute am Abend so eben erst komme ich nach Hause und die Erste, die ich denn da besuchen wollte, war meine Kleine hier drinnen, — außerdem wollte ich auch ein paar Worte mit dem Herrn Wachtmeister reden."

„Ihr wollt mit mir reden? so kommt und fördert Euch, aber nehmt Euch in Acht, daß mein Pallasch nicht Lust bekommt, mit Eurem Rücken zu reden!" Svartberg nahm bei diesen Worten den kleinen dicken Mann beim Kragen und schob ihn vor sich her in die andere Stube.

Thor Hansen und die jungen Leute, die diesem Gespräch zugehört und aus Vorsicht den Roßtäuscher das Wort hatten führen lassen, ungeachtet ihnen sein ganzes Verfahren nicht recht behagte, standen nun stumm und verwundert und lauschten; aber sie konnten nichts hören, denn in der andern Stube wurde nur ganz leise und in kurzen abgebrochenen Fragen und Antworten, wie es schien, das Gespräch geführt. Es währte nicht sehr lange, so kamen beide Männer wieder heraus, der Pferdehändler mit seiner gewöhnlichen ruhigen schelmischen Miene, der Wachtmeister dagegen mit einer Mischung von Aerger und Mißtrauen im Blicke. Als Morten Thy Abschied nahm und ging, begleitete er ihn mit einer gewissen gezwungenen Höflichkeit sogar hinaus in den Hof, und kam erst zurück, als man das Pferd die Dorfgasse hinunter traben hörte.

Vater und Sohn gingen nun nach den Ställen, um abzufüttern, Svartberg dagegen spazierte mit verschränkten Armen gedankenvoll in der Stube auf und ab. Mit einemmal blieb er vor dem Mädchen stehen, welches schweigend da saß und spann, und betrachtete sie lange mit Zärtlichkeit. Endlich sprach er: „Pfui Kuckuck, mein Herzkind? willst du dich denn im Ernst bequemen, den schwarzbartigen Kobold zu nehmen?“

„Kümmert Euch doch nicht darum, was er sagt, Svartberg“, sagte Christine erröthend, „Ihr wißt ja, wie er ist.“

„Ja freilich“, versetzte der Kriegsmann heftiger, „ich weiß wohl, wie er ist, aber ich weiß auch zum Geier! wie ich bin. Ich könnte wohl besser sein, aber du, Christine, dein Vater und Alle, die zu Euch gehören, wissen auch, daß ich nicht einer von den Schlimmsten bin.“

„Ja, das weiß Gott, Svartberg, Ihr seid uns mehr ein Tröster und Helfer gewesen, die ganze Zeit, daß Ihr bei uns waret, und ohne Euch mag der Himmel wissen, wie wir daran gewesen wären.“

„Sage du mir aber nur, Christine, wie ich mit dir daran bin, denn das verstehe ich nicht. Du weißt, ich halte etwas auf dich, das habe ich nie vor Dir verhehlt, und es scheint mir auch gar nicht, als wenn du just böse gegen mich wärest, und nun erzählt mir der dicke Roßkamm, daß Du seine Braut seist! antworte mir aufrichtig, ist das wahr?“

Als das Mädchen aus einer sehr natürlichen Besorgniß mit der Antwort nicht heraus wollte, setzte sich der Wachtmeister zu ihr auf die Bank und suchte mit dem zärtlichsten Tone und den süßesten Worten, die er zu finden vermochte, ihr zu schildern, wie theuer sie ihm wäre und was für große Stücke er auf sie halte; er suchte ihre Dankbarkeit in Anspruch zu nehmen, indem er sie erinnerte, welchen wohlthätigen Einfluß seine Gegenwart für das Haus gehabt habe, das ohne seinen Schutz schwerlich der Plünderung oder anderer Gewaltthätigkeiten entgangen wäre; er malte ihr mit den schönsten Farben, so weit in seinen Kräften stand, aus, wie herrlich und reich er mit ihr leben würde, wenn sie nach dem Ende seiner Dienstzeit ihm nach Schweden folge, wo er in Dellerren einen Hof besitze, und sein Weib werden wolle; er zog auch einen breiten goldenen Ring, auf dem sein Namenszug eingegraben war, vom Finger und versuchte, jedoch vergebens, ihr denselben aufzunöthigen. Er fragte nochmals mit wehmüthiger Innigkeit, ob es denn wirklich wahr wäre, was Morten Thy ihm mitgetheilt. Bei dieser Gelegenheit, wie überhaupt, zeigte er, ungeachtet seiner heftig bewegten Rede, doch jedesmal eine gewisse Vorsicht, wenn er dieses ihm bisher ganz gleichgültigen Menschen erwähnte. Zuletzt, als Christine mit Thränen in den Augen dennoch bei ihrem Schweigen verharrte, stand er auf. Ich habe dir nun meine Herzensmeinung gesagt, und ich muß ohne große Eitelkeit hinzusetzen, daß ich bessere Gedanken von dir habe, mein wackerer Schatz, als daß ich glauben kann, du würdest aus freiem Willen jenen kleinen dicken Igel von Jütländer einem tapfern Schweden und schlanken Kriegsknecht vorziehen, wie ich bin. Aber vielleicht fürchtest du dich vor deinem Vater? oder selbst vor dem kleinen Bräutigam? Nun gut, dann will ich dich ganz in meinen Schutz nehmen; zu Raskjenberg“ — hier sah das Mädchen erschrocken von ihrer Arbeit zu ihm auf — „habe ich einen guten Freund und Kamerad, der sich auch hier im Lande verheirathet hat. Willst du also wie ich, so bringe ich dich dort hin und dort bleibst du in Sicherheit, bis wir über kurz oder lang von hier ziehen — und das dauert nicht mehr sehr lange“, setzte er mit leiser Stimme hinzu.

Das eine Wort „Raskjenberg“ that bei Christinen eine Wirkung, die Svartberg nicht erwartet hatte. Sie dachte mit Schrecken an das, was sie schon früher öfter gehört und was der Pferdehändler soeben wiederholt hatte, sie erinnerte sich an dessen treuherziges Anerbieten seines Schutzes und sah hiernach in Svartbergs Benehmen nur einen feinen Plan, den er zufolge seiner sanfteren Natur lieber mit List als mit Gewalt ausführen wollte. Sie erklärte also dem Wachtmeister rund heraus, daß sie wirklich Morten Thy's Verlobte wäre, bat ihn auch in diesem Falle sich ebenso menschlich zu zeigen, wie bisher und versicherte ihn hoch und theuer, daß sie ihrem Versprechen treu bleiben würde; ja sie ging sogar so weit, ihm zu sagen, er müsse sehr schlechte Gedanken von ihr haben, wenn er vermeine, sie mit seinen goldenen Worten und schönen Manieren zu locken.

Alles dieses sagte sie dem jungen Schweden mit einfachen schlichten Worten, und in einem zwar bewegten doch sanften Tone; aber der ganze Ausdruck in ihrem Gesicht und in ihrer Haltung verrieth so viel Festigkeit des Willens, daß Svartberg, nachdem er nochmal mit äußerstem Erstaunen die Bekräftigung der Wahrheit ihrer Aussagen wegen Morten Thy gefordert und wiederum beim Namen dieses Mannes eine Art Unsicherheit sehr deutlich an den Tag gelegt hatte, endlich schnell und mit einem Ausruf der Betrübniß seinen Pallasch und Helm vom Tische aufraffte und in seine Stube eilte.

Früh am Morgen des folgenden Tages, etwas vor Tagesanbruch, — es hatte die ganze Nacht geregnet, stürmte noch, und der Himmel war unfreundlich und grau, — stand Christine im Kuhstall; sie war schon längst mit dem Melken fertig, aber sie stand noch da und wartete auf Jemand. Ihr Herz war sehr beklommen, daß die Ruhe und Sicherheit, deren sie und ihre Hausgenossen sich bisher zu erfreuen gehabt hatten, nun gestört zu sein schien, und daß sie sich als die unschuldige Ursache davon ansehen mußte, dieß preßte einen Seufzer nach dem andern aus ihrer Brust. Nach einer Weile klopfte es an dem kleinen Pförtchen, welches aus dem Stalle in's Freie hinaus führte; sie öffnete es hurtig für den eintretenden Hans, schloß es wieder und rief: „Ach, bist du endlich wieder da, ich habe mit großer Angst dagestanden und auf dich gewartet!“

„Ja“, sprach der Bursche und holte tief Athem, „ich bin jetzt beim Roßkamm gewesen. Er lag in seinem Bette, schlief ganz ruhig und wurde fast böse, als ich ihn weckte; doch erzählte er mir, er hätte erfahren, Gott weiß wo, dänisches Kriegsvolk hätte gestern Abend einen Versuch gemacht, bei Ryburg zu landen; aber vom Sturm verhindert, hätten sie ihren Zweck nicht erreichen können, worauf sie denn nordwärts gefahren wären. Eben so wollte er wissen, daß deutsche und dänische Truppen der Insel auf der Westküste zu Hilfe kommen würden. Was dich angehe und seinen Einfall von gestern Abend, so blieb er dabei, daß jener Plan das einzige sichere Mittel sei, Svartbergs Nachstellungen zu entgehen, und setzte er ferner hinzu, ich könne ja nicht wissen, ob dieß ganz Spaß wäre; das ginge mich nichts an, aus Scherz könne Ernst werden, meinte er; als ich aber auf das Bestimmteste versicherte, daß ich weder solchen Scherz noch solchen Ernst von ihm leiden würde, so lachte er mich aus und hieß mich in Gottes Namen gehen, und ihn in seiner Koje liegen lassen. Ich schlich mich nun durch's Dorf, hörte die Trompeter Alarm blasen, die Reiter fingen an aufzusitzen und sich zu sammeln, und wir können keinen Augenblick vor dem Wachtmeister sicher sein.

Alles dies erzählte Hans ganz athemlos, und als sein Bericht geendet war, wollten die jungen Leute für den Tag von einander Abschied nehmen, da stand plötzlich der Wachtmeister Svartberg hinter ihnen. „Ei, der Tausend, mein Schätzchen," rief dieser mit zitternden Lippen, bleichen Wangen und funkelnden Augen, in denen sich eine bittere Ironie aussprach, „ist es hier zu Lande Sitte, zwei Männer zu haben! Das ist ja sehr nett! Einen alten und einen jungen, und beide Jüten! Nun weiß ich, wie ich daran bin, und wie du es haben willst; glaube nur nicht, daß ich das ganze Complott nicht durchschaue. Aber warte ein wenig, ich werde gleich für uns alle zusammen sorgen. Heda! rief er zwei Reitern zu, die im Hofe hielten, Oluf und Peter! sitzt ab und bindet mir diesen Kerl auf den Rüstwagen, den ihr nach Nyburg führen sollt."

Während die bärtigen Reiter sich anschickten, dem Befehle ihres Wachtmeisters nachzukommen, wandte sich dieser wieder zu der erblaßten zitternden Christine. „Sieh' einmal, mein Schatz! also so müssen wir uns treffen? weißt du nicht mehr, was du mir gestern Abend sagtest? Wahr ist es, du machtest mich so wehmüthig wie ein altes Weib; ich bin in meinem Leben nicht so weich gewesen, seit meine alte Mutter mich eingewindelt und mit einem Nutschbeutel im Munde in die Wiege gelegt hat. Nun dieß soll auch das letzte Mal gewesen sein, daß ich gute Worte brauche, wo ich sehe, daß nur Gewalt vorwärts führt. Nein, nein!" schrie er dem Mädchen zu, das mit Thränen, ohne ein einziges Wort hervorbringen zu können, die gefalteten Hände zu ihm emporhob, „den Kerl dort, den rettest du nicht, und wenn du auch ein Engel vom Himmel wärst, — warum bittest du nicht für deinen andern Bräutigam auch, könntest es vielleicht noch nöthig haben. Aber beim Himmel, keine Gnade, kein Pardon."

„Ach was da, Wachtmeister! der Geier auch," sprach plötzlich eine Stimme hinter ihm, „Ihr werdet doch nicht so bübisch sein! Ihr schlagt grimmig aus, aber ich glaube dennoch, Ihr lasset Euch mit einem Büschel Heu kirren. Aber kommt einmal mit mir bei Seite auf ein Wort!"

Der Roßkamm, — denn dieser war es, — zog den aufgebrachten Schweden am Bandelier, und dieser folgte, obschon mit merklichem Unwillen, bis in einen entfernten Winkel des Hofes. Hier knüpfte Morten Thy ganz langsam seinen braunen Kittel, dann noch drei bis vier Westen und Brusttücher auf, und zog endlich einen kleinen faltigen Lederbeutel hervor, dessen Inhalt er vorzeigte. Es war ein Stück Papier oder Pergament, und des Roßkamms darauf weisender Finger ruhte mit besonderem Nachdruck auf der Unterschrift, um mit dieser gleich einer Zauberformel die Heftigkeit des Kriegers zu beschwören, was auch, wie es schien, gelang. Ruhiger, aber mit einem barschen und verdrießlichen Ausdruck im Gesicht, wie einer, der mit dem größten Widerstreben sich eines Andern Willen unterwirft, näherte er sich wieder der betenden Christine und Hanns Thorsen, der mit trotzigem Schweigen zwischen den beiden Dragonern stand.

— „Laßt den Kerl los!" rief der Wachtmeister befehlend, „und dann zu Pferde! Ihr sagtet Morten Thy, daß wir heute auf immer von hier wegziehen? woher Ihr das wißt, darum will ich mich nicht weiter kümmern, aber das binde ich Euch auf die Seele; für das Hierbleiben dieser hier steht Ihr mir; wenn ich hierher zurückkomme, werde ich sie von Euch fordern und, Gnade Euch Gott, wenn Ihr mich betrügt!" — Dieß sagte er, während er den Bauchgurt seines Pferdes fester schnallte, aber als er sich umwendete, war der Roßkamm schon fort. Svartberg schwang sich jetzt mit Eile in den Sattel, ohne die jungen Leute nur eines Blickes zu würdigen, ritt im Galopp aus dem Hofe und vergaß dem hübschen Mädchen auch nur einen von den freundlichen Blicken und Winken zuzusenden, mit denen er vorher so oft von ihr Abschied genommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Familienlektüre.

* „In 330,000 Exemplaren", schreibt die Broschüre, „die katholische Presse Deutschlands" (Freiburg bei Herder), „gehen wöchentlich von Leipzig, Stuttgart, Wien und Berlin, die kirchenfeindlichen oder indifferenten illustrirten Blätter in die deutschen Familien.... Die bei diesen Organen beschäftigten Literaten verstehen es, systematisch in homöopathischen Dosen Gleichgültigkeit und Verachtung gegen die Kirche einzufiltriren." — Wir müssen dies sehr beklagen, indem durch diese periodische Literatur so viel oder noch mehr geschadet werden kann, als durch die tägliche politische. Abgesehen davon, daß der Geist der in den Erzählungen, Novellen ꝛc., welche in diesen Zeitschriften mitgetheilt und von allen Gliedern der Familien, auch den Frauen, gelesen werden, nicht immer noch den des Christenthums als Agens besitzt und jenen reinen Hauch der Sittlichkeit vermissen läßt, wie er z. B. in den Schriften des Conscience's, Trautmann's und anderer derartiger guten Schriftsteller weht, was leider die Mehrzahl der Lesenden wenig oder gar nicht zu beurtheilen versteht und erkennt, so wird oftmals, wie die erwähnte Stelle der Freiburger Broschüre richtig bemerkt, in homöopathischen Dosen Gleichgiltigkeit u. s. w. in religiöser Beziehung eingeflößt. Uns liegt z. B. das 9. Heft 1861 des illustrirten Familienblattes „die Gartenlaube" vor; darin lesen wir einen Aufsatz über die angeblichen „Christenverfolgungen in Italien", beziehungsweise hier der Waldenser und ist dann ein besonderer Artikel über den gegenwärtigen Stand des Protestantismus in Italien in Aussicht gestellt. Auch für diesen, versichert der Verfasser, werde er den zeitgeschichtlichen Versuch L. Wille's über das „Evangelium in Italien" hinsichtlich der Thatsachen zu Grunde legen. Dann aber schließt er seinen ersten Aufsatz folgendermaßen: „Seine (Wille's) Anschauung von Gott wird uns jedoch fremd bleiben, denn wer nach der furchtbaren Weise der Unterdrückung des reformatorischen Geistes in Italien zu dem Ausrufe kommt: „Man kann nicht anders als Gottes rächende Hand erkennen, welche das unglückliche Land in das selbstverschuldete Gericht dahingab!" — wessen Theologie noch heute es zuläßt, solch einen ingrimmigen Judengott auf den Altar der Religion der Liebe zu setzen, wer solche miserable menschliche Leidenschaften, wie Rachsucht, und noch dazu an Unglücklichen und Unschuldigen, am höchsten Wesen wiederfindet, der könnte leicht vor dem priesterlichen Herrsch- und Verfolgungsfieber nicht sicherer sein, als die treuesten Jünger und eifrigsten Diener des armen unbefleckheitseligen Pio Nono und seines jesuitischen Generalstabs!" — Ohne mit Wille zu behaupten, daß das Unglück Italiens eine gerechte Folge der frühern Einschreitungen gegen die Waldenser sei, fragen wir, ob solch rationalistisches, schöngeistiges Gefasel, das sich über die strafende Gerechtigkeit Gottes entsetzt und sie mit Phrasen beseitigt, das sich in einer Weise wie die obige über den milden, in der Verherrlichung der Mutter des Erlösers glücklichen und eifrigen Papst Pius den Neunten ergeht, eine Lektüre für Familien ist und welche Frucht derartige homöopathisch eingestreute Dosen der Gleichgültigkeit und der puren Vernunftreligion nach und nach tragen müssen? Wann schafft man im kathol. Deutschland endlich einmal illustrirte Zeitschriften, welche diese Leipziger, Berliner und andere Produkte verdrängen? Wir verlangen keine spezifisch-katholischen Zeitschriften, die schon den katholischen Titel vor sich her tragen, wir wünschen nur Journale, die sittlich rein und gut, das katholische Bewußtsein nicht verletzen und als Agens ihrer Bildung noch den Geist des positiven Christenthums haben. Leider fehlen uns auch hierin mehrfach, wie in der politischen Publicistik die geistigen Kräfte, eine neue Mahnung zum Streben, Mühen und Ringen. Aber es ließe sich doch etwas thun. Erschiene z. B. nur Dr. Lang's Hausbuch als illustrirtes Familienblatt; was norddeutsche Buchhändler thun können, werden doch auch die süddeutschen zu leisten vermögen. In dem großen Principienkampfe, der die Welt

bewegt, darf nicht unbeachtet bleiben und namentlich das nicht, was auf die Familien Einfluß hat. Von dem Ausgang dieses Principienkampfes hängt eine bessere Zukunft ab. Die Verfechter der uns entgegengesetzten Richtung wissen recht gut die Dinge in der Wurzel anzugreifen, und siehe da Niemand wundert sich darüber. Dagegen macht man es Blättern, die auch in religiöser Beziehung eine positive Tendenz verfolgen, zum Vorwurfe, daß sie zu „kirchlich“, daß sie zu „ultramontan“ seien. Das ist, wie die Augsburger Broschüre: „Auch ein Wort über die kathol. Presse Deutschlands von einem deutschen Publicisten“, bemerkt, „doch nur eine Art optische Täuschung. Z. B. ein Dutzend Blätter, die der Redakteur auf seinem Pulte vor sich liegen hat, greifen die katholische Kirche in einer Weise an, daß die Redaktion hierüber unmöglich schweigen kann; daraus entstehen vielleicht ein Dutzend Artikel, die wenigstens nacheinander in die Zeitung hineinspazieren müssen. Nun schreit das Publikum (Geistliche oft leider mit und voraus) über die zu große Kirchlichkeit des Blattes! Wenn Artikel, welche die Kirche oder den Katholicismus rc. zum Gegenstande haben, dem Blatte schon den Charakter der „Kirchlichkeit“ verleihen, dann sind das Frankfurter Journal und Consorten die ultrakirchlichsten Blätter der Welt.“

Um aber auf den Gegenstand unseres Aufsatzes zurückzukommen, so schließen wir mit der dringenden Mahnung an die Familienhäupter, ja doch hinsichtlich der Auswahl der Lektüre, die sie zulassen, möglichst vorsichtig zu sein, wenn ihnen die geistige Richtung ihrer Angehörigen nicht gleichgültig ist, und sich nicht durch verleitende Ausstattung und schönen Styl u. dgl. bestechen zu lassen.

Aus der k. Erzgießerei in München.

⁂ München, 10. Okt. In der k. Erzgießerei ist gegenwärtig das von dem amerikanischen Bildhauer Randolph Rogers modellirte und hier in Erz ausgeführte „Thor für das Kapitol der Vereinigten Staaten am Eingang in das Repräsentantenhaus in Washington“ zur Besichtigung des Publikums ausgestellt und findet allgemeine Bewunderung. Auf demselben sind in neun Feldern Darstellungen aus dem Leben des Entdeckers Amerika's, Christoph Columbus, angebracht. Das erste Bild zeigt denselben vor dem Concilium von Salamanka, wie er bemüht ist, dasselbe von dem Dasein eines andern Welttheiles und der Möglichkeit der Entdeckung desselben zu überzeugen. Im zweiten Bilde nimmt er von seinen Freunden Abschied. Auf einem Maulthiere sitzend verläßt er das Kloster La Rabida, den Mönchen Lebwohl sagend, die sich unter dem Bogengang des Portals gedrängt um ihren Freund schaaren, ihn segnen und dem Maulthiere Wasser reichen. Im dritten Bilde sehen wir ihn vor König Ferdinand und Königin Isabella, er steht in der Mitte, sein Gesuch vorbringend und seine Ansichten beweisend; König Ferdinand scheint wenig Interesse für dieselben zu haben, während Isabella sich vorwärts neigt, begierig jedes von des Redners Lippen kommende Wort erfassend. Das vierte Bild hat die Abfahrt des Helden aus dem Hafen von Palos zum Gegenstande. Im fünften, welches die Landung auf San Salvadore darstellt, steht er im Mittelpunkte, erhaben über die ihn umgebenden Gruppe. In einer Hand hält er ein Schwert, in der andern das Banner von Leon und Kastilien und nimmt im Namen seines Monarchen feierlich Besitz von dem nun entdeckten Lande. Das sechste Bild vergegenwärtigt eine Szene auf Hispanien, indem Columbus von der Insel Besitz ergriffen und ein Kreuz errichtete, das man in einiger Entfernung hervorragen sieht, bringt ein Matrose auf seinen Schultern ein indianisches Mädchen und zeigt es Columbus, der es reichlich beschenkt zu den Ihrigen zurückkehren läßt. Das siebente Bild stellt den Einzug in Barcelona dar, Columbus zieht triumphirend in die Stadt, voran die mitgebrachten Indianer, und begleitet vom jubelnden Volke. Im achten verläßt er, in Ketten und gefangen den von ihm entdeckten Welttheil, beweint und bejammert, von den Eingeborenen wie seinen Freunden. Das letzte stellt seinen Tod dar. In den Nischen befinden sich Statuetten, welche ausgezeichnete Zeitgenossen von Columbus darstellen, wie Ferdinand und Isabella, Beatrix de Bobodilla, Heinrich VII von England, Kardinal Mendoza, Papst Alexander VI. Amerigo Vespucci, Cortez, Juan Perez, Pizarro. Zwischen den Feldern befinden sich Porträts von Köpfen der Geschichtsschreiber, die über die Entdeckungen Columbus und seine Nachfolger geschrieben: Las Casas, Bernald Dias, Robertson, Navaretta, Irving, und Prescott. Oben und am Fuße des Thores sind ideale Köpfe amerikanischer Indianer angebracht. In den Zwischenräumen zwischen den Statuetten sieht man Köpfe amerikanischer Thiere, welche die Piedestale der Figürchen tragen und mit Blumen und Früchteguirlanden sowie mit den Emblemen der Künste und Wissenschaften Amerika's in Verbindung stehen. Ueber den Statuetten sind Embleme angebracht, die vier Tugenden: Glaube, Hoffnung, Milde und Gerechtigkeit. An den Pfosten der Thore sind in erhabenen Reliefs allegorisch die vier Welttheile Europa, Asien, Afrika und Amerika darstellende Figuren, der Bogen ist mit der Büste Columbus gekrönt. Die Ornamente an den Pfosten sind Symbole der besondern Studien und Erforschungen Columbus, welche dargestellt sind durch den Anker und um das ganze Thor laufende Ketten, an welche die Embleme der Eroberung und Schifffahrt befestigt sind. Außerdem sind die Kolossalstatuen der Amerikaner Nelson und Lewis ausgestellt. Dieselben, gleichfalls von Rogers modellirt, sind für Richmond in Virginien bestimmt und bilden einen Bestandtheil des dort zu errichtenden großen Washington-Denkmales. Nelson war bei Beginn der amerikanischen Revolution Gouverneur des Staates Virginien. Durch Washington später zum General ernannt, diente er unter diesem mit Auszeichnung während des ganzen Krieges und war bei der Uebergabe des Lord Cornwallis in Yorkstown. Lewis war General, diente mit Auszeichnung unter General Braddok während des Krieges gegen die Franzosen und Indianer, später während der Revolution gegen die Engländer. Er ist in der Tracht der virginischen Scharfschützen, denen er angehörte, dargestellt.

Wer Saren fraß?

Erst gab Carolus Magnus die Küste des baltischen Meeres*)
Gütig in slawische Hand, während er sächsisches Volk
Zornig nach sämmtlichen Winden im fränkischen Reiche zerstreute.
Dann in das übrige Land haben sich später getheilt
Braunschweig, Bremen, Hannover und Waldeck, Lübeck und Olden-
Burg, Anhalt, Hamburg, Dänen und Schweden sogar.
Lippe bekam den bescheidenen Theil; doch Preußen verschlang den
Größten zuletzt: und es ist jetzo noch immer nicht satt.

Eremita Jenchovensis.

*) Mecklenburg rc. rc.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 12. Oktbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3743	627	22	21	21	52	20	59	—	—	—	12
Korn . . .	1349	182	15	5	13	49	12	46	—	18	—	—
Gerste . .	6801	1375	14	13	13	41	13	31	—	—	—	8
Haber .	1412	195	7	41	7	22	7	8	—	23	—	—

Verantwortlicher Redakteur. Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt

zur

Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 42.** Den 21. Oktober. Ursula.

Der Roßkamm.

Historische Novelle aus der Zeit des Schwedenkrieges gegen Dänemark, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von Dr. G. Klette.

(Fortsetzung.)

Feldmarschall Schack hatte sein Kriegsvolk glücklich bei Kjerteminde an's Land gesetzt und General-Lieutenant Eberstein sein kleines Heer bei Middelfahrt. Der junge Prinz von Sulzbach hatte zwar seine Truppen gegen den Letzteren geschickt, aber aus Furcht von dem Ersteren umgangen und umringt zu werden, änderte er seinen Plan ab, und zog seine ganze Macht in die feste Position bei Nyburg zurück und zusammen. Sämmtliche schwedische Kriegsmannschaften standen daher entweder in dieser Stadt oder in dem Lager vor derselben und keine von ihnen bezog fernerhin wieder die alten Quartiere. Es war daher auch ruhig wie im Grabe im Vindinger-Dorfe und Thor Hansen ging nach der Schweden Abzug mit seinem Sohne in den Krug, wo eine Menge anderer Bauern, auch Herrenhofs-Gesinde, so wie mehreres herumtreibendes Gesindel sich versammelt, um sich einander die wichtigen Nachrichten mitzutheilen, die für alle von so hohem Interesse waren, und die einige jener Herumläufer mitgebracht hatten.

So schweigsam und ruhi· sich früher Alles verhalten, um so lauter ging es jetzt her, nachdem die Gefahr aus dem Dorfe entfernt war; der Eine fiel dem Andern in das Wort, es wurde viel gestritten, und man konnte nicht einig darüber werden, was nun geschehen würde.

Daheim in der Stube saß Christine bei ihrer Arbeit, aber voll trüber Gedanken. Zwar verstand sie sich wenig oder gar nicht auf den Gang der Begebenheiten und deren Einfluß auf die Allgemeinheit; so viel wurde ihr jedoch auch ohne großes Nachdenken klar, und dazu hatten ihr Liebe und Angst die Augen geöffnet, daß, wenn der Schwede die Obermacht behalte, es dann auch mit ihr und Hans vorbei sei. Aber es gab noch allerhand mehr zu denken, z. B. worauf sich die sonderbare Macht des Roßkamm über den Wachtmeister gründe, ob diese auch ferner und bis wenn, fortdauern würde, und endlich, wenn es wirklich der Fall, daß seine Kraft und Wille Svartbergs Zudringlichkeit fern zu halten vermöge, ob er dann nicht selbst auf der Erfüllung jener Versprechungen bestehen werde, auf welche der Vater und ihr eigenes Geständniß an Svartberg, sowie der Schutz, den ihr Thy geleistet, ihm ein Recht zu geben schienen? Diese und ähnliche Betrachtungen, welche stets mit dem Gedanken an Hans endigten, preßten bittere Thränen aus ihren Augen und kehrten ihr Nachsinnen so ganz in ihr Inneres, daß sie eben so wenig, wie die lärmenden Kruggäste, merkte, was außen vorging. Da rasselte plötzlich der Thorriegel, das Hofthor, die Stubenthür öffnete sich und Svartberg stand vor ihr.

„Du weinst, mein Kind?“ fragte er, indem er sich langsam dem Tische näherte, an dem Christine saß, während eine Mischung von Spott und Wehmuth über sein Gesicht zog, „weinst du vielleicht meinetwegen? Alle Teufel, wie die schmucken Wangen feucht sind!“

„Was wollt Ihr von mir, Wachtmeister?“ erwiederte das Mädchen mit kummervollem Ausdruck, nachdem sie sich etwas gefaßt hatte, „wollt Ihr Eure Härte von heute Morgen wiederholen, oder wollt ihr sie wieder gut machen.“

„Was ich will?“ entgegnete Svartberg, „du weißt, ich bin nicht hartherzig, nein, im Gegentheil, mein Herz ist sanft, und du bist es, du Engelskind, das es so sanft gemacht hat; aber das sage ich dir frei und unverholen, ohne dich wird es hart sein wie Kieselstein, ohne dich gehe ich nicht fort von hier, du mußt mir folgen!“

„Ach! habe ich Euch nicht gesagt, lieber Herr, daß ich Morten Thy's Verlobte bin“, rief das Mädchen in ihrer Angst.

„Hm“, sagte Svartberg lächelnd, „hast du Lust mir diese Fabel wirklich noch vorreden zu wollen, das ist bei Gott ja nur Lug und Trug, und habe ich längst den alten Fuchs durchschaut; nun kenne ich ihn und er soll Einem nicht mehr lange im Wege sein; die schlimme Absicht, die er mir zugeschrieben hat, ist beim wahrhaftigen Gott erlogen.“

„Svartberg“, erwiederte Christine zögernd, „Ihr habt die Macht — —“

„Ja, da hast du ein wahres Wort gesagt, die habe ich noch, und ich werde sie zu gebrauchen wissen. Ich kann, hol' mich der Geier! nicht ohne dich leben, und wenn du des Schwedenkönigs Braut selber wärst, m e i n mußt du werden. „Ich habe hier“, fuhr er leise und rasch fort, „zwei Kerls und einen Wagen mit, der dich nach Nyburg fahren soll; in kurzer Zeit habe ich ausgedient, ich bringe dich von da nach Hause, nach Dalkeeren, zu meiner alten Mutter, und so wahr mein Name Jon Svartberg ist, du sollst dort leben, wie eine Königin! Komm also, komm, rasch, die Zeit ist kostbar.“

Er umfaßte mit diesen Worten das halb ohnmächtige Mädchen, hob sie in seinen Armen empor und näherte sich der Thüre. Da entstand plötzlich im Hofe ein heftiger Lärm; Svartberg stutzte, legte Christine sachte in den großen Lehnstuhl und horchte einen Augenblick. Der Lärm nahm zu, unter Jauchzen und Schreien fielen ein paar Pistolenschüsse, und in demselben Momente stürzte Hans Thorssen und Morten Thy, gefolgt von einem ganzen mit Aexten und Heugabeln bewaffneten Bauernschwarme in die Hausthür auf den Vorflur, während eine andere Menge in den Hof nachdrängte. Ueberrascht durch ihr plötzliches Einbrechen zog sich der Wachtmeister in eine Ecke der Stube hinter den großen Eichentisch zurück und legte die Hand auf das eine Pistol im Gürtel. Aber kam es nun von der so unerwartet auf ihn einstürmenden Menge, oder fürchtete er vielleicht, d i e könne mit ein Unheil während des Kampfes treffen, die er liebte, oder verließ ihn sein Muth und seine gewöhnliche Besonnenheit, bei dem Gefühl, daß er hier, nach allen Seiten hin betrachtet, auf unrechten Wegen sich befinde, genug, er zog die Flucht einem Kampfe vor, dessen Ausgang wenig zweifelhaft erschien. Rasch und behend sprang er auf die lange Bank unter dem Fenster, setzte seinen schwer bestiefelten Fuß gegen den schwachen Fensterkreuzstock, stieß ihn aus, daß die Scheiben klirrend in den Garten flogen und schwang sich mit dem Ausruf: „das soll der Teufel holen!“ leicht wie ein Vogel zum Fenster hinaus. Einem Kerl, der ihn hier aufhalten wollte, gab er einen Schlag mit der rechten Faust, daß er umstürzte wie ein Kegel; rasch eilte er durch den Garten und man hörte deutlich, wie sein Pallasch und seine Waffenstücke rasselten, als

er über den Graben sprang. Aber die Bauern waren auch nicht faul; einige folgten ihm durchs Fenster nach, andere durch die Thüre und da just Nordlicht am Himmel war, so erblickten die Vordersten den Kriegsmann gerade, als er quer über den Wiesenplatz eilte und auf der andern Seite zwischen den Eichenstämmen verschwand. In größter Eile wurde nunmehr der Busch umringt, einige liefen an dem Bache hinunter der denselben nördlich begrenzte, andere drangen in die Bäume und das Gebüsch ein. Nah und fern erscholl ihr wildes Rufen: „Habt Ihr ihn? — Ist er dort? — Wo? — Wo? — Er kann nicht über den Bach kommen! — Frisch Kerle! haut ihn nieder, wo ihr ihn findet!" So ging es eine lange Weile fort; — aber — sie fanden ihn nicht; die Bauern durchsuchten jeden Strauch, jeden Busch, ja jeder Baum wurde nachgesehen, obschon die entblätterten Zweige kein Verbergen gestatteten; aber Alles war vergebens, es war als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Jetzt stutzten die Bauern, und da ihr wiederholtes Nachsuchen erfolglos blieb, beredete endlich Hans Thorsen einige der Muthigsten die Nacht darauf bei dem Eichenwäldchen Wache zu halten, während er selbst nach Hause ging, um Christinen zu trösten.

Wenn gleich Wachtmeister Svartberg nicht so recht an die Wahrheit von Morten Thys Vorgeben, seine Verlobung mit Christinen betreffend, geglaubt hatte, so hatte ihn doch ein gewisser Respekt, in den sich der Roßkamm zu setzen gewußt hatte, bisher abgehalten, seinen Willen mit Kraft durchzusetzen. Als er jedoch durch die Ueberraschung der beiden Liebenden im Kuhstall so ziemlich der Wahrheit auf die Spur gekommen, hatte seine Liebe durch diesen ebenso unerwarteten als ungewohnten Widerstand nur mehr an Kraft zugenommen, und trieb ihn an, durch jedes Mittel seinen Zweck zu erreichen. Hans verachtete er als einen Bauernburschen, dessen Gerechtsame er nicht schonen zu müssen glaubte; wäre erst Christine sein, so hoffte er mit verdoppelter Zärtlichkeit ihr Herz zu gewinnen, welches, so schien es ihm — vielleicht auch nicht ganz mit Unrecht — ihm nicht ganz abgeneigt war. Es erschien ihm daher sehr willkommen, als ihm von seinem Vorgesetzten der Auftrag zu Theil wurde, im Geleit von zwei Dragonern einen Transportwagen abzuholen, der in Binding zurückgeblieben war, und er hatte darum an dem Abend, wo dieß statthaben sollte, beschlossen, auch gleichzeitig sein Vorhaben mit dem Mädchen auszuführen. Mit Vorsicht hatte er daher, anstatt gerade durch das Dorf zu reiten, einen Umweg genommen, um sich Thor Hansens Gehöft unbemerkt zu nähern. Er würde auch diesen Zweck erreicht haben, allein auf seinem Wege mußte er bei einem einzeln liegenden, sonst unbewohnten Hofe vorbei, wo sich nichts weiter befand, als ein großer Stallraum, in dem bei größeren Ankäufen Morten Thy die nicht auf dem eigenen Gehöft Platz findenden Pferde einstellte. Nun wollte es aber der Zufall, daß dieser sich gerade auf diesem Hofe befand und in der Stallthür stand als er den Trapp von Pferden hörte; da aber hier kein gewöhnlicher Weg vorbeiführte, so trat er rasch etwas zurück, und erkannte nun, ohne selbst gesehen zu werden, leicht in dem Halbdunkel des Abends Svartbergs großen Schimmel. Er merkte Unrath, lief sogleich nach dem Kruge, wo sein Vorschlag, die ungebetenen Nachtgäste zu überrumpeln, von den theils durch Raublust angespornten, theils halb trunkenen Bauern mit Jubel aufgenommen und, wie vorher erzählt, ausgeführt wurde.

Noch vor Tages Anbruch sollten ihnen jedoch die Folgen dieser ebenso unbesonnenen als übermüthigen Heldenthat kund werden. Die beiden Reiter nämlich, welche vor dem großen, auf sie einstürmenden Haufen Bauern, nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergriffen und ihren Wachtmeister im Stiche gelassen hatten, waren in gestrecktem Gallop ins Lager geeilt und hatten dem Rittmeister von dem Vorgefallenen Bericht erstattet. Dieser, der in Svartberg einen tüchtigen Soldaten nicht gerne verlieren wollte, beorderte sogleich einen andern Wachtmeister mit einer Reiterabtheilung nach Binding; dort, theils um Svartberg aufzusuchen und den stehengebliebenen Wagen abzuholen, theils wenn sie ersteren nicht fänden, die Haupträdelsführer und muthmaßlichen Mörder aufzugreifen und mitzubringen. Glücklicher Weise wurde das Ankommen der Schweden noch so zeitig bemerkt, daß es dem alten Thor Hansen und Christinen gelang, sich in einem sichern Verstecke zu verbergen, wogegen Hans, der ihr Entkommen vermittelt hatte, den Reitern in die Hände fiel, die ihn gebunden mit sich nahmen und auf dem Ryburger Schloßhofe ablieferten, wo Graf Steenbock sein Quartier hatte.

Am Morgen früh legte Christine ihre Sonntagskleider an, setzte ihre Kappe auf, zog ein Paar gelbe Lederhandschuhe an, schürzte ihren Staatsrock etwas in die Höhe und begab sich, ohne Wissen des alten Thor auf den Weg nach Ryburg. Sie erkannte die Gefahr nicht, der sie entgegen ging, sie dachte vielmehr nur daran, ihren Bräutigam zu retten oder sein Geschick mit ihm zu theilen und warf sich bitter ihre Flucht in der Nacht vor, die sie von ihm getrennt und ihn allein in die Hände der Feinde geliefert hatte. Als sie nun so kummervoll und mit nassen Augen auf dem vom Regen erweichten Wege dahinschritt, hörte sie plötzlich Pferdegetrappel hinter sich, und scheu und erschreckt sah sie sich um. Es zeigte sich aber kein Gegenstand der Furcht, denn es war Morten Thy, der auf seinem schwarzen Pferde reitend, ein Paar andere mit sich führte, die dem Vordersten an den Schweif gebunden waren. Als er dem Mädchen so nahe kam, daß er sie erkennen konnte, hielt er mit dem verwundernden Ausruf still: „Mein Gott, wo willst du hin, Kind?" Als ihm jetzt Christine mit wenig Worten berichtete, wo sie hinginge und in welcher Absicht, suchte er sie zuerst zum Umkehren zu bereden, indem er ihr auf das Eindringlichste vorstellte, wie vieler Gefahr sie sich voraussichtlich ohne allen Nutzen aussetzen würde, da ihre Fürbitte nur wie Worte in die Wüste und zu Steinen gesprochen verhallen würde; da jedoch alle seine Gründe und seine Ueberredung vergeblich blieben, so hielt er an und sprang vom Pferde.

„Nun denn, wenn du durchaus nicht anders willst, so sollst du zum wenigsten den Weg nicht gehen, so lange ich noch einen Pferderücken habe, auf dem du sitzen kannst. Hier sitz auf, du sollst das Vorrecht haben, auf dem schwarzen Graf zu reiten. Während dieser Worte hatte er den rechten Steigbügel länger geschnallt, nach der linken Seite zu über den Hals des Pferdes gelegt und den Sattelgurt fester angezogen. „Du sollst sehen, mein Lamm", fuhr er fort, „daß ich eine weichmäulige alte Creatur bin; man kann mich auf der Trense reiten, wohin man will, wenn man mich nur recht kennt. So, nun komm, laß mich dir hinaufhelfen." Wie einen Federball hob er das Mädchen nun in die Höhe und in den Sattel, machte dann die andern Pferde los, krabbelte selbst auf das eine, auf das er eine Decke schnallte und nun setzte sich die kleine Cavalcade in einen gelinden Trapp.

Es war ein kalter Morgen, der Wind blies frisch und stark vom Seestrande, und die Luft war so klar, daß man, schon noch weit entfernt, die schwedischen Zelte, von der Sonne beschienen, unterscheiden konnte, und nach einer kurzen Fortsetzung ihres Weges wurde auch das Getümmel im Lager gleich dem Summen eines Bienenstockes deutlich hörbar. Als sie sich den äußersten Vorposten näherten, wurden sie angerufen, aber der Roßkamm beugte sich vom Pferde zu der Wache herunter und flüsterte ihr ein paar Worte zu, worauf man sie frei und ungehindert passiren ließ. Sie schlugen nun ihren Weg quer durch den südlichen Theil des Lagers gerade nach dem Schloßhofe von Ryburg ein und überall benahm sich Morten Thy, als sei er hier zu Hause, um Alles wußte er Bescheid und fand ohne Ungelegenheit den rechten Weg. Nahe vor dem Schloßhofe wurden sie jedoch etwas aufgehalten, indem einige Soldaten, von einem Schwarm Neugieriger gefolgt, einen Gefangenen in das offene Thor führten, in welchem Christine von ihrem hohen Pferde herab sogleich ihren Verlobten erkannte, der bleich

und mit gebundenen Händen zwischen den Soldaten ging. Sie stieß einen schmerzlichen Schrei aus, sprang vom Sattel herunter, gelangte bald mit der wogenden Menge in den Hof, und da man ihr theils mitleidig, theils verwundert über ihre Dreistigkeit, bereitwillig Platz machte, so drang sie nach einigen Anstrengungen selbst bis in den Saal, wo das Verhör des Kriegsgerichts öffentlich angestellt werden sollte.

Die Schweden hätten in diesem, wie in andern öffentlichen Fällen, wohl kein Bedenken getragen, sogleich ohne alle weiteren Umstände, auf den bloßen Verdacht, diesen Bauern als Warnungsexempel für die Menge aufhängen zu lassen, aber sie hofften durch ein förmliches Verhör, durch Fragen und Drohungen, wenigstens einige Gewißheit über das Schicksal des verschwundenen Wachtmeisters Svartberg und Kenntniß von allen Mitwissern und Theilnehmern an dessen Morde, den man, als an ihm verübt annahm, zu erhalten, und nebenbei auch genauere Kunde über Ausbruch jener nächtlichen Emeute zu gewinnen, als jene beiden flüchtigen Dragoner zu geben vermocht hatten. Svartberg war von Vorgesetzten, wie von Untergebenen geliebt, und um bei den Schweden selbst kein Mißvergnügen zu erregen, behandelte man diese Angelegenheit mit etwas mehr als sonst gewöhnlicher Sorgfalt.

Das Verhör war zu Ende, die Hauptsache wegen Svartbergs Verbleiben hatte man doch nicht erfahren, obgleich Hans Thorsen frei weg alles bekannte, was er wußte, ebenso Svartbergs Anschlag auf seine Braut, als seine eigene Theilnahme an dem Ueberfall, und selbst des Wachtmeisters spurloses und wunderbares Verschwinden beklagte, indem derselbe dadurch seiner Rache entgangen sei. Daß man auf die Thränen, Versicherungen und Bitten Christinens hierbei weder Rücksicht nehmen konnte, noch viel weniger wollte, war natürlich, und man war endlich genöthigt, durch die schärfsten Drohungen sie zum Schweigen zu bringen. Das Urtheil wurde sogleich gefällt, und der höhere Offizier, der bei dem Kriegsgericht den Vorsitz hatte, erhob sich nun und gab der Wache den Befehl, dasselbe auch sofort in Vollzug zu bringen und den Bauer vor dem Lager aufzuhängen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Indien.

(Fortsetzung.)

Wir kamen den 31. Jäner um 9 Früh in Marseille an; Alles grünte und blühte auf das prächtigste; das Wetter war herrlich; wir wurden zu den Frauen de la Compassion geführt und hatten noch viele Gänge zu machen, um die Freiplätze für das französische Schiff zu erhalten. Ein Capuziner Bruder zeigte uns überall den Weg und war uns in vielen Dingen sehr behilflich. Zum Schlusse unserer Gänge machten wir noch eine kleine Wallfahrt in die Kirche U. L. F. de la garde und empfahlen dem Stern des Meeres unsere künftige Seereise. Alle Reisenden empfehlen sich dem Schutze dieser Gnadenmutter, die ganze Kirche ist angefüllt mit Votivtafeln und kleinen Schifflein, die da geopfert wurden. Diese Wallfahrt liegt auf einem hohen Berge, von wo aus man die ganze Stadt Marseille, die einen Umfang von 4 Stunden hat, ganz gut übersieht, was dem Auge einen herrlichen Anblick bietet. Den 3. Febr. Sonntags 9 Uhr schifften wir uns im Vertrauen auf den Schutz Gottes nach Alexandrien ein; im Schiffe angelangt, erwartete uns die große Freude, den hochw. Herrn Abt Haneberg, welcher in kirchlichen Angelegenheiten nach Tunis geht, zu sehen und von ihm den heil. Segen zu erhalten.

Nach Verlauf von einer Stunde setzte sich das Schiff in Bewegung. Die erste Beschäftigung war, sich an die Tafel zu setzen zum Dejeuner; es war alles sehr gut nach bayerischer Art gekocht; Bier war keines zu haben, sondern nur rother Wein, der Einem nach und nach ganz zum Eckel wird; um 5 Uhr Abends war Diné. Anfangs hatte man noch Appetit, nachdem aber die Seekrankheit allmälig herannahte, war es uns immer ein Schrecken, die Glocke zu hören, die zu Tische rief und den Marqueur zu sehen, der die Reisenden zusammenholte. Wir hatten, Gott sei Dank, immer sehr schöne Witterung; es blies zwar manchmal der Wind ziemlich stark, aber doch hatten wir keinen Sturm zu befürchten.

Den 6. Febr. Nachts 12 Uhr gelangten wir in Malta an, wo der heil. Paulus so vieles gewirkt und ausgestanden hat; wir ließen uns am Morgen ausschiffen, besuchten die Kirche des heil. Paulus, des heil. Johannes Baptista, welche ungemein schön war, ich sah in meinem Leben nie etwas so herrliches, auch in der Augustiner Kirche waren wir. In Malta herrscht eine ungemein große Armuth; diese Leute müssen sich um ein paar Kreuzer gewaltig plagen. Samstag den 9. Febr. 5 Uhr Abends gelangten wir in Alexandrien an und dankten von ganzem Herzen dem lieben Gott für diese glückliche Ueberfahrt über das gefahrvollste Meer. Hier in Alexandrien kann man Menschen von allen Nationen sehen: Türken, Araber, Neger rc. rc., am meisten sind die armen Sklaven und Sklavinen zu bedauern; wenn z. B. eine Herrschaft ausfährt, so muß der arme Sklave im größten Galopp vor dem Wagen herlaufen und sich halb zu Tode rennen für nichts und wieder nichts. Unglücklich sind diese Menschen besonders deßhalb, weil sie nicht den wahren Glauben haben; wie viele Ursache haben wir, dem lieben Gott zu danken für die große Gnade des Glaubens, durch welchen unsere Handlungen ihren Werth vor Gott erhalten. Es wäre mir unendlich vieles zu schreiben übrig, allein die Zeit ist immer zu kurz, die Gänge zu den verschiedenen Consuln absorbiren Alles. Ich hoffe Ihnen, theuerste Frau Mutter, recht bald wieder schreiben zu können. Sie meiner kindlichen Liebe und meines immerwährenden Gebetes versichernd bin ich mit dankbarem Herzen rc. NB. Hier ist die Hitze schon so groß, wie in Bayern im Monat Juli. Die Feigen, Datteln, Orangen blühen ganz prächtig. Um einen Franc erhält man 40 Stück von den schönsten Orangen, man ißt sie hier wie bei uns die Aepfel. —

Calcutta, am 20. März Nachts 12 Uhr. Theuerste Frau Mutter! Den Brief aus Alexandrien werden Sie schon erhalten haben. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie sich und Marie recht wohl befinden, diese Zeilen sollen Ihnen auch sagen, daß es mir ganz gut geht; helfen Sie mir danken aus tiefem Grunde des Herzens für die sichtbare Hilfe von oben! Nun fahre ich in meinem Reisebericht weiter. Nachdem wir 5 Tage bei den barmherzigen Schwestern in Alexandrien, wo wir freundlich aufgenommen und liebevoll bewirthet wurden, uns aufgehalten hatten, verließen wir am 15. Febr. dieses liebe Klösterlein, um nach Suez zu gelangen, wo wir uns neuerdings einzuschiffen hatten. Wir erhielten aus besonderer Gunst und Gnade Freiplätze, weßhalb unser schwarzer Conducteur besonderen Respekt vor uns hatte, sich bei jeder Station fleißig um seine allerhöchsten Herrschaften umschaute und sich angelegentlich erkundigte, ob wir nichts bedürften. Er machte uns allerfreundlichst nach seiner Landessitte Complimente, indem er zuerst die Hand auf die Brust und dann auf die Stirne legte. Von Alexandria bis Kaire, 70 Stunden weit, sahen wir kein Gräslein und Bäumlein, desto mehr aber ägyptische Dörfer, die man sehen muß, um sich überzeugen zu können von dem Elende dieser Menschen, die in den reinsten Viehställen wohnen und noch schlechter gehalten sind, als die Thiere, bei denen sie ihre Wohnung haben. Ihre Häuser bestehen nur aus einem Gemäuer von Lehm ohne Dach und Fenster; des Daches entbehren sie leicht, weil es in dieser Gegend vielleicht alle 8 oder 10 Jahre regnet. Die Kost dieser armen Leute besteht aus Reis in Wasser gesotten, wozu sie etwas Zuckerrohr kauen und diese großartige Mahlzeit verzehren sie auf der bloßen Erde, ohne sich eines besondern Instrumentes außer ihren Händen zu bedienen. Durch Diebstähle versucht kein Araber sich zu bereichern, schon nicht

aus Furcht vor dem Strange, der ihn einer geringen Sache wegen in etlichen Stunden unfehlbar erwarten würde; daher sich in diesen Gegenden Niemand einfallen läßt, bei Nacht die Hausthüre zu schließen; wir selbst schliefen sowohl in Alexandrien als in Suez ganz ruhig bei offener Thüre. Von dem Anzuge der häßlichen arabischen Weiber, deren Loos ein höchst unglückliches ist, muß ich doch einige Erwähnung thun. Derselbe besteht meistentheils aus einem großen Tuche von dunkelblauem oder weißem Sarsenet, welches vom Scheitel bis zu den Füßen reicht und weit über einander geschlagen ist. Am Kopfe geht dieses Tuch ganz über die Stirne herein bis zu den Augenbraunen, unter den Augen haben sie einen Lappen von derselben Farbe; er reicht ungefähr bis zu den Knieen hinab, wird unten zu einer Spitze zusammengezogen, vielleicht auch mit einer Quaste versehen, wenn's besonders nobel zugeht. Diese vermeintliche Zierde wird mit dem oben erwähnten Anzuge durch eine Spange von Metall, die ziemlich zierlich gearbeitet ist, zusammengehalten und läßt vom Gesichte nichts sichtbar werden, als die schwarzen Augen, nicht einmal die Nase ist frei. Dieser Anzug macht auf einen Fremden einen sehr widerlichen Eindruck. Noch bin ich mit der Hauptsache nicht herausgerückt: diese Weiber vergessen keineswegs, ihre schwarzbraunen Arme mit handbreiten Spangen von verschiedenem Metall zu versehen, die Füße mit silbernen Ketten zu zieren, ihre Ohren mit einem Gehänge von ¼ Elle Länge ungefähr zu verschönern und selbst die Nase mit einen goldenen Sternchen wenigstens anzudeuten. Doch noch nicht genug; sie dulden große Schmerzen, um sich tättowiren zu lassen, d. h. sie lassen sich eine Zeichnung in Arme und Gesicht schneiden und streuen Pulver darauf, damit diese Schönheit sichtbar bleibt.

In Kairo angelangt wurden wir durch den Andrang der vielen Araber erschreckt, von deren Zudringlichkeit wir schon hinlängliche Beweise erhalten hatten: sie drängen den Reisenden ihre Esel und Equipagen auf und raufen sich darum. Der liebe Gott, dessen Schooßkinder wir auf dieser Reise ganz besonders waren, half uns sogleich aus der Verlegenheit: wir wurden nämlich freudig überrascht beim Anblick zweier Franziskaner, die uns gleich mit Sack und Pack in Empfang nahmen und schon zwei Chaisen bereit hatten, um uns in ihr Kloster führen zu lassen. Der eine dieser beiden Priester war der gute P. Deogratias, der sich nichts weniger erwartete, als eine alte Bekannte zu sehen; er war darüber sehr erfreut und ich nicht weniger. Wir übernachteten in Kairo und machten uns am andern Tag Morgens 7 Uhr wieder auf den Bahnhof, um nach Suez zu fahren; da wir der arabischen Sprache unkundig waren, ersuchten wir den P. Deogratias, uns bis dorthin zu begleiten. Wir durchfuhren nun die Wüste, durch welche die hochheiligen drei Personen, Jesus, Maria und Joseph einstens zogen, um der Wuth des Herodes zu entrinnen; eine Viertelstunde außerhalb Kairo zeigte man uns den Platz, wo die Israeliten zusammenkamen, als sie in das gelobte Land zurückzogen.

(Schluß folgt.)

Die „Curée" in Compiegne.

Ueber das mittelalterliche waidmännische Schauspiel, das der Kaiser Napoleon seinem königlichen Gast am ersten Abend seines Aufenthalts in Compiegne vorführte, berichtet die „Köln. Ztg.: Die Curée fand im großen Schloßhofe nach dem Diner statt. Alle Fenster des Hauptgebäudes und der Seitenflügel waren beleuchtet und von Zuschauern besetzt, wie die Logen eines riesigen Theaters. Den Hintergrund bildete das große Vestibule mit der Haupttreppe, und im ersten Stocke der große Balkon, auf dem der Hof saß. In der Mitte des Hofes lag der todte Hirsch, welcher der Meute preisgegeben werden sollte. Ein weiter Raum ringsum war leer; Zuaven der Garde hielten das Volk ab. Dem Balkon gegenüber, ungefähr hundert Schritte vom Hirsche, waren die Jagdhunde versammelt, etwa hundert Thiere, die nur von vier oder fünf Piqueurs in der Tracht Louis's XV. zusammen- und in Ordnung gehalten wurden. Etwas abseits standen acht andere Piqueurs mit gewaltigen Waldhörnern. An der Leiche des Hirsches wachte ein einziger Haupt-Piqueur und ein kleiner Hundejunge. Um neun Uhr ungefähr rückte, aus dem Schlosse kommend, eine unendliche Schaar von Lakaien vor, die sich in zwei Reihen theilte und sich rechts und links vor den Zuaven aufstellte. Jeder Lakai trug eine gewaltige Fackel, die sich in vier Flammen theilte. Der Hof war so taghell beleuchtet. Die Piqueurs fingen zu blasen, die Hunde zu heulen an. Der Hundejunge stellte sich mit ausgebreiteten Beinen über den Nacken des Hirsches, faßte sein gewaltiges Geweih und bewegte es leise hin und her, „Leben heuchelnd". Die Hunde, leicht getäuscht, fingen noch gewaltiger zu heulen an; die Piqueurs bliesen aufmunternder. Da es aussah, als ob die Hunde nicht mehr zu halten wären, ließ man sie los. Zähne fletschend und gierig stürzte die Meute auf den Hirsch los, wie ein Sturm, dem Umkehr nicht möglich ist, aber da zeigt sich die Macht der Dressur. Schon mit der Schnauze an der Beute, kehrten sie plötzlich um, als einige wenige ihrer Tyrannen ihnen die Peitsche zeigten und sie zurück kommandirten. Einige zwar brummten und murrten, aber nicht ein einziger widerstand dem Befehle von Oben. Und das grausame Spiel ging von Neuem an. Die Hunde waren schon berauscht; sie wußten auch schon, welche Mahlzeit sie erwartete, und mit mehr als verdoppelter Wuth stürzten sie, da man es ihnen erlaubte, auf ihr Opfer los. Sie liefen nicht, sie sprangen nicht, sie flogen nicht: es war, als ob sie eine unsichtbare Macht in einem Nu über den weiten Raum schleuderte. Nur die ältesten Hunde, die schon das Spiel und die Menschen kennen, hatten einige Besonnenheit bewahrt; sie griffen nicht von vorn an, sondern warfen sich listig hinter die Piqueurs, um hinter ihrem Rücken die Beute zu erfassen. Aber sie, wie die andern, mußten wieder zurück; man befahl, und sie schlichen zurück. Der Triumph der Dressur erreichte hiermit einen Grad, der an's Unheimliche streifte. Wieder erschollen die Fanfaren, wieder ließ man die Hunde los, und diesmal, nachdem sie sich so schauderhaft gehorsam erwiesen, wurde ihnen ihr Lohn. Der Hundejunge floh mit der Decke des Hirsches so schnell er konnte, um von der wüthenden Meute nicht zerrissen zu werden. Sie stürzte sich auf ihr Opfer mit einer Wuth, die nur bei so lange zurückgehaltenen und gebändigten Instinkten möglich ist, wenn man ihnen dann freien Spielraum läßt. Nach zwei Minuten war nichts mehr übrig, als das trockene Gerippe des edlen Sechszehnenders, und noch dieses schleiften die Hunde in Stücken über den Hof. Die Fanfaren verstummten, die Hunde heulten im Nachgenuß, die Lakaien stürzten die Fackeln um, und das Fest war zu Ende.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 19. Oktbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3525	765	22	33	21	59	21	—	—	7	—	—
Korn . . .	1586	118	15	21	14	10	13	10	—	21	—	—
Gerste . .	7289	2548	14	8	13	45	13	29	—	4	—	—
Haber . . .	1382	269	7	32	7	10	6	53	—	—	—	12

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 43. Den 28. Oktober. Simon u. Judas.

Der Roßkamm.

Historische Novelle aus der Zeit des Schwedenkrieges gegen Dänemark, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von Dr. G. Kletke.

(Fortsetzung.)

Verzweiflungsvoll wandte sich Christine um mit der Menge, die dem Verhör beigewohnt und zuletzt aus den Thüren drängte, den Saal zu verlassen, da fiel ihr Blick auf Morten Thy, der während der ganzen Zeit in einem Winkel gestanden und mit verschränkten Armen ruhig der Verhandlung zugehört hatte. Auf ihn eilte sie nun zu, und die gefalteten Hände auf die krampfhaft sich hebende Brust gedrückt, sprach sie mit leisem Flehen und von Thränen und Schluchzen halb unterdrückter Stimme: „Helft uns, Morten Thy, helft uns um Gottes Barmherzigkeit willen! helft uns, wenn Ihr könnt!"

„Ja, aber was willst du mir dagegen bieten, mein Lamm?" erwiederte dieser ebenso leise, „ich gebe ein Gleiches für Gleiches hin, ich muß stets bei meinem Handel etwas verdienen. Weißt du noch, was du selbst Svartberg eingestanden hast? Willst du jenes Wort wahr machen und halten, so will ich sehen, was ich thun kann."

Von der innersten namenlosesten Angst ihres Herzens gedrängt, und in der Verwirrung des Augenblicks, versprach das Mädchen Alles, was er verlangte, denn schon wollten die Soldaten mit ihrem Hans den Saal verlassen, der schwankend und todesbleich zwischen ihnen ging. Der Roßkamm trat nun langsam und mit einer gewissen ernsten Wichtigkeit an den grünen Tisch hin, um welchen einige der Herren Offiziere im Gespräche noch saßen, andere im Begriff standen, sich fort zu begeben. Er verneigte sich so tief, als sein kleiner dicker Leib es nur zuließ, und bat mit unterthäniger Stimme in der eben abgemachten Sache noch um ein kurzes Gehör. Die Offiziere blickten ihn verwundert an; Hans, der seine Stimme erkannte, wendete sein Gesicht, auf welchem sich ein Funke frischer Hoffnung zeigte, gegen ihn um, und selbst die Wache hielt an. Der Vorsitzende des Kriegsgerichtes, ein alter ehrwürdiger Krieger nahm das Wort und fragte: „Was wollt Ihr? habt Ihr eine Aufklärung in der Sache zu geben?"

„Ein einziges Wörtchen, mit Euer gräflichen Gnaden hoher Erlaubniß", erwiederte Morten Thy, näherte sich dem Vorsitzenden, Grafen Steenbock, und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Der General stand auf, trat einen Schritt zurück, warf einen scharfen Blick auf das Gesicht des Roßkamms und betrachtete ihn prüfend einige Sekunden. Darauf winkte er ihm in eine Ecke des Saales zu folgen, wo sie von den übrigen Anwesenden nicht gehört werden konnten; hier hatten sie ein kurzes Gespräch, und nachdem der Graf einige Papiere durchgesehen, die ihm Morten Thy ehrfurchtsvoll darreichte, näherten sie sich Beide wieder dem Tische.

„Ich wollte nur unterthänigst bemerken, hochgräfliche Gnaden", sprach jetzt der Roßkamm mit sicherer Festigkeit der Stimme, „daß man auf diese Art noch besser hinter die Wahrheit wird kommen können. Ist der Wachtmeister wirklich ermordet worden, so ist jener Kerl sicherlich nicht der allein Betheiligte, sondern es existiren mehr Mitwisser und Theilnehmer an der That; ist er dagegen, wie ich viel eher glaube, an dem einen oder andern Orte versteckt und wird dort gefangen gehalten, so wird sein Leben nach der Bestrafung der Bauern sich nur in größerer Gefahr befinden; denn daß der Herr Wachtmeister verschwunden, wie man das so nennt, in die Erde gesunken oder lebendig gen Himmel gefahren sein soll, das ist ganz offenbar eine so dumme Fabel, daß man sie nicht einmal einem meiner Pferde glaublich machen würde."

„Nun gut, Roßkamm!" sagte der Graf so laut, daß Alle im Saale es hören konnten, „wenn Ihr Euch also getraut, mir in dieser Sache Licht zu verschaffen, so überlasse ich Euch den Gefangenen auf Eure Gefahr und Verantwortung; auch muß das Mädchen sich wieder mit einstellen, wenn ich es verlange und es nöthig werden sollte; Ihr wißt, Ihr könnt mich nicht betrügen, ohne selbst — doch genug davon, Ihr nehmt Beide mit und steht mir für Beide."

„Mit meinem Leben", erwiederte Morten Thy, und neigte sich abermals bis tief zur Erde, „das heißt, sobald ich in Sicherheit außerhalb des Lagers bin; innerhalb desselben aber erbitte ich mir Schutz." Dieser wurde ihm zugestanden und er beeilte sich, mit seinen beiden Anbefohlenen aus den Gränzen des schwedischen Lagers zu kommen, wo die erbitterten Blicke, mit denen die Soldaten Hans betrachteten, und die wilden Drohungen, die sie gegen ihn ausstießen, Christinen die tödtlichste Angst einflößten. In Binding angekommen, führte der Roßkamm diese nach ihrem Gehöft, Hans aber nach seinem eigenen Hofe, und nahm Beide das feste Gelübde ab, nicht etwa durch Flucht oder sonst einen ähnlichen unbesonnenen Schritt sein Leben den Schweden Preis zu geben; Hans empfahl er namentlich an, sich nicht vom Gehöft zu entfernen, dann sattelte er ein frisches Pferd und ritt fort.

Der nächste Tag änderte die Lage der Dinge; es war der merkwürdige 14. November; er sah ebenso die Niederlage der Schweden als den Sieg der dänischen Waffen, und schon am folgenden Tage ergab sich das ganze in Nyburg eingeschlossene schwedische Heer den Siegern. Der Prinz von Sulzbach und Graf Steenbock flüchteten mitten durch die holländische Flotte nach Korsör, wo sie, wie bekannt, König Karl Gustav sehr übelgelaunt empfing.

Das Regiment der Schweden hatte nunmehr ein Ende erreicht, die Insel war wieder in dänischen Händen und Jeder, der durch die Uebermacht der Feinde unterdrückt und niedergebeugt war, begann den Kopf wieder empor zu heben. Alles fing an nach und nach wieder in die alte Ordnung zu kommen, man vergaß die Verluste und freute sich über das wieder erworbene Gut des Friedens; geflüchtete Freunde und Verwandte kehrten zurück und man erhielt Nachricht von denen, die das Gerücht fälschlich unter die Todten gerechnet, als auch von denen, welche der Kriegsfurie wirklich als Opfer gefallen waren. Nur der Roßkamm ließ sich nicht wieder sehen; seit dem Tage, wo er Hans Thorsen den Schlingen des Todes entrissen hatte, war er keinem Verwandten oder Nachbarn vor Augen gekommen, und nur ganz dunkle und unsichere Gerüchte waren über ihn im Umlauf.

Hans hatte, als der Feind, wie er und Alle glaubten, das Land für immer verließ, sich von seinem Morten Thy gegebenen Versprechen entbunden betrachtet und sich nach seinem

Vaters Hofe in Vinding zurückbegeben; es kam aber jetzt darauf an, auch Christinen zu dem Glauben zu bewegen, daß ein in der herbsten Noth abgedrungenes Gelübde weder die Kraft habe, sie von einem älteren, was sie ihm als ihrem rechtmäßigen Bräutigam geleistet, zu befreien, noch daß es so bindend sei, daß es nicht unter gewissen Umständen gebrochen werden könne. Die Richtigkeit der vorgebrachten Argumente, welche allerdings dem alten Thor Hansen, so wie seinem verliebten Sohne sehr wohl einleuchtete, fand jedoch ungeachtet ihrer beiderseitig angewandten Beredsamkeit, bei der Gewissenhaftigkeit Christinens und bei dem Gefühle der Dankbarkeit gegen den Retter aus so großer Noth, nur sehr langsam Eingang in das Herz des Mädchens. Endlich brachten es aber dennoch die immer wieder sich erneuernden Vorstellungen dahin, daß Christine sich entschloß, einen bestimmten Zeitpunkt festzusetzen, und, wenn bis zu diesem Morten Thy sich nicht einfände, um seine Forderung an sie geltend zu machen, dann ihre Einwilligung zu der Heirath mit Hans und zur Vollziehung ihrer Hochzeit nicht länger zu verweigern. Zwei Monate, als die gesetzte Frist, vergingen, und da man vergeblich auf den Roßkamm gewartet, so wurde endlich nach Ablauf derselben die Hochzeit des jungen Brautpaars der Landessitte gemäß mit Sang und Klang gefeiert.

Es erscheint ebenso natürlich, als leicht begreiflich, daß das Gespräch, welches über Tische unter den Hochzeitsgästen geführt wurde, vorzugsweise die Begebenheiten des letzten Jahres zum Gegenstande hatte; und so geschah denn unter den vielfachen Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit, welche wieder wach gerufen wurden, auch Morten Thy's Erwähnung. Ungeachtet Verlegenheit und Erröthen auf den Gesichtern von Braut und Bräutigam deutlich zu lesen war, so konnte das doch ein halb Dutzend Männer nicht abhalten, auszurufen: „Ja, Morten Thy, der dicke Roßkamm, wo ist denn der eigentlich geblieben?" — „Der Spitzbube", setzten Andere etwas leiser hinzu. Auf jene laute Frage gab nunmehr ein alter, wie es schien, sehr gut unterrichteter Mann, folgenden Bescheid. Morten Thy, erzählte er, wäre ganz gewiß einer von den vielen Spionen gewesen, die Karl Gustav bisweilen mit ziemlich ausgedehnter Vollmacht versehen aussandte; denn da es ihm in Folge seiner weitaus stehenden Pläne nicht blos um strategische Nachrichten allein zu thun war, sondern er auch die Stimmung des Volkes sowohl im Ganzen, als im Einzelnen kennen zu lernen wünschte, so wählte er sich seine Ausgesendeten aus allen Ständen und Klassen der Bevölkerung. Soldaten, Schiffer, Hausirer, Handwerker, Bauern, ja sogar Studenten reichten ihm in jener Zeit der Verwirrung bereitwillig die Hand. Vielleicht schlug dem Roßkamm das Gewissen, nachdem er schwedisches Handgeld genommen und verschiedene Aufträge für diese Regierung ausgeführt hatte, vielleicht trieb ihn auch ein inneres Gefühl, sich nach und nach der verlassenen Bahn der Pflicht wieder zu nähern, oder vielleicht fand er es noch bequemer, zwei Fässer zugleich anzuzapfen — genug, er sollte, so berichtete der Bauer, auch von dänischer Seite Paß und Brief auf jenes Spionengewerbe genommen haben. Bei Anlaß der muthmaßlichen Ermordung eines schwedischen Rittmeisters oder Wachtmeisters, die in der Umgebung von Nyborg stattgehabt, war er mit einigen höheren Offizieren in näheren Verkehr gekommen, und hatten einige derselben auf Grund von eingegangenen Denunciationen, ungeachtet seiner Schlauheit, Verdacht gegen seine Ehrlichkeit gefaßt und ihn nebst noch zwei andern ähnlichen Herren mit sich gebunden nach Korsör geführt, wo alle drei nach kurzem Prozesse gehangen worden sein sollten. Andere meinten dagegen, so schlimm sei es wohl nicht geworden, denn es sei Morten Thy gelungen, mit Hülfe einer kleinen Feile, die er in seinem Haar verborgen, aus dem Gefängniß zu entfliehen; darin stimmten jedoch nunmehr alle überein, daß er auch selbst in diesem glücklichen Falle noch schlimm genug daran sei, weil in den dänischen Wäldern noch mancher Baum wachse, aus dem sich ein ganz respektabler Galgen zimmern lasse.

Während nun so unter den Hochzeitsgästen lebhaft für und wider gesprochen und erörtert wurde, trat einer von den bei Tisch aufwartenden jungen Leuten an den Bräutigam heran und flüsterte ihm ein Paar Worte in's Ohr. Unruhig und verwundert stand dieser von seinem Platze auf und eilte unbemerkt mit dem Abgeschickten hinaus; dieser führte ihn zu einem Holzschuppen, in welchem der Fremde, der eine Unterredung mit dem Bräutigam begehrt, sich vor den Augen der Neugierigen verborgen hatte. Als Hans in den halbdunkeln Schuppen eintrat, erblickte er einen kleinen, blassen, magern Mann, in abgeschabten, halbzerissenen Kleidern, der sich anscheinend matt und ermüdet auf einen Holzklotz gesetzt hatte. Dieser erhob sich jetzt und ging mühsam dem Eintretenden entgegen; es war Morten Thy, aber wie verändert in der kurzen Zeit — kaum wieder erkennbar. Die behäbige Wohlbeleibtheit war völlig verschwunden, und in den eingefallenen Wangen, dem zerrissenen schlotternden Kittel, hätte wohl Niemand so leicht den einst so angesehenen wohlhabenden Roßkamm wieder erkannt.

Hans Thorsen schlug die Hände zusammen und rief mit halb verwunderter, halb ängstlicher Stimme halblaut aus: „Um Gotteswillen, Morten Thy, wo kommt Ihr jetzt nun hieher, und wie seht Ihr aus?"

„Du kennst mich wohl knapp noch, mein Sohn?" erwiederte dieser in seinem gewöhnlichen munteren Tone; „das ist nun gerade kein Wunder, ich sehe aus wie eine alte abgetriebene Mähre, das macht die freie Kost, die ich seit einigen Wochen im Walde gehabt. Den Bauch habe ich in dem Hundeloch zu Korsör gelassen", fuhr er scherzend fort, indem er die Jacke und Weste mit beiden Händen nach vorn zusammenzog und übereinander legte, „es thut aber auch nichts, es war zu unbequem. Was ich hier will? willst du fragen; sei ganz ruhig, mein Jungchen! ich komme nicht auf deiner Koppel zu grasen. Du wärest nicht der Einzige, der mich von der Krippe jagen würde, wenn ich hier bleiben wollte. Sage nur deinem Weibe — denn du hast ja wohl heute Hochzeit gehabt, — daß sie meinetwegen frank und frei ist, das wird sie, meine ich, gewiß gern hören."

„Aber nun erweise mir aus alter Bekanntschaft einen großen Gefallen — den letzten — Geld habe ich noch genug, so schäbig ich auch aussehe — aber leihe mir ein gutes Pferd, daß ich rasch von der Stelle komme, denn die eigenen Beine wollen nicht recht fort. Bei deines Vaters Bruder in Anstrup bei Farborg kannst du es wieder holen, denn ich komme nicht wieder zurück. Es ist völlig ebenso viel, ob das Futter in Deutschland oder auf Fünen wächst, und eine Krippe zum Einschütten findet man ja wohl auch dort."

Das Herz kehrte sich Hans Thorsen im Leibe fast um, und er war beinahe dem Weinen nahe, als er den früher so stattlichen kleinen Mann betrachtete, der jetzt in einer so jämmerlichen Verfassung, gleich einem Bettler, vor ihm stand. Er selbst holte geschwind Branntwein, Bier, Brod, Kuchen, Braten zu seiner Labung und Stärkung, bot ihm andere Kleider an und wollte ihm ein paar schwere silberne Schnallen aufnöthigen, allein Morten Thy schlug außer Essen und Trinken Alles ab, lachte über sein Mitleiden, indem er ihm eine sehr stramme Börse zeigte, sattelte sich dann selbst den besten Gaul im Stalle, drückte dem jungen Manne nochmals freundlich dankend die Hand, zog das Pferd zur hinteren Hofthüre heraus und jagte in wildem Gallopp davon; Hans aber entfernte jeden weiteren Zweifel und Unruhe aus Christinens Herzen mit einigen wenigen heimlichen Worten.

Nach dieser Zeit wurde Morten Thy nie mehr gesehen und blieb gänzlich verschollen. (Schluß folgt.)

Ein Brief aus Indien.

(Fortsetzung.)

Wir durchflogen die Wüste mit der Eisenbahn, während unsere Vorfahren und jene Mitschwestern, die uns voraus in die

Mission gegangen, mühselig auf Eseln diesen öden Ort durchwandern und genug Strapazen ausstehen mußten. In dieser Zeit ist ja das Reisen beinahe nur Spaß; man fliegt durch die Welt, überall gehen Eisenbahnen und Dampfschiffe. Ein heil. Xaverius, der auf seiner Reise nach Indien ein halbes Jahr auf dem Meere zubringen mußte, könnte uns wohl von Beschwerden sagen, und wir müßten uns schämen, wenn wir nur den geringsten Theil davon wüßten. Von einer eigentlichen Beschwerde können wir auf unserer ganzen Reise nicht sagen; der liebe Gott schickte uns immer schon Hilfe, ehe wir daran dachten. — Wir erreichten Mittags 12 Uhr das öde Suez, welches eigentlich auch ein Theil der Wüste ist. Wir mußten hier länger verweilen, als wir erwartet hatten, weil unser Dampfer erst später abging. Fünf Tage mußten wir in einem Gasthofe zubringen. Alles ist in dieser Stadt sehr theuer, da die armen Leute alle Lebensmittel, sogar das Trinkwasser aus Kairo beziehen müssen. Damit unsere Rechnung nicht zu enorm würde, benahm sich P. Deogratias mit unserer Wirthin und kam überein, daß täglich für eine Person 10 Franken zu entrichten seien, was für Suez äußerst billig ist. Außerdem muß ich aufrichtig gestehen, daß mir dieser Aufenthalt der liebste war von allen auf der ganzen Reise. Wir bemerkten gar nicht, daß wir in einem Gasthofe wohnten; wir hatten den ganzen Stock in Beschlag und konnten unsere Gebete verrichten, ohne daß wir von Jemand gestört wurden und wir hatten dort das große Glück, täglich zwei heil. Messen hören und fünf Tage nacheinander die heil. Communion empfangen zu können. Nachmittags machten wir immer einen kleinen Spaziergang am Ufer des Meeres und suchten schöne Muscheln, deren wir eine ungeheuere Menge fanden, die in Deutschland als naturgeschichtliche Raritäten mit Freuden angenommen würden; — oder wir sahen den Arabern zu, die sich äußerst geschäftig zeigten, um dem Pascha, der von einer Wallfahrtsreise zurückkehren sollte, einen würdigen Empfang und eine glänzende Beleuchtung zu bereiten. Besonders wurde der Palast mit einer ungeheueren Menge von Oellampen ausgestattet und vor jedes Fenster eine Stalllampe gehängt. Unter dem Palaste dieses Paschas darf man sich aber nichts Großartiges vorstellen; derselbe erinnert mich sehr lebhaft an das Schulhaus in Plattling, nur mit dem Unterschiede, daß man im letzteren durch die Fenster sieht, während bei ersterem der Schmutz keine Aussicht gestattet. Obwohl Suez ein höchst öder Ort ist, so war es mir doch da am liebsten; wir waren für uns allein, konnten ungestört beten, besuchten täglich das liebe Kapellchen, welches außerdem ganz verlassen war. Die Muhamedaner beschämen die Christen in Suez sehr. Jede Stunde wird von den Moscheen ein Zeichen oder Zuruf zum Gebete gegeben, welchem sie gewissenhaft Folge leisten und außerdem viele Zeit zu ihren frommen Gestikulationen verwenden. Ich sah einen Mann auf der Straße auf den Knieen hocken; seine Arme waren in Form eines Kreuzes auf der Brust über einander gelegt, das Angesicht, dessen Züge die innigste Andacht aussprachen, war gegen die Sonne gewendet und unzählige Male berührte er mit der Stirne den Erdboden. Wie beschämend ist diese Andacht eines Muhamedaners für einen katholischen Christen, der sich des heil. Kreuzzeichens schämt und vom Gebete nichts wissen will. P. Alphons, ein heiligmäßiger Franziskaner, der in Suez Pfarrerstelle vertritt, versicherte P. Venantius, daß er mehr von den Ungläubigen, als von seiner Gemeinde geehrt und geschätzt sei. Diese wolle vom Gebete nichts wissen. Außer uns wohnte täglich nur ein altes Weib der heil. Messe bei, sonst keine Seele.

Donnerstag den 21. Febr. Nachmittag 3 Uhr ließen wir uns in Begleitung des Herrn Bessi, des Agenten von Suez, einschiffen und bestiegen mit einer großen Menge Passagiere ein kleines Dampfboot, um an den großen englischen Dampfer zu gelangen, der ungefähr ¾ Stunden ausser Suez landete. Daselbst angekommen empfahl uns Herr Bessi dem Herrn Commissär, weil der Kapitän noch nicht da war; er erwirkte uns in der That Vieles, was höchst vortheilhaft für uns war. Wir durften alle beisammen bleiben, hatten einen eigenen, sehr guten Tisch, eigene Bedienung und in jeder Beziehung wurde uns die größte Aufmerksamkeit geschenkt — eine Ausnahme, die noch keiner von unseren Mitschwestern zu Theil geworden, die früher nach Patna gegangen waren. Man weiß, wie verächtlich auf den englischen Schiffen, wo Alles protestantisch ist, die Klosterleute behandelt werden und wie viele schon dem empörendstem Spotte preisgegeben wurden. Wir machten uns auch auf solche Behandlung gefaßt, erfuhren aber das Gegentheil; nie hätten wir an eine so freundliche Behandlung gedacht.

Von der Größe und von der ganzen Einrichtung eines so ungeheueren Schiffes kann man sich trotz aller Erklärung keinen Begriff machen, bis man es mit eigenen Augen sieht. Es ist eine kleine Welt: Menschen von allen Klassen und Nationen finden sich zusammen und bekannte Stimmen lassen sich auf allen Seiten hören — Gänse, Hühner, Schafe, Schweine, Kühe und Ochsen, Alles Proviant für die Reisenden, die mit derartigen Speisen reichlich bedient werden. Die armen Matrosen, 60—70 an der Zahl und obengenannte Thiere nehmen den Vordertheil des Schiffes ein; ebendort ist auch die Küche und die Schlachtbank, die Schreinerei und sonstige auf Schiffen nothwendige Geschäftslokale. Auch die Passagiere zweiter Klasse müssen am Vordertheil bleiben; wie es da zugeht, muß man sehen, um sich davon eine Vorstellung machen zu können. Die stolzen Engländer sehen auf jene Leute, die nicht so groß thun können, wie sie, mit unsäglicher Verachtung herab, halten sie den Thieren gleich und behandeln sie auch nicht anders. Am meisten dauerten mich die Matrosen, die in zwei Abtheilungen gesondert sind. Jene der niederen Klasse sind meistens Indier, daher ihre Gesichtsfarbe ganz braun ist; ihre schwarzen Augen funkeln Einem schon von Weitem entgegen, sie haben ungemein schöne, weiße Zähne, wie man sie bei uns selten sieht und ihr Wuchs ist sehr schlank und zartgliederig. Ihre Kleidung ist an Werktagen blau und auf dem Kopfe tragen sie kleine weiße Kappen griechischer Art. An Sonntagen sind sie weiß gekleidet, der Gürtel roth und die Haube mit einem rothen Turban versehen; dieses feiertäglichen Anzuges bedienen sie sich auch bei der Ankunft am Ziele der Fahrt zum Zeichen der Freude. Jahr aus, Jahr ein besteht ihre Kost aus Reis, den sie auf dem Boden hingekauert verzehren. Gegen die Passagiere sind sie äußerst zart und ehrerbietig und ich wollte es ihnen auch nicht rathen, den geringsten Verstoß zu machen, sie müßten es theuer bezahlen. Diese armen Leute müssen sich gewaltig plagen, dabei ist der harte Boden ihre Lagerstätte, ihre Kopfkissen sind die Schiffstaue und Ketten und wenigstens jede halbe Stunde müssen sie aufstehen, um die Stricke oder den Mastbaum nach Bedürfniß zu ziehen. Morgens 4 Uhr wird das ganze Schiff täglich aufs schönste geputzt und damit beginnt für sie die Tagesarbeit. Läßt sich so ein armer Schlucker dann das Geringste zu Schulden kommen, so wird er des Nachts aufs grausamste durchgeprügelt, so daß wir das Schlagen und das Geheul bis in unsere Cabine hörten. — Die Matrosen erster Klasse sind besser gehalten; 12—14 derselben sind Chinesen. Diese haben äußerst dumme Gesichter, sind aber sehr geschickt und verstehen sich auf alle Professionen. Sie tragen Haarzöpfe, die um den Kopf gewickelt sind; hat sie jedoch die Natur nicht so reichlich begabt, so geben sie sich mit einem Restchen zufrieden, das sie unter ihrem kleinen weißen Strohhut verbergen. Ihr Anzug ist immer ganz weiß; über die Schulter hängt ein im Viereck geschnittener Kragen von blauer Farbe, mit weißen Schnürchen geziert; der Strohhut ist mit einem breiten schwarzen Bande geschmückt, worauf mit goldenen Buchstaben der Name des Schiffes „Nemesis“ steht.

(Schluß folgt.)

Ein Tiroler Künstler.

Aus Innsbruck, 16. Okt. schreibt die Volks- und Schützen-Zeitung: Gegenwärtig weilt der liebenswürdige Künstler Georg Mader, dessen Leistungen auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei so allgemeine Anerkennung finden, in unserer Mitte. Derselbe ist auf der Reise nach München begriffen, wo er den Winter hindurch die Cartons zu den weitern Fresken für die Pfarrkirche in Bruneck herstellen wird. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, einige uns von verläßlicher Seite mitgetheilte Einzelheiten aus dem Leben dieses so schnell zum Künstler gereiften jungen Mannes mitzutheilen.

Georg Mader — geboren 9. Sept. 1824 zu Steinach im Wippthal, betrieb bis in sein fünfzehntes Lebensjahr an seinem väterlichen Anwesen die Müllerei. Von da an wurde er von seiner Mutter auf Anrathen seines Bruders (jetzt Kurat in Vinaders), und des damaligen Landrichters v. Ottenthal nach Innsbruck geschickt, um beim Maler Hans Mader im Zeichnen Unterricht zu nehmen. Die Veranlassung dazu gab der junge Müller dadurch, daß er alle Wände seines väterlichen Hauses und der Mühle, auch die Häuser der Nachbarschaft mittelst Kohle und Bleistift immer mit figurenreichen Darstellungen belebte. Er wurde deshalb oft von den Seinigen und den Nachbarsleuten derb mitgenommen, indem sie ihm zu verstehen gaben, daß er statt andere mit seinen Kunstwerken zu beglücken, lieber in der Mühle fleißig arbeiten möge. Nachdem Georg Mader 1½ Jahr bei Hans Mader gezeichnet, mußte er wider seinen Willen der Mutter folgend nach Hause gehen, um dort die Müllerei zu besorgen. Dies wollte ihm jedoch nicht behagen. Er ging nach kurzem Aufenthalte als Müllerjunge in die Fremde, und arbeitete in Steiermark und Ungarn, auf welcher Wanderung er auch den Stephansthurm in Wien anstaunte. Nachdem ¾ Jahre um waren, kehrte er wieder mit dem Vorsatz zurück, seine Mutter so lange zu bestürmen, bis sie ihm erlaube nach München zu gehen, um Maler zu werden. Nachdem er die Zusage erhalten, reiste er sogleich frohen Muthes an den Ort seiner selbst gewählten Bestimmung. In München trat er zuerst in die polytechnische Schule (Vorschule), und dann später in die Akademie der bildenden Künste ein, wo er einige Jahre studirte. Von dort ausgetreten, nahm er bei F. Kaulbach und später beim dänischen Maler Storch Privatunterricht. Im Jahre 1850 kam er durch freundliche Verwendung der Künstler Hellweger, Kaspar und Petz zu Herrn Professor Schraudolf, wo er mehrere kleine Oelbilder für Se. Eminenz den damaligen Nuntius Viale Preláà in Wien malte. Im darauffolgenden Frühjahre ging er mit Herrn Professor Schraudolf nach Speyer, um sich im Malen al fresco zu üben. Anfangs malte er an den Bildern des Meisters, bis er die Technik gut inne hatte, später wurden ihm einige größere Bilder zur selbstständigen Ausführung übertragen. Den Winter über mußte er die Cartone, welche den darauffolgenden Sommer immer gemalt wurden, in München zeichnen. Er blieb an diesem herrlichen Dome bis zu dessen Vollendung, die im Herbste 1853 erfolgte, bei Schraudolf beschäftigt. Dann reiste er wieder in sein Vaterland zurück.

Seit dieser Zeit lebt und wirkt Herr Mader, als Privatmann wie als Künstler allseitig hochgeschätzt, in seinem Vaterlande, welches soeben durch Maders herrliche Freskobilder in der Pfarrkirche zu Brunecken eine der schönsten Kunstzierden erhält.

Ein bayerischer Gelehrter.

Aus München, 16. Okt. berichtet die Allg. Ztg.: Vor wenigen Tagen starb hier Professor Chr. Fr. L. Wurm, welcher sich mit unermüdlicher Ausdauer dem Studium der deutschen Sprache gewidmet hatte. Als Ergebniß seiner wirklich enormen Kenntniß und Thätigkeit erschienen die ersten sechs Lieferungen des von ihm bearbeiteten „Wörterbuchs der deutschen Sprache" in der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg 1858. Schon 1859 aber gerieth das ausgezeichnete Werk, in welchem der Buchstabe „A" noch nicht zum Abschluß gekommen war, in Stocken. Und nun, nach dem unerwartet verfrühten Ableben des ausgezeichneten Gelehrten, dessen Wissen und ausdauernder Fleiß ihres Gleichen suchen, liegt in Folianten mühseligster Arbeit der Stoff — nur der zusammenstellenden Bearbeitung gewärtig — zur Fortsetzung des meisterhaft begonnenen Werkes da. Mit der aufrichtigen und wohlbegründeten Klage über den Verlust des gelehrten Mannes möchten wir die Frage verbinden: wer sich wohl berufen fühle, oder berufen werde, sich der Fortsetzung des allerdings großen und schwierigen Unternehmens zu unterziehen? Jedenfalls ist das vorhandene Material von solcher Bedeutung, daß dessen Verwerthung den Trägern der deutschen Wissenschaft zur Pflicht geworden.

Die Abendglocke.

Ein Jüngling stand am Meeresstrand
Und lauschte den bewegten Wellen.
Ihm mochte nicht die Freude quellen,
Die er im Leben nimmer fand,
Und träumend blickte er zurück
Nach seiner Kindheit schönen Tagen,
Nach seiner Unschuld reinem Glück,
Das ihn zum Himmel einst getragen.

Und eine heiße Thräne stahl
Sich über seine bleichen Wangen,
Wo kaum der Frühling aufgegangen,
Geweckt vom warmen Sonnenstrahl.
Und wie er sinnt im Abendroth
Ob bangen Sorgen künftiger Tage
Und der vergang'nen Schmerz und Noth
In seines Herzens stummer Klage:

Da dringt der Abendglocke Ton
Vom nahen Kloster hell herüber
Und seine Augen werden trüber
Und zum Gebete liegt er schon,
Getroffen von der Gnade Strahl,
Der einen Weg in's Herz gefunden,
Das mürbe von der Sorgen Qual
Und düstern bangen Leidensstunden,

Sich trostbedürftig ihm erschließt,
Ein durstend Feld nach mildem Regen.
Wie sich die Lippen fromm bewegen,
Der Seele Angst begraben ist,
Und freudig schwillt die junge Brust,
Den süßen Frieden dort zu finden,
Wo, fern vom Treiben lauter Lust,
Der Jugend eitle Träume schwinden.

Sigl.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 26. Oktbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4021	760	22	45	22	6	21	19	—	7	—	—
Korn . . .	1806	193	15	31	14	21	13	16	—	11	—	—
Gerste . .	8532	1770	14	1	13	35	13	22	—	—	—	10
Haber . . .	2286	39	7	40	7	15	7	3	—	5	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Blaner.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt

zur

Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 44. Den 4. November. Carolus Borr.

Der Roßkamm.

Historische Novelle aus der Zeit des Schwedenkrieges gegen Dänemark, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von Dr. G. Kletke.

(Schluß.)

Ich erlaube mir nun, meine Leser ein guten Schritt in der Zeit vorwärts zu führen, namentlich bis in eins der letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. Es war im Monat Juli, der Tag schwül und drückend gewesen, aber ein heftiges Gewitter und Regen, der eben erst aufgehört, hatte die Luft abgekühlt. Der Prediger in Binding hatte Besuch, es war ein junger Mann aus Kopenhagen, dem man, wie schmächtig und schmal seine Figur auch war, deutlich ansah, daß er schon genaue Bekanntschaft mit dem Schreibtisch und der Studirlampe gemacht haben mußte. Ungeachtet seines eleganten Anzuges, ungeachtet des zierlichen Zopfes, in dem er nach der Mode der Zeit sein Haar trug, zeigten doch seine ächt dänischen Gesichtszüge und der gutmüthige schlichte Ausdruck in seinen Mienen, daß seine Vorfahren wohl eher den Pflug gehalten, als den Commandestab geführt hatten. Zugleich bemerkte man deutlich, trotz der Bildung, die man bei ihm, als einem Studirten, voraussetzen durfte, in seiner Aussprache etwas von dem Dialekt der Bauern der Provinz, wo er sich für den Augenblick befand. Er hatte die Reise von der Hauptstadt in sein Geburtsland unternommen, um bekannte Alterthümer zu untersuchen, und wo möglich bisher unbekannte zu entdecken; es blieb daher kein Runenstein oder Taufbecken, kein Kirchenkelch oder Adels-Archiv, keine Glocke, gemalte Scheibe, Leichenstein oder Altartafel vor seinem spionirenden Auge oder untersuchenden Händen gesichert.

Doch nicht allein die leblosen Hinterlassenschaften seiner Väter, nein, auch was noch lebte und Klang hatte, ich meine die herrlichen Sangesweisen mit ihren eigenthümlichen tiefergreifenden Melodien, waren, wenn auch nicht Gegenstände für seine wissenschaftlichen Untersuchungen, denn dazu besaß er zu wenig musikalisches Talent, aber doch Gegenstände seiner lebhaftesten Theilnahme und Freude. In dieser Hinsicht hatte er sich in Binding an den Rechten gewendet, denn der Prediger war ein eben so eifriger Bewunderer jener Ueberreste der Vorzeit, wie der Student, aber er verstand zugleich so viel Musik, daß er recht angenehm und mit vieler Salbung solche Melodien vortrug, als: „Es waren ihrer sieben und siebenzig, die zogen aus von Hald", oder auch „Königin Dagmar liegt in Ribe krank", und ähnliche mehr; und der junge Mann stand dann mit den Händen über der Brust gefaltet, den Kopf zur Seite geneigt und hörte zu, tief in Gedanken versunken.

„Jetzt ist der Regen ganz vorbei," sprach der Prediger zum Studenten, „kommen Sie, Freund, wir wollen in den Garten gehen, denn selbst hier in der Gartenlaube ist es doch ein wenig schwül. Sehen Sie! hier unter diesen Kastanienbäumen ist die Erde wirklich noch ganz trocken, ungeachtet des starken Platzregens, — können Sie hören, wie die Tropfen von einem Blatt zum andern rascheln? Dieß war ein böses Wetter! das eine Mal glaubte ich wirklich, es schlüge in die Kirche ein, es war aber auch ein fürchterlicher Knall! nun weit entfernt kann es nicht gewesen sein. Ach! sehen Sie dort den Regenbogen! es sieht aus, als wenn er mit einem Beine auf meiner Wiese stünde. Kommen Sie, Freund, setzen Sie sich zu mir auf die Bank, die ist ganz trocken. Ach, der Tabak riecht doch ganz vortrefflich in der frischen, freien Luft; — Na, davon wissen Sie wohl noch nichts? Ich werde Ihnen lieber etwas singen: „Ich ging eines Sommertags zu hören aus", das wird Ihnen besser schmecken als der Dampf von der edlen „Herba nicotiana."

Kaum hatte der Alte die schöne Melodie begonnen, zu der er den Takt mit dem langen Pfeifenrohre schlug, wobei der Student so andächtig zuhörte, daß ihm fast die Thränen in die Augen traten, als des Predigers Tochter die Steintreppe herunter gesprungen kam.

„Vater! Johann ist drinnen und möchte gern mit Ihnen reden!"

„Welcher Johann?" fragte der Prediger.

„Johann Thorsen," erwiederte sie, „soll ich ihn vielleicht herauskommen lassen?"

„Nein, mein Kind, ich werde gleich selbst kommen, ich weiß, er will sein kleines Söhnchen am künftigen Sonntag taufen lassen und das soll jetzt ins Kirchenbuch eingetragen werden. — Entschuldigen Sie einen Augenblick, lieber Freund!"

Nach Verlauf einiger Minuten kam der Prediger zurück.

„Haben Sie Lust, mein geehrter Freund, mit mir eine kleine Wanderung nach dem Gehege eines meiner Pfarrkinder zu machen, vielleicht habe ich bei dieser Gelegenheit die Freude, daß Sie in meinem Kirchspiel eine bessere Ausbeute machen, als die Legende von St. Mathes und seiner Quelle.

Sie nahmen Hut und Stock und gingen mit dem Bauersmann; dieser führte sie durch das Dorf zu seinem Gehöfe, durch den Garten und über eine lange Wiesenkuppel zu einem Hügel. „Sehen Sie nur," fing jetzt der Bauer an, „hier auf diesem Hügel und rund herum hat vordem ein Eichenwald gestanden, und wir nennen diese Wiese noch den Eichenstubben, wenn gleich seit undenklicher Zeit von dem Walde nichts mehr übrig ist, als dieser alte Baum, den, wie Sie sehen, der Blitz heute getroffen hat; er war inwendig ganz hohl, aber das hat man vorher nicht recht sehen können. Wenn der Herr Pastor sich hinauf bemühen wollen, — nein reichen Sie mir die Hand, ich werde Ihnen helfen!"

„Laß nur sein, mein Sohn," sprach der alte Prediger, „ich werde schon selbst hinauf kommen."

Sie hatten nun den Hügel erklommen; von dem riesig mächtigen Eichenstamme stand noch fast die Hälfte mit blättervollen Zweigen stolz gen Himmel strebend, während der andere Theil zerspalten und zersplittert auf der Erde lag, so daß man in die Höhlung des Baumes sehen konnte, wie in das Innere eines Schrankes. Es hat jedesmal etwas Betrübendes, einen solchen alten ehrwürdigen Baum mit seinem gekrönten Haupte im Staube liegen zu sehen; doch war es dießmal nicht diese oder eine ähnliche Betrachtung, welche den alten Prediger und den Studenten beschäftigten; ihre Aufmerksamkeit wurde vielmehr durch den Anblick einer Menge Dinge gefesselt, die sich in dem Gewahrsam des hohlen Stammes gefunden hatten. Bei näherer Untersuchung entdeckte man die Ueberreste eines menschlichen Skelettes, das nach der Lage der Knochen zu

schließen, aufrecht, die Arme im Baume in die Höhe gehoben, gestanden haben mußte. Ein paar große eiserne Sporen, einige Nägel und Schnallen, verschiedene Messingspangen, ein langer fast verrosteter Pallasch, ein gebogenes Eisenkreuz, gerade wie man es in dem Helme der Dragoner hat, ein breiter dazu gehöriger Messingring mit Platte, einige Münzen aus Karl Gustavs Zeit und zuletzt ein breiter goldener Fingerring. In dem Letzteren sah man deutlich die Buchstaben J. S. eingegraben, und auf dem Parierblatt des Pallasch, auf dem Messing, so wie auf zwei breiten Schnallen, sah man die Buchstaben F. F. D. R. *) in getriebener Arbeit.

Obgleich alle diese Dinge auf den ersten Blick nicht das von den Antiquaren beliebte Alter hatten, so griffen die Hände des Predigers, wie des Studenten dessenungeachtet mit nicht geringem Interesse darnach; denn unterwegs hatte Johann Thorsen und der Prediger abwechselnd und sich gegenseitig berichtigend und ergänzend die Sage von dem verschwundenen Schweden erzählt, die noch unter den Bauern lebte, und von der sich einige genauere Berichte in einer Art von Chronik verzeichnet fanden, welche in Binding seit undenklichen Zeiten die Prediger fort und fort geführt hatten. Wir haben solche in vorstehender Erzählung in ein Ganzes zusammengefaßt, geliefert. Man konnte daher keinen Zweifel hegen, daß es die Gebeine des armen Wachtmeisters Svartberg waren, die man hier vor sich sah. Davon zeugten die Buchstaben auf den Spangen und dem Pallasch, und insbesondere der Namenszug auf dem Ringe, aus dem man sehr leicht „Jon Svartberg“ herauszufinden vermochte. Es ließ sich demnach folgern, daß der junge Schwede, als er sich vor seinen Verfolgern flüchtete und in den damals auf und um den Hügel stehenden Busch gekommen, die Eiche erklettert und sich wahrscheinlich freiwillig in die Höhlung hinabgelassen, aber später nicht mehr im Stande gewesen, sich wieder emporzuarbeiten und herauszuhelfen. Er mußte also in seinem lebendigen Sarkophage bleiben und die stattliche Eiche hatte in der langen Reihe von mehr als 100 Jahren sein Mausoleum mit ihrer lichtgrünen Wölbung geschmückt.

Am selbigen Sonntag, als der kleine Thor Johannsen in der Bindinger Kirche die Taufe empfing, wurden auch Svartbergs Gebeine in christliche Erde bestattet. Johann Thorsen und der Student standen ernst am Grabe, der alte Prediger warf Erde hinein und wünschte ihm eine sanfte Ruhe.

Witzige Köpfe meinten später im Kruge, da er so lange gestanden, könne er nun endlich wohl mit Recht nach der Ruhe verlangen.

*) F(örst.) F(innlandska) D(ragoner) R(egiment.)

Ein Brief aus Indien.

(Schluß.)

Am Schiffe herrschte eine bewunderungswürdige Ordnung und Reinlichkeit. Jeden Sonntag hält der Kapitän, ein sehr freundlicher gefälliger Herr, die Betstunde; alle Stühle und Bänke werden gegen die Cabine desselben in Ordnung gestellt, für ihn ist ein eigener mit rothem Tuch bedeckter Stuhl hergerichtet. Unmittelbar nach dem Glockenzeichen beginnt die Andacht: es wird vom Kapitän das Evangelium vorgelesen, dann mehrere Psalmen nach protestantischer Art sitzend gebetet, nach Verlauf von ungefähr einer Viertelstunde gehen die Leute andächtig wieder auseinander. Ich wohnte aber dieser Andacht nicht bei, sondern verließ immer das Verdeck bis Alles zu Ende war. Auf dem katholischen, französischen Schiffe hörte und sah man nichts von einer Andacht. Ich vergaß vorhin zu bemerken, daß sich bei dem Gottesdienste, wo möglich, die ganze Dienerschaft, alle Officiere im größten Staate eingefunden haben, es soll ein sehr schöner Anblick sein, weil alle blendendweiß gekleidet sind.

Weil Ihre mütterliche Sorgfalt für mich so groß ist und Sie fürchteten, daß ich an vielen Dingen Mangel leiden müsse, so will ich Ihnen unsere Art und Weise zu leben mittheilen. Morgens 6 Uhr kam unser Diener (Steward), brachte uns Kaffee, den wir jedoch beinahe Alle unberührt ließen, bloß aus dem Grunde, weil keine Milch dazu kam; denn auf einem Schiffe ist dieser Artikel sehr rar. Um ½9 Uhr wurden wir zum eigentlichen Frühstück geholt, wir hatten gerade vor unserer Cabine den Speisetisch, der täglich überfüllt war. Es wurde Kaffee oder Thee angeboten, dann kamen zu beliebiger Auswahl Hühner, Gänse, gebratenes und gesottenes Schweinefleisch mit einer Brühe von Kartoffeln, Bananen oder Ananas; geröstete Leber, gesottenes Hammelfleisch u. s. w. Dieß war doch wohl genügend für den Morgen? Sardellen nebst gebratenen und sonst verschiedenartig zugerichteten Fischen waren jeden Tag zu haben. Als unser Steward bemerkte, daß wir an Freitagen kein Fleisch aßen, wurden in Zukunft nur Fastenspeisen an diesem Tage servirt, eine Ausnahme die noch nie statt gefunden hatte. Nachmittags 2 Uhr war Diner, die Schüsseln waren größtentheils von Silber. Die Suppe Mittags war täglich eine andere; der Pfeffer, den die Engländer zu lieben scheinen, war aber keinen Tag vergessen, was wir oft gewünscht hätten. Täglich erschienen frischgebratene Hühner, Lammfleisch, Schweinefleisch und sonst alle Sorten von Fleisch; Butterteig mit verschiedenen Früchten, Pasteten mit Trauben, Reisauflauf und sonstige Gewürze und Süßigkeiten. Den Schluß machten Käse und Zwieback, Bier und zweierlei Wein. Zum Dessert wird ganz neu servirt, das Tischtuch gewechselt, neue Weingläser beigeschafft, Orangen, verzuckerte Früchte, Aepfel u. dgl. aufgetragen. Abends 6 Uhr konnte man Thee und Kaffee haben. Gewöhnlich gingen wir erst nach 9 Uhr zu Bette, weil es in der Cabine zu heiß war. Am ganzen Schiffe hatten wir die größte Cabine, jede ihr Bett, bestehend aus einer Matratze und zwei Kissen nebst einer sehr leichten Decke, solche Betten, wie man sie in Bayern hat, wären bei dieser Hitze eine große Last. Sie sehen, liebe Mutter, daß mir bisher noch nichts gefehlt hat. Unsere Schiffahrt ging wirklich recht glücklich ab. Zu Hause stellt man sich die Sache ärger vor, als sie in Wirklichkeit ist; obwohl man ganz von Wasser umgeben ist, hatte ich nicht die mindeste Angst; das Meer ist wunderschön anzusehen, der Untergang der Sonne und das mit Sternen besäte Firmament ist herrlich; sieht man nach Tagen oder Wochen wieder etwas Land, so freut man sich dann recht und alle Passagiere kommen in Bewegung.

Vor den Farbigen fürchte ich mir gar nicht, ich getraue mir ganz allein unter 20 so Schwarzen zu sein, sie thun nichts; mit einem Strohhalm kann man sie alle auseinander jagen. In Aden, der ersten Station unserer Seereise, sahen wir Schwarze, deren Haare wie aufgelöster Spagat waren, der ganze Kopf gepudelt.

Samstag den 26. März gelangten wir in Calcutta an; die ehrw. Frau Oberin, die ich schon von ihrem Besuche in Nymphenburg kannte, nahm uns mit ausgezeichneter Liebe und Freundlichkeit auf. Calcutta ist die größte Stadt in Indien; ich war sehr überrascht von der herrlichen Bauart dieser Häuser, von der Pracht der Gärten, Blumen, Bäume, überhaupt von der schönen Ansicht, welche diese Stadt darbietet. München ist nicht in Vergleich zu stellen mit Calcutta. Das Institut der englischen Fräulein, dem sich keines in Bayern gleichstellen kann, übertraf meine Erwartungen im höchsten Grade; sie haben 2 oder 3 Häuser nebeneinander, mehrere Gärten wunderschön gepflanzt, 7 oder 8 Terrassen, von denen aus man die schönste Aussicht über die Stadt hat, eine herrliche Kirche, welche die Patres Jesuiten besorgen und wöchentlich zweimal predigen, eine ganz schöne Hauskapelle, worin auch das Allerheiligste aufbewahrt ist. Ungefähr eine halbe Stunde von hier haben sie eine gleich schöne Filiale, die ich auch schon dreimal besucht habe. Donnerstag den 21. März werden wir nach Patna weiter reisen, wo wir mit Gottes Hilfe noch vor Ostern anzulangen hoffen.

Die Sittenlosigkeit in Paris.

Ein Brief in dem geachteten französischen Provinzialblatt „La Gironde“ entwirft nachstehendes Bild des kaiserlichen Paris der Gegenwart:

„Ich kann es hier nicht mehr aushalten. Ich weiß nicht, unter welchem Stern und in welchem Dunstkreise man hier lebt, aber ich fühle etwas Unehrenhaftes um mich herum; ich athme nicht mehr, ich ersticke! Ich kehre darum eiligst zur freien gesunden Luft meines Dorfes zurück, um dort die Seele mir wieder rein zu waschen. Was ist aus dem Paris von ehemals geworden! Aus jenem Paris, welches dachte, welches sprach, welches weit in die Ferne strahlte, das jeden Tag der Welt ein Werk, eine Wahrheit, eine Freiheit, eine Entdeckung zuwarf? Ach! Es denkt nicht mehr, es träumt nicht mehr, es weiß selbst nicht mehr oder scheint nicht mehr zu wissen, was es in den Tagen seiner Größe, in denen seines Glaubens an sich selbst geglaubt, erkannt, gethan oder gesagt hat. Es hat seine Seele ausgelöscht oder hat sie durch einen vorübergehenden Windstoß auslöschen lassen. Was ist in diesem Augenblick von all' dem Feuer, all' dem Lichte der Vergangenheit noch übrig? Nichts, wenn nicht hie und da aus Vergeßlichkeit der Reflex eines früheren Ruhmes, der letzte Strahl einer untergehenden Sonne! Das Genie Frankreichs hat seine Entlassung genommen, und wie in dieser Welt immer, so hat der Aberglaube den Glauben ersetzt; das abgetretene Genie hat zunächst den drehenden Tischen, dann dem Medium, dann den Geistern, dann Barnum, dann dem „schwarzen Doktor“ — ich wage nicht hinzuzufügen: dann dem Doktor Veron — das Wort überlassen.

Das erste Volk der Erde denkt nur daran, ein lustiges Leben zu führen, und es scheint nur ein Feldgeschrei zu haben: Vergnügen wir uns und spotten wir über uns selbst! Cras enim moriemur. In gutem Französisch: après nous le déluge! Und während dessen schlägt die Stunde und geht vorüber, ohne daß sie jemals ein Wort spräche, das der Erinnerung werth wäre. Suchen Sie in gleichviel welcher Richtung des Geistes, — nirgends werden Sie am Horizont irgend ein Talent auftauchen, irgend eine Idee erscheinen sehen. Treten Sie irgendwo ein, z. B. in ein Lesecabinet — doch nein, die Lesecabinette sind verschwunden, ich kenne nur noch eines in einer Galerie des Odeon, beinahe unter freier Luft. Ich sah darin im Vorübergehen einen Graukopf, den letzten französischen Leser, und am betrübten Ausdrucke seines Gesichtes glaubte ich einen ehemaligen Minister des öffentlichen Unterrichtes zu erkennen. Treten wir dann, in Ermangelung eines Lesecabinettes, in einen Buchhändlerladen: was werden Sie auf den Brettern ausgestellt finden? Eine abständige Schandliteratur, von einem Alkovenduft durchzogen, auf satinirtes Papier gedruckt und im glacirtem Rosa-Einband: die Geschichte der Liebe, die Geschichte der Pompadour, die Geschichte der Dubarry, die Courtisane auf dem Thron, die königliche Würde der Courtisane. Fräulein Mogador benutzt die Muse des Ehestandes, um uns ihr „öffentliches“ Leben zu erzählen, und Fräulein Rigolboche überliefert uns die Geheimnisse ihrer Persönlichkeit mit obligater Photographie als Belegstück. Nur eine solche Hautgout-Literatur hat noch Erfolg. Ein Schmutzroman hat in einem Anlauf es binnen einem Jahre bis zur vierzehnten Auflage gebracht! Und wissen Sie durch welche geniale Inspiration? Wegen einer nächtlichen Scene, die dem Leser durch's Schlüsselloch gezeigt wird. Solche cynische Poesie kann allein noch die kalte Phantasie der schönen Dame des Faubourg St. Germain und der Chaussée d'Antin entflammen. Wenn meine Frau während meiner Abwesenheit diesen Roman gelesen hätte, so würde ich bei meiner Rückkehr die Wiedereinführung des Ehescheidungsgesetzes verlangen.

Wenn Sie jetzt von der Literatur zur Bühne übergehen, so werden Sie finden, daß auch hier die „halbe Welt,“ wenn nicht diese ganze „halbe Welt,“ die öffentliche Neugierde befriedigt. Die Scene zeigt unseren Blicken nur noch die Geheimnisse der unterhaltenen Frau. Junge, kaum von dem Kloster emancipirte Mädchen wohnen an der Seite ihrer Mütter unerschrocken dem Todeskampf einer Lorette bei und vergießen über deren Herzeleid zwei oder drei Thränen auf ihr mit Wappen besticktes Battisttaschentuch. Was sag' ich — Herzeleid! Auch das Herz ist bereits für die Bühne überflüssig geworden; man schreibt dort nur noch die Stücke für die Waden und die Kniee der Schauspielerinnen oder, besser gesagt, um die Körperformen und Strumpfbänder zu zeigen. Wenn die Kunst Racine's und Molière's nur noch ein wenig fortfährt, die Frauen vom Knöchel aufwärts zu entblößen, so wird man auf den Brettern bald nur noch eine babylonische Ausstellung lebender Bilder sehen.

Die ganze Kunst spricht dieselbe Sprache und zieht am gleichen Strang wie das Theater. Ehemals suchte unsere Generation, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, in einem Gemälde das Dramatische, die Idee. Heute ist es die verbotene Frucht, es ist die nackte Frau, welche die Menge in der Gemäldeausstellung anzieht. Sehen Sie die Masse, welche sich dort drängt? Man muß Platz in der Reihe nehmen, um endlich einen Blick auf das Bild werfen zu können. Was ist sein Vorwurf? Es stellt Phryne vor dem Areopag, oder Phryne bei Alcibiades, oder Leda in reducirter Schwimmtoilette dar, welche mit einer Hand einen Schwan liebkost und mit der andern zeigt, wovor selbst Diderot's Prosa in einer Anwandlung schamhafter Entmuthigung zurückschrecken würde.

Die Photographie glaubt es noch der Malerei zuvorthun zu müssen. Wohin Sie mit Ihrer Frau oder Tochter am Arm gehen, überall finden Sie auf Ihrem Wege an den Schaufenstern eine Berühmtheit des Entrechat, in kurzem Röckchen mit dem Bein über den Kopf photographirt, oder noch besser, eine hochbusige Frau, deren Fülle aus dem Schnürleib herausquillt. Und wenn Sie ein Stereoskop als Uhrgehänge treffen, hüten Sie sich durch die Linse zu sehen: wer weiß, in welche schlechte Gesellschaft Sie Ihre Neugierde führen würde; und was würde es erst sein, wenn nicht die Furcht, die Züchtigkeit des Sergent de Ville zu verletzen, dem Photographen einige Zurückhaltung auferlegte!

Suchen Sie ein bestimmtes Symptom, um die Zunahme der immer wachsenden Entsittlichung dieser Epoche des Schlaraffenthumes zu messen? Sehen Sie nur hin, folgen Sie mir Schritt vor Schritt, zählen Sie, wenn Sie können, einfach diese Vervielfältigung der Café's. Von der Madelaine bis zur Bastille ist die ganze Linie des Boulevards nur noch eine Reihe von Café's. Café an Café, Estaminet auf Estaminet, und das Trottoir von Tischen und Stühlen unter vorspringenden Sonnenzelten eingenommen. Es scheint, daß die Hälfte der Pariser Bevölkerung weder mehr einen Herd, noch Häuslichkeit, noch Gemüth, noch Pflichtgefühl für die Familie hat; daß sie nur noch im Café lebt, mit den Ellenbogen auf der Marmorplatte, in tiefsinniger Betrachtung vor einem Dominobrette, oder in Verzückung vor einem Glase Runkelrübenzuckerbranntwein. Und da fällt mir ein, daß erst gestern in meiner Straße, hart an meiner Thüre, die Speculation einen ganzen Garten mit Glas überdeckt und daraus ein unübersehbares Café gemacht hat; in dieser Tabagie, so groß wie manches deutsche Herzogthum, räkelt sich bequem die Jugend des lateinischen Viertels, bunt durch einander mit einer anderen Jugend in Unterröcken, und vergißt inmitten dieser, von allen combinirten Miasmen der Cigarre und des Anisettes geschwängerten Luft, daß Frankreich auf sie seine Hoffnung setzt, und zerstört ihre Seele, wie die Chinesen, im Opiumrausche.

(Schluß folgt.)

Ein technischer Bauer.

Vor Kurzem starb zu Minihof, der Pfarrei Heining, im 88. Lebensjahre der ledige Bauerssohn Michael Sattler, dessen außerordentliche Talente in technischer Beziehung gewiß Bewunderung erregen. Ohne jemals bei irgend einem Meister in der Lehre gestanden zu sein, verfertigte derselbe mit der nämlichen Hand, mit welcher er als derber Bauernknecht den Pflug führte, die feinsten und künstlichsten Sachen, sowie auch alle Geräthe, deren der Landmann für Haus und Feld bedarf. Als ein junger Bursche von 22 Jahren verfertigte er eine große Uhr, ganz von Holz, welche er an seinem Hause aufstellte, die noch bis auf den gegenwärtigen Tag ganz gut geht, und auf gläsernen Schellen, deren Klang weit über die Donau hinüber hörbar ist, den Arbeitern auf dem Felde die Stunden verkündet. Als Gewichte an dieser Uhr dienen 2 Kartätschenkugeln, welche er zur Kriegszeit bei niederem Wasserstand aus der Donau holte. Später verfertigte er sich auch eine kleine Hänguhr, welche ebenfalls noch ganz gut geht. Nach einigen Jahren baute er sich eine vollständige Hausschmiede, in welcher er alle jene Schlosser- und Schmiedarbeiten verfertigte, wie sie der Bauer braucht, selbst Pflüge, Eggen, Ketten u. dgl. Fast sämmtliche Tische und Kästen im Hause sind sein Werk, sowie nicht minder die zur Oekonomie nöthigen Wägen, Schlitten, Spinnräder, auch alle Korbmacher- und Bindergeschirre. Diese Arbeiten sind alle sehr sauber gemacht, wie von einem Meister. Er brauchte auch nie einen Schuster oder Schneider, indem er sich die Schuhe, Stiefel und sämmtliche Kleidungsstücke selbst machte. Hiebei hielt er sich strenge, unbekümmert um den Wechsel der Mode, an die alte stattliche Bauerntracht, wie sie zu Ende des vorigen Jahrhundertes in dieser Gegend üblich war. Nur den breiten Filzhut konnte er zu seinem Bedauern nicht selbst machen. — Um sich und andern in den Freistunden eine Erheiterung zu verschaffen, macht er sich zwei sehr gute Baßzithern, welche er ziemlich gut zu spielen verstand. Als ein Greis von 84 Jahren baute er sich, noch rüstig und frisch wie ein Mann in den beßten Jahren eigenhändig eine Ziele, womit er über die Donau nach Heining, seiner Pfarrkirche, zum Gottesdienste zu fahren pflegte, und deren man sich noch bis zur gegenwärtigen Stunde bedient. Endlich meldete sich der Tod bei ihm an, und er bereitete sich als Christ auf das Beßte darauf vor. Als er sein letztes Stündlein herannahen fühlte, trug er sich noch Holz ins Haus, heizte sich tüchtig ein, um beim Sterben eine warme Stube zu haben, und ließ auch sogleich seinen Sarg, welchen er sich selbst schon vor mehreren Jahren aus Eichenholz verfertigt hatte, in Bereitschaft stellen; und in diesem selbst gezimmerten Sarge wurde dieser originelle Greis auch begraben.

† [Zur Biergeschichte] theilt der sächsische Archiv-Direktor Dr. Karl v. Weber in seinem trefflichen Werke „aus vier Jahrhunderten“ (Neue Folge I. Band. Lpz. 1861.) den folgenden ergötzlichen Beitrag mit. „Ein gewisser Eckhard schlug dem König (Friedrich Wilhelm I. von Preußen, dem Vater Friedrichs II.) vor, das Bier um 1/4 schwächer als zeither zu brauen, den Preis aber um 1/4 zu erhöhen und für jede Dorfschaft ein bestimmtes Quantum auszusetzen, welches sie abnehmen müsse. Diese Maßregel leuchtete dem Könige so sehr ein, daß er sie trotz aller Vorstellungen über ihre Härte auszuführen beschloß und in der That im J. 1738 damit begann. Eckhard wurde zum Lohn für seinen trefflichen Einfall zum Kriegs- und Domänenrath ernannt, in den Adelsstand erhoben und mit einem Orden geschmückt. Als die Kammer ehrerbietigst ihr Bedenken dagegen dem König vortrug, erging im März 1739 eine königliche Entschließung in den Worten: „Die hochlöbliche Kammer wird ersucht, das Raisonniren einzustellen und den ehrlichen Eccard ungeschorn zu lassen oder Wir werden kommen und das Cammerpräsidium mit einem guten Prügel einmahl selbst übernehmen ꝛc.“ Beigefügt war als Postscript eine eigenhändige königliche Handzeichnung, darstellend einen Galgen mit einem Gehängten und der Unterschrift: „Der Churmärkischen Cammer wohlverdiente Belohnung.“

Demselben Könige lag es sehr am Herzen, seine Gemahlin ebenfalls für seine Oekonomie zu gewinnen. Einst, zu Ende des Jahres 1738, nachdem er eine Zeit lang in tiefen Gedanken gesessen, fragte er plötzlich die Königin: „Sophie, was kostet jetzt der Schilling Eier?“ Auf die Antwort, sie wisse es nicht, gerieth der König in den heftigsten Zorn, versicherte seine Gemahlin, sie werde nach seinem Tode noch auf dem Miste sterben, weil sie sich um gar nichts bekümmere: hierauf beorderte er einige Küchenmägde in das Zimmer, befragte sie über allerhand wirthschaftliche Dinge und befahl ihnen endlich, in seiner und der Königin Gegenwart die Zimmer auszukehren, „damit die Königin lerne, wie man es mache.“

An etwelche Nürnberger.

Im Fasching wolltet ihr den Papst verschlingen:
Und jetzo wollt ihr Teutschland „einig“ singen!
Wißt ihr, wann Teutschland eins und groß gewesen?
Eh's noch die Werke Luthers hat gelesen. —

*

Seit alle Juden Teutsche sind geworden,
Sind Katholiken keine Teutsche mehr:
Vom Osten, Süden, Westen wie vom Norden
Heult gegen Solche nun das wilde Heer.

Ricasoli 1861 1/7.

„O wie ängstigen Rom und Venedig sich über das Unglück,
Leider bis jetzo noch nicht piemontesisch zu sein!“

Roma subterranea.

In die Catacomben wieder
Steig, o Christenthum, hernieder
Bis das neue Heydenthum
Ist verronnen wiederum!
Zischen oben Höllen-Bomben,
Komm in meine Catacomben!!

Anerkennung.

Erst hat er's geschürt und gemacht und gethan:
Und jetzt erkennt er's als Thatsach' an!

Vulkane.

Die Menschen bauen auf einem Vulcan
Doch immer thörig aufs neue sich an.
Ich habe mit eigenen Augen geschaut
Wie man dem Vesuvius immer noch traut.

Eremita Jenchovensis.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 2. Novbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3684	1061	22	40	22	11	21	21	—	5	—	—
Korn . . .	1466	403	15	35	14	33	13	39	—	12	—	—
Gerste . .	7[illegible]44	1552	14	1	13	39	13	26	—	4	—	—
Haber . . .	1893	96	7	41	7	17	7	7	—	2	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 45. Den 11. November. Martin, Bischof.

Vom Vater auf Sohn.*)
(Aus den Erinnerungen eines Gerichtsbeamten.)

I. Der Mord.

Dem Amte des weltlichen Richters hängt ein eigenthümlicher Ernst an, wie kaum einem andern weltlichen Amte. Der Richter soll Recht sprechen, also die Gerechtigkeit handhaben in den Angelegenheiten des zeitlichen Lebens, eine Thätigkeit, die an und für sich schon zum Ernstesten gehört, was Menschen zu verwalten haben, und da es zunächst nicht Sache des Richters ist, Gnade zu üben, sondern das Gesetz in Anwendung zu bringen, erhält sein Amt leicht etwas Einseitiges, das bisweilen wie Härte aussieht und, leider vermöge menschlicher Gebrechlichkeit auch Härte wird. Vorzüglich soll er, außer der Entscheidung über Mein und Dein, das verübte Böse, den Friedensbruch unter den Menschen, untersuchen, und ist dieses erwiesen, durch das Gesetz am Uebelthäter rächen, ihn der verdienten Strafe überweisen. Gewiß, tief in der Menschenbrust wohnt das eingeborne Gefühl für Gerechtigkeit, ich möchte sagen, als hervortretendes Empfindungsvermögen des Gewissens, des göttlichen Spiegels im Menschen und es gewährt eine höhere Befriedigung, nach Recht und Gesetz diese Gerechtigkeit zu handhaben; wenn nur diese Handhabung immer gerecht geschähe, das rechte Maß von Schuld und Strafe so leicht zu finden wäre! Hier tritt das Gefühl nicht nur einer äußeren, sondern noch mehr einer höheren innern Verantwortlichkeit hinzu, ein Gefühl, das ich im Beginne meiner richterlichen Praxis oft in recht quälender Weise empfand. Mit dem besten Willen, gewissenhaft und unparteiisch meine Pflicht zu thun, hatte ich mein Amt angetreten; aber bald merkte ich, daß es gar nicht so leicht sei, als es äußerlich scheine, in der Wirklichkeit des Lebens die Uebelthat und den Uebelthäter immer gehörig auseinander zu halten. Namentlich im ersten Eifer verwechselt man nur zu gern beide miteinander. Das trübt die Ruhe und Unparteilichkeit des Urtheils und führt in der Behandlung der Menschen Fehler herbei, die ich mir, wenn auch nur in kleinen Fällen, hintennach oft zum Vorwurfe gemacht. Gar selten unterzieht sich der Uebelthäter gern der ihm drohenden oder zugedachten Strafe. In den meisten Fällen bietet er zunächst Alles auf, um die Uebelthat von sich abzuwälzen, und ist in der Wahl der Mittel zu diesem Zweck nicht sonderlich gewissenhaft, oder er meint noch immer, die That sei so schlimm nicht gewesen, die Strafe jedenfalls zu hoch. In dieser natürlichen Widerspänstigkeit gegen die Gerechtigkeit liegt oft der Anlaß, daß der Richter im Menschen noch Schlimmeres zu sehen meint, als eigentlich darin liegt. Ein besonderer Fall in der Ausübung meines richterlichen Berufes hat mir, ich darf jetzt wohl sagen, glücklicher Weise, weil es bei Zeiten geschah, deutlicher als viele andere gezeigt, wie nothwendig es ist, daß man im schlimmsten Falle noch im Uebelthäter den Menschen und im Menschen das Ebenbild Gottes, mag es auch noch so entstellt sein, nicht aus den Augen läßt. Der Fall ist mit vielen ihn begleitenden Umständen auch noch in anderer Beziehung so lehrreich, namentlich für Eltern und Erzieher, daß ich ihn für die zahlreichen Leser des Kalenders ausführlicher erzählen muß. Da ich mich auf selbst erlebte Thatsachen stütze, gewisse Rücksichten aber nicht unbeachtet bleiben dürfen, werde ich die Namen der vorkommenden Persönlichkeiten und die nähere Bezeichnung der Oertlichkeit wechseln, was zur Sache nichts weiter thut. Die ganze Geschichte liegt jetzt aber so weit in meinem Leben zurück, daß ich den innern Zusammenhang um so offener erzählen darf. Mir ist die Geschichte bis in ihre Einzelnheiten unvergeßlich geblieben.

*

Um das Städtchen D., das dem rechten Ufer des Niederrheins angehört, liegen in geringer Entfernung mehrere kleine Dörfer, Weiler und Gehöfte, die zum Theil in das Städtchen eingepfarrt sind, alle aber in den Gerichtsbezirk gehören, dessen erster Beamter ich bald nach meiner Anstellung wurde. Das Land ist hügelig, mit Flecken Wald, Gebüsch, Wiesen und kleinen Feldstücken übersäet und von einer nicht reichen, aber tüchtigen, arbeitsamen und im Ganzen recht braven Bevölkerung bewohnt, die, etwas abgerückt von der großen Verkehrsstraße des Rheines, in Sitte, Brauch und Gewohnheit noch manches Alte und Gute bewahrt hat. Neben mancher schönen Gemüthsseite bei den dortigen Leuten trifft man aber auch bisweilen auf recht tiefe, herbe Leidenschaften, harte Charaktere, starre, unbeugsame Köpfe, die dem etwas rauhen Boden, den sie bebauen, nur zu ähnlich sehen. Das sind indessen vereinzelte Erscheinungen, wenn sie auch gerade vor dem Richter des Bezirks öfter erscheinen, als diesem lieb sein kann. Kaum eine Viertelstunde von meinem Wohnorte D., nach Norden liegt das Dörfchen B., in welchem zunächst die Geschichte, die ich erzählen will, sich entwickelt.

Eines Tages um die Nachmittagszeit kommt athemlos in meine Studirstube, wo ich mit Ordnen meiner Akten und sonstigen Papiere beschäftigt war, ein Bote des Gemeindevorstehers von B. herein gestürzt mit der mündlichen Anzeige, daß man so eben im „hohen Holz", einem Waldfleck in geringer Entfernung vom Dörfchen, einen Mann erschlagen am Wege gefunden. Etwas Weiteres konnte mir der ungewöhnlich aufgeregte Bauersmann im Augenblicke nicht mittheilen, da er selbst höchlich ergriffen von der ersten schrecklichen Kunde, sich auf Näheres nicht eingelassen. Erst auf meine weiteren Fragen theilte er mit, daß man von B. aus zugleich zum Pfarrer und zum Arzte geschickt hatte, ein Zeichen, daß es sich doch eher um einen Geschlagenen als um einen Erschlagenen handle. Um dem Sachverhalte doch sofort auf den Grund zu kommen, entließ ich den Boten und ging bald darauf selbst nach dem Dörfchen hinüber. Es war im Frühsommer und viele Leute draußen auf dem Felde oder in den Wiesen beschäftigt. Die Kunde von dem vorge-

*) Aus Kolping's Volkskalender für 1862, den wir immer und immer wieder gleich dessen „Rheinischen Volksblättern" aufs Wärmste empfehlen möchten. Durch Alles, was Kolping schreibt, geht ein warmer Herzenszug, der uns ergreift, sittlich belebt und erhebt. Kolpings Volkskalender, so billig im Preise, der Jahrgang kostet nur 18 kr., sollte in allen Familien zu finden sein, statt all der illustrirten Leipziger und anderer Zeitschriftenwaare, die wohl unterhält und kitzelt, aber meist verbildet und keineswegs einen bessern, gesündern Volksgeist verbreitet und fördert. Mit Kolping's Schriften dagegen kehrt ein traulicher, ehrlicher, treuer, guter Hausfreund ein, der Friede, Freude, Trost und gute Sitte stiftet. Es ist ein guter, lieber Geist, der mit seinen Schriften in den Familien einspricht und nur Segen kann dieses Geistes Wehen und Walten entsprießen. Wo in Kolping's Schriften in der Familie gelesen wird, ist's gerade als ob am langen Winterabende ein Christbaum Licht und Schimmer verbreitete. Die Red. d. Ldsh. Ztg.

fallenen Unglücke oder der begangenen Unthat hatte sich schon ringsum verbreitet und die Leute in eigenthümlicher Weise aufgeregt. Der sonst so ruhig und im Ganzen friedlich daherlebende Bauersmann, der gewohnt ist, bei den namentlich für Städter aufregendsten Naturerscheinungen, bei Sturm und Gewitter sich gar nicht zu erschrecken, der unter Umständen zum Verwundern Schläge von Oben her ertragen kann, wird in einer ganz eigenthümlichen Weise von den Ungeheuerlichkeiten im Menschenleben, wozu Mord und Todschlag sicher gehören, ergriffen und in Anspruch genommen. Ein solcher gewaltsamer Einbruch in die sittliche Weltordnung liegt an sich weit aus seiner gewöhnlichen Vorstellungsart hinaus, weßhalb er seine ganze Phantasie aufregt und nach ungewohnten Richtungen lenkt, weßhalb es auch in der Regel eine gute Zeit dauert, bis er sich in dieselben hineingefunden, und noch länger, bis die Gedanken wieder ihre alte ruhige Fährte ziehen. So hatte das Gerücht von frisch vollbrachtem Morde, für dieses Geschlecht unerhört, in nächster Nähe denn auch die Bewohner des ganzen Dörfchens bis in ihre Tiefen aufgeregt. Einer hatte es dem Anderen berichtet, der ließ die Arbeit liegen und lief zum Folgenden; wie durch ein Lauffeuer ist die grausige Kunde rund getragen, die Thatsache vergrößert sich, die Umstände werden verschoben, man berichtet Widersprechendes, endlich will Jeder selbst sehen, und eilt nach der Stätte des Unheils, um sich die eigene Meinung zu machen. Mitleid, Haß, Neugierde und Erbitterung kämpfen in derselben Brust und stecken an mehr oder minder, je nachdem in Verschiedenen die Empfänglichkeit größer oder geringer ist. Während der Eine weint, ballt der Andere die Fäuste, ein Dritter ergeht sich in Vermuthungen über die That oder den Thäter, nur will Jeder den Gefühlen seines Herzens Luft machen. So erblickte ich auf dem Wege nach B. denn auch die Leute von allen Seiten nach der Unglücksstätte eilen, unterwegs lebhaft, wie in fliegender Eile sich Mittheilungen machen und ihren Schrecken, wie ihre Entrüstung austauschen. Als ich die ersten Häuser von B. erreicht hatte — der Weg zum „hohen Holz" führte mich durch das menschenleer gewordene Dörfchen —, begegnete mir zu meiner nicht geringen Verwunderung unser alter Pfarrer aus D., der ganz ruhig seines Weges gewandelt kam. Auf meine Frage, wie die Sache denn droben stehe, erwiederte er mir fast verdrießlich: es sei Alles nur blinder Lärm, der Mann sei gar nicht erschlagen, sondern arg betrunken und, wie der herbeigeholte Arzt erkläre, wahrscheinlich im Trunke gestolpert, mit dem Hinterkopfe auf einen Stein am Wege gefallen, habe sich dadurch zwar verwundet und stark geblutet, aber keine gefährliche Verletzung erhalten. Wenn der Rausch vorüber sei, werde der Gefallene nur seine Kopfwunde zu heilen haben, nichts weiter. Da es so stehe, so möge ich mit ihm nur wieder den Rückweg antreten. Wahrscheinlich hatte ich mir den Gedanken an begangenen schweren Frevel schon zu tief eingeprägt und mich dazu in den nöthigen Amtseifer hinein aufgeregt — ich weiß heute nicht genauer, was anders mich bewog —, dem geistlichen Herrn sagte ich, da ich einmal auf dem Wege sei, wolle ich doch auch selber einmal zusehen, zudem thue mir die Bewegung gut. Wir schieden also, auch ich leichteren Herzens, als ich hinausgegangen war. Es begegneten mir dann wieder Leute, die vom „hohen Holz" herabkamen und auf die Aussage des Arztes hin dasselbe berichteten, was der alte Pfarrer mir bereits mitgetheilt hatte. Daß der Eine und Andere dabei den Kopf schüttelte und ein zweifelndes Gesicht aufsetzte, entging mir keineswegs. (Fortsetzung folgt.)

Die Wahrheit über Tilly.

Aus den „Kölnischen Blättern."

Rasch nacheinander hat nunmehr der alte Feldherr des dreißigjährigen Krieges zwei Biographen, einen belgischen und einen deutschen, gefunden, welche den lang verlästerten Mann unter der unwiderstehlichen Bedeckung archivalischer Urkunden und Belege endlich in seine vollen Ehren einsetzen, die ihm von einer irregeführten Nachwelt so beharrlich vorenthalten worden waren*). Zuerst hat Belgien, das Geburtsland des Helden, seine Schuld abgetragen, indem Graf Villermont im vorigen Jahre es unternahm, ein ausführliches Gesammtbild des ereignißreichen Lebens, der politischen und militärischen Thaten Tilly's in einem zweibändigen, mit neuen Aktenstücken versehenen Werke aufzustellen: „Tilly ou la guerre de trente ans." Deutschland, die zweite Heimath des Kriegshelden und der Schauplatz seiner glänzenden Thätigkeit, blieb demnach nicht mehr lange zurück: ein protestantischer Geschichtsforscher, Dr. Onno Klopp, hat es übernommen, die deutsche Ehrenschuld abzuzahlen und in meisterhafter Form ein endgültig abschließendes Urtheil, eine vollgerechte Würdigung des ehrenfesten Feldherrn aus den besten Quellen unanfechtbar niederzulegen.

Graf Johann Tserklaes von Tilly zeigt sich im Lichte dieser vorurtheilsfreien Darstellung, die namentlich aus norddeutschen Archiven neues Material beibringt, als ein deutschnationaler Kriegsmann, als ein wahrer Patriot, als treuer Hüter und Schild des gesammten deutschen Reiches. Und um gleich die Hauptfrage zu berühren, seine Stellung nämlich zu den Religionsmeinungen der Zeit, so bethätigt das Leben und Walten Tilly's auf's Unwidersprechlichste, daß er durch eine tolerante Gewissenhaftigkeit einzig unter den Heerführern jenes Krieges dasteht: dieser persönlich so frommgläubige Mann und General ist durch seine grundsätzliche Achtung vor jedem religiösen Bekenntnisse geradezu eine merkwürdige Erscheinung in jener Periode. Wenn noch etwas nöthig war, um die größte Geschichtslüge des 30jährigen Krieges in ihrer ganzen hohlen Nichtigkeit darzustellen, so hat es Klopp erledigt: wir meinen die Lüge vom „Religionskriege", dieses wohlausgebeutete Intriguenstück der Fremden, diese dänisch-schwedische Verleumdung. Es hat im ganzen langen Kriege keinen Menschen gegeben, der rücksichtsvoller, loyaler, schonender gegen die Religionsmeinungen und Kulte der verschiedenen Länder sich verhalten hatte als eben unser ehrlicher Tilly. Es sei daher gestattet, an der Hand unseres deutschen Gewährsmannes einige Hauptzüge des alten Helden zu einem gedrängten Charakterbild zusammenzustellen, so weit für jetzt der vorliegende erste Band des Werkes**) hierzu die Mittel bietet.

Der Charakterzug, der bei Tilly durchgeht durch sein Leben, durch sein Thun und Lassen, ist seine Religiosität. Nicht bloß die eine Seite derselben, die treue Anhänglichkeit an die Lehre und den Kultus der Kirche: diese seine persönliche Frömmigkeit in Feld und Zelt ist allbekannt, unbestritten und bedarf daher hier keiner Auseinandersetzung. Es ist noch eine andere Seite: es wohnte bei Tilly in einer für seine Zeit beispiellosen Weise die Anerkennung der Rechte anderer Menschen, nicht bloß in Bezug auf ihre Habe, ihr Eigen-

*) Zuerst und vor Allen hat wohl Aretin in der Zeitschrift „Kriegsschriften", die im Jahre 1820 zu München herauskamen, die Ehrenrettung Tilly's unternommen, indem er durch Mittheilungen aus Urkunden des bayerischen Archives Tilly's Andenken von den Entstellungen einer parteiischen Geschichtschreibung reinigte. Bei uns in Bayern hat man sich überhaupt das Urtheil über Tilly nie trüben lassen. Ein bayerischer Jägeroffizier, Namens Amann, forderte schon in der oben erwähnten Zeitschrift, erinnern wir uns recht, zu einem Denkmal für Tilly, das ihm die bayerische Armee setzen sollte, auf und stellte eine Lebensbeschreibung Tilly's in Aussicht oder sprach den Wunsch nach einer solchen aus. Tilly's sterbliche Hülle ruht auch im Herzen des Bayerlandes, zu Altötting, gleichsam zu den Füßen der Gottesmutter, die er so sehr geliebt und verehrt sein Lebenlang, in einer Gruft der Stiftskirche. Der Sarg läßt durch ein eingefügtes Glas den Leichnam und besonders das Haupt erblicken. Auf dem Altare der Kapelle steht ein Kruzifix, zu dessen Füßen Tilly kniet. Auch in der sog. Schatzkammer sind Geschenke von ihm. Die Red. d. Kch. Ztg.

**) Der volle Titel des Buches ist: Tilly im dreißigjährigen Kriege, von Onno Klopp. Erster Band bis zur Zeit des Friedensschlusses von Lübeck 1629. Stuttgart, Cotta'scher Verlag, 1861.

thum, ihren Anspruch an Frieden und Lebensglück, sondern vor allen Dingen in Bezug auf ihre religiösen und kirchlichen Gewohnheiten. Dieß bethätigte er in seiner Kriegsführung und Heereszucht, in seinen Proklamationen und Verpflegsordnungen, in seinem ganzen Verhalten zu den Rechten der Corporationen und der Einzelnen, so wie in seinem schlichten Privatleben.

Man weiß, wie andere Zeitgenossen Tillys, wie der hasenschartige und verwachsene Abenteurer Mannsfeld, wie der wüste Mordbrenner Christian von Braunschweig und Halberstadt mit ihren Schaaren gehaust haben. Man weiß, wie Mannsfeld's Horden Kirchen und Altäre, gleichviel ob katholische oder protestantische, verwüstet und die Geistlichen mißhandelt haben bis in's Haarsträubende, von anderen Schändungen gar nicht zu reden. Man weiß, wie der tolle Christian bei seinem Heere Brandmeister hielt, welche die Mordbrennereien kunstgerecht betrieben, weßhalb auch Christian der „Halberstädter Feuerstecher", seine Söldner „die Feuerschaaren" hießen. Man kennt zur Genüge, wie unmenschlich Beide bei Freund und Feind wirthschafteten. Und nun vergleiche man dagegen den von den Parteischriftstellern verunglimpften Tilly!

Schon seine Ordnung in der Soldzahlung verhütete viele Excesse und befestigte die Disciplin. Dazu kam das persönliche Beispiel seiner nüchternen Enthaltsamkeit, welches seinen Schaaren Achtung vor dem wehrlosen Geschlechte gebot. Was ihn aber wesentlich vor den andern Truppenführern unterscheidet und die grundhafte Rechtlichkeit seines Charakters zeigt, ist das legale Verfahren, wonach er die Verpflegung des Heeres in den verschiedenen Ländern ausführen ließ. Sein Grundsatz war, daß nicht er, der Feldherr, und eben so wenig seine Offiziere die Contributionen auferlegten, sondern daß man sich hiefür an die gesetzlichen Landesbehörden zu wenden habe. Tilly forderte die legale Obrigkeit des betreffenden Landes auf, Quartierkommissäre zu beordern, welche die erforderlichen Leistungen zu regeln und zu vertheilen hatten. Er betritt kein Land, ohne sich vorher mit den Kommissarien desselben über die Quartiere und Lieferungen genau und in's Einzelne zu verständigen, ohne vorher diese selbst zu fragen, welche besondern Vorschläge sie ihm zu machen haben für die Mannszucht seiner Truppen. Diese Achtung der gesetzlichen Autorität auch im Feindeslande ist allein genügend, den Feldherrn in seiner sittlichen Größe und im sprechenden Unterschiede von den zeitgenössischen Heerführern erkennen zu lassen. In seinen Forderungen trat Tilly so wenig auf, daß er, an der Spitze eines ruhmvoll erprobten Heeres und mit unbeschränkter kaiserlicher Vollmacht ausgestattet, selbst an den geringsten Reichsfürsten, auch an den gegnerischen, nie anders, als in den Ausdrücken eines Unterthans schrieb, und daß er oft zwei- und dreimal bat, bis man ihm Quartier-Kommissäre schickte, nur um den gütlichen Weg nicht zu verlassen. Und diese seine ehrerbietige Bescheidenheit und Achtung vor der Autorität trat überall bis in's Kleinste zu Tage. Im dänischen Kriege diente unter ihm Herzog Georg von Lüneburg als Unterbefehlshaber. Weil aber derselbe Reichsfürst war, so setzte Tilly in den Verordnungen, die er mit seinem Unterbefehlshaber erließ, seinen eigenen Namen jedesmal dem des Herzogs nach. Wahrhaft rührend ist es zu lesen, wie väterlich der alte General den jungen rebellischen Herzog Christian von Braunschweig warnt und im bescheidenen Tone ihm Vorstellungen macht.

Bevor sodann Tilly ein Land betritt, sendet er eine genaue Proklamation voraus, wie er es bei der Einquartirung gehalten wissen will. Hauptsorge ist ihm Sicherung der Person, des Eigenthums, der Gewerbe. Ein besonderer Gegenstand seiner Obhut sind die Mühlen; sie dürfen keine Einquartierung haben. Ebenso sind die Vögte von Einquartierungen frei, damit die Amtswaltung der Obrigkeit keinen Eintrag leide. Den wichtigsten Gegenstand seiner schützenden Obsorge bildet aber das kirchliche und geistige Leben, und tritt die schonende Achtung Tilly's vor dem religiösen Bekenntnisse ganz vornehmlich an's Licht. Wir nehmen zum redenden Beispiele die Proklamation Tilly's, welche er vor seinem Einrücken in das Herzogthum Lüneburg am 17. Dezember 1626 erließ. In diesem Erlaß versichert der Feldherr wörtlich: es solle Alles so angestellt werden, daß es dem Fürsten und den Unterthanen erträglich, sie bei ihren Häusern und Gütern verbleiben, daß ferner die Kirchen, Pastöre, Schuldiener, Küster und andere geistliche Personen, wie denn auch die Vögte, mit keinem Kriegsvolk belegt und zusammt den Mühlen unbenommen bleiben, zuvörderst aber der Gottesdienst und was demselben mit Besuchung der Kranken, Taufung der Kinder und sonsten anhängig sei, unbehindert verrichtet werde. Die Beobachtung dieses Befehles wird den Obersten, Befehlshabern, gemeinen Reitern und Soldaten „mit höchstem Fleiß bei Leibes- und Lebensstrafe" eingeschärft. Man sieht an der geflissentlichen, fast ängstlichen Genauigkeit in der Aufzählung der geistlichen Personen, wie ernst und gewissenhaft der redliche Feldherr es gemeint wissen wollte. Und das ist kein vereinzelter oder außerordentlicher Fall. Wie im niedersächsischen Kreise, so hatte Tilly zuvor in der Pfalz gehandelt. In den calvinischen Kirchen der Pfalz ließ er, da seine Soldaten wohl nicht immer gleichen Sinn tragen mochten, Schildwachen vor die Kirchthüren stellen, damit die sonntägliche Feier ungestört bleibe. Es ist durch zahlreiche Zeugnisse erhärtet, daß in der Unterpfalz während Tilly's Anwesenheit die Einwohner ungestört ihre Psalmen singen, ihre Predigten, Kindtaufen, Begräbnisse frei und ungehindert halten konnten, und daß nicht einmal in eine einzige der ordentlichen Pfarrkirchen der katholische Kultus eingeführt worden sei. Dagegen aber vergleiche man die Klagen der Pfälzer über die eigenen Truppen ihres Pfalzgrafen, des so übel berathenen „Winterkönigs." Sie waren so erbaut von dem Treiben derselben, daß sie den Namen der Vertheidiger der Pfalz verkehrten in — Verwüster der Pfalz! Das redet deutlich genug! (Forts. folgt.)

Die Sittenlosigkeit in Paris.

(Schluß.)

Aber die unendliche Reihe von Café's genügte nicht; es bedurfte noch einer Vervollkommnung — des Café Chantant. Das ist ein Café mit einer Rabatte von Frauen verziert, die vom Scheitel abwärts halb entblößt sind. Es sind verdorbene Malibran's in Balltoilette, welche nach der Reihe mit einer Schnapsstimme leichtfertige Couplets singen und sie noch leichtfertiger singen würden, wenn nicht der rauhe, immer kommende und gehende Stadtsergent, mit dem Degen an der Seite, die öffentliche Moral durch sein fortwährendes Patrouilliren beschützte. Aber es gibt eine Einrichtung der Gegenwart, welche die Bevölkerung noch mehr entsittlicht, es sind die Locale, wo man in Liqueur eingemachte Pflaumen verkauft. Sie fragen mich vielleicht: was ist das? Haben Sie das letzte Rundschreiben des Stadtpräfecten gelesen? In diesem Falle haben Sie vielleicht dunkel begriffen, daß es eine Kneipe ist, die man durch den Namen Caboulot geadelt. Es ist eine Kneipe, die nach Außen vergoldet und deren Comptoir nach Innen mit Marmor von Carrara und, um die Kunden anzulocken, einer mit Bändern geschmückten Dame in einem Lehnsessel verziert ist.

Man hat mir erzählt, daß zur Zeit Louis Philipps eine kluge Frau, die man Mutter Moreau nannte, vom Himmel einen besonderen Beruf empfangen hatte, Reineclauden einzumachen. Sie eröffnete einen Laden am Ende des Pont neuf, und hatte nach kurzer Zeit einen Zulauf wie die Galette des Theatre du Gymnase. Sie hatte Glück, pflanzte ihre Kundschaft fort. Der Erfolg, der in Branntwein eingemachten Pflaumen rief natürlich eine Concurrenz hervor. Man sah hie und da eine neue Mutter Moreau aufsprossen, aber seit

einiger Zeit vermehrt sich die Mère Moreau überall, um ganz Paris zu überfluthen. Von Straße zu Straße sieht man sie aus der Vergangenheit auftauchen, und des Abends sieht man ihre Schaufenster im Gaslicht leuchten mit allen, blauen, grünen, und rosa Farben, vollgethürmt mit allen möglichen gezuckerten alkoholischen Giften in Pokalen, Flaschen und Krystallphiolen. Wie soll man diese Ueberfluthung mit Pflaumen in Branntwein erklären? Welchem Gott des Zornes verdankt man diese neue Plage Egyptens? Ich habe eine Menge verschiedener Erzählungen in dieser Beziehung gehört. Ich will Ihnen eine nach der andern mittheilen, ohne dafür jedoch irgend eine Verantwortung zu übernehmen. Die erste Hypothese schreibt der afrikanischen Armee die Initiative der jetzt zur Gewohnheit gewordenen Zerstreuung durch Alkohol zu. Wenn nach heftiger Anstrengung gegen einen Beduinenstamm ein Detachement ein Blockhaus tief in der Metidscha besetzte, so begreifen Sie wohl, daß diese brave, für den Marsch und das Gefecht gemachte Garnison, an's andere Ende der Welt verbannt, eingeschlossen wie in einer Zelle, von ihrer Heimath fortgeschleudert, unter einem bleiernen Himmel, in einer glühenden Luft, in einer todten leblosen Ebene, ohne Bewegung, mit keiner andern Zerstreuung als dem Auftauchen einer Staubwolke oder einer Rauchsäule am fernen Horizont, — Sie begreifen wohl, sage ich, daß der französische Soldat leicht dem Heimweh verfiel, und, um seine Traurigkeit zu verscheuchen, ein Alibi im Alkohol und vor Allem im Absynth suchte. Aber der Absynth wird bald, nachdem er ursprünglich wie die Pfeife nur eine geborgte Quelle der Fröhlichen gewesen, zur zweiten Natur. Von der afrikanischen Armee ist er nach Frankreich übergesiedelt und hat sich dort ohne Zweifel in festerer Weise eingebürgert als die Freiheit.

Nach einer zweiten Hypothese haben die hohen Weinpreise den Pariser Arbeiter zum Alkohol geführt, und er würde in Zukunft von der geistigen Erregung der Flasche zur brutalen Trunkenheit des Engländers übergehen.

Die Flamme des Giftes verbrennt sein Blut, die französische Race nimmt ab, fortdauernd muß man das Militärmaß herabsetzen. . . Ein gelangweiltes Geschlecht hat einen neuen Industriezweig, den Caboulot, erfunden, d. h. den Verkauf der Pflaume und des Chinois, der in Liqueur eingemachten Pomeranze, gekrönt durch ein kaum bekleidetes Frauenzimmer, schön wie Astarte, die zu lachen und zu trinken liebt wie eine Chanson Beranger's; „mit rundem Arm und wohlgeformtem Bein," immer wie in der Chanson Berangers, und die lacht und singt und einschenkt und anstößt . . . und der Caboulot hat sich vermehrt wie der Stamm Abrahams, und der Herr Polizeipräfect ist so gütig zu bemerken, daß die Jugend dabei entartet.

Und doch hängt der Caboulot von derselben Verwaltung ab wie die Kneipe; und um eine Kneipe zu eröffnen, wie um ein Journal zu gründen, bedarf man einer Ermächtigung der Gewalt; aber während diese fast immer dem Schriftsteller, der ein Organ der Oeffentlichkeit gründen will, die Erlaubniß dazu verweigert, ertheilt sie dieselbe im Gegentheil, ohne zu zahlen, jedem Branntweinschenker, der ein neues Caboulot mit einer Frau als Köder gründen will. Gleichwohl bietet, wenn man Gift mit Gift vergleicht, das scharfe Gift des Absynth zum mindesten eben so viel Gefahr als das bloß figürliche des Tintenfasses. Wir fordern keine Zwangsmaßregeln, weder präventive noch restrictive, gegen die Industrie des Caboulot, eben so wenig wie gegen jeden andern Handel. Wir billigen sicher das Gefühl, die Rückkehr zur Sittlichkeit, welche das Rundschreiben des Polizeipräfecten veranlaßt hat. Aber wir können uns keiner Täuschung über die Wirksamkeit seines Reglementes zum Schutz der Gesundheit und Unschuld der Jugend hingeben. Die Polizei wird ohne Zweifel die Paradedame (la demoiselle de cérémonie) zwingen, ein Busentuch zu tragen und der Kunde wird künftig seinen Chinois nehmen ohne zu lachen oder zu singen, aber man wird trotzdem von einer Seite des Comptoirs zur andern schlüpfen und die Entsittlichung wird ihren Weg fortsetzen.

Der Caboulot ist keine Ursache, er ist nur eine Wirkung; man kann ein Symptom des Uebels unterdrücken, aber das Uebel selbst wird fortbestehen, denn es ist Folge eines allgemeinen Zustandes des Geistes, der seine Krankheiten hat wie die Traube. Der Polizeipräfekt sucht die Liederlichkeit im Pokal, er sollte sie im Herzen des Trinkers suchen, von dort muß man sie verjagen, aber wie? durch welches Mittel? Der Geist bedarf der Uebung wie der Körper; das lehrt die Erfahrung wie der Arzt. Wer den ganzen Tag auf dem Stuhl hockt, verfällt in Mattigkeit und bald in Krankheit. Wer seinen Geist stagniren läßt, wie stehendes Wasser, verfällt der geistigen Fäulniß wie die Türkei. Es gibt für die Seele nur eine Hygiene, nur eine Gymnastik, das ist die ewige Freiheit, die ohne Aufhören den Gedanken durch Presse und Tribune in Athem erhält. Man bessert eine Leidenschaft nur durch eine andere und ich meines Theiles ziehe die der Vaterlandsliebe der Leidenschaft des Absynthes vor. Vor Kurzem sagte mir der sich zum Conservatismus neigende Arzt eines demokratischen Faubourg von Paris, indem er mit dem Bändchen in seinem Knopfloch spielte: „1848 war in meinem Viertel die Trunksucht ganz verschwunden, aber es ist besser ein Volk mit Schnaps als mit Politik zu benebeln." Ich sah den Arzt an, er sprach ernsthaft.

Schweiz. Neuenburg. Der „Neuchatelois" enthält einen bemerkenswerthen Artikel über die Weinernte in seinem Heimathkanton, da er weitere Verhältnisse berührt, die gegenwärtig in der ganzen Schweiz vorkommen. Das Neuenburger Blatt sagt: Der Weinpreis hat dieses Jahr eine Höhe erreicht, die außer aller Regel erscheint, der aber vielleicht der Steigerung zugeschrieben werden kann, welche die Eisenbahnen in den Handelswerth dieses Produkts gebracht haben. Mit der Entwicklung der Transport- und Circulationsmittel kommt der Wein immer mehr in den Großhandel, und da sich die allgemeine Nachfrage mehrt, steigt der Preis überall. Der Gedanke ist traurig, daß ein Getränk, dessen Genuß für die arbeitenden Klassen so wohlthätig wäre, auf diese Weise immer mehr ein Luxus-Artikel wird. Genau dasselbe geht in Bezug auf die Milch vor: die Milch wird immer mehr ein Handelsgegenstand unter der Form von Käs und Butter und in manchen Gegenden der Schweiz, wo die herrlichsten Kuhherden sind, hat der Arme Mühe, sich einen Löffel guter Milch zu verschaffen. Das sind Nachtheile, die keine menschliche Macht hindern kann, wofür man aber Heilmittel und Ausgleichungen suchen muß.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 9. Novbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3420	1469	22	36	22	—	21	20	—	—	—	11
Korn . . .	2066	361	15	54	14	48	13	47	—	15	—	—
Gerste . .	8600	1543	13	54	13	28	13	12	—	—	—	11
Haber. . .	2656	90	7	19	6	53	6	37	—	—	—	24

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 46.** Den 18. November. Otto.

Von Vater auf Sohn.

(Aus den Erinnerungen eines Gerichtsbeamten.)

I. Der Mord.

(Fortsetzung.)

Den Unglücklichen umstand eine große Schaar neugieriger und theilnehmender Menschen, durch die ich mir mit einiger Mühe den Weg bahnte. Ich erblickte einen kräftig gebauten Mann von ungefähr 40 Jahren, tief schnarchend und noch tiefer Athem holend, mit leicht verbundenem Kopfe, von dem reichliches Blut den Rasen getränkt hatte, in sitzender Stellung an einen Baum gelehnt. Der Arzt kniete neben ihm und suchte den stets zum Umsinken bereiten Verwundeten zu stützen. Er hatte nach einer Tragbahre geschickt, damit der Betrunkene, wie er sagte, nicht hier auf feuchter Erde seinen Rausch verschnarche. Allerdings, als ich mich zu dem Unglücklichen niederbeugte, wehte mir der höchst unangenehme Dunst reichlich genossenen Branntweins entgegen und das aufgedunsene, fahlrothe Gesicht schien bekräftigend auf den ersten Blick der Aussage des Arztes Recht zu geben, der mir wiederholt versicherte, daß es sich sehr wahrscheinlich um gar nichts Anderes handle, als um einen etwas unglücklichen Fall in der Trunkenheit. Indessen, meine Besorgniß, daß es sich um mehr als ein zufälliges Unglück handle, vermochte ich doch nicht ganz zu unterdrücken. Auf mein Befragen, wer der Mann sei und ob derselbe überhaupt als Trinker bekannt wäre, erhielt ich von den Umstehenden die Antwort, daß der Unglückliche ein ganz unbescholtener Mann aus einem benachbarten Gehöfte, Namens Markus, sei, von dem man nie gehört habe, daß er dem Trunk ergeben gewesen. In den Mienen der Leute glaubte ich zu lesen und aus dem Ton ihrer Antworten zu entnehmen, daß sie an ein zufälliges Unglück nicht glaubten, doch wollte in meiner Gegenwart auch Niemand mit allenfallsigem Verdachte heraus. Ich ließ mir die Stelle zeigen, wo der Verwundete war gefunden worden. Da sie mit Blut getränkt war, hatten die Leute aus natürlicher Scheu sie mit keinem Fuße betreten. Es lagen zwar dort kleinere Steine herum, aber es schien mir, als ob man, auch fallend, daran kein besonderes Unglück haben könne. Indessen der Arzt bestand auf seiner einmal gemachten Aussage, der ich für den Augenblick nichts Stichhaltiges entgegensetzen konnte. Mittlerweile waren Leute mit der Tragbahre gekommen. Man legte den Verwundeten vorsichtig darauf, der dabei kein Zeichen des Erwachens gab, sondern in seinem dumpfen Schnarchen fortfuhr, und trug ihn nach dem Dörfchen, um ihn dort in dem Wirthshause, dem einzigen der Ortschaft, unterzubringen. Ich rieth dem Arzte, vor der Hand den Unglücklichen nicht zu verlassen, bedeutete dem anwesenden Gemeindevorsteher auf Alles wohl Acht zu haben und ging dann auch heim, da ich jetzt nichts weiter thun konnte. Ich hatte beim Hingehen schon an die für mich als jungen Beamten doppelt interessante Untersuchung eines schweren Criminalfalles gedacht und mich auf das betreffende Commissorium bereits vorbereitet. Hatte der Doctor Recht, dann durfte ich mich ganz beruhigen. Aber das schreckenhafte Bild des Unglücklichen wollte nicht von mir weichen, und der Verdacht nicht von seinem mir wenigstens ungewöhnlichen Anblicke sich trennen. Unruhig und aufgeregt ging ich durch meine Wohnung und suchte unwillkürlich, was ich nicht zu finden wußte. —

Kaum zwei Stunden später tritt ein anderer Bote von B. bei mir ein und meldet mir den Tod des Verwundeten. Der Bauersmann, welcher mir das berichtete, hatte keinen speziellen Auftrag, zu mir zu kommen, er war eigentlich nur an den Pfarrer und den Bürgermeister abgeschickt worden, aber er sagte mir mit auffallender Besorgniß, er habe geglaubt, auch mir Anzeige machen zu müssen und richtig sei die Sache keineswegs. Er könne nichts weiter sagen, aber ich werde wohl wissen, was ich zu thun habe und die Sache ohne Untersuchung nicht durchgehen lassen. Hatte ich bisher nur dunklen Verdacht gehabt, daß hier eine Unthat vorliege, dann glaubte ich bei diesem auffallenden Todesfalle diesen Verdacht so weit gerechtfertigt, daß ich sofort dem Bürgermeister des Städtchens die Anzeige machte, daß eine gerichtliche Untersuchung ungesäumt statt finden sollte, wozu er hülfreiche Hand leisten müsse. Der Bürgermeister hingegen meinte, der Arzt habe bereits Bericht erstattet, wonach nur ein in der offenbaren Trunkenheit gemachter unglücklicher Fall die Ursache des Todes sei und es einer weiteren Untersuchung wohl nicht bedürfe. Ich hingegen war einmal in meinen jungen Amtseifer hineingerathen und bestand auf neuer ärztlicher Untersuchung und gerichtlicher Feststellung des ganzen Vorfalles. Von Gerichtswegen verordnete ich dann sofort, daß die Leiche an dem Ort, wo sie sich befand, müsse liegen bleiben und keine Beerdigung Statt finden dürfe, bis das Gericht dazu die Erlaubniß gebe. Die Kunde davon brachte neue Aufregung in die ganze Umgegend und rief wieder neue Schaaren nach dem „hohen Holze" und in das Wirthshaus, wo der Todte lag und wo Reden und Vermuthungen fielen, die ich unter der Hand zu merken und mir zu melden befahl. Ein anderer Arzt wurde noch beigezogen, und die genauere Untersuchung des Todten fand unter Beisein des Gerichtes statt. Jetzt stellte sich allerdings heraus, daß die Kopfwunde gar nicht von einem Falle herrühren konnte, sondern nur mit einem schweren, stumpfen Instrumente konnte beigebracht sein. Die Kopfhaut war hoch aufgeschwollen und hatte einen Theil der tiefen, den Schädel bis auf zwei Zoll Tiefe und etwas größerer Länge zersplitternden Wunde gedeckt, dadurch die tödtliche Gehirnerschütterung veranlaßt, welche den raschen Tod zur Folge gehabt. Der Arzt, verführt durch den Branntweingeruch, hatte sich anfänglich nicht die Mühe genommen, die Wunde gehörig zu untersuchen, und so zu all den Irrungen Anlaß gegeben. Daß hier ein schweres Verbrechen, ein vorsätzlicher Todtschlag sogar wahrscheinlich sei begangen worden, unterlag keinem Zweifel mehr. Wer hatte ihn vollbracht? mußte die erste Frage sein; und wie ist die That dem Mörder nachzuweisen? die zweite. Ich forschte in den Gesichtern der Umstehenden, die mit Angst, Schrecken und Abscheu das Ergebniß der Untersuchung betrachteten, und wovon jeder gewiß seine besonderen Gedanken über den wahrscheinlichen Thäter hatte. Aber aussprechen wollte den Verdacht Niemand. Die That war am hellen Tage vollbracht, an einer Stelle, wo um die Mittagsstunde selten Menschen sich aufhalten oder vorüberwandeln, vom „hohen Holz" hatte man sogar in die nächste

Umgebung eine Art Umschau, und konnte man also auf Augen- und Ohrenzeugen nicht rechnen. Was sagt die Volksstimme über den muthmaßlichen Thäter? Ich ging unter die Leute, die sich zu Hauf vor dem Wirthshause versammelt hatten, theilte ihnen den Sectionsbefund mit und bedeutete ihnen, daß es sich hier um ein schweres Verbrechen gegen göttliche und menschliche Ordnung handele, das nicht ungestraft bleiben dürfe. Wenn Einer unter ihnen wäre, der haltbare Andeutungen geben könne, dem Mörder auf die Spur zu kommen, verpflichte ihn Gewissen und Gesetz, zu sagen, was er wisse. Die Leute hörten mir erschreckt und verwirrt zu, der Eine flüsterte mit dem Andern, aber irgend einen Umstand, an dem ich die Untersuchung hätte fortleiten können, gab mir Niemand an. Wer will auf bloßen Verdacht hin seinen Mitmenschen eines solchen Verbrechens beschuldigen! Also ging ich wieder ins Haus, um das Protokoll zu schließen und auf andere Maßregeln zu sinnen. Noch von dort aus machte ich dem nicht sehr entfernten Obergerichte Meldung von dem Vorfalle und erhielt sofort den Auftrag, die weitere Voruntersuchung aufzunehmen.

Es war bereits Abend geworden und das Gerichtspersonal hatte sich schon auf den Heimweg begeben. Ich hatte noch gezögert und hätte, bevor ich schied, auch gar zu gern gewußt, welche Persönlichkeit in der Umgegend als fähig zu solcher Unthat vom Volke wohl bezeichnet werde. Ich hatte dann ja das Zusehen, ob ich an den Volksverdacht anknüpfen konnte. Der Wirth wußte von nichts wissen und bejammerte nur, daß er die schreckliche Geschichte im Hause habe, Scherereien, die ihm nur Nachtheil bringen könnte. Eben wollte auch ich fortgehen, als jener Bauersmann, der mir die erste Kunde gebracht, die Mütze in der Hand, sich zu mir schlich und mich auf die Seite winkte. „Herr Richter, verzeiht,“ flüsterte er etwas furchtsam, „die Leute sagen, den Markus da habe Niemand anders, als der „Götz“ vom „wilden Weg“ erschlagen. Nur der könne es gethan haben. Ich wollte Euch nur sagen, was sich die Leute erzählen.“ Der Bauer wollte wieder weggehen. Ich ergriff ihn am Arme: „Der Götz sagt Ihr? Und warum der Götz?“ Der Bauer zuckte die Schultern und wollte sich losmachen. „Kann's i jetzt nicht sagen“, flüsterte der ängstliche Mann. Ich ließ ihn los. Daß der Volksverdacht sich auf den „Götz“ warf, schien mir ein Licht aufzustecken. „Hört, Mann, kommt noch diese Nacht zu mir nach D. und erzählt mir, was Ihr wißt, was die Leute sagen, warum der Götz den Markus soll erschlagen haben!“ Der Bauer besann sich auf diese Aufforderung eine Weile, sagte nichts, drückte mir aber die Hand, und ich ging in tausend Gedanken nach Hause. „Also der Götz!“ sagte ich immer wieder vor mir her und suchte zunächst Alles in meinem Gedächtnisse zusammen, was ich von dem Manne wußte. Viel war es nicht. Unlängst hatte er wegen einer Bagatellsache vor dem Gerichte gestanden und war mir nur durch eigenthümlich harte Züge seines Gesichtes aufgefallen. Daß er trotz seiner geistigen Begabung und ungewöhnlichen Gewandtheit im Denken und Reden gar nicht beliebt war, hatte ich damals erfahren, nichts weiter. — (Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtung in Venedig gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts.*)

Die Hinrichtung des Mörders Mauro Piantella ist ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte der Republik Venedig in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Piantella, ein junger Drechsler, erschlug, nachdem er sich durch Hazardspielen zu Grunde gerichtet hatte, einen wohlhabenden Weinhändler, floh mit dem geraubten Gelde ins Ausland und wurde von den Gerichten in contumaciam zum Tode verurtheilt. Nach dreijährigem Herumirren in der Fremde zog ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Venedig zurück, wo er, ohne einen Heller Geld, verkleidet ankam und gezwungen war, sich der Großmuth seines ehemaligen Wohlthäters, eines von den Geschäften zurückgezogen lebenden Kaufmanns, der auf der entlegenen Fondamenta dei pensieri wohnte, anzuvertrauen. Dieser nahm ihn mitleidig in seinem Hause auf, wo er nun während einiger Monate verborgen und unangefochten lebte. Der Hang zum Laster erwachte jedoch bald von neuem in ihm, er ermordete auf eine grausame Weise seinen Wohlthäter, und ergriff mit dessen Geld abermals die Flucht. Diesmal wurde er in Padua erkannt, verhaftet und nach Venedig zurückgeführt. Piantella's Todesstrafe, die über ihn bereits, wie erwähnt, wegen des ersten Mordes verhängt worden war, mußte nach den damaligen Ansichten in Folge des zweiten noch gräßlicheren Verbrechens angemessen verschärft werden.

Der neue Urtheilsspruch lautete in Anbetracht dessen dahin: Piantella sei vom Gefängniß bis zum Hause des ermordeten Wohlthäters in einer Barke zu führen, unterwegs bei jeder der zahlreichen Ueberfahrten über den Canal grande mit einer glühenden Zange zu kneifen, am besagten Orte aus der Barke zu heben und an den Schweif eines Pferdes gebunden bis zur Piazzetta durch die Gassen zu schleifen und dort die Enthauptung an ihm zu vollziehen.

Die Erbitterung des Volkes gegen Piantella verwandelte sich bei der Nachricht von dieser grausamen Sentenz in Mitleid, und Alles harrte mit bangem Herzen dem Tage der Vollstreckung derselben entgegen.

Dieser Tag war endlich erschienen. Am frühen Morgen wurde Piantella aus dem Kerker geholt und in einer Barke postirt, in deren Mitte sich eine Art Schaffot erhob. Auf demselben war ein kurzer Pfahl eingeschlagen und an dessen Basis eine niedrige Bank befestigt. Piantella wurde bis zu den Hüften entblößt, hierauf an den Pfahl gebunden und auf die Bank gesetzt. Seine Glieder waren an Pfahl und Bank auf eine Weise befestigt, die ihm jede Bewegung unmöglich machte.

Zur Rechten Piantella's stand ein Ordensgeistlicher, der ihm Trost zusprach und ein Crucifix in den Händen hielt, auf der andern Seite nahm der Scharfrichter seine Stellung ein. Vor den Verurtheilten wurde ein eisernes Gefäß mit glühenden Kohlen gesetzt. In der Barke, aber unterhalb des Gerüstes, befanden sich mehrere Wachen und einige Brüder der Gesellschaft della buona morte in schwarzen Capuzen und mit schwarzgefärbten Spießen, an deren Enden unheimlich flackernde Lichter brannten. Kaum saß Piantella fest, so legte der Scharfrichter eine eiserne Zange mit langem Griffe in das Kohlenbecken. —

Die ganze weite Lagune zwischen der Insel S. Giorgio und dem Gefängnißkai und ein langer Streifen gegen den Canal grande zu waren mit Gondeln und Barken jeder Gattung besäet, die vor Anker liegenden Schiffe bis auf die Mastbäume hinauf mit Zuschauern überfüllt.

Die Barke des Schuldigen konnte sich nur mit Mühe einen Weg durch das Gedränge der Fahrzeuge bahnen. Angesichts der zwei Säulen der Piazzetta nahm der Henker zum ersten Male die glühende Zange aus dem Becken und brachte dem Verurtheilten die erste Wunde am Arme bei. Herzzerreißend war der Schrei, den Piantella ausstieß, lauter und fürchterlicher jedoch der Ruf des Unwillens und Entsetzens, in den die Volksmenge beim Anblick dieses gräßlichen Schauspiels ausbrach.

Je weiter die Barke Piantella's im Canal grande vordrang, desto mehr wurde ihr der Weg durch die aus den Nebenkanälen herbeieilenden Boote verengt. Die Fenster und Dächer der anliegenden Häuser waren voll von Zuschauern und auf den Kai's hatte das Volk förmliche Schaugerüste errichtet. Beim Vorbeizug Piantella's und besonders in jenen Momenten, wo sich ihm der Scharfrichter mit der Zange näherte, erhob sich ein wildes Geschrei und der Ruf: „Nein! nein! Halt ein, Verdammter, Elender!“ scholl dem Scharfrichter von allen Seiten

*) Aus Edmund Lundy's Soggiorno in Venezia.

zu. Andere fielen auf die Knie und baten mit zum Himmel gehobenen Händen um Gnade für den Verbrecher.

Zwei Stunden beiläufig dauerte die Fahrt. Beim Ponte della croce angekommen, wurde der Delinquent in einen kleinen Kahn gesetzt, da die Barke mit dem Gerüst unter der Brücke nicht passiren konnte.

Nach langem mühsamen Durchwinden durch den engen, ebenfalls mit Barken angefüllten Canal della croce kam man im Rivo der fondamenta dei pensieri gegenüber dem Hause, das der Zeuge des letzten Verbrechens Piantella's war, an.

Daselbst wurde Piantella aus dem Kahn gehoben und auf die Erde gelegt. Seine Hände wurden zugeschnürt und an seinem Gürtel befestigt. Mit nacktem Oberkörper und bloßen Beinen, an mehr als zwanzig Stellen von der glühenden Zange markirt, wurden ihm die Füße an einen Strick gebunden und dessen zwei Enden an der Brust und den Lenden eines Pferdes festgemacht. Die Füße des Thieres wurden, um das Ausgleiten auf den Stufen der Brücken zu verhindern, mit Leinwandfetzen umwickelt. Dem Pferde schritten die Brüder der Gesellschaft della buona morte voran, die Zügel hielt der Scharfrichter und einige Wachen standen zu beiden Seiten des der Länge nach dahingestreckten Piantella, dem der Geistliche, Gebete murmelnd, das Crucifix vorhielt. Während die Vorbereitungen zu diesem Todtenzug getroffen wurden, herrschte unter der auf den nahen Brücken und Kai's zusammengedrängten Menge eine unbeschreibliche Aufregung.

Man hielt es für unmöglich, daß der Unglückliche den langen Weg zur Piazzetta auf hartem Steinpflaster über Brücken hinauf und herab lebend vollenden könne und prophezeite seinen Tod bei der dritten Brücke.

Der Henker hatte den Befehl, den Gang des Pferdes zu beschleunigen. Zitternd um sein eigenes Leben brachte er das Roß in Bewegung. Kaum hatte es einige Schritte gemacht, so brach die Menge von neuem in ein fürchterliches Schreien aus. „Halt ein! Langsam, langsam!" wurde ihm zugerufen, die Weiber erschienen, wie rasend vor Wuth, mit Besen und Stöcken in seiner Nähe, und aus den Fenstern drohte man mit irdenen und steinernen Gefäßen Henker und Pferd zu erschlagen. Dem Henker blieb Nichts übrig, als mit flehender Stimme zu protestiren, er vollstrecke blos wider Willen erhaltene Befehle, und das Pferd so langsamen Schrittes als möglich weiter zu führen. Einige schrieen dem Piantella zu: „Halte den Kopf in die Höhe!" und der Arme that sein Möglichstes, um dem wohlgemeinten Rathe nachzukommen.

Die erste Brücke, die damals noch von Holz und niedrig war, passirte Piantella unter geringen Schmerzen. Bei der zweiten, steinernen, viele Stufen hohen Brücke bei tre ponti angekommen, senkte das Pferd beim Hinaufsteigen den Kopf, suchte sich behutsam den Platz aus, wo es den Fuß hinsetzen konnte, und erstieg sie, ohne Piantella stark wehe zu thun. Beim Hinabsteigen jedoch glitt Piantella gleich nach der ersten Stufe aus, fiel mit der ganzen Last seines Körpers auf die Hinterfüße des Pferdes und rollte die Stufen der Brücke herab. Es schien, als ob das Thier die jammervolle Lage des Unglücklichen gekannt hätte, — es ging, ohne den Stoß zurückzugeben, ruhig weiter. —

Die Aufregung des Volks jedoch schien bei diesem Anblick in eine Art Raserei überzugehen. Da kam plötzlich einem Weib der barmherzige Gedanke, aus dem Fenster auf den Weg, den der Verurtheilte passiren mußte, einige Kopfkissen zu werfen. Dies besänftigte die Wuth der Anwesenden, die sich nur mit Mühe zurückhielten, der Execution ein Ende zu machen. Sogleich erhob sich der Ruf: „Bedecken wir die Straßen! Bedecken wir die Brücken!" Auf Dies hin regnete es von allen Fenstern Kissen und Bettdecken und aus allen benachbarten Häusern wurden Matrazen und Strohsäcke auf den Weg gelegt. Sobald Piantella darüber hinweggeschleift worden war, hoben sie robuste Männer und kräftige Burschen gleich wieder auf, bahnten sich einen Weg durch die Menge und legten sie auf die unbedeckten Stellen des Tracts, den der Zug zu passiren hatte, nieder. Die Gefahr einer Unordnung, einer Widersetzlichkeit gegen die Ausführung der Execution war vorbei.

Das Gerücht von dem Mittel, das man anwendete, um Piantella's Marter zu lindern, verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt. Es war rührend anzusehen, wie schnell sich die Gassen mit weichen Stoffen bedeckten. Personen aus den vornehmsten Familien kamen aus ihren Palästen und gaben ihrer Dienerschaft Weisungen über entsprechende Vollziehung dieses Werks der Barmherzigkeit. Zarte Mädchen eilten auf die Gassen und breiteten weiße Linnen und kostbare Seidenstoffe auf die elastische Unterlage. Eine besondere Sorgfalt wurde auf die Brücken verwendet, deren Ungleichheiten durch Aufhäufen von Polstern und Stoffen möglichst ausgeglichen ward, so daß die Stufen dem Leidenden kaum fühlbar wurden.

Den erhebendsten Anblick bot jedoch die Rialtobrücke. Inmitten des Hin- und Herwogens einer erhitzten Volksmenge wurde dort eine musterhafte Ordnung beobachtet. Der hohe Rialto war nicht blos mit flexibeln Stoffen, sondern auch mit den frischesten Blättern und Blumen, welche die Verkäufer aus dem nahen Gemüse- und Blumenmarkte um die Wette auf die Stufen niedergelegt hatten, überfüllt.

Wohl hatte die lange, wenn auch noch so sanfte Reibung Piantella's Rücken aufgeschunden und sein Blut färbte die Kissen, die er berührte, aber er passirte lebend die Rialtobrücke. Auf der Piazzetta angelangt, dankte er mit brechender Stimme für die ihm bewiesene Theilnahme, die er nicht verdient habe, küßte das Crucifix und legte sein Haupt willig auf den Holzblock.

Wenn der bei dieser Gelegenheit an den Tag getretene Widerwille gegen eine unmenschliche Bestrafung der Humanität des Venetianer Volks das schönste Zeugniß gab, so ist andererseits nicht zu übersehen, welche schwere Probe dabei ihre sprichwörtlich gewordene Achtung vor dem Gesetz glänzend überstanden hat. Ein Leichtes wäre es der Menge gewesen, durch Niederschlagen des Pferdes, Abschneiden des Stricks, oder sonst auf eine Weise die Vollziehung des gefällten Urtheilsspruchs zu verhindern. Das Volk hielt sich jedoch vor jedem gewaltsamen Eingriff zurück und dachte bloß daran, die Strafe zu lindern, nicht sie zu verhindern. Der Eindruck dieses schrecklichen Bildes war übrigens so groß, daß seit der Hinrichtung Piantella's die Strafe des Schleifens durch die Gassen in Venedig nie mehr in Anwendung gebracht wurde.

Die Wahrheit über Tilly.

Aus den „Kölnischen Blättern."

(Fortsetzung.)

Das bisweilen Excesse auch bei einem so gut disciplinirten Heere, wie das ligistische anerkanntermaßen war, mit unterliefen, ist wohl begreiflich und kaum zu vermeiden gewesen, zumal sie gewöhnlich von der gegnerischen Seite provocirt waren. Im Allgemeinen aber verstand Tilly, seinen Proklamationen Nachdruck zu geben, wie folgendes Beispiel, aus dem k. Archiv zu Hannover überliefert, bestätigen mag. „Eines Tages (erzählt Klopp) verübte ein Haufe seiner Reiter in Fallersleben Gewalt. Die Bewohner setzten sich zur Wehr, schlugen den Haufen hinaus und behielten vier derselben gefangen. Es waren zwei Deutsche und zwei Franzosen. Am Tage darnach kam Tilly dahin, erfuhr was vorgefallen war und ließ sofort alle vier aufhängen. Kaum war das geschehen, als man in der Ferne wieder den Reiterhaufen sich nähern sah. Es mochte ihnen leid thun, ihre Kameraden bei dem gemeinschaftlichen Unternehmen den Bürgern zur Beute gelassen zu haben; sie wollten dieselben holen. Von der Ankunft des Feldherrn wußten sie

nichts. Eben diese aber gedachten die Bürger für sich zu benutzen. Plötzlich ertönte die Sturmglocke. Tilly aufgeschreckt, eilte hervor und jagte selbst als der Vorderste der Reiterschaar nach, die, mit Entsetzen den Feldherrn erkennend, nach allen Seiten auseinander stiebt. Zwei wurden gefaßt. Auch sie sollten hängen: aber die Bürger selbst, die auf eine so nachdrückliche Weise ihrer Dränger los geworden waren, legten nun ein Fürwort für sie ein. Tilly willfahrte der Bitte." S. 334.

Ueberhaupt eiferte Tilly sehr energisch für die Ehre seines guten Namens, und wenn wirklich begründete Klagen über Zuchtlosigkeit kaiserlicher Soldaten vorkamen, so schritt er unerbittlich ein. Als der Herzog Christian von Celle Beschwerde führte über die Niederbrennung des Dorfes Hattorf, vernahm Tilly die Kunde davon — wie er selbst an den Herzog schreibt — mit tiefem Schmerz, und ließ sogleich eine Untersuchung gegen die Schuldigen anstellen: wer sich auch nur von dem geringsten Verdachte des Frevels nicht reinigen konnte, der wurde im Beisein der herzoglichen Commissäre mit Leib und Leben bestraft. Im gerechten Bewußtsein seines makellosen Namens fügt Tilly in dem Schreiben bei: „Meine in dem Kriegswesen bis daher geführte Ordinanz, wobei ich mich auf die Erfahrung und aller ehrliebenden Kavaliere Beurkundung berufe, ertheilt mir vor der ganzen ehrlichen Welt Zeugniß, daß ich den leidigen verderblichen Brand, welchen doch wohl andere vor das Hauptstück ihrer Kriegsverfassung halten und solchem schädlichen Effekt sonderbare hohe Offiziere mit großem Sold bestellt und angenommen (er zielt hier auf den halberstädter Feuerstocher, dem es der Däne weidlich nachmachte), jederweil abscheulich detestirt habe." Und an einem andern Orte an denselben Herzog: „Ich hoffe, Ew. fürstlichen Gnaden und die Ihrigen werden nunmehr zum Oeftern durch die That verspürt haben, daß ich es an nothwendiger Kriegs-Disciplin und Ordnung nicht ermangeln lassen. Also will ich auch fernerhin verfahren, daß hoffentlich nichts daran fehlen soll, wenn nur auch die Einwohner den Soldaten das Nothwendige liefern wollten."

Der letztere Umstand, das Verweigern der Lebensmittel von Seiten fanatisch bethörter Bauern, trug mehrmals die Schuld von Unordnungen, die jedoch Tilly niemals gut hieß. Fand er beim Betreten eines Landes Widerstand, so vermied der General auch dann noch terroristische Schritte, und seine kluge Milde wußte die rechte Unterscheidung zu machen. So in Hessen. Der Landgraf Moritz hatte, als Tilly sein Land betrat, das Landvolk gegen das kaiserliche Heer aufhetzen lassen. Ließ Tilly die Bauern niederschießen und ihre Dörfer etwa verbrennen, nach damals und neuerdings wieder beliebtem Kriegsusus? Keineswegs: er griff sie gar nicht an, sondern redete freundlich zu ihnen, daß sie auseinander gingen. „Ihr Bauern — sprach er zu einer solchen Schaar — ihr seid gute Leute; zieht heim zu euren Weibern und Kindern und sammelt Kraut und Rüben für sie ein: es soll euch nichts widerfahren!" Und sie thaten's. Ein heftiger Gegner Tilly's aus jener Zeit bemerkte ärgerlich zu solchem Berichte: „Das ist ein Stratagema, dessen Tilly viel genossen hat!" Wir glauben es gerne. Auch im niedersächsisch-dänischen Kriege zeigte der General dieselbe milde, gewinnende Schonung gegen die Bauern. Als er das feste Schloß Calenberg (1625) wieder erobert hatte, ließ er die Besatzung ungekränkt ziehen und ermahnte die Bauern des Amts Calenberg, welche es hatten vertheidigen helfen, sich ferner nicht mehr mit den Dänen zu befassen, sondern den Ackerbau zu pflegen; und dazu überwies er ihnen selbst noch Pferde und Saatkorn. (Forts. folgt.)

Der Mediziner E. v. Siebold — ein Original.

* In Göttingen starb jüngst der berühmte Professor der Medizin von Siebold. 28½ Jahre gehörte er der Universität Göttingen an. Er war geboren zu Würzburg am 14. März 1801. Siebold hat zahlreiche Schriften aus dem ganzen Umfange der Geburtshilfe hinterlassen. Viele Schüler des In- und Auslandes verbreiteten außerdem seinen Ruf. Siebold war ein durchaus eigenthümlicher Mann, eine joviale scharf ausgeprägte derbe Persönlichkeit von unverwüstlicher Lebensthätigkeit und Frische. Er hatte viel Humor und Witz, eine ausgezeichnete Rednergabe und eine reiche musikalische Begabung. Die Mozart'schen Opern wußte er auswendig, spielte und sang sie aus dem Stegreif. Eines seiner Lieblingsinstrumente war die Pauke, welche er in den akademischen Conzerten mit besonderer, für den Dirigenten oft allzu großer Virtuosität behandelte. Trommeln besaß er mehrere. Eine Uebersetzung von Juvenals Satiren erschien von ihm vor einigen Jahren. In den römischen Autoren, mit denen er sich fortwährend beschäftigte, war er sehr belesen. Auch Dante studirte er; er war auch der neueren Sprachen mächtig. Oft ließ er sich zu wunderlichen Handlungen hinreißen. In Venedig wurde er einmal in Folge seiner Ordensbänder, die er gerade bei festlicher Gelegenheit trug, von der venetianischen Jugend als Herzog mit Vivas begrüßt und ins Hotel verfolgt. Er trat hier sofort auf den Balkon, hielt eine italienische Anrede und warf Geld aus. Ein anderes Mal half er täglich in einem kleinen Badeorte dem Posthalter bei dem er wohnte, stempelte und expedirte die Briefe und langte den erstaunten Mitgästen ihre Briefe zum Schalter heraus. Im vorigen Winter befiel ihn eine acute Herzkrankheit, von der er sich nicht wieder erholte. Am frühen Morgen des 27. Okt. 1861 starb er. Vor seinem Tod empfing er die Sterbsakramente und der katholische Geistliche in der protestantischen Stadt Göttingen sprach über dem Grabe in wahren und würdigen Worten, erwähnte auch eines Legats an die Kirche, wobei der Heimgegangene ausdrücklich bemerkte: „daß er immer mit Leib und Seele seiner katholischen Kirche angehört habe." Die Wissenschaft wird ihm immer ein ehrendes Gedächtniß bewahren!

Landshut, 15. Novbr. Schrannenstand: 5508 Sch., wovon 4892 Sch. verkauft und 616 Sch. eingesetzt wurden. Nach dem Mittelpreise Waizen 20 fl. 24 kr., gef. um 50 kr., Roggen 15 fl. 16 kr., gest. um 28 kr., Gerste 12 fl. 16 kr., gef. um 16 kr., Haber 6 fl. 37 kr., gef. um 5 kr. — Umsatz-Summe 72986 fl. 3 kr.

Von Nürnberg schreibt die „Allgem. Bayr. Hopfenztg.": Nürnberg ist gleichsam Komptoir des Hopfenhandels und Hunderte der umliegenden Gemeinden sind dazu gehörige Magazine. Es ist also sicher anzunehmen, daß Nürnberg allein bis jetzt 120,000 Zentner 1861 Hopfen nach England sendet, wovon ein einziges Handlungshaus, dem die diesfallsigen Telegramme jährlich 5—6000 fl. kosten, allein 32,000 Ztr. dahin exportirt. In diesem Jahre ist Produktion und Handel für Bayern gleichbedeutend und der große Bedarf Englands dadurch erklärlich, weil dorten die heurige Ernte eine geringe war, die Bierkonsumtion eine unglaublich große geworden und der früher so bedeutende Einfuhrzoll seit 1. Januar 1861 ermäßigt ist.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 16. Novbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3712	1381	22	5	21	32	20	52	—	—	—	28
Korn . . .	1643	242	16	5	15	6	14	10	—	18	—	—
Gerste . .	9619	1627	13	49	13	25	13	11	—	—	—	2
Haber . . .	2595	84	7	14	6	47	6	33	—	—	—	6

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 47. Den 25. November. Katharina.

Von Vater auf Sohn.

(Aus den Erinnerungen eines Gerichtsbeamten.)

(Fortsetzung.)

II. Aufklärungen und Untersuchung.

Am späten Abende erschien der Bauersmann wirklich und berichtete mir, wie daß der „Gotz“ mit dem Erschlagenen, so erzählen die Leute, längere Zeit im Unfrieden gelebt und ihm bitteren Haß nachgetragen habe. Nur der Gotz allein sei fähig zu solcher Unthat, denn die ganze Nachbarschaft fürchte ihn und gehe ihm aus dem Wege, wo sie könne. Er wolle nicht sagen, daß er ein ganz schlechter Mensch sei, aber zu harten Dingen geneigt. Auch erzählten die Leute, am Morgen noch hätten Gotz und der Markus sich in einem benachbarten Wirthshause getroffen und seien zusammen von dort fortgegangen. Mehr brauchte ich nicht zu wissen, um, da mittlerweile meine höheren Instructionen eingetroffen sein mußten, die sofortige Verhaftung des nunmehr verrufenen Gotz zu beschließen. Der Bauersmann bat mich schließlich mit aufgehobenen Händen von seinen Mittheilungen keinen öffentlichen Gebrauch zu machen, da er sonst vor der Rache des Gotz eben auch seines Lebens nicht sicher sei. Das sagte ich ihm so lange zu, als er vor dem schrecklichen Gotz Furcht zu hegen Ursache habe. So entließ ich den Landmann.

In der nächsten Morgenfrühe schickte ich nach dem bezeichneten Wirthshause, wo Tags zuvor Markus und Gotz sich sollten getroffen haben, um darüber Gewißheit zu erhalten. Das Gerede hatte wahr gesagt; nur sagten die Leute aus, die Beiden seien im gutem Einvernehmen fortgegangen und Markus habe stark getrunken gehabt. Gotz habe eine Karrenstütze bei sich gehabt, ein sogenanntes Hauwihl, Markus habe in seinem Trunk seinen Stock stehen lassen, den die Leute vorwiesen. Noch mehrere andere Daten liefen an dem Morgen ein. So hatte man „im hohen Holz“, ziemlich weit von der Mordstätte ein Hauwihl gefunden, an welchem noch die Blutspuren zu sehen waren. Man hatte es mir sofort zugeschickt. Also requirirte ich die Polizei und übergab ihr den ausgefertigten Verhaftsbefehl, damit sie sich ohne Säumen wie ohne besonderes Aufsehen des beinzichtigten Mannes bemächtige. Falls die Verhaftung gelinge, sollte man den Gotz ohne Weiteres nach B. bringen, mir Nachricht geben und den Gefangenen sorgfältig bewachen. Ich gestehe, nicht ohne Furcht und Bangen harrte ich auf die Kunde, ob die Verhaftung ohne weitere Schwierigkeit vor sich gegangen sei, denn daß der gefürchtete Mensch, auch wenn er nicht durchgebrannt, sich gutwillig den beiden Gensdarmen übergeben werde, konnte ich kaum glauben.

Indessen war kaum eine Stunde vergangen, als es hieß, der Gotz sei in Begleitung der Gensdarmen bereits auf dem Wege nach B. Seine Haftnahme war leichter von Statten gegangen, als man erwartete. Gotz wohnte etwas abseit von den anderen Häusern des Gehöftes, das eine halbe Stunde von B. östlich liegt, bewirthschaftete sein kleines Gut allein und hatte sich an dem Morgen noch nicht sehen gelassen. Da es um die Mittagszeit war, als die Gensdarmen anlangten, die Leute in den Häusern beim Essen waren, so konnten die Häscher unbemerkt sich Gotzens Wohnung nähern und traten also auch ganz unvermuthet ein. Gotz saß trotzig beim Essen; sein Weib, die mit roth geweinten Augen in der Ecke der Stube stand, that einen unterdrückten Schrei, als der erste Gensdarm die Stubenthüre öffnete und hereintrat. Gotz riß zwar die Augen auf und der Löffel zitterte in seiner Hand, aber er faßte sich schnell wieder und producirte eine auffällige Ruhe. Nur schoß er noch einen grimmen Blick nach seinem Weibe, mit der er sich offenbar so eben noch gezankt hatte. Dann frug er den Gensdarmen, was er ihm bringe? Der zweite Diener der Gerechtigkeit hatte mittlerweile in der Stubenthür Posto gefaßt, die Waffe in den Händen.

„Im Namen des Gesetzes und auf richterlichen Befehl seid Ihr verhaftet!“ sagte der erste Gensdarm und hielt dem etwas verblüfften Gotz den Verhaftbefehl entgegen. „Mich — verhaften!“ stieß Gotz mit mühsam unterdrückter Wuth heraus. „Warum soll ich verhaftet werden?“ Er blickte wüthend um sich. Der Gensdarm legte die Hand an seine Waffe. „Das sagt Euch der Richter“, erwiderte dieser. „Ihr habt mir ungesäumt zu folgen!“ Gotz, der aufgestanden war, setzte sich wieder nieder. Erst will ich essen, murmelte er vor sich her, und schickte sich in der That an, das unterbrochene Essen fortzusetzen. Aber es war ihm nicht mehr um's Essen zu thun, er mochte sinnen, was er zu thun oder zu lassen habe. Widerstand leisten, war offenbar unnütz, denn die Gerechtigkeit war ihm zu plötzlich über den Hals gekommen. Also warf er den Löffel weg, sprang auf und sagte entschlossen: „Ich gehe mit wie ich gehe und stehe, und will sehen, was man dem Gotz anhaben kann.“ Von seinem Weibe nahm er keinen Abschied, das händeringend in der Stube zurückblieb, als die Gensdarmen ihren Mann abführten.

Gotz meinte Anfangs, er würde nach dem Städtchen zu mir geführt, denn er frug die Begleiter mehrere Male, warum sie den seitabführenden Feldweg, der nach dem Dörfchen B. führte, einschlügen. Auf die Bemerkung, daß das auf Anordnung des Richters geschehe, verstummte er und sprach auf dem Wege kein Wort mehr. Die Verhaftung Gotzens und sein Transport nach B. war darüber ruchbar geworden und mehrere Leute liefen nun auch dorthin. Man brachte den Gefangenen zunächst in das Haus des Vorstehers, bis ich mit den nöthigen richterlichen Personen eintraf. Das ganze Dörfchen war in Aufregung, wie sich leicht denken läßt.

Bei meiner Ankunft verfügte ich mich in das Wirthshaus, wo die Leiche des Erschlagenen lag, und gab dann Befehl den Gefangenen vorzuführen. Fest, düster und trotzig, die Leute auf der Straße, die ihn mit wenig Theilnahme, mehr mit Furcht und Schrecken betrachteten, keines Blickes werth erachtend erschien Gotz mit seiner Begleitung im Wirthshause. Nachdem ich einige Fragen an ihn gestellt, die er kurz und knapp beantwortete, ließ ich ihn in die Seitenkammer zur Leiche führen, hob selbst das Leintuch, das über dieselbe gebreitet war, weg und zeigte ihm, ihn fest im Auge behaltend, den Erschlagenen. Gotzens Augen liefen in weitem Bogen um die Leiche, es schien ihm unmöglich, den Blick auf die Leiche selbst heften zu können. Seine Farbe wechselte, es überlief ihn kalt, man sah es ihm

an, auch welche riesige Mühe es ihn kostete, die nothdürftigste Fassung zu behaupten. Auf die Frage, ob er den Todten kenne, murmelte er mehr als er sprach, daß es ihm scheine, das sei der Markus, von dem er gehört, daß er verunglückt sei. Aber düsterer wurden darüber seine Augen und zogen sich zusammen, als ob sie sich schließen wollten. Ich wendete den Kopf des Erschlagenen herum und zeigte ihm die Wunde, aus der auffällig Blut tropfte. „Daran ist der Markus gestorben“, sagte ich mit scharfer Betonung. Gotz zuckte mit der Achsel. Ein Grauen stieg in ihm auf, das er vergeblich ganz zu verbergen suchte.

An der anderen Seite des Wirthshauses befand sich der Tanzsaal. Da die Leichenstube eng war und mir für das persönliche Verhör nicht passend schien, hieß ich den Gotz nach dem Tanzsaal führen, wo das Verhör stattfinden sollte. Zögernden Schrittes folgte Gotz seiner Begleitung, und als ich nach ein paar Augenblicken ihm in den Tanzsaal folgte, fand ich ihn in einer auffälligen Aufregung, die ich selbst bei der Leiche des Erschlagenen nicht an ihm bemerkt hatte. Ruhig auf demselben Fleck zu stehen, vermochte er nicht. Hastig holte er Athem und maß den Saal wie mit erschreckten Blicken. Dann versank er in düsteres Brüten, die Augen starr zu Boden geheftet. Ich meinte der eben stattgefundene Auftritt wirkte nun nach und ließ ihm einige Zeit sich zu sammeln, ohne daß ich ihn aus den Augen verlor. Der stark und fest gebaute Mann mit dem streng geformten Kopfe, in dessen Gesicht harte Entschlossenheit mit unüberwindlicher Furcht im furchtbaren Kampfe lag, fand aber keine Sammlung, die Aufregung stieg vielmehr so, daß ich ein unerklärliches Mitgefühl mit dem schuldbewußten Menschen — als solcher erschien er mir offenbar — nicht unterdrücken konnte. Er läugnete zwar im Verhör, irgendwie an dem Tode des Erschlagenen schuldig zu sein, that das oft und in kurzen, hingestoßenen Sätzen, verwickelte sich aber in allen Antworten, die er mir auf meine Querfragen über seinen gestrigen Aufenthalt und sein früheres Verhältniß zu dem Opfer seiner Rache abgab, in solche Widersprüche, brachte endlich solche verdächtige und unzusammenhängende Reden vor, daß ich glaubte ihm in's Gewissen reden zu sollen, damit er jetzt gleich ein offenherziges und reumüthiges Geständniß ablege. Er schwieg eine kurze Weile, sah sich scheu und flüchtig um und läugnete dann wieder kurz und hartnäckiger als zuvor. All mein freundliches und herzliches Zureden half nichts, er blieb bei seiner Aussage. Ich mußte demnach seine definitive Verhaftung verordnen und ertheilte Befehl, ihn nach dem Kreisgefängnisse in D. abzuführen. Stumm und düster war er während dessen stehen geblieben; als er fortgehen sollte, wankten ihm die Kniee, er brach inwendig sichtlich ineinander und wendete sich dann zu mir, that einen Schritt vorwärts und setzte an, mit mir in einem ruhigen Tone zu reden. „Ich bin nicht schuldig, Herr Richter“, mehr brachte er nicht heraus; die harte Natur des Mannes zog sich wie krampfhaft zusammen, und mit einem dumpfen Gemurmel, das einem unterdrückten Fluche glich, schritt er mit seiner Begleitung von dannen.

Meinerseits wurde nun die Untersuchung mit rastlosem Eifer weiter geführt. Es bestätigte sich, daß Gotz mit dem Erschlagenen schon längere Zeit in Haß und Feindschaft gelebt hatte, als deren Ursache man einen ehrenrührigen Wortwechsel im Wirthshause angab, zu dem nachher noch allerlei Quälereien von Seiten des Gotz gegen den Markus, dessen Grundstücke an die seinigen gränzten, gekommen seien. Im Grimme hatte Gotz schon mehrere Male Aeußerungen fallen gelassen, die auf eine sehr böswillige Absicht schließen ließen. Einige Tage vor dem Morde hatten die Beiden wieder einen heftigen Streit mit einander gehabt, obschon der Markus sonst als ein gesitteter friedliebender Mann bekannt war, und hatte nur die Dazwischenkunft der Nachbarn verhütet, daß der Gotz sich schon damals an seinem Gegner thätlich vergriff. Am Morgen des Unglückstages hatten beide Gegner sich in einem kleinen Wirthshause, in demselben, das mir früher schon war bezeichnet werden, — (ob durch Zufall oder von Seiten Gotzens absichtlich, mußte dahin gestellt bleiben) — zusammen gefunden. Die Wirthsleute sagten aus, daß Markus, der zuerst in der Schenkstube gewesen, beim Eintritte Gotzens sich habe entfernen wollen, von diesem aber sei zurückgehalten worden. Gotz habe freundlich geredet und gethan, als ob ihm der ganze Streit leid thue. Als Nachbarn solle man sich vertragen. Dazu sei Markus bereit gewesen und nach einigen Erklärungen hätten die Beiden sich an den Wirthstisch gesetzt und zusammen, wie man zu sagen pflege, Päis (paix, Friede) getrunken. Namentlich habe Gotz sehr aufgeräumt gethan und den Markus stets zum Trinken genöthigt, so daß dieser endlich ziemlich betrunken gewesen. Von Gotz hätte man das nicht sagen können. Endlich seien die Beiden aufgebrochen und zusammen hätten sie den Feldweg eingeschlagen, der allerdings nicht direkt nach dem „hohen Holz“ führe, von dem man aber leichtlich dorthin gelangen könne. Gotz habe das Hauwibl auf der Schulter gehabt und beim Fortgehen noch allerlei Späße mit dem betrunkenen Markus, der das Trinken nicht gewohnt sei, gemacht. Auch hatte ein Schäfer auf dem Felde gesehen, daß die Beiden des Weges gekommen und die Richtung nach dem „hohen Holz“ eingeschlagen hätten. Selbst Gotzens Eheweib erkannte das Hauwibl als das ihrige an. Man hatte noch die Stelle gefunden, wo er das blutige Werkzeug seiner Unthat am Grase abgewischt hatte, bevor er es von sich geschleudert. Wo Gotz den Nachmittag nach vollbrachter That zugebracht, ließ sich nicht ermitteln. Er war erst spät in der Nacht in wilder Aufregung nach Hause gekommen, die Hände krampfhaft in den Schooß seines Kittels gewickelt und hatte ein paar Burschen, die am Wege zu seinem Hause plauderten, nicht gegrüßt, auch ihren Gruß nicht erwiedert. Am folgenden Morgen hatte er seine Wohnung nicht verlassen, sondern mit seinem armen Eheweibe gezankt, so daß diese mehrere Male weinend aus dem Hause gelaufen war. Kinder hatte das Ehepaar nicht. Sein häuslicher Friede wurde überhaupt nicht gerühmt, obschon sein Weib es nicht wagte, sich über die bisweilen rohen Gewaltthätigkeiten ihres zornmüthigen Gatten gegen die Nachbarn zu beklagen. Gotz hatte sogenannte „gute Stunden“, konnte sich ordentlich in Wuth, wie man zu sagen pflegt, hinein arbeiten, hielt seine Sachen beisammen und Unehrliches in Handel und Wandel warf ihm Niemand vor. Nur fürchteten alle seine unbändige Reizbarkeit und seinen maßlosen Grimm, der, wenn er in gewohnter Wildheit losbrach, keine Rücksicht und kein Erbarmen kannte. Je vollständiger mir das Bild des Mörders — nach meiner Ueberzeugung war er es — aus der Untersuchung entgegentrat, um so schwächer wurde in mir das Mitleid mit ihm. Ich theilte fast das Gefühl der Leute aus seiner Umgebung, die im Grunde froh waren, daß sie von seiner Nachbarschaft befreit waren.

Ich sandte die Akten ans Obergericht ein und die Criminal-Untersuchung ging ihren Gang, Gotz wurde vor die Assisen gestellt. Die Zeugen-Aussagen lauteten nachtheilig, seine Vertheidigung war verworren und schwach, er selbst mit dem verwilderten Aeußeren und seinem kurzen, harten Läugnen, machte auf Richter und Geschworne den nachtheiligsten Eindruck. Er wurde des vorsätzlichen Todschlages schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt. Bis zur Verkündung des Urtheils hatte er starre Fassung, fast Kälte und Gleichgültigkeit an den Tag gelegt, als aber die entscheidenden, entsetzlichen Worte des Richters ihn trafen, war's, als ob der Blitz ihn getroffen. Er wankte von einer Seite zur anderen und vermochte nicht mehr, sich aufzurichten. Auf die Frage des Richters, ob er noch etwas zu bemerken habe, oder ob er mit dem Urtheil sich zufrieden geben wolle, schüttelte er mit dem Kopfe. Er war nicht mehr im Stande, ein Wort hervor zu bringen. Wie ein Willenloser ließ er sich ins Gefängniß zurück bringen und rührte weder Speise

noch Trank an. Drei Tage und drei Nächte brütete er in sich hinein, sprach kein Wort, kaum daß er den Wasserkrug, der neben ihm stand, bisweilen an die Lippen brachte, und erwiederte auch auf die Ermahnungen und Zusprüche des Geistlichen, der sich viele Mühe um ihn gab, keine Sylbe. Auf die Frage, ob er sein Weib sehen wolle, schüttelte er verneinend mit dem Kopfe. Am Ende des dritten Tages schien er aus seiner Erstarrung aufzuthauen; er ging wieder in dem engen Kerkerraume auf und nieder und kostete an den Speisen, die ihm gereicht wurden. Dann verlangte er durch den Geistlichen, mich zu sprechen, mir wolle er Alles gestehen. Auf die Bemerkung des Geistlichen, daß er dieses Gesuch an den Ober-Procurator des Gerichts richten müsse, verstand er sich dazu. Der Oberbeamte erschien selbst bei dem Verurtheilten, um sein Geständniß entgegen zu nehmen, aber Goz bestand bittend darauf, daß er erst mir sein ganzes Herz öffnen wolle. Man gab ihm nach, und so wurde ich denn auf nebenamtlichem Wege zum Verurtheilten gebeten. Ich brauch' nicht zu versichern, daß diese Kunde mich nicht wenig überraschte und ich nicht säumte, von Neugier und Mitleid getrieben, mich nach E. zu Gozens Gefängniß zu begeben. Daß der Mörder in mich so großes Vertrauen setzte, mir die Geheimnisse seines Herzens zu offenbaren, gewissermaßen sein blutiges Testament in meine Hände zu legen, mußte Gründe haben, die ich vergeblich aus dem kurzen Verkehr, den ich noch dazu in bloß amtlicher Stellung unter so unangenehmen Umständen mit ihm gehabt, herauszufinden wußte. Nach kurzer Meldung bei meinem Vorgesetzten in E. ließ ich mich zu Goz führen. Gerichtliche Zeugen sollten vorerst nicht dabei sein.

(Fortsetzung folgt.)

Herzogliche Gemsjagden.

(Aus der Innsbrucker Volks- und Schützen-Zeitung.)

Vom Achensee, 31. Okt. Die zwischen dem Achensee und der Scharnitz gelegenen Hochthäler und Gebirge bildeten bis auf die neueste Zeit einen wenig gekannten Winkel des Landes. Seitdem jedoch in der Hinterriß ein fröhliches Jagdschloß mit Zugebäuden erstanden ist, und von dem fürstlichen Besitzer, welcher das von Wetter und Wilderern vielgeprüfte Hochwild in seinen Schutz nahm, von Zeit zu Zeit bewohnt wird, seitdem Wege und Stege über Berge und Jöcher angelegt und überhaupt die Gegend zugänglicher und heimischer geworden ist, hat dieselbe nun nicht blos in der Jägerwelt weitum sich eine Berühmtheit gesichert, sondern es haben auch andere Menschenkinder, die weniger den wild als den zahm lebenden Geschöpfen nachstreichen, von der neu erschlossenen Gebirgsgegend Notiz genommen und sie auch des Schweißes edler Wanderer und Jäger werth gefunden. Der regierende Herzog von Koburg bringt seit einigen Jahren in diesen Gegenden einen großen Theil des Herbstes zu und lebt dem Vergnügen der Jagd, welche hier im Reize schöner Gebirgslandschaft reichen Segen entfaltet. Mit dem Tage der Ankunft des Herzogs legen die im Sommer mit Wegbau beschäftigten Arbeiter Spaten und Schaufel nieder, greifen zu Bergstock und Steigeisen und qualificiren sich zu sekundären Jägern, Treibern, Bothen, Trägern u. dgl. Die zahlreichen ständigen Jäger aber sehen ihre schönste Zeit gekommen, denn es gilt jetzt mit den gehüteten, gehegten und gepflegten Gemsen und Hirschen vor Sr. kgl. Hoheit die Jahresprüfung abzulegen. Seit dem 1. Okt. fand nun jeden Tag eine Gemsjagd statt und von Scharnitz bis Pertisau haben die Hunderte von Gemsen ihre Lebensassekuranz auf ein weiteres Jahr alle persönlich nachsuchen müssen. Hiebei wird wenigstens principiell sehr strenge nach den bestehenden Gesetzen des weidmännischen Codex vorgegangen und nur die Böcke dürfen zur Einlieferung ihrer Decke und ihrer Krucken verhalten werden, wobei freilich manchmal ein von Sr. Hoheit gnädigst angestellter Richter einen Irrthum in der Person sich zu Schulden kommen läßt.

Letzten Dienstag kam, wie schon erwähnt, der Herzog nach Pertisau am Achensee. Die Nacht hatte er in seinem Pirschhause auf dem Grasberg zugebracht, kam Morgens von da auf die Mondscheinköpfe (nördlich von Plunsjoch gelegen) und hielt dort die erste Gemsjagd in diesem Reviere. In seinem Gefolge befanden sich die Prinzen Fürstenberg und Leiningen, der englische Geschäftsträger Mstr. Barnert und der Ministerialrath Braun aus Gotha, sämmtlich Jäger erster Klasse. Der Herzog ist ein Mann in den schönsten Jahren, ausgezeichnet durch seine Größe, durch den kräftigen Bau und die Wohlgestalt seines in Luft und Wetter gestählten Körpers. Er trägt auf der Gemsjagd ein niederes graues Hütchen, graue Joppe, kurze lederne Hosen mit bloßen, gebräunten Knieen, Wollenstrümpfe mit Gamaschen aus feinem Leder und genagelte Bergschuhe. So schreitet diese mächtige, imponirende Gestalt, würdig eines deutschen Herzogs, mit einem langen, dicken Bergstock in der Rechten, festen Schrittes über Fels und Klippe, bergauf, bergab. Schwindellos steigt er über die Felswand und steht auf thurmhoher Ecke so sicher wie im Saale seines Jagdschlosses. Das sichere Kugelrohr in seiner sichern Hand fehlt selten das wandelbare Ziel. Einen interessanten Gegensatz zu der Erscheinung des Herzogs bildet der ihn begleitende Engländer. Derselbe zählt fast doppelt so viele Jahre als der Herzog, sein Kopf ist schon lange zugeschneit, seine Gestalt klein und schmächtig. Trotz des vorgerückten Alters, in welchem man auf dem Festland an andere Krücken als die der Gemsen zu denken pflegt (Mstr. Barnert zählt 74 Jahre), entwickelt der alte Britte eine Lebenskraft, welche den Gemsen noch lange gefährlich zu bleiben verspricht. Er steigt leichten Fußes und unbeklommenen Herzens in's Gemsgebirge und ist im Zuge sicher nie der letzte. Ministerialrath Braun ist derselbe Gemsjäger, dessen in diesen Blättern schon vor einigen Jahren Erwähnung geschah. Er schoß jenen verhängnißvollen Gemsbock, welcher den Jäger Nagg beinahe um sein Leben oder wenigstens um eine seiner Waden gebracht hätte. Nagg stürzte sich nämlich auf den angeschossenen Gemsbock, um ihn zu knicken. Dieser aber stieß seine spitzige Krücke dem Jäger durch die Wade und kam mit ihm kämpfend bis an eine jähe Felswand, wo sich Nagg glücklicherweise noch rechtzeitig loszumachen im Stande war. Diese Geschichte lief durch alle Blätter zwischen Innsbruck und Petersburg, und brachte nebenbei einen unschuldigen alten Herrn in Coburg, welcher ebenfalls Braun sich schreibt und zufällig denselben Titel führt, der aber in seinem Leben noch keinen Zeisig umgebracht hatte, in den Verdacht wilder Gemsjägerei, einen Verdacht, den der alte Mann nur mit der äußersten Anstrengung von sich abzuwälzen vermochte. Ich bedaure den Anlaß zu diesem Mißverständnisse gegeben zu haben, dürfte aber in Rücksicht auf die damalige Zeit, wo ein Coburger mit einem Gothaer noch leicht zu verwechseln war, eine billige Entschuldigung finden.

Die erste herzogliche Gemsjagd in diesem Reviere fand also wie gesagt auf den Mondscheinköpfen statt, welche nebst guter Aussicht auf günstige Jagderfolge eine schöne Fernsicht in die westlichen Gebirge und Felsschluchten, sowie östlich hinab in die Pertisau und auf ein Stück blauen Achensees bieten. Die Jäger und Treiber hatten schon früh Morgens sich auf ihre Posten begeben und bildeten eine Kette von der Thalsole bis auf die Spitze, während oben über den Grat hin gegen die Mondscheinköpfe ebenfalls Jäger sich stellten, um das Ausbrechen der Gemsen nach dieser Seite hin zu verhindern. Auf den Mondscheinköpfen aber hatte der Herzog selbst die Aufstellung der ihn begleitenden Gäste vorgenommen und jedem seinen Stand angewiesen, denn in seinen weiten Jagdrevieren ist ihm kein Anstand, kein strategischer Punkt unbekannt. Um 10 Uhr fiel in weiter Ferne ein Schuß als Zeichen des Beginnes der Jagd für Treiber und Jäger. Die Treiberkette schritt vorwärts und drängte so die Gemsen den Jägern zu, die mit ihren Lefauché- und Nowotny-Kugelläufen im Hinterhalt lagen. Bei dem zahl-

reichen Gemsstande auf diesem Berge hätte man erwarten sollen, daß die Gemsen rudelweis' anlaufen würden, allein dem war nicht so. Führt man doch selbst den Esel nur einmal auf's Eis, wie sollte sich ein intelligenter Gemsbock zweimal vor das Kugelrohr treiben lassen! Die Böcke, welche also schon in frühern Jahren einmal diese Thermopylen passirt hatten, versuchten überall durchzubrechen, wo es möglich war, selbst die Kette der Treiber. Ein Bock stellte sich hart an einen Schrofen, auf dem ein Treiber stand, da aber dieser denselben nicht bemerkte und die Steine über den Bock hinauswarf, blieb der schlaue Bursche ruhig stehen, bis er Luft bekam und glücklich entwischen konnte. Die Gaisen und Zicklein aber gingen in ihrer Dummheit, in ihrem Leichtsinn oder weil sie wußten, daß es auf sie nicht abgesehen sei, gemüthlich den geweisten Weg. Indeß kam mit ihnen doch auch ein und der andere Gemsbock todesmuthig dahergegangen und opferte sein Leben der Kunst und dem Vergnügen der Jäger. Unter denselben gab einer ein erbauliches Beispiel treuer Liebe, für welche er auch seinen Lohn erhielt, indem ihm das Leben geschenkt wurde. Eine starke, alte Gais kam dem Herzoge und wurde, nachdem sie für schußmäßig erkannt war, von der sichern Kugel des edlen Jägers niedergestreckt. Bald nachher kam ein Bock und als dieser die verendete Gais erblickte, blieb er stehen, betrachtete mitleidig die Verewigte und that sich endlich dabei nieder, als wollte er seine Gefährtin auch im Tode nicht verlassen. Eine ähnliche Geschichte, doch aus früherer Zeit und von einem Hirschen, wurde Abends im „Casino“ erzählt. Ein angeschossener Hirsch ging flüchtig und traf auf der Flucht einen Kameraden, bei dem er ermüdet stehen blieb. Als nun derselbe an dem Flüchtlinge die Wunde bemerkte, leckte er mitleidig den daraus träufelnden Schweiß weg und suchte den ermüdeten und verwundeten Kameraden durch vorsichtiges Streicheln mit den Geweihen zu weiterer Flucht zu animiren. Doch kehren wir zur Gemsjagd zurück.

Fast auf jedem der Anstände hatte man einen Schuß gehört. Als nun die Jäger und Treiber angekommen waren, suchten sie die geschossenen Gemsen zusammen und brachen sie auf, zur Freude der Raben, die, wie König Alexander, mit Allem zufrieden sind, was sie erwischen können. Das Resultat der Jagd war folgendes: der Herzog schoß zwei Stücke, Fürst Leiningen ein Stück, Ministerialrath Braun ein Stück und Schreiber dieser Zeilen ebenfalls ein Stück. Außerdem wurde noch eine, von einem Wilderer *) einige Tage früher angeschossene Gemse erlegt. Interessant war es zu sehen, wie ein Jäger kühn und behend über glatte Felsklippen hinab in eine höllenmäßige Tiefe stieg, um einen angeschossenen Gemsbock heraufzuholen. Schon eine nähere Beschreibung dieser Steigerei müßte Schwindel erzeugen, und da es mir leid thäte, wenn ein geehrter Leser vom Schwindel ergriffen mit dem Blatt in der Hand über den Stuhl fiele, so will ich diese Schilderung für mich behalten. Nach Einsammlung der Beute ging's fröhlich über das Plunsjoch hinab zur ersten Alpe, wo bereits eine Schaar Jäger und Treiber, die von den bequemen Wegen immer die Diagonale zu nehmen gewohnt sind, versammelt stand. Vor ihnen lagen auf der grünen Matte regelrecht ausgebreitet die erlegten Gemsen, deren Alter, Geschlecht, Stand, Todesart, Gehörn und Gebärte sofort weidmännisch untersucht und festgestellt wurde, worauf sie der bereit stehende Wagen aufnahm. Nun bestieg der Herzog seinen, kein Weghinderniß scheuenden, kurzbeinigen Schimmel und ritt, von der großen Schaar von Jägern gefolgt, durch die schöne Waldflur, die wie ein Park bis an den Achensee sich hinzieht. Die Abendsonne aber warf ihr schönstes Licht auf diese prachtvolle Jägerscene, die nichts als einen photographischen Abdruck zu wünschen übrig ließ.

(Schluß folgt.)

*) Derselbe wird vom Jäger Karlwirth in Pertisau höflichst um seine Adresse ersucht. Die größtmögliche Verschwiegenheit wird zugesichert.

Topographische und etymologische Analogien.

* Aus Tittmanning, 16. Nov., wird uns von dem Geschichtsforscher, Herrn Legationsrath Ritter v. Koch-Sternfeld geschrieben: „Das heute in den Zeitungen vielbesprochene „Dappenthal“, ein wichtiger Uebergang zwischen der Schweiz und Frankreich, erinnert an sprechende Analogien im Zuge der Tauern, oder unserer Alpen, auf welchen meist die Kelten von Osten gegen Westen wanderten; es sind topographische und etymologische Analogien. In meinen geographischen und historischen Beiträgen „Salzburg und Berchtesgaden“ 1810 II. B. S. 353 ist z. B. das „Tappenkar“ erklärt, als eine Alpe: (Kar) zwischen dem Lungau und Pongau, worüber schon in den ältesten Zeiten ein lebhafter Verkehr von Menschen und Zugvieh bestand. Die gallische Etape (Stapel) und die lateinische Taberna, Schenke, sind damit verwandt. Nach ähnlichen Ableitungen erklären sich auch z. B. die Pyrluke, eine Gebirgsscharte zwischen Oberpinzgau und dem Thal der Pyrussen; das Spital am „Pyrn“, zwischen Oberösterreich und Steyrmark; der mons pyrenaeus und Brenner; — die Pyrenäen zwischen Gallien und Spanien. Pyr (πῦρ) Gebirg; aber auch Feuer, das meist von allen Gebirgsspitzen zur gegenseitigen Verständigung loderte ꝛc. Auch der Pirnhapa und Finnakel, die gegenüber in Oberpinzgau hoch aufragen (S. 359) deuten den Appenninen analog auf den Pin, Pün, den Donnergott zurück. Hapa, Haupt, akel, (angels.) Haken, spitzig u. s. w.“

Sächs. Herzogthümer. Die in Betreff einer Schulconvention mit Preußen in der Koburger Zeitung enthaltene Notiz wird in diesem Blatte dahin berichtigt, daß es sich nur darum handle, für die Schüler der koburgischen Gymnasien bezüglich des Eintritts als einjährige Freiwillige und als Offizier-Aspiranten bei preußischen Truppentheilen die gleiche Berechtigung zu erlangen, welche den Schülern der preußischen Gymnasien zugestanden ist.

Rom, 10. Nov. Unsere Lage ist fortwährend sehr unsicher. Rom muß zu den Katholiken seine Zuflucht nehmen, denn es braucht Geld, und darf den Feinden nicht die Hoffnung geben, es aus Mangel an Hilfsmitteln zu Grunde gehen zu sehen. Hr. Salamanca hat sich die Woche großmüthig gezeigt, denn er hatte 700,000 Scudi als Rückzahlung der Caution der Gesellschaft in Silber zu fordern, und nahm Obligationen zu 70 an. Die Ausgaben wurden übrigens auch sehr beschränkt. Die Armee bleibt in ihrer gegenwärtigen Stärke, nemlich 9300 Mann. (Allg. Ztg.)

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 23. Novbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4167	863	21	47	21	17	20	29	—	—	—	15
Korn . . .	1954	373	16	19	15	28	14	34	—	22	—	—
Gerste . .	10043	2093	13	44	13	14	12	59	—	—	—	11
Haber . . .	3015	143	7	7	6	37	6	26	—	—	—	10

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. Nro. 48. Den 2. Dezember. Bibiana.

Von Vater auf Sohn.

(Aus den Erinnerungen eines Gerichtsbeamten.)

(Fortsetzung.)

III. Das Geständniß.

Als ich in Begleitung des Gefangenwärters das Gefängniß des Mörders betrat, saß dieser, den grau gewordenen Kopf in den Händen, in einander gekauert am Boden. Düster blickte er, als die Thür sich öffnete und der Gefangenwärter mit mir eintrat, ohne seine Stellung zu verändern, auf und musterte den etwas unerwarteten Besuch. Als er mich erkannte, stand er langsam auf und wankte ein paar Schritte mir entgegen. Wie der Mann sich verändert hatte! Das tiefeingefallene Gesicht hatte seine frühere Härte und Wildheit im Ausdrucke fast ganz verloren, dafür hatte eine Art Kummer sich hineingeprägt, der es gegen früher fast ganz unkenntlich machte. Die breiten Schultern hatten sich zusammen gezogen, schlaff hingen die sonst so musculösen Arme ihm am Leibe herab. Der früher so gefürchtete Mann machte den Eindruck eines Wehrlosen. „Herr Richter", stotterte er heraus, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind." Seine Augen wurden feucht, die er suchte, mit der Hand darüber fahrend, abzutrocknen. Die andere Hand reichte er mir herüber, die ich, von dem unerwarteten Auftritte ergriffen, auch annahm. Sein Benehmen wunderte mich höchlich. Das war offenbar nicht mehr der harte, hinterlistige und grausame Bösewicht, wie er mir im Laufe der Untersuchung erschienen, der Mörder in Haß und Trotz, das war ein reniger Sünder geworden. Seine Hand hielt ich fest und sprach meine Freude aus, daß er sein Verbrechen eingestehen wolle und also bereue. „Gesteht mir Alles, Gotz, und was ich für Euch thun kann, soll gern geschehen." „Bleiben Sie allein bei mir, Herr Richter", sagte er, nach Fassung ringend, „ich habe Ihnen Vieles zu sagen. Sie haben von mir nichts zu befürchten. Ich will Ihnen Alles anvertrauen, aber ich möchte es jetzt erst Ihnen allein sagen." Der Ton, in welchem er das sprach und die ganze Haltung des Mannes veranlaßten mich, meine Begleitung zu entfernen, allerdings mit dem stummen Bedeuten, vor der Thür des Gefängnisses Wache zu halten, um im Nothfalle sofort bei der Hand zu sein. Es ist und bleibt ein beengendes Gefühl, mit einem solchen Uebelthäter zwischen vier Kerkerwänden allein zu sein.

Als der Gefangenwärter sich entfernt hatte, bat der Verurtheilte mich, auf dem hölzernen Schemmel des Gefängnisses Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich mir gegenüber auf einen kleinen Mauervorsprung am Boden. Eine Pause entstand, während der Unglückliche wieder den Kopf in die Hände sinken ließ und dabei tief aufseufzte. Ich hielt ihn unverwandt im Auge. Als er, wie es schien, nach einer Einleitung zu seinen Erklärungen suchte, hob ich an:

„Nicht wahr, Gotz, Ihr seid nicht unschuldig verurtheilt worden, und fühlt jetzt Reue über Eure That?"

„Unschuldig! wahrhaftig nein", antwortete er bewegt, „ich bin nicht unschuldig verurtheilt. Ich verdiene den Tod, die That habe ich begangen. — Aber nein — damit wollte ich nicht anfangen." — Es entstand wieder eine Pause.

„Wie ist es gekommen, Herr Richter", frug er endlich mit einer fast auffälligen Ruhe, ohne mich anzusehen, „daß ihr den sterbenden Markus" — seine Stimme bebte bei dem Namen — „in das Wirthshaus „zum Jäger" in B. bringen ließet und mich dann auf dem Tanzsaal verhörtet?" Die Frage kam so unerwartet, daß ich lächeln mußte. Auch daß er mich nun mit dem traulichen „Ihr" anredete, wunderte mich. Was konnte an diesen rein zufälligen Umständen liegen, bei denen damals nur die einfache Zweckmäßigkeit maßgebend gewesen? — „Wie das gekommen, Gotz", versetzte ich, „kann ich nicht anders angeben, als daß ohne besondere Absichten die Umstände es so räthlich machten. Ich wußte im Augenblick keinen passenderen Ort." —

„Und sonst hattet Ihr keinen Grund, Herr Richter?" frug der Verurtheilte dringender.

„Daß ich nicht wüßte", war die Antwort. Der Mörder schwieg wieder. Nur wiegte er, wie von inneren Vorstellungen gequält, mit dem Kopfe. „Es ist doch sonderbar", sagte er in sich hinein und starrte vor sich nieder.

„Herr Richter", und er schaute mich forschend an, „wußtet Ihr damals nichts von meiner Familie, von unsern Schicksalen, von meiner Vergangenheit, als Ihr den Befehl gabt, mich auf dem Tanzsaal zu B. zu verhören?" Er war in sichtbarer Spannung.

„Nichts", lautete die Antwort, als daß man Euch gleich nach kund gewordenem Morde als den Thäter bezeichnete und solche Umstände an die Hand gab, daß ich Euch pflichtschuldigst mußte verhaften und nach der Leiche des Erschlagenen bringen lassen, wo sich das Verhör von selbst verstand. Ich hatte noch keine Zeit gehabt und bin auch in Eurer Heimat zu fremd, um von Eurem Herkommen und Euren Familienschicksalen Weiteres erfahren zu haben. Alles, was ich jetzt weiß, leitet nicht auf den Zusammenhang Eurer That und den Ort des ersten Verhörs, des Tanzsaales im Wirthshause zu B., hin. Wie ist's denn damit?"

Während ich das sagte, hatte der Mörder mich fest angesehen. Dann schlug er die Augen nieder und legte die gefalteten Hände zwischen die Kniee. „Also doch die Fügung des gerechten Gottes!" seufzte er leise und es war, als ob ein geheimer Schauer ihn zusammen schüttele. Meine Neugierde wurde nun erst recht wach, denn daß sich hier ein besonderes Stück geheimen Menschenlebens zu Tage fördern werde, sah ich kommen.

„Auf demselben Tanzsaale, vielleicht auf derselben Stelle, wo Ihr mich verhört habt, Herr Richter, hat mein Unglück angefangen!" Gotz gerieth in steigende Aufregung. „Euch will ich Alles auseinander setzen, denn Ihr seid endlich doch offenbar des gerechten Gottes Werkzeug dabei gewesen. Auf demselben Tanzsaale, vielleicht auf derselben Stelle, wo ich beim Verhör stand, ist einmal eine That geschehen, die ist gerade so alt wie ich, welche, wenn auch im Geheimen, fortgewirkt hat, bis ich hier sitze, für eine ähnliche That dem Gericht und der Gerechtigkeit verfallen. Hört mich an, Herr Richter, wie ich eigentlich — zum Mörder — bin erzogen worden. — Doch nein, ich will, selbst schuldig, keine Anklage gegen meinen eigenen Vater erheben. Der gerechte Gott sei uns Allen gnädig! Ich will

Euch nur sagen, wie Alles zusammen hängt. Jetzt, wo der Tod auch für mich bestimmt ist, möchte ich Alles vom Herzen wälzen und sehen, ob denn nicht das Mitleid auch dem Mörder noch ein frommes Vaterunser nachbetet, dessen er so sehr bedarf!" Götz war über diesen mir noch immer räthselhaften Ausrufungen, die so wenig zu seinem bisher bekannten Charakter paßten, in ungewöhnliche Aufregung gerathen. Er war aufgestanden und hastig auf- und niedergegangen. Ich hieß ihn, sich wieder niedersetzen, damit er sich sammle. „Ihr müßt nicht denken, Herr Richter, daß der Zuspruch des Geistlichen während der letzten Tage spurlos an mir vorüber gegangen, obschon ich keine Antwort gegeben habe. Alles hab ich bei mir erwogen, wenn auch nichts gesagt. Erst wollte ich von Euch wissen, wie es sich mit dem Verhör auf dem Tanzsaal verhalte, ob Ihr es absichtlich dort vorgenommen, oder ob es eine „Fügung" gewesen. Ja, es ist eine „Fügung" gewesen!"

„Wie verhält es sich denn mit der früheren That auf dem Tanzsaale und wie seid Ihr damit verbunden!" frug ich endlich, von wachsender Neugierde und noch besserem Interesse an Götz erfüllt.

„Wie Ihr wißt, Herr Richter", hob nun Götz zu erzählen an, „bin ich nicht aus unserem jetzigen Kirchspiel gebürtig. Mein Geburtsort liegt zwei Meilen weiter, und bin ich, wie ich schon gesagt habe, zu einer bösen Stunde auf die Welt gekommen. Mein Vater, Gott möge ihm in der Ewigkeit verzeihen, soll in seiner Jugend ein gar lustiger Bursche gewesen sein auf Meilen in der Runde, der bei keiner Lustbarkeit und bei keiner Schlägerei fehlte. Schon damals hatte er seiner betagten Mutter — sein Vater war ihm früh verstorben — viel Herzeleid gemacht, aber dem einzigen Kinde verwehrte sie trotzdem nie die Mittel zu seinen lustigen Fahrten. Daß es ihm bei solchem Treiben an Cameraden und Genossen seines losen Lebens nicht fehlte, verstand sich von selbst, war er doch in der Regel der Anführer derselben, und wo sich der Anführer gefunden hat, finden sich die mitlaufenden Gesellen immer dazu. Seine Mutter dachte, wenn ihr Bertram eine brave Frau erhalte, werde er seine wilde, ausschweifende Lebensart daran geben, denn dem Sohne fehlte es, wie allen Muttersöhnchen, nicht an einem weichen Herzen. Nur daß sein Eigensinn und sein aufbrausender Zorn mächtiger waren, als das bisweilen weich gewordene Herz. Seine Mutter hat sich dann viele Mühe gegeben, die passende Frau für ihren Sohn auszusuchen, und ihn zu bewegen, sich um meine selige Mutter zu bewerben. Es war um diese Heirath nicht gut gethan, obschon ich bezweifle, ob jede andere besser ausgefallen sei. Mein Vater ließ sich nämlich zur Hochzeit bestimmen und führte in den ersten Monaten seines jungen Ehestandes auch ein ziemlich ruhiges und friedliches Leben. Es war der einzige Sonnenschein im Ehestandsleben, hat meine selige Mutter oft gesagt, die, menschlich zu denken, sicher ein besseres Loos verdient hatte. Sie war von Natur fromm und gut, was hinten nach an ihr fehlte, rührte von anderen Verhältnissen her." Götz stockte einen Augenblick.

(Fortsetzung folgt.)

Herzogliche Gemsjagden.

(Schluß.)

Eine Stunde nach der Rückkehr von der Jagd ist Tafel beim Herzog, welcher während seines Aufenthaltes in Pertisau ein einfaches, ebenerdiges Zimmer im Karlwirthshause bewohnt. Der Koch hat hier die schönste Gelegenheit seine Kunst zu erproben, denn was das in dieser Jahreszeit verödete Pertisau zu bieten vermag, läßt manche materielle und formelle Schwierigkeit zu lösen übrig. Doch auch der Koch ist ein guter Jäger in seiner Art und versteht sein Ziel zu treffen wie der Liebesgott trotz seiner Binden. Die Würze des Mahles ist aber die Conversation, deren Thema natürlich hauptsächlich der edlen Jagd und den einschlägigen Wissenschaften entnommen wird. Latein hört man nicht, obwohl es von der höhern Jagd nicht ausgeschlossen sein soll. Kommt schließlich der Saft des Mokka zur Herrschaft, folgt Jeder, als verstände es sich von selbst, dem Beispiele des Fürsten und schmaucht in behaglichen Zügen den Duft der Havana. Während die Gesellschaft noch bei Tische sitzt, schlägt eine vor dem ländlichen Hotel hochauflodernde Flamme ihren einladenden Schein durch die niedern Fenster. Es ist die Zeit, das „Casino" zu besuchen. „Casino" nennt man hier den Rasenplatz vor dem Hause, auf dem bei einbrechender Nacht das Jägerfeuer, um welches die Sitzbänke für die Gäste sich herumziehen, angezündet wird. Das Casino ist durch die prasselnde Flamme, die ihr Licht nicht blos auf die mit den erlegten Gemsen verzierte Façade des Hauses, sondern weithin über Land und See wirft, wohl erwärmt und erleuchtet. An dem Feuer erkennt auch die ganze Gegend die erfolgte Ankunft der höchsten Herrschaften. Das Casino ist der Salon, in welchem der Herzog und seine Gesellschaft nicht blos die Abendstunden sich fröhlich verkürzt, sondern hier wird auch die Ordre de bataille für den nächsten Jagdtag entworfen und gegeben. Bei dem Jägerfeuer ertheilt der Herzog wohl auch Audienzen, denn kaum ist seine Ankunft bekannt, kommen Pächter und Bauern sehr zahlreich, um ihre Bitten und Beschwerden vorzutragen, die sie natürlich Niemanden anvertrauen wollen, als dem Fürsten selber, dessen Freundlichkeit und Nachsicht ihnen sehr wohl bekannt ist. Da diese Audienzen öffentlich sind, so kann auch jeder hören, was da vorgebracht wird. Die einen bedanken sich über erhaltenen günstigen Pacht einer Alpe und lassen sich weiters „empfohlen sein", die andern möchten „halt noch ein paar Stück mehr auftreiben", ein Dritter repräsentirt einen Unverschämten und möchte gleich 10,000 fl. Jagdschadenersatz, weil einmal drei Hirsche über seine Alpe liefen, ein vierter möchte gar für einen ihm zu Theil gewordenen Vortheil entschädigt werden, nämlich dafür, daß seine Alpe durch den neuen Weg, der durch Geröll und Geschröfe sich bis auf's Joch zieht, um ein paar Hundert Gulden mehr werth geworden ist. Dieser Mann erinnert an einen Bettler, welcher von einem Bauern, der dem Hungrigen ein Muß zu essen gab, durchaus auch noch die Pfanne haben wollte.

Während der hohe Herr mit seinen Gästen im „Casino" weilte, wurde es drinnen in der Trinkstube des Wirthshauses sehr lebendig. Die Stube war voll gestopft mit Jägern, Treibern und sonstigen Jagdindividuen, die ihre heißen Lungen mit naßem Zuspruche trösteten. Eng wie die Zecher standen die Krüge am Tische, doch fand immerhin noch die auf den Dreiviertelakt wohl eingeschulte Zither ein Plätzchen unter ihnen. Kaum hatten sich nun die ersten Töne der melodischen Klumper durch die verdichteten Luftschichten Bahn gebrochen, kam das Völklein in Allarm und mancher Bursche, der bei seinem Kruge angefroren schien, schoß plötzlich in die Höhe, wie die Forelle, wenn sie nach Fliegen schnappt. Die wenigen Quadratschuhe des Bodens, der zum Tanze noch zur Verfügung stand, wurden nun taktmäßig angetreten und ein und der andere Jäger, der im Zeichen des Reimplaneten geboren ward, gab auch sein improvisirtes Schnadahüpfl zum Besten.

Es dürfte nicht uninteressant sein, im Völklein der Jäger, Reisjäger und Treiber eine nähere Umschau zu halten. Darunter finden wir z. B. einen blutjungen Burschen, aber keck und verwegen, wie er es auch dieser Tage zeigte, wo er sich mit einem angeschossenen Gemsbocke raufte, der den jungen Jäger nach dem blutigen Zeugnisse seiner durchritzten Kniee und Hände ordentlich herumbeutelte, aber trotz aller Anstrengung nicht los werden konnte. Neben dem jungen Gemsknicker nimmt sich als Contrast ein alter, fast verkohlter Jäger gut aus, dessen gemähtes Kinn dem Stoppelfelde nach der Erntezeit gleicht. Ein dritter scheint seine Beine auf englische Federn gestellt zu haben, die ihre Schwungkraft erst verlieren, wenn sie gebrochen sind.

Von Morgens bis Abends über Berg und Thal zu steigen, ist ihm noch ein viel zu lumpiges Tagwerk, und wenn er nicht noch eine halbe Nacht tanzen kann, so glaubt er viel zu wenig Bewegung gemacht zu haben, um seinen Leib gesund zu erhalten. Wieder ein anderer schiebt einen Schnurbart vor sich hin, in welchem bequem eine Brut Haselhühner Platz fände und darunter öffnet sich der Mund wie eine Karthaune, die für die Wilderer stets geladen ist. Von der Schnellfüßigkeit dieser Leute kann man sich einen Begriff machen, wenn man z. B. hört, daß einer Morgens in Achenkirchen aufbrach, nach der 8 Stunden entfernten Hinterriß ging und Abends 8 Uhr wieder nach Hause kam, nachdem er in Pertisau noch ein Freischießen mitmachte, wobei er das Hauptbest gewann. Mit den Kleidern treiben diese Leute keinen Luxus, die Gewandung scheint ihnen überhaupt schon Luxus zu sein, ihre verwitterte Haut ist ihnen der beste Wettermantel, wasserdicht und bequem. Das nie bedeckte Knie bietet jedem Elemente und zu aller Zeit Trotz, sieht aber auch manchmal aus, wie ein Apfel, der in der Ofenröhre gebraten worden, wie denn überhaupt der Körper dieser Jäger stets die gebräunte Livree des Sonnenbrandes trägt. Im Geldbeutel wechseln die Jahreszeiten sehr rasch, obwohl die Leute gut gezahlt werden. Seine Schuldigkeit und oft noch mehr thut aber Jeder und so denkt sich hiebei vielleicht Mancher: Eine gute Conduitelliste ist besser als ein Gulden im Sacke.

Um 10 Uhr geht der Herzog auf sein Zimmer, und damit weiß auch Jeder, wie viel es geschlagen hat. Die Cither im Hause verstummt, das Casinofeuer verlischt, es wird bald so ruhig, daß man die Welle des See's am fernen Ufer sich brechen hört.

Die beiden folgenden Jagdtage waren vom Wetter nicht begünstigt. Ein starker Sirocco wehte Thal aus und ein. Jeder Jäger weiß, daß man bei schlechtem Winde eine Gemse fast leichter mit Nachlaufen erwischt, als sie am Anstande schießt. Doch schoß der deutsche Herzog trotz des falschen Spiels welscher Winde am zweiten Tage am Seeberge drei Gemsen, von den übrigen Jägern aber brachte Jeder seine Kugel wieder glücklich heim, wie er sie mitnahm. Am dritten Tage erlegten die beiden Fürsten Leiningen und Fürstenberg zwei starke Gemsböcke in Tristenau mit meisterhaften Schüssen auf's Blatt. In den drei Tagen wurden also im Ganzen elf Gemsen geschossen, ein Resultat, das bei günstigerem Wetter sicher doppelt so groß ausgefallen wäre. Wenn es mich aber drängte, einige der vielen schönen Erinnerungen aus diesen unvergeßlichen Tagen in diesen Blättern niederzulegen, so weiß das ein Jäger am besten zu entschuldigen, denn kein Jäger behält seine Freuden für sich allein.

Die Wahrheit über Tilly.

(Fortsetzung.)

Mit geraden Mitteln — das erwies sich überall — war auf die Dauer nicht aufzukommen gegen ihn; wo das Volk den alten General und sein Wesen in der wahren Gestalt kennen lernte, da war die Meinung bald zu seinen Gunsten umgestimmt. Aber eben darum mußten die Gegner zu andern Mitteln und Künsten greifen, wenn sie nicht den Boden unter den Füßen verlieren wollten; sie mußten Leidenschaften wachrufen, welche den beschränkten Blick am leichtesten bethörten; mit einem Wort: man wühlte und mischte die Religion in's Spiel. Schon vor Gustav Adolph war es namentlich der gierige Dänenkönig, der in allerlei Spiegelfechterei gewandt, das Trugbild des Religionskrieges als Aushängeschild für seine Anschläge aufbrachte und die Gefährdung der Religion in Druckschriften und von der Kanzel dem armen Volke predigen ließ. Und nur mit allzu gutem Erfolge! „Vieler Menschen Gewissen sind in Gefahr! Die ganze Religion ist bedroht!“ so ließ der gewissenlose Däne verkünden, der im Solde der Generalstaaten, Englands und Frankreichs stand. So predigten Ausländer, die im selben Moment die Türken und den Islam gegen die Vormauer der christlichen Kultur, gegen Oesterreich aufstachelten; so predigten die Fremden, die mit dem deutschen Unglücke und Verderben ihre eigene Wohlfahrt erkaufen wollten!

Das unselige Wort verfing namentlich im Braunschweigischen und entzündete dort blutige Thaten. Zu Elze fielen die fanatisch aufgehetzten Bauern über eine Compagnie tillyscher Soldaten her und metzelten sie nach zugesagtem Akkord meuchlerisch nieder. Aehnlich in Pappenburg. War es zu verwundern, wenn solche Gräuelthaten hinwieder Excesse von Seite der Soldaten hervorriefen und zu Grausamkeiten führten, die an Ingrimm den gegnerischen nichts nachgaben? Gleichwohl wurde das Verfahren der erbitterten Soldateska auch in diesem Falle von Tilly entschieden mißbilligt und es ergingen erneuerte strenge Strafverbote zur Aufrechthaltung der Disciplin. Der General durchschaute wohl die böslichen Absichten dieser verwerflichen Bethörung. „Man will“ — klagt er — „den gemeinen Pöbel zur Erbitterung anreizen; ihn ferner antreiben zu ähnlichen Thaten, als die er schon bewiesen hat.“ Er sah das Unheil mit Kummer wachsen, und um wenigstens die frevelhaft herauf beschworne Furie zum vorhinein in ihrer wahren Gestalt und Herkunft aufzudecken, ließ er eine Gegenschrift ausgehen, deren Sprache ein Abbild des ganzen Mannes, die grade Offenheit selbst war, jene mannhafte Offenheit, welche das gute Gewissen begleitet.

„Es mögen“ — so erklärt Tilly feierlich in dieser Proklamation — „alle und jedwede Pfarrer, Prediger und Geistliche der Augsburgischen Confession im niedersächsischen Kreis und anderswo kühnlich auftreten und aussagen, ob Jemand aus denselben von dem General Tilly vertrieben, ob ihnen sonst in Versehung ihrer Aemter und Kirchendienste jemals auch die geringste Behinderniß, Hemm- und Sperrung begegnet sei. Denn man weiß sich genugsam versichert und es liegt notorisch unbetrüglich vor, daß keiner unter ihnen mit Grundesbestand den Mund zur Klag und Beschwerniß diesfalls eröffnen kann, sondern daß sie vielmehr sammt und sonders des starken Schutz und Schirms, der ihnen wider allen Betrug und Bedrang geleistet worden, sich werden zu bedanken wissen.“ So sprach Tilly und so konnte ein Mann sprechen, der für seine Handlungen alle ehrlichen Zeitgenossen zu Zeugen hatte, dessen Quartierordnungen, dessen Vorschriften über Disciplin gerade vornehmlich auf den Schutz der Geistlichen und Schullehrer jedes Landes Rücksicht nahmen. Und nun rückt er seinen Anklägern selbst auf den Leib und gibt dabei seinen eigenen echt deutschnationalen Standpunkt zu erkennen, den Standpunkt des Patriotismus für Kaiser, Reich und Nation. „Die Urheber dieses Unwesens — fährt er fort — reden mit sonderem Scheineifer von deutscher Libertät und Freiheit, während unter solchem Namen doch nichts anders bemäntelt und verborgen stecket, als zügellose Herrschsucht, der nichts mehr zuwider ist, als ein friedsamer einträchtiger Zustand im Reich, und nichts angenehmer als gemeine Zerrüttung, Plünderung und Verwüstung ganzer Provinzen. Was ist das für eine Libertät, die geächtete Rebellen im Namen der Fremden, mit Hilfe auswärtiger Potentaten und Republiken, dem deutschen Reiche zubringen wollen? Man will über Leib, Hab und Gut vollkommen dominiren, den Schwächern unter die Füße treten, Land und Leute, Stifter und Herrschaften an sich reißen, Adel und Städte um ihre Gerechtigkeit und Privilegien bringen, dazu den Bedrängten allen Zugang zum Rechte abstricken, kein Gesetz, keinen Richter, keine höhere Obrigkeit über sich dulden, in Summa das Joch der Dienstbarkeit den Ständen, Communen und Privatpersonen über den Hals werfen. Das ist die Libertät, die man der deutschen Nation bringen will mit Hilfe der Engelländer, der Holländer und anderer undeutschen Gäste, die sich mit des römisch-deutschen Adlers kostbaren Schwingfedern erhöhen und großmachen möchten zu der

Deutschen ewigen Beschimpfung, Schande und Spott! Und dies Bestreben umhüllt man mit dem Namen der Religion!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Betrügereien der Pferdehändler beim Verkaufe der Pferde.

Je mehr die Veredlung der Pferde fortschritt, je höher stieg der Preis derselben, und um so größer kann der Verlust des betrogenen Käufers werden. Die Betrügereien sind mitunter auch so wenig sichtbar und so unscheinbar gewesen, daß sich selbst gute Pferdekenner haben täuschen lassen. Es dürfte daher zweckmäßig erscheinen, den ehrlichen Landwirth mit dem Betrugsverfahren des gewissenlosen Pferdehändlers bekannt zu machen.

1) Man hält gewöhnlich tiefe Augengruben für ein Zeichen hohen Alters der Pferde, obwohl ihre Ursache einzig und allein in dem dortigen Knochenbau liegt. Der Käufer will nun natürlich weniger zahlen, der Betrüger dagegen immer reichlich gewinnen. Der letztere öffnet deshalb die Augengruben, bläst Luft in die Zellengewebe und verklebt und schließt die Oeffnung auf verschiedene Weise und durch verschiedene Mittel. Der Betrug wird aber an der ungewöhnlich starken Ausfüllung der Gruben erkannt.

2) Die Haare auf den Augenbräuen werden mit dem steigenden Alter immer grauer, sie werden dunkel gefärbt, um wenigstens zur Zeit des Verkaufs das Pferd jünger erscheinen zu lassen.

3) Um junge Pferde älter vorzustellen, werden die Milchschneidezähne ausgezogen; um alte Pferde jünger vorzuführen, werden die Hakenzähne spitz gefeilt, die Zähne ausgegraben und ihre Höhlen geschickt geschwärzt und durch Kaumittel vermehrte Speichel-Absonderung veranlaßt, welche die Täuschung vollendeter machen.

4) Die Betrüger verdünnen die Schopf- und Mähnenhaare, damit gemeine Pferde das Ansehen der edeln erhalten.

5) Der Rattenschweif wird durch sehr geschicktes Aufschwänzen der Schweifhaare zu verbergen gesucht.

6) Wenn die Ohren des Pferdes von einander stehen, oder schlaff hängen, so werden sie durch starke hochgestellte Stirnriemen des Zaumzeuges in eine natürliche und fehlerfreie Lage gebracht.

7) Den faulen und trägen Pferden wird Bier oder Branntwein gegeben, damit sie lebhafter erscheinen.

8) Ein buglahmes oder mit anderen leichten Lähmheiten behaftetes Pferde kann durch das Kurzfassen der Zügel und durch gutes Stützen des Kopfs so geschickt vorgeführt und vorgeritten werden, daß der Mangel nicht bemerkt wird. Eigenes Reiten und zwar im Trabe läßt den Betrug sofort erkennen.

9) Spatlahme, steife und mitgenommene Pferde werden vor dem Verkaufe stark geführt oder geritten und ihre Füße am vorangegangenen Abende mit heißem Thran gewaschen.

10) Haben die Pferde Mängel gegen die Beweglichkeit, oder sind sie träge und faul, so schüchtert sie der Betrüger durch Hiebe und Knallen mit der Peitsche, durch Pfeifen, Husten, Zunge- und Händeklatschen, Zurufe ꝛc. ein. Das Pferd ist vorher mit diesen Zeichen bekannt gemacht und weiß sehr gut, was folgen würde, nämlich Hiebe, wenn es nicht gehorchte.

11) Platt- und Vollhufe bemäntelt der Pferdehändler durch das Auflegen solcher Hufeisen, welche am äußern Rande dick, am innern dünn sind, indem hierdurch die Hufsohle ein höheres Ansehen erhält.

12) Beim Ringhufe werden die Erhöhungen weggeraspelt und die noch vorhandenen Vertiefungen mit einem Gemisch von Wachs und Pech gefüllt; sodann wird dem Hufe durch einen Anstrich mit erwärmtem dünnen Theer ein glänzendes Ansehen gegeben.

13) Die Raspe (Struppe) wird als Schaden bezeichnet, der durch Reibung an Standbäumen und Stricken entstanden ist.

14) Das Einstreuen des gestoßenen Pfeffers und Ingwers in den After zwingt das Pferd zum Hochtragen des Schweifes.

15) Die Pferdehändler schaffen, wenigstens für die Zeit des Verkaufs, die verdächtigen Nasenausflüsse dadurch fort, daß sie fein gestoßenen weißen Pfeffer in die Nase hinaufblasen. Die Pferde niesen stark und werfen damit den vorhandenen Schleim heraus.

16) Herabgekommene Pferde werden stark mit Erbsen gefüttert oder man mengt dem Futter nach und nach mehr Kalk bei. Die Pferde erhalten sehr bald Fleisch und ein gutes Ansehen, verlieren es aber auch bald, wenn der Käufer anderes Futter gibt. Erhalten die Pferde viel Kalk, so krepiren sie vielleicht beim Futterwechsel.

17) Es ist nichts Neues, wenn Pferdehändler dem Thiere kleine Verletzungen beibringen, um größere Gebrechen zu verbergen.

18) Ein ferneres Betrugsmittel ist das Aufbrennen der Zeichen berühmter Gestüte gewesen.

19) Werden die Pferde vorgeritten, so fasse man zufällig an die Beine, an die Waden, an die Reithosen oder die hohen Stiefel des Reiters, dort finden sich oft feine Nägel, welche das Pferd beim Reiten, gleich den Sporen, stechen und im Gange muthig und feurig machen.

Savoyen und Hohenzollern.

Der Preuße vereinigte wieder mit sich
Die Wiege von Hohenzollern;
Der Sarde ließ die savoyische flugs
In gallische Niedrungen kollern.
Es unterscheidet sich also Turin
Doch immer noch sehr von dem teutschen Berlin.

An die Longobarden.

Der Name „Longobarden" ist germanisch.
Was hasset Ihr die Teutschen denn so grimmig
Und brüllet „Morte, Morte", tausendstimmig?
Was thut Ihr denn so lächerlich romanisch!

„Zeitströmung."

Umstoßen ist leichter als Bauen:
Umwühlen — Das können auch Sauen.

Unten und Oben.

Wenn's oben besser stünde,
Wär' unten minder Sünde.

Passiv und Activ.

Wer nicht aktiv will kriegen,
Der muß passiv erliegen.

Eremita Jenchovensis.

☛ Münchener  Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 30. Novbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4105	463	22	5	21	33	20	54	—	16	—	—
Korn . . .	1508	408	16	38	15	45	14	58	—	17	—	—
Gerste . .	9847	1792	13	37	13	8	12	53	—	—	—	6
Haber . . .	2846	106	7	5	6	35	6	23	—	—	—	2

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 49.** Den 9. Dezember. Leokadia.

Von Vater auf Sohn.

(Aus den Erinnerungen eines Gerichtsbeamten.)

III. Das Geständniß.

(Fortsetzung.)

„Aber kaum glaubte man, der Vater würde sich an die Ruhe und friedliche Thätigkeit des Hauswesens gewöhnen, als auf einmal die alte, nur in leichten Schlummer gewiegte Leidenschaft wieder losbrach und der junge Ehemann dasselbe Leben fortsetzte, was er als unverheiratheter Bursche geführt hatte. Er hatte bei einem Feste, wo er nur zusehen wollte, seine alten Cameraden getroffen, und wie dürres Laub Feuer fängt, wenn es nur glimmender Kohle nahe kommt, so bedurfte es nicht einmal der Sticheleien seiner alten Freunde, um ihn wie mit mit jähem Sprunge in ihre Mitte zu versetzen und ihn zu bestimmen, trotz Frau und Haushaltung, seinen alten Anführerposten zu behaupten. Zwischen der Hochzeit und jenem unglücklichen Tage lagen kaum drei Monate. Von da an war es wo möglich noch schlimmer mit ihm, als es je gewesen, denn der Stachel des verletzten Hausfriedens machte ihn heftiger und eigensinniger auf seinen Wegen, als er je gewesen. Wo nur ein Fest gefeiert wurde, Spiel und Tanz los war, da fehlte der Vater sicher nicht, und wenn, was in der Regel geschah, Streit ausbrach, war er mit darein verwickelt. Da halfen die Bitten und Thränen seiner jammernden Mutter nichts, noch die Vorwürfe und Klagen seiner jungen, unglücklichen Frau; seine Cameraden beherrschten ihn, weil sie seinen Leidenschaften schmeichelten, während er sie zu commandiren meinte. Am liebsten aber gingen sie alle zusammen aus der nächsten Nähe heraus, wohl um das Aufsehen zu vermeiden, und scheuten zu ihren Fahrten ein paar Wegstunden nicht, um ihre Streiche auszuführen. Daß mein Vater bei einem solchen Treiben nicht bloß Freunde, wie er seine Genossen nannte, sondern auch bittere Feinde hatte, verstand sich von selbst.

„Um jene Zeit war mein Vater mit ein paar Genossen auch nach D. gegangen, Geschäfte halber, wie er vorgab, in der That aber, um in B. — Ihr kennt das Dörfchen nur zu gut, Herr Richter — die Kirmes mit zu machen. Dort wurde gezecht und gelärmt, aus Muthwillen die Tanzreihen gestört und, was nicht ausbleiben konnte, Streit angefangen. Zwei Mal wurde der lärmende Streit leidlich beigelegt, aber tödtlicher Haß kochte in der Brust meines Vaters, namentlich gegen Einen der anwesenden Bauernburschen, der ihm öffentlich den Schimpf an den Kopf geworfen, daß er besser daheim bei seiner Frau säße, als hier die Freude störe. Unglücklicher Weise hatte derselbe Bursche eine Partei aus dem Orte gegen sich, wobei es sich, wie sich später herausstellte, um einen Liebeshandel drehte. Gegen Abend entbrannte zwischen diesen Parteien neuer Streit, von Worten kam es zu Thätlichkeiten, und in dem gräulichen Tumult, der darüber entstand, stürzte sich mein von Rache aufgestachelter Vater, der Anfangs sich fern gehalten, in den tobenden Haufen und stieß seinem Opfer ein Tischmesser, dessen er mittlerweile habhaft geworden, in die Seite. Kaum ist die entsetzliche That geschehen, zieht der Thäter sich eiligst zurück und stellt sich an, als ob er von einem Schlage, den er im Handgemenge erhalten, betäubt sei und sich in den Streit nicht weiter mengen wolle. Der Getroffene war sofort zu Boden gesunken, der Tumult der Raufenden ging noch eine Weile über ihn her und erstickte den ächzenden Hilferuf des Unglücklichen. Erst als die Füße auf dem blutigen Boden ausglitten, sah man genauer und entdeckte die schreckliche That. Der Gestochene war nur zu gut getroffen, da auf dem Tanzsaale, — Herr Richter, — wo ich, meines unseligen Vaters Sohn vor Euch gestanden, — hauchte jenes erste Opfer in den Händen seiner Cameraden seinen Geist aus. In der Verwirrung, die darüber entstand, hat sich mein Vater fortgeschlichen. Als die Polizei erschien und den Thatbestand aufnahm, war der wahre Thäter bereits über die Ortsgränze; man nahm statt seiner ein paar andre Burschen, die an der Schlägerei sich betheiligt und deren Kleider und Hände nur allzu blutige Spuren an sich trugen, als die Mörder in Haft und machte ihnen den Prozeß. Denen hat das Läugnen nichts geholfen, sie wurden verurtheilt zu langer, langer Haft. Mein Vater aber trennte sich noch in derselben Nacht von seinen Genossen und eilte dann heim. Dort brachte man ihm ein neugebornes Kind entgegen, das wenige Stunden vorher zur Welt gekommen und legte es ihm in die bebenden Hände. Das Kind war ich. Mich haben die Mörderhände meines Vaters bei der Geburt schon berührt."

Götz fuhr mit der Hand über die Stirne und kauerte sich noch enger zusammen, um seine Bewegung zu bemeistern. Dann wehrte er schweigend mit der Hand von sich ab, als ob er sich noch jetzt gegen die erste Berührung seines unglücklichen Vaters wehren wolle, oder, als ob er den Fluch abzuwehren trachte, den er glaubte davon erhalten zu haben. Große Verbrecher sind in der Regel abergläubisch und legen gern, wenigstens einen Theil ihrer Schuld, auf andere Menschen und Verhältnisse. So saß Götz eine Weile und gebärdete sich unwillkürlich nach seinen inneren Empfindungen. Er fuhr dumpfer fort:

„Eine böse Hand hat mich bei meiner Geburt berührt, eine bebende Hand, woran Blut klebte. Das ist mir zum Fluch für's ganze Leben geworden. Erst seit meiner Verurtheilung ist mir hier in meiner Einsamkeit Alles klar geworden. Damals ging mein Vater frei aus, hat ihn doch nicht einmal ein Verdacht getroffen, daß gerade er der Mörder sei. So hat ihn der irdische Richter nicht erreicht. Andere haben für ihre bösen Reden und die Theilnahme an der Rauferei für den Vater äußerlich gebüßt. Aber was das weltliche Gericht nicht am Vater gerächt hat, das hat viel schlimmer ein anderer Richter eingetrieben. O, der hat ihm das bittere Leben sauer gemacht, und wir, Mutter und Kind, schuldig oder unschuldig, haben mit büßen müssen! Von jenem unglücklichen Tage an saß die Mordschuld in unserem Hause, wohnte darin, aß mit uns an demselben Tische, schlief mit uns unter demselben Dache und umfaßte lieb oder leid, das ganze innere oder äußere Familienleben, um es zu vergiften. In dieser Luft bin ich aufgewachsen, groß geworden, bis ich unglücklich geworden, so unglücklich, Herr Richter, daß man ein solches Unglück wohl erleben, aber nicht beschreiben kann." Er stockte; und daß ich's gestehe, mich erfaßte über diesen Enthüllungen ein nie empfundenes Grausen. In Götz war der Mörder dabei weit zurückgetreten

gegen den Unglücklichen, dessen erster Lebensweg durch das Verbrechen des eigenen Vaters allerdings wie mit einem Fluch war behaftet worden, der von dort an fortfraß ins wirklich jammervolle Leben hinein. Wo soll denn eigentlich menschliches Mitleid und die Schonung im Urtheil die Grenze finden?

„Von jenem Unglückstage an," erzählte Götz, endlich ruhiger geworden, weiter, „ist der Vater wie umgewandelt gewesen, leider auch nicht zum Besseren. Allerdings, den Verkehr mit seinen bisherigen Cameraden gab er bald daran, es war gar kein Vertragen mehr mit ihm möglich; nach Kirmessen und sonstigen Festlichkeiten ging er nicht mehr; er blieb meistens zu Hause und ging seinen Geschäften nach, aber hier war auch kein gutes, freundliches Wort von ihm zu haben. Was in seiner Seele vorging, was ihn stets in Unruhe und Aufregung versetzte, was ihn furchtsam und wieder hart und wie gefühllos machte, das mag die Mutter bisweilen geahnt haben, darüber hat er nie geredet und die Mutter nicht den Muth gehabt, ihn zu fragen. Früher hatte er wenigstens äußerlich noch die Pflichten des Christen erfüllt, die Kirche besucht, wenn auch am äußersten Ende der Zeit, aber doch noch seine Ostern gehalten. Das Alles verließ er mählig, bis er binnen Jahresfrist aus aller christlichen Uebung herausgerathen war. Seine alte Mutter grämte sich darüber zu Tode, aber wie sie zuletzt jeden Einfluß auf das Herz ihres Sohnes verloren hatte, so stand dieser Sohn auch thränenlos bei ihrer Leiche, mochte vielleicht denken, es sei ihm besser, er hätte keine Mutter gehabt, sei überhaupt nicht geboren. So wie er die Kirche mied, nahm er auch keinen Theil mehr an der häuslichen Andacht meiner Mutter, die, ohne ein Muster von Frömmigkeit zu sein, doch christlichen Brauch beibehielt. „Was nutzt das ewige Beten? Lasse mir die Betschwesterei aus den Augen!" hat der Vater oft in schneidendem Zorn zur Mutter gesagt, bis diese von Kummer und Jammer geplagt, nicht mehr aus noch ein wußte und ihr Christenthum zu verstecken anfing. Das ist alles geschehen, noch bevor ich zum Gebrauche meiner Vernunft gelangte, und habe ich nur später von der Mutter es erfahren. Ich meinestheils weiß nicht anders, als daß Vater und Mutter im steten Zank und Zwiespalt lebten; ich habe meinen Vater nie fröhlich und die Mutter nie heiter gesehen, und wehe dem Kinde, das aus den Augen der Eltern die Freude guter Menschen nicht herauslesen lernt! Wehe dem Kinde, dessen Eltern schwere Sündenschuld mit sich herumtragen und die Bitterkeit davon in der Erziehung wie unbewußt auf das unglückliche Kind hinüberleiten! Ich blieb das einzige Kind. Mehrere Geschwister starben früh, worüber die Mutter ihren Schmerz gehabt, der Vater aber sichtbar nie Kummer getragen. Von frühester Jugend an bin ich vom Vater um jeder Kleinigkeit willen, ob ich's verdient habe oder nicht, gezüchtigt und mißhandelt worden. Wollte die Mutter sich meiner annehmen, dann entging sie, war der Vater einmal in Wuth, ähnlichen Mißhandlungen nicht. Das hat früh, o, nur zu früh, das tief kränkende Gefühl erlittenen Unrechts in meine junge Seele geprägt. Da ich mir anders nicht zu helfen wußte, suchte ich mich an allem zu rächen, was mir unter die Hände fiel. So bin ich als Kind mit dem Hasse vertraut worden, der Haß aber macht hart und grausam, denn das Zerstören ist seine Lust. Kaum daß die Mutter, meine einzige Zuflucht, wenn meine Noth übergroß wurde, es vermochte, das junge Herz kindlichen Regungen offen zu erhalten und der Religion, wenn auch nur schwachen Zutritt zu verschaffen. Das Glück anderer Kinder, die ich in der Schule kennen lernte, mit denen ich bisweilen ihre Familien besuchte, worin eine andere Luft wehte, als daheim, was ich sofort empfand, regte Neid und Mißgunst in mir auf, und wenn ich zu Hause in meiner Weise davon erzählte, ergrimmte der Vater und gebot mir zu schweigen, da er aus fremden Häusern nichts wissen wolle. Bald erfolgte das strengste Gebot, in kein fremdes Haus mehr hinein zu gehen, und als ich das Gebot übertrat, erfolgte eine Mißhandlung, die mich nothgedrungen auf mehrere Wochen zu Hause hielt. So war Härte und Grimm mein Loos, und so ist harter Trotz und bittere Rachsucht in meinem Herzen aufgewachsen und groß geworden. Meinen Vater mochte Niemand leiden, die Mutter durfte keinen Umgang haben, auch von mir zogen sich bald alle Cameraden zurück, was ich fast in der Ordnung fand und doch immer wieder so bitter empfand. Wenn es der Mutter zu arg wurde, haderte sie mit Gott und wünschte sich den Tod, stellte ihre Gebete ein und konnte sich sogar wie irrsinnig gebärden, sicher nicht geeignet, die dem Kinde so natürliche Frömmigkeit in mir zu erwecken oder zu erhalten. So habe ich die Knabenjahre verlebt.

„Das erzähle ich Euch, Herr Richter, so umständlich, weil auf die erste Erziehung des Kindes Alles ankommt. Wer als Kind so unglücklich gewesen ist, wie ich, der hat später schwere Noth, auch wenn er guten Willens wäre, was leider bei mir nicht der Fall war, dieses Unglückes Herr zu werden. Selbst harte Erschütterungen reißen das Uebel nicht mehr so leicht aus, können sogar dazu dienen, das vorhandene Böse noch tiefer hinein zu treiben. Hört nur weiter; ich sollte nämlich mit fünfzehn Jahren die Ursache unseres Elendes erfahren und eine neue Schule antreten, in der ich nicht zu bestehen wußte. Weiß Gott, der Gerechte, hier fängt wohl meine größere Schuld an. (Forts. folgt.)

Ueber Landwirthschaft.

(Ein Vortrag von Prof. v. Liebig.)

München, 28. Nov. Der heutigen Sitzung der Akademie der Wissenschaften wohnten außer den Mitgliedern derselben die Staatsminister von Schrenk und von Mulzer, mehrere Ministerialräthe und Mitglieder unserer städtischen Behörden sowie ein zahlreiches Auditorium bei. Hr. Prof. v. Liebig eröffnete als Vorstand der Akademie die Sitzung. Nach einigen Worten des Dankes über die liebevolle Förderung der Wissenschaft durch seine S. M. den König, der mit dem Denkmale, das er erst heute einem Mann der Wissenschaft gesetzt, ein neues Zeichen der Gesinnung, welche er für die Wissenschaften hege, gegeben, erörterte der Redner, daß Klarheit über das eigene Wohl noch nicht in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen sei, wie ein Blick auf das wichtige Gebiet der Landwirthschaft beweise; kein Gebiet sei lange Zeit von den Forschungen der Wissenschaften weniger berührt worden, in keinem habe man fester an dem Althergebrachten gehalten, in keinem sei die Anwendung begründeter Wahrheiten schwierigeren Hindernissen bei der Lösung der großen Aufgabe begegnet.

Wenn man sich in den Zustand der Landwirthschaft vor 30 Jahren zurückversetze, so erkenne man, daß die Lösung ihrer Aufgabe damals völlig unmöglich gewesen sei. Die Aufgabe aber sei die Erzeugung von Brod und Fleisch, entsprechend dem Bedarf der zunehmenden Bevölkerung. Der Redner weist nun nach, daß man im Jahre 1858 $14\frac{1}{2}$ Mill. Zentner Korn zur Ernährung der Bevölkerung im Zollvereine mehr bedurft habe, als 1848, und daß, wenn die Bevölkerung im bisherigen Verhältnisse anwachse, man im Jahre 1871 zur Ernährung derselben 50 Mill. mehr Korn oder Aequivalente von Korn bedürfe, als 1851; da aber die Oberfläche des Ackerbaulandes die gleiche bleibe, so scheine die Hervorbringung eines solchen Mehrbedarfes eine kaum lösbare Aufgabe.

Bis in das letzte Viertel des vergangenen Jahrhunderts habe die Landwirthschaft kein Verständniß gehabt von dem Grund der Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens. Geistreiche Männer hätten sich endlich bemüht, den grundsatzlosen Feldbau in Regeln zu bringen; Redner führt hier die Forschungen Thaers an, der durch Versuche auf eigenen Feldern die Zahlenverhältnisse des Ackerbaues festgestellt und behauptet habe, daß durch geschickte Verwendung der Bodenkraft die

Fruchtbarkeit des Bodens erhalten und gesteigert werden könne, ohne daß derselbe sich jedoch über die Bodenkraft selbst klar gewesen sei. Im Jahre 1806 habe man der Knochenasche keinen, dem Knochenleim nur geringen, 1830 noch dem Knochenmehle trotz dessen günstiger Anwendung in England keinen großen Werth beigelegt und in unseliger Verblendung der Ausfuhr von Tausenden von Zentnern von Knochenmehl nach England zugesehen, während jetzt kein intelligenter Landwirth mehr die Erhaltung oder Vermehrung der Fruchtbarkeit ohne dieses Düngmittel für möglich halte.

Daß eine besondere Bodenkraft nicht existire, das habe die Statistik in Uebereinstimmung mit der Erfahrung und der Wissenschaft bewiesen. Der Landwirth sei eben früher mit seinem Lande verfahren, wie jener Schuster mit dem Stück Leder, das, wenn man es oben anschnitt, unten immer wieder nachwuchs. Der Düngermangel sei aber immer fühlbarer geworden, die Landwirthschaft sei nicht mehr im Stande gewesen, das Bedürfniß zu befriedigen. Die Chemie sei inzwischen so weit vorgeschritten, daß sie die Pflanze und ihre Theile, die Ernährung der Thiere ꝛc. untersucht, den Ackerboden analysirt hätte, sie hätte gefunden, daß die Pflanzen gewisse Bestandtheile aus der Erde bezögen, die ihnen so nothwendig seien, wie dem Menschen Brod und Fleisch; daß der Boden durch Hinzuthun dieser Bestandtheile fruchtbarer, durch deren Wegnahme oder Mangel weniger fruchtbar oder unfruchtbar werde; die Chemie habe gezeigt, daß der Verdauungsprozeß im Thiere der Verbrennung gleiche, daß die Wirkungen der Exkremente auf den Boden leicht erklärlich seien, weil man diesem so wieder gebe, was man ihm genommen, daß dies aber nicht in vollem Maße geschehe, weil ja, was in die Städte gehe, dem Lande entzogen werde, daß man daher diesen Entgang durch andere Mittel, durch künstlichen Dünger ersetzen müsse. Die Wissenschaft habe die Naturgesetze des Feldbaues hergestellt. Der Redner schildert nun das Widerstreben der landwirthschaftlichen Schulen und der praktischen Landwirthe gegen die neue Lehre, ihren Jubel als die ersten Versuche mißlangen; er bedauert, daß man die landwirthschaftlichen Schulen von den Sitzen der Wissenschaft hinaus auf das Land gewiesen habe und bemerkt, daß an denselben wohl Chemie und Physik ꝛc. getrieben, aber von den „praktischen" Landwirthen nur als eine Art Verzierung und von den Schülern als eine unbequeme Last betrachtet werde; wie man aber doch nach und nach den Werth der künstlichen Düngung erkannt habe, und führt als Beweis hiefür den steigenden Verbrauch der künstlichen Düngmittel an; trotzdem, meint Redner, stehe der Bedarf an Lebensmitteln in Europa noch nicht in Zutrauen erweckendem Verhältnisse mit der Erzeugung; noch bedrohe ein längerandauernder Seekrieg, welcher die Einfuhr von Korn, Mehl und Guano erschwere, Großbritannien mit dem Hungertyphus. Dieser kurze Ueberblick lieferte ein Beispiel der gemeinnützigen Wirksamkeit der Wissenschaften.

In der jüngsten Sitzung der bayerischen Kammer der Abg. sei der Antrag gestellt und angenommen worden, den König zu bitten, der Akademie der Wissenschaften eine gemeinnützigere Richtung geben zu lassen; dieser Antrag beweise, wie wenig richtige Ansichten über die Wirksamkeit der Akademie verbreitet seien. Die Akademie sei die Wissenschaft nicht selbst, aber jedes ihrer Mitglieder nehme Theil an der Förderung derselben. Wenn die Chemie Aufschlüsse über die Natur des Getreidestoffes verschafft, Mittel zur Vertilgung der Feldmäuse ꝛc. gegeben hätte, so wäre man nicht im Dunkeln über die Quellen dieser Vortheile, aber die Wissenschaften befaßten sich nicht mit solchen Dingen, die nur Einzelnen nützten, sondern mit Dingen von allgemeinem Nutzen, sie erforschten die Naturgeschichte, berichtigten unvollkommene Ansichten ꝛc.; ihre Resultate kämen aber nur langsam zur Anwendung, denn die Menschheit hinge mit großer Zähigkeit an alten Irrthümern, die oft mehrere Menschenalter hindurch als Wahrheit gegolten. Die Früchte des jetzigen Fortschrittes in der Wissenschaft kämen erst unsern Kindern zu gut. Der herrschende Irrthum sei aber nicht allein Schuld daran, daß die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen so langsam Eingang fänden, sondern auch die Gewohnheit und der Mangel an Uebung im Denken. Redner führte hiefür schlagende Beispiele an. Selbst wenn die Wissenschaft von Haus zu Haus ginge, würde sie nicht gemeinnützig werden; man würde sie als zudringlich von der Thüre weisen und sagen, daß man an Bildung Ueberfluß, Mangel aber an andern Dingen habe. — Aber auch derjenige, welcher aus der Wissenschaft den größten Nutzen ziehe, wisse oft am Wenigsten, woher sie komme, und die jüngere Generation wisse Nichts mehr von den Hindernissen und Kämpfen, die eine Wahrheit zu bewältigen gehabt. Der in dem Menschen wohnende Trieb nach Wissen würde nicht hinreichen, die Hindernisse zu besiegen, welche den Wissenschaften oft entgegenstünden, wenn nicht in Einzelnen dieser Trieb zur Leidenschaft geworden wäre und sich Männer ohne Aussicht auf Gewinn oder Dank — denn ihre Forschungen ließen sich selten auf dem Markte des Lebens verwerthen — den Wissenschaften widmeten.

Die Sekretäre der einzelnen Klassen berichteten hierauf über die im abgelaufenen Jahre gestorbenen Mitglieder der Akademie und über die von dem König bestätigten Neuwahlen. Professor Dr. **Bischoff** hielt die Gedächtnißrede über den in diesem Jahre verstorbenen großen Anatomen und Physiologen **Tiedemann**, und Dr. H. **Plath**, außerordentliches Mitglied der Akademie, einen längeren Vortrag über die lange Dauer und die Entwickelung des chinesischen Reiches. Hiemit wurde die feierliche Sitzung geschlossen.

Pater Lacordaire.

Ueber den am 21. Nov. in Sorreze in einem Alter von nicht ganz sechzig Jahren verstorbenen Pater Lacordaire, Mitglied der Akademie und bekanntlich der bedeutendste Kanzelredner seiner Zeit, bringt das „Vaterland" eine biographische Notiz, die wir hier ihrem Hauptinhalt nach mittheilen:

Lacordaire, welcher sich ursprünglich dem Rechtsfache gewidmet hatte, gehört zu jener Gruppe talentvoller junger Männer, welche in den letzten Jahren der Restauration sich um Lamennais schaarten, um zur Wiedergeburt der katholischen Kirche beizutragen, deren Niedergang sie zu erkennen glaubten; er und der Graf Karl von Montalembert waren die hervorragendsten Schüler Lamennais', welcher im Oktober 1831 die Zeitschrift „l'Avenir" gegründet hatte, in der nicht bloß die religiösen, sondern alle bürgerlichen und politischen Freiheiten verlangt wurden, und zwar mit einer solchen Leidenschaftlichkeit, daß der hl. Stuhl sich beeilte, die Herausgeber zur Mäßigung und Vorsicht zu ermahnen. Sie mußten der Warnung Gehör schenken oder auf eine Maßregel der Strenge gefaßt sein, welche dann endlich auch im Sept. 1832 in der Form des berühmten encyklischen Briefes Gregors des sechszehnten erfolgte, obgleich die drei Chefs des „Avenir" nach Rom geeilt waren, um dieser Verdammung vorzubeugen. Man weiß, was geschah. Lacordaire und Montalembert unterwarfen sich dem römischen Stuhle, Lamennais schied trotzig aus der Kirche aus und antwortete auf die Encyclica des Papstes mit den Schriften: „les Affaires de Rome" und „les Paroles d'un croyant".

Seine beiden Freunde brachen alle Beziehungen mit ihm ab, aber es ist ihnen nie gelungen, der revolutionären Ideen vollkommen Herr zu werden, die ihr Lehrer ihnen eingegeben hatte; sie sind unter deren Einfluß geblieben, wenn auch jeder in seiner Weise. Zu religiös gesinnt, um Lamennais bis zu dem Punkte zu folgen, wo er unter dem Rufe: „der Katholizismus ist nicht die Wahrheit!" aus der Kirche ausschied, trennten sie sich doch nicht auf der äußersten Gränze von ihm,

und sie sind ihrem ganzen Wesen nach so revolutionär geblieben, als man es auf dem Boden der Kirche nur immer sein kann. Montalembert schrieb auf seine Fahne: Der Katholizismus ist die Freiheit, Lacordaire: der Katholizismus ist die Demokratie, zwei Sätze, welche das ganze Leben dieser beiden eminenten Männer vollkommen kennzeichnen. Die eigentliche Popularität Lacordaire's datirt von seinen „Konferenzen in der Notre-Dame-Kirche", in denen er nicht bloß eine außerordentliche Beredsamkeit, sondern auch eine Beredsamkeit ganz eigenthümlicher Art entwickelte. Es war, als ob für ihn die Religion nur der Vorwand sei; er unterhielt sein — sehr weltliches und vornehmes — Auditorium von allem Möglichen, von Nationalität, von Politik, von Industrie, von den Eisenbahnen und von Napoleon; die Reinheit seiner Sprache, die Kühnheit seiner oratorischen Bewegungen, die Erinnerung an die Kämpfe, die er so eben bestanden hatte, Alles entsprach in ihm der unruhigen Gährung der Epoche und fesselte die Geister.

Sehr richtig wurde irgendwo bemerkt, daß die sociale Frage in der Notre-Dame-Kirche gestellt worden sei. Die kirchlichen Autoritäten zitterten bei dem Anblicke dieser Erfolge. Aber der junge Redner begriff die Nothwendigkeit, sich außerhalb der kirchlichen Hierarchie einen Stützpunkt zu verschaffen; er machte deßhalb eine zweite Reise nach Rom, — i. J. 1838 —, wo er vom Papste höchst freundlich aufgenommen und in seinem Entschluße, Ordensgeistlicher zu werden, bestärkt wurde. Im J. 1840 begab er sich zum dritten Male nach Rom, und am 6. April desselben Jahres war er Dominikaner. Man kann sich leicht die Emotion vorstellen bei der Nachricht, daß Lacordaire (im Februar 1841) in seiner weißen Kutte die Kanzel der Notre-Dame-Kirche besteigen werde. Mehr als je exaltirte er die französische Nationalität: „Rühmt Euch, rief er aus, getauft zu sein, und besonders, als Franzosen getauft zu sein.... Ich spreche lange, aber es ist Eure Schuld; ich erzähle Euren Ruhm: Ihr müßt diesen Kelch des Ruhmes bis auf die Neige leeren!" Das war der Ton seiner Beredsamkeit.

Die Februarrevolution mochte er im Stillen willkommen geheißen haben; jedenfalls beeilte er sich, seine Wahl als Volksrepräsentant anzunehmen, und man konnte ihn in seinem weißen Anzuge auf der Höhe der Montagne, noch über Lamennais, sitzen sehen — aber nicht lange, denn er fühlte bald, daß er dort nicht an seinem Platze sei und reichte seine Entlassung ein. Seitdem hat außer seiner akademischen Rede nur **eine** seiner Reden ein großes Aufsehen gemacht, die in der Kirche St. Roch im J. 1853, deren politische Anspielungen zur Folge hatten, daß er, „bis auf Weiteres" von der Kanzel entfernt wurde. Als vor etwa zwei Jahren der Graf v. Montalembert seine Tochter verheirathete und den Wunsch äußerte, daß sein Freund den religiösen Akt der Trauung vollzöge, mußte er zu einer Privatkapelle Zuflucht nehmen, weil — so hieß es wenigstens — der Kardinal Morlot dem Auftreten Lacordaire's in einer Kirche Hindernisse entgegengestellt hatte, um es mit dem Kaiser nicht zu verderben. Von diesem Prälaten wäre ein solches Verfahren eben nicht zum Verwundern.

Bekanntlich hat Lacordaire nicht bloß den Dominikanerorden in Frankreich wieder hergestellt, sondern auch eine „freie Schule" in Sorreze begründet, mit deren Leitung er sich in den letzten Jahren fast ausschließlich beschäftigte. Seine Schriften sind zahlreich. An den neuesten Kämpfen der Kirche hat er sich wenig betheiligt, und wohl nur deßhalb, weil es aufgefallen wäre, wenn er ganz geschwiegen hätte, veröffentlichte er im Laufe des vorigen Jahres unter dem Titel: „De la liberté de l'Italie et de l'Eglise" eine Broschüre, welche vielleicht noch mehr ein Angriff auf das „alte Regime" als eine Vertheidigung Roms und des hl. Stuhles war.

Die „Literary Gazette" über München.

Die „Literary Gazette" bringt seit einiger Zeit längere Korrespondenzen aus **München**. In dem neuesten dieser Briefe, welcher die Winterkonzerte im Odeon bespricht, kommt folgende Stelle vor: Geschmack für gute Musik ist ein entschiedener Charakterzug der Münchener. Zudem sind diese Konzerte die fashionabelsten unter den hiesigen öffentlichen Vergnügungen. Der Hof ist jedesmal anwesend, und Se. Majestät König Ludwig ermangelt niemals in der Pause zwischen der ersten und zweiten Abtheilung die Runde durch den ganzen Saal zu machen, und vertraulich mit allen Bekannten zu plaudern, deren er immer eine große Zahl findet. Auch beschränken sich diese freundlichen Begrüßungen nicht auf Personen eines gewissen Ranges: es gilt gleich, wem das bekannte Gesicht angehört, das der Fürst in einem entfernten Winkel des Saals erspäht, einem hohen Hofbeamten, einem Künstler, Gewerbsmann, dessen Frau oder Tochter; der König eilt darauf zu, stellt eine Frage, erinnert an frühere Begegnungen, und wiederholt nicht selten mit heiterem Lachen einen guten Spaß, den ihm der Anblick der bekannten Person in's Gedächtniß zurückruft. Wenn man ihn einst an diesen Konzertabenden nicht mehr sieht, wird man seine erfreuliche Gegenwart schmerzlich vermissen. Ja, vermissen wird man ihn überall, nicht bloß in so mancher armen Familie, in welche sein Edelmuth und nicht selten auch seine persönliche Erscheinung, Trost und Hilfe gebracht hat; oder von Seite der Kunstwelt, die in ihm den das Verdienst sein herausfindenden Gönner verlieren wird; vermissen werden ihn auch die Wandler auf den Straßen, welche daran gewohnt sind, seiner rasch schreitenden hohen und schlanken Gestalt in den frühesten Tagesstunden, bei jeder Witterung, und manchmal in den entlegensten Stadttheilen zu begegnen. Und Jeder, der zur Begrüßung des alten Herrn stillesteht, kann von ihm angeredet werden. Manchmal erregt ein hübsches Kind seine Aufmerksamkeit; und die Dienstmagd muß ihm sagen, wer die Eltern sind; oder eine Bürgerstochter in der heimischen Tracht wird um ihren Namen gefragt, und belobt, daß sie der alten Volkstracht treu geblieben sei, und sie nicht mit der nichtssagenden französischen Tagesmode vertauscht habe. — Goethe, in seinen Unterhaltungen mit Eckermann, stellt die Regel auf: wer mit den Großen der Erde zu verkehren habe, solle sich niemals in seinem natürlichen Impuls gehen lassen; denn bei der konventionellen Erziehung solcher vornehmer Personen erscheine in ihren Augen jede nahezu warme Gefühlsaufwallung als mehr oder weniger unbegreiflich, und halbwegs lächerlich. Goethe hat auch mit dieser Bemerkung seinen Scharfsinn und seine Kenntniß der Menschennatur bewährt. Allein König Ludwig von Bayern bildet eine Ausnahme von der Regel, und eben dieser Charakterzug seines Naturells macht ihn allen so theuer. Zwischen ihm und uns andern Menschenkindern besteht das Band allgemein menschlicher Sympathie. Und solche Liebsfähigkeit und Leutseligkeit ist es am Ende, was mehr als Geistesgröße, Macht und Schönheit, die Herzen in Liebe und Verehrung gewinnt und fesselt. In seiner ganzen Lebensweise, in allen seinen Beziehungen zur Mitwelt scheint König Ludwig zu fühlen wie einst der Kaiser Maximilian: „Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann; nur daß mir Gott der Ehren gann."

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 7. Dezbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	4321	903	21	49	21	23	20	44	—	—	—	10
Kern . . .	1603	817	16	41	15	52	14	57	—	7	—	—
Gerste . .	8676	1725	13	36	13	11	12	59	—	3	—	—
Haber . . .	2720	30	7	6	6	38	6	27	—	5	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. | Nro. 50. | Den 16. Dezember. Adelheid.

Von Vater auf Sohn.

(Aus den Erinnerungen eines Gerichtsbeamten.)

III. Das Geständniß.

(Fortsetzung.)

„Mein Vater war schwer erkrankt. Wie lang er den Keim seines Leidens in sich getragen, wie viel Mühe er sich gegeben, seine wachsenden Schmerzen zu verbeißen, um nur nicht klagend zu erscheinen, wer konnte es wissen? Als er sich niederlegte, war schon die Hoffnung verschwunden, daß er je wieder gesund werde. Ich könnte nicht sagen, daß die Leiden meines Vaters mich irgendwie gerührt hätten, war ich doch froh, daß ich der lästigen Aufsicht enthoben war und nun mit größerer Freiheit meine Wege wandeln konnte. Zwar sollte ich oft genug an seinem Krankenbette erscheinen, kam auch wohl, aber floh noch lieber aus der Nähe meines Vaters, der selbst krank und hülflos, nicht ablassen konnte, mich mit Vorwürfen und jeglichem Mißtrauen zu quälen. Nicht besser ging es anfänglich der Mutter, obschon diese aus natürlichem Mitleid und erwachtem Pflichtgefühl dem Kranken jede Pflege angedeihen ließ. Zwischen Vater und Mutter stellte sich bald in dieser Weise ein besseres Verhältniß her, an dem ich nur nicht Theil nehmen wollte. Von frühester Jugend zur Arbeit angehalten, war es nun mein Stolz und Trotz, an der Spitze der Wirthschaft zu stehen und den Mann zu spielen. Was kümmerte mich, was im Hause vorging? Wenn ich von meinem Vater erlöst würde, dann konnte ich ja leben, wie ich wollte. Erschrecken Sie nicht zu sehr, Herr Richter! über solche Gedanken und Gefühle in einem 15jährigen Knaben. Ich war an keine Liebe gewohnt und wußte keine auszugeben. Ich war mir ja nicht bewußt, daß ich überhaupt ein theilnehmendes Herz hatte.

„Eines Abends fiel mir doch auf, daß die Mutter am Bette des kranken Vaters laut betete. Das überraschte mich so, daß ich lauschend vor der Kammerthüre stehen blieb und den Muth nicht hatte, einzutreten. Mich wehte etwas in unserem Hause wie aus einer anderen Welt an, daß es mir ordentlich an's Herz griff. Und als die Mutter bald darauf mit thränennassen Augen aus der Kammer trat, war's mir, als ob mir etwas gewaltsam am Herzen gerissen, um dasselbe milderen Empfindungen zu öffnen. Auch gegen mich wurde der Vater milder, setzte bisweilen sogar an, mir gute Lehren zu geben, namentlich, daß ich das Wirthshaus und schlimme Cameraden meiden solle, was ich kalt anhörte und wenig beachtete. Von der Zeit an befiel den Vater eine unbeschreibliche Angst und Unruhe, so daß er Tag und Nacht Jemand um sich haben mußte, am liebsten die Mutter, und trotzdem aus Angst selbst im Schlafe jammerte und stöhnte. Wenn er dann in Träumen von Gensdarmen, Mord und Todtschlag, von Gericht und Henker, von Hölle und Teufel fabelte, und endlich erschöpft aufwachte aus seiner erträumten Qual, blickte er in grausamem Schrecken um sich und stöhnte noch wachend über das, was ihn im Traume gequält. Ich verstand davon nichts, wußte ich doch nichts von dem Gericht, das die ewige Gerechtigkeit in seiner Seele anfing zu vollenden. Die Mutter hatte den Geistlichen gebeten, den Vater zu besuchen. Der war gekommen und ganz unverrichteter Sache abgezogen; war wiedergekehrt und hatte Stunden lang sich bei meinem Vater eingeschlossen, ohne daß er ihm, wie es doch sonst bräuchlich war, die heiligen Sakramente gespendet. Darüber munkelten die Leute allerlei, und rachsüchtige Buben, die ich vorher in meiner Art gequält, fragten mich sogar, ob es wahr sei, daß mein Vater von einem bösen Geiste geplagt sei. Daß mich solche Reden in Wuth versetzten, könnt Ihr leicht denken.

„Es ging mit dem Vater zum Sterben. Der Arzt hatte schon Wochen vorher erklärt, der Kranke werde schwerlich noch drei Tage überleben, aber er lebte noch immer und starb noch immer, als ob er weder leben noch sterben könne. Nun wurde Niemand mehr zu ihm gelassen, nur die Mutter und der Pfarrer hielten bei ihm aus. Daß irgend ein Geheimniß dahinter stecke, hatte ich wohl errathen, aber alle Versuche, in dasselbe einzudringen, blieben von meiner Seite fruchtlos. Oft legte ich mich mit dem Ohr an die Thür zur Krankenkammer, wenn die drei drinnen wieder Berathung hielten. Aus dem Geflüster hörte ich nur einmal deutlich die Stimme der Mutter, die dem todtkranken Vater mit einigem Eifer zuredete, doch Alles vom Herzen zu werfen und lieber Alles zu erdulden, als in solcher Qual fort zu leben oder gar damit in die Ewigkeit zu gehen. Was der Geistliche sagte, verstand ich nicht; aber der Vater rief endlich aus: „Nun, wenn es sein muß, dann laßt das Gericht kommen. Mit mir kranken Manne ist doch nichts mehr anzufangen!" Bei dem Worte „Gericht" schnellte ich zurück, mein Ehrgefühl war auf's Tiefste getroffen. Was sollte das Gericht am Todesbette meines Vaters? Was hatte das Gericht mit dem Sterben zu thun? Das wollte ich um jeden Preis wissen. Aber der Geistliche wies beim Ausgehen meine deßfallsige Frage kurz ab, und die Mutter schüttelte unter einem Strom von Thränen mit dem Kopfe. Sie habe Jammer und Leid genug und ich möge sie doch wenigstens in Ruhe lassen. Ich sann und sann, wie ich hinter das Geheimniß komme. Meine Kammer lag neben der Krankenstube des Vaters, sein Bett stand zunächst an der Zwischenwand. Ein kleines Fensterchen war in der Wand, das aber seit der Krankheit war zugestopft worden. Von da aus beschloß ich zu horchen und zu beobachten, wenn das Gericht käme. Als ich das herausgefunden, ging ich wie gleichgültig meine Wege, blieb aber in der Nähe, um den rechten Augenblick abzupassen. Als ich am Spätnachmittage den Richter unseres Bezirkes, seinen Schreiber mit zwei fremden Männern, Zeugen, wie ich später erfuhr, auf unser Haus zugehen sah, machte ich mich eilig herbei, stieg von der Gartenseite durchs Fenster in meine Kammer und schlich vorsichtig auf meinen Posten. Alles wurde mir so nahe verhandelt, daß mir kein Wort entging. Hier hörte ich, daß mein Vater am Tage meiner Geburt war zum Mörder geworden, daß aus Furcht vor der zeitlichen Strafe er geduldet, daß Unschuldige statt seiner verurtheilt worden, die annoch seine verdiente Strafe verbüßten, und daß mein Vater auf Verlangen des Geistlichen, der gezwungen sei, ihm den Frieden Gottes vorzuenthalten, bis er dieß Geständniß vor dem weltlichen Gericht abgelegt und dadurch die Unschuldigen befreit von unverdienter Strafe, dieses spätere Geständniß ablege. Mir war's, als ob mein ganzes Innere mit Messern zerschnitten würde über diesen Erklärungen, die der

Schreiber sofort aufsetzte und die anwesenden Zeugen unterschreiben sollten. Diese Schmach und Schande fühlte ich vernichtend, denn ich begriff urplötzlich, daß das in der Folge mehr mich als meinen sterbenden Vater treffe. Der Kopf brauste mir hörbar, ich wankte ein paar Schritte in meine Kammer zurück und stürzte zu Boden.

„Als ich zu mir selber kam, lag ich auf meinem Bette. Die Mutter saß weinend an meiner Seite. Sie hatte den Fall gehört und hatte mich, hinzueilend, am Boden liegend gefunden. Sie konnte leicht denken, wie es gekommen war. „Unglückseliges Kind!" rief sie jammernd aus, als ich die Augen aufschlug und wirr um mich sah, „was hast du angefangen? Warum wolltest du wissen, was dir besser zeitlebens wäre verborgen geblieben?" Ich sagte nichts, aber meine Hand brannte in der welken Hand meiner Mutter, und es zuckte in meinen Gliedern, als ob Feuer darin herumknisterte. „Ja, ich weiß nun Alles!" stieß ich in erwachendem Grimm aus, „und wünschte, ich wäre todt." Dann drehte ich mich auf meinem Lager herum, daß ich die Mutter nicht sehe. Das Fieber hatte mich bereits ergriffen und tauchte mich in raschen Uebergängen in seine sinnverwirrenden Wirbel. Von Allem, was um mich herum geschah, wußte ich sieben Wochen lang nichts. Daß ich nur mit dem Leben davon kam, war, wie man mir später sagte, fast wunderbar.

„Als ich wieder genas, war der Vater längst todt und begraben. Die Mutter erzählte mir dann von seiner rührenden Versöhnung mit Gott, wie er Alle, denen er je weh gethan, um der Barmherzigkeit Gottes willen um Verzeihung gebeten, auch mich, seinen unglücklichen Sohn, und Mutter und Kind sterbend angefleht, im Gebete vor Gott seiner eingedenk zu sein. Auch der Pfarrer, der mich besuchte, berichtete dasselbe und fügte gute Ermahnungen mit bei, die mir aus dem schrecklichen Schicksale meines Vaters sollten als Warnung für's Leben gelten. Auch versicherte man mir, daß von der letzten Enthüllung des sterbenden Vaters nur wenige und zwar achtbare Männer wüßten, die es sicher nicht ausbreiten und mich nicht würden entgelten lassen. Die Gefangenen seien bereits ihrer langen Haft entlassen und hätten der Mutter für den verstorbenen Vater Verzeihung versprochen. Das wirkte Alles versöhnend auf mich, obwohl es nicht vermochte, den tiefen Brunnen voll Bitterkeit in meinem jungen Herzen auszuschöpfen. Das wirkliche Verzeihen und das wahrhaft demüthige Sichfügen in die göttlichen Schickungen setzen eine große Liebe voraus, ein tiefes und weites Herz. Das meinige hatte diese Liebe nicht üben gelernt. Mein Herz war wie verengt, so sehr, daß es auch selbst das Gute, was es noch hatte, die Liebe zur Mutter, nicht naturgemäß herauszugeben vermochte. Das war die Folge des Fluches, der sich von dem schuldbeladenen Vater auf den unglücklichen Sohn forterbte."

Götz war wie erschöpft nach diesen Mittheilungen und doch hob sich seine Brust leichter und sein Blick war sogar milder geworden, nachdem er das tiefe Geheimniß seines unglücklichen Jugendlebens endlich aufgeschlossen hatte. Er nahm den Wasserkrug neben sich und trank in langen Zügen.

„Armer Götz!" seufzte ich in der Pause unwillkürlich auf, „Ihr seid doch recht unglücklich gewesen!"

„Allerdings", fuhr der Verurtheilte fort, „bin ich damals unglücklich gewesen, aber es hintennach noch mehr geworden. So recht unglücklich wird man doch erst, wenn die eigene Schuld zu wirken beginnt. Man hatte mich damals, um meine Gesundheit zu kräftigen, zu entfernten Verwandten geschickt, auch um mich möglichen Unannehmlichkeiten in meiner Umgebung, die nachtheilig auf meine krankbare Reizbarkeit wirken mußten, vor der Hand zu entrücken. Aber völlig gekräftigt kehrten die harten Seiten meines Gemüthes auch wieder hervor. Ich mußte heim, denn die Mutter kränkelte nun und bedurfte der Stütze und Hülfe. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln war der Zusammenhang zwischen der Revision des Prozesses, wonach die 15 volle Jahre in Haft gehaltenen jungen Leute aus B. als der ihnen zur Last gelegten Missethat nicht schuldig, und dem Ende meines verstorbenen Vaters in's Volk gedrungen, und wenn man auch nicht Alles wußte, dann doch so viel, um mich die Wirkung davon fühlen zu lassen. Es liegt den Menschen ja näher zu rächen, als zu verzeihen, den innen Verwundeten noch mehr zu verletzen, als heilen zu helfen. So zogen sich die jungen Leute sichtbar von mir zurück, was mich reizte und wodurch ich nur auf Vergeltung für das sann, was ich glaubte im Leben in Anspruch nehmen zu können und nicht erhielt. So wurde meine Jugend eine Kette von Streitigkeiten, Händel, Zank und Elend. Wäre die Mutter nicht gewesen, ich wäre ausgewandert, aber sie hielt mich fest. Die arme Mutter hat nicht manchen fröhlichen Tag im Leben gehabt, und daß auch ich ihr keinen verschafft habe, Herr Richter, das reut mich heute völlig so viel als der begangene Mord, der mir auf der Seele brennt.

(Schluß folgt.)

Eine Parthie in die Region des „Haberfeldtreibens." *)

Man hat die geheimnißvolle oberbayerische „Vehme", das sogenannte „Haberfeldtreiben" seit einigen Jahren für erloschen erklärt, für eines der dahingeschwundenen Volksalterthümer, das nur noch in Sage und Kulturgeschichte oder vielleicht in der Novellistik fortleben werde, — weil es seine Berechtigung in unserm rechtsstaatlichen Leben verloren habe. Man glaubte den uralten Gebrauch dieses Volksgerichts abgethan und vermeinte dort in den herrlichen Vorlanden der Alpen, zwischen Isar und Inn im Mangfallwinkel, werde kaum mehr der nächtliche Spuck sich rühren, der so lange allen Gerichten getrotzt, allen, die unreinen Gewissens, Schrecken eingejagt und über dessen Wesen heute noch ein fast undurchdringliches Geheimniß ruht. Man durfte annehmen, daß jene weitverzweigte Verbindung des „Haberfeldtreibens" aufgelöst sei, deren Mitglieder weithin zerstreut das reizende Hügelland an den frischen Zwillingsalpenwässern Mangfall und Leizach bewohnten, welche aus den Alpen zum Flachlande hinabspringend, alte Berglersitte weit herein in die Hochfläche spülen. Man glaubte die „Wissenden" ausgestorben, die auf den stillen, einsamen Berghöfen oder in den Weilern der grünen Thalmulden, in den Einöden düsterer Waldschluchten und in den zwischen Zwetschgenpflanzungen versteckten Dörfchen wohnten und friedlich wirkten, bis plötzlich in stiller, dunkler Spätherbstnacht der Sammelruf ertönte und sie zum Versammlungsorte lud, wo die „Vehme" stattfinden sollte.

Aber man hat sich getäuscht, — es war nur ein Wahn, daß sich ein so alter Volksgebrauch so schnell todtsagen lasse. Allen Strafen und Ermahnungen zum Trotz leben und wirken dort oben auf den Höhen und Thälern an der Mangfall und Leizach noch die Glieder des geheimen heiligen Bundes der Haberfeldtreiber. Sie haben sich wieder tüchtig gerührt, indem sie plötzlich wie aus dem Boden erstanden erschienen und ebenso plötzlich und spurlos verschwunden sind. Niemand weiß, wo sie hergekommen, Niemand, wo sie hingekommen, als sie selbst. —

Daß das „Haberfeldtreiben" die Neugierde der Münchener und der Freunde alter Volkssitten von jeher stark in Anspruch nahm, läßt sich leicht erklären. Aber sonderbarer Weise hat sich die kulturgeschichtliche Literatur, die sich sonst mit jedem alten Strumpf beschäftigt und lange und langweilige Abhandlungen über solche Strümpfe schreibt, für dieses alte und alterthümliche Volksgericht noch wenig interessirt. Erst in allerneuester Zeit hat es die Aufmerksamkeit unserer Gelehrten und Schriftsteller auf sich gezogen und glücklicher Weise einiger unserer bedeutendsten bayerischen Autoren. Außer einem weniger gekannten, aber

*) Aus dem „Schatzgräber" zur Isarztg.

sehr beachtenswerthen Novellisten (Kern), der eine Erzählung bei Hallberger in Stuttgart unter dem Titel „das Haberfeldtreiben" erscheinen ließ, haben sich noch unser leider nur zu früh verstorbener trefflicher Lentner und dessen wohlbekannter Freund, der ebenso gelehrte als an feinem Humor reiche Verfasser des „Bayerischen Hochlandes" des Stoffes bemächtigt, ihn kulturgeschichtlich dargestellt und für die Novellistik so zu sagen präparirt. Wir, die wir über das „Haberfeldtreiben" nicht mehr wissen, als was die eben genannten Autoren darüber bringen, bescheiden uns später, im Verlaufe dieses Aufsatzes, einfach diese drei Quellen wörtlich (und vielleicht noch eine vierte) anzuführen, wobei wir uns den Dank unserer Leser mehr zu verdienen meinen, als wenn wir ihnen mit eigenen leeren Muthmaßungen kämen.

Das „Haberfeldtreiben" interessirte uns von jeher als der letzte Rest eines altgermanischen Volksgerichtes in Süddeutschland. In Westphalen sollen da und dort noch Spuren der heiligen Vehme auf rother Erde sich finden. In der bayerischen Rheinpfalz bestand, wie es scheint, bis zur französischen Revolution und noch während derselben etwas Aehnliches im Bunde der Haingeraidebauern, die an der „König Dagobertshecke" schon 1525 nächtlicher Weile den Bundschuh beschworen und den Bauernkrieg begannen, noch am Anfang unsers Jahrhunderts als Geheimbund von Wilderern gegen die neue Ordnung und für die Untheilbarkeit und das Selfgovernement in den „Geraiden" wirkten und die Zuwiderhandelnden bekriegten. So ausgesprochen wie im Bunde der „Haberfeldtreiber" erhielt sich jedoch nirgends das altgermanische Rechtsbewußtsein und der Anspruch des Volks auf eigene Justiz; daß auch der Bund der „Haberfeldtreiber" schon als politisches, freilich sehr loyales Geheimbündniß in die Weltgeschichte mit eingriff, wie 1705 in dem Aufstand der Hochländer für Max Emanuel, soll später berührt werden.

Land und Volk, wo sich die Schöffen dieser oberbayerischen „Vehme" finden, bieten dem Freunde der Natur und der Volkssitte viel. Ist doch das Gericht Miesbach (der Hauptsitz der „Haberfeldtreiber") einer der reizendsten Striche unseres Alpengebiets und das Völklein dort der frischeste, freudigste und kräftigste Clan des Hochlandes. Dorten ganz besonders, am Wendelstein, Schliersee bis herüber zum Tegernsee — ist das Geburtsland der Schnadahüpfln. Ein besserer Kenner dieses Völkchens, Steub, meint: „Wie aller Unfug hier am fleißigsten und mit einer gewissen Liebe kultivirt wird, so auch jede schöne Seite des Berglerlebens, namentlich Zitherschlag, Dichtkunst, Gesang. Man kann sagen, daß dem Lande zwischen Isar und und Inn, nördlich bis zur Mangfall, die Hegemonie zustehe im Gebirge..... Der gesunde Verstand und die guten Anlagen, welche den „Miesbäckern" zu Theil geworden, sind wohl Schuld, daß sie es, wenn einmal der Pfad der Tugend verlassen ist, auch auf den Wegen des Lästers zu großer Auszeichnung bringen können. Noch spricht man oft von den Thaten der Nonnenmacher, einer Räuberfamilie, aus den schönsten Burschen und Mädchen bestehend, welche bei Holzkirchen ansäßig war — die Eltern kamen früher vom Ueberrhein — und Jahre lang ihr Geschäft mit wunderbarer Kunst und Ueberlegenheit betrieb. Mit größerem Rechte noch kann den Miesbäckern die Spreißel-Bande zugerechnet werden, welche zumeist aus Söhnen des Landes an der Mangfall gebildet, bis nach München hinein wirkte, Raub und Mord verübte und endlich 15 Mann stark (vor zwei Jahren) vor die Geschwornen kam. Sie wußten sich so geschickt und schlau zu vertheidigen, daß sie eigentlich nur durch die Aussagen einer Dirne (einer Münchner Kellnerin), welche früher die Geliebte des Hauptmanns gewesen, überführt wurden."

Vehmgericht und Räuber! — An der Romantik des Schauerlichen fehlt es also diesem Gebiete nicht. Vielleicht war es zum Theil auch der Wunsch, mir einmal diesen Schauplatz näher zu besehen, was mich im Sommer 1860 antrieb, eine Parthie nach dem ziemlich unbekannten See von Seeham auf dem Landrücken zwischen Leizach und Mangfall zu unternehmen. Der unbekannte kaum genannte See hatte auf der Specialkarte immer etwas eigenthümlich Verlockendes für mich. Seine Lage ließ mich ein ganz absonderliches, nicht reizendes, aber eigenartiges Landschaftsbild hoffen. — Ich war mit meinen Reisegenossen im Bahnwagen in's Gespräch gerathen, Veranlassung hatte die Bemerkung geboten, daß vor Kurzem da neben der Bahn im Gebüsch bei Sauerlach das Gerippe eines Gemordeten aufgefunden wurde. Von den Nonnenmachern und der Spreißlbande, die in dieser Gegend hausten, wurde gesprochen und ich konnte mein Schärflein zu der Unterhaltung beitragen, indem ich mich erinnerte, daß mich der Bauer, der den Chef der Nonnenmacherbande im „Landl" hinterm Wendelstein fing, einmal von Bayrischzell nach Schliersee fuhr und daß ich den „Spreißl" selbst von meinem Fenster in der Stadt aus sah, da er auf dem Armensünderwagen zur Richtstätte fuhr. Da hatte der Freche seine Prahlerei: „Ich will den Fröttern zeigen, wie man stirbt", völlig vergessen, indem er zusammengeknickt und gebeugt auf dem Karren saß, während sein mit zum Tode geführter Spießgeselle viel gefaßter schien. Auch hatte ich ja die Melcherbäuerin von Jedling (an der Leitzach hinter'm See von Seeham) und ihren Buhlen gesehen, wie der sein Hütlein vor die Geschwornen hinschleuderte, indem er rief: „Da habt's mei Hütl, könnt's meinen Kopf auch hab'n!" Er hat ihn denn auch unterm Fallbeil verloren. —

„Ja, es ist ein merkwürdiges Volk und es kommen noch kuriose Dinge da in der Gegend vor", — sagte einer der Herren im Wagen, während eben der Zug auf der Hochfläche bei Holzkirchen sauste und droben das Gebirg in herrlicher Bläue aufstieg. „Da ich noch Gerichtsarzt in Aibling war, mußte ich oft noch in der Nacht, zu Kranken gerufen, auf's Land reiten. Es mögen nun 14 Jahre her sein, da trug mich mein Schimmel in einer Samstagnacht von Aibling fort den Höhen da drüben zu, wo ein Kranker meiner harrte. Es war eine finstere, naßkalte, unheimliche Novembernacht, mich schauerte und ich ritt scharf über die Mangfallbrücke und durch die Weiden des Filzes gegen die Anhöhe hin, über welche der Weg hinan führte. Dort ist derselbe von einem Hohlwege gekreuzt, der aus dem Walde herausbricht. Als ich an diese Stelle kam, schallt mir plötzlich der Ruf entgegen: „Halt! Keinen Schritt weiter, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Wer seid Ihr und wohin wollt Ihr?" — Vier Männer sprangen mir entgegen, ich sah ihre Flintenläufe blitzen. Ich gab, während die Bewaffneten ihre Gewehre gegen mich richteten und einer derselben meinem Schimmel in die Zügel fiel, mich zu erkennen und sagte, daß ich von einem Kranken erwartet werde. — Das gehe jetzt nicht, antwortete man mir, — ich möge nur absteigen und mich frei bewegen, aber keinen Schritt über den Hohlweg hinausgehen. So geschehe mir nichts. In drei Stunden wollten sie mich wieder ziehen lassen. Die Gesellen waren geschwärzt und völlig vermummt, jeder trug ein offenbar geladenes Gewehr, was wollte ich machen? Sie schienen entschlossen, ihre Drohung auszuführen, und so blieb ich innerhalb der unüberschreitbaren Linie, nachdem ich abgestiegen war und an einen der Vermummten mein Pferd zum Halten überlassen hatte. Ich blieb also, ging umher und dachte über das seltsame Begegniß nach und in wessen Hände ich gerathen sei. Doch beruhigte mich die Art und Weise, wie diese nächtlichen, unbekannten Gesellen sich weiter mit mir unterhielten. Es wurde über mein Pferd, über den Kranken, den ich besuchen wollte, gesprochen. So vergingen oder schlichen drei lange Stunden der Nacht dahin. Da übergab mir plötzlich der, welcher meinen Schimmel hielt, die Zügel und sagte: „So, Herr Doktor, reiten Sie jetzt in Gottes Namen weiter — unsere Zeit ist vorüber, der Weg frei: B'hüt Gott!" Und damit waren die vier unheimlichen nächtlichen Gesellen auch nach vier verschiedenen Seiten hin verschwunden, als hätte sie die Nacht verschlungen." —

„Und haben Sie später nie erfahren, wer sie waren? fragte ich jetzt, da der Arzt eine Pause machte.

„Nein, das nicht. Aber ich konnte mirs denken, als ich andern Tages erfuhr, in *** hätte in der Nacht ein Haberfeldtreiben stattgefunden. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß dabei in weitem Umkreis Wachen ausgestellt werden.“ —

„Das habe ich mir doch gleich gedacht!“ lachte ein anderer der Mitfahrenden. „Wir sind ja hier schon im Bereich der Haberfeldtreiber.“ — Ich erkundigte mich natürlich lebhaft nach den Umständen, unter welchen ein solches stattfindet, aber man konnte mir nur das und nicht einmal so viel sagen, als was wir aus den oben genannten Schriftstellern erfahren. Der andere meiner Reisegefährten aber fing jetzt an, da der Zug eben den Teufelsgraben hinab, dem Mangfallthale zubrauste: „Da ist mir da drüben in **— einmal ein Spaß begegnet.“

Wir waren natürlich alle begierig auf den Spaß, der unserm Wagengenossen begegnet war, so daß wir kaum darauf Acht gaben, daß wir schon in weiten Schlangenwindungen am hohen Rande der Teufelsbrücke hinab fuhren und daß diese mit ihrer schmalen, grünen Thalrinne und ihrer fichtenbewachsenen Böschung in ihrem keineswegs schauerlichen Charakter neben und mit der Bahn hinunter zur malerischen Mangfallschlucht in's Mühlthal bei Valley sich senkte. Der, welchem der Spaß begegnet war, machte uns jetzt selbst auf eine schon oft bewunderte Schönheit dieser Fahrt aufmerksam, als jetzt gerade da, wo die brausende Mangfall von Süden kommend, in scharfem Winkel sich plötzlich von ihrer nördlichen Richtung ab nach Südosten in's Flachland am Inn bei Rosenheim wendet, das Mangfallthal mit allen Reizen seiner heimlichen Waldeinsamkeit sich öffnete, rechts droben auf hohem, waldigen Rande das Schloß von Valley seine stolze Fronte zeigte und nebst dem weißen Kirchthurm von Hohendilching über die grüne Thalschlucht hinüber den auf dem andern hohen Thalrande der Mangfall aus den Buchen der Höhe blickenden Thurm von Höhenkirchen grüßte. Das Stückchen blauen Alpenlandes, das durch die Oeffnung des Thales von Süden her verlockend hereinblickte, das brausende, lustige Alpenwasser im Thalgrunde hart neben uns, die zerstreuten Häuschen und Mühlen mit ihren rauschenden Wehren, die in den schönsten Waldhügelformen hier in's Thal abfallenden Ränder des schmalen, von der Mangfall und Leizach umschlungenen Hochlandes, das den See von Seeham, das Ziel meiner Reise birgt, und der goldene Morgensonnenstrahl, welcher das schönste Licht auf die hohe Altenburg und diese ganze reizende engbegränzte Landschaft warf: das Alles wurde nur im Fluge genossen und sobald wir das Schönste hinter uns hatten, fragte ich, um nichts zu verlieren — denn an der nächsten Station mußte ich aussteigen — was denn das für ein Spaß gewesen, der dem Herrn begegnet sei.

„Nun“, sagte der Herr, „als ich noch glaubte, daß ein anderer Salvator Rosa in mir stecke, verlebte ich einen Herbst da unten an der Mangfall, wo die herrlichen Laubwälder des Thalrandes und die ganze Romantik der Umgebung einen großen Reichthum von malerischen Studien gewährte. Es war ein wahrer Prachtanblick, diese bunten Wälder im Sonnenlichte oder vom leichten Herbstnebel verschleiert zu überschauen; dazu der kräftige Menschenschlag dieser Gegend als Staffage: ich schwelgte Tage lang im Genusse dieser Natur mit dem großartigen Gebirgshintergrunde und meinte, da ich die Schönheit der Gegend empfinden konnte, müßte ich sie auch künstlerisch wiedergeben können. Doch das gehört nicht hieher. Als die trüberen Tage des Herbstes kamen, als es zu stürmen und regnen begann, konnte ich mich noch immer nicht entschließen, diesen Aufenthalt zu verlassen. Da saß ich denn nun mit meinem Wirthe an den langen, düstern Abenden vor dem großen Kachelofen und wir sprachen über dies und jenes. Er gab mir manche interessante Aufschlüsse über Land und Leute, nur über das, was ich am liebsten hätte wissen mögen, über die Natur und das Wesen des „Haberfeldtriebs“ beobachtete er ein beharrliches Schweigen oder antwortete nur mit mißtrauischem Stirnerunzeln, Augenzwinkern, mit pfiffigem Lachen oder auch lachendem Pfiff, je nach seiner Laune. Wurde ich zudringlicher, so konnte er wohl auch sagen, was mich denn die „Haberer“ angingen und daß es wohl besser wäre, ich würde in dieser Sache weniger neugierig sein.

„Mein Wirth war ebensowohl einer der wohlhabensten als angesehensten Männer des ganzen Landstrichs da an der Mangfall. Ja, ich hatte sogar munkeln hören, er sei einer der 12 Haberfeldmeister des Gaus, oder ich konnte es doch aus den ausweichenden Reden der Leute entnehmen, die mir dabei gewöhnlich sagten, ich sollte mich nicht zu viel um die Sache kümmern. Nun wußte ich, daß man allgemein daran hielt: nur die durch Leben und Wandel sich vor allen Andern auszeichnenden Personen seien würdig in den Bund aufgenommen zu werden, oder zur Würde eines Haberfeldmeisters berechtigt. Wie reimte sich aber das mit dem Leben und Treiben im Hause? Mein Wirth war, so viel ich gerade beobachtet hatte, durchaus kein sonderlicher Tugendspiegel und was mir so in dem, viele Mitglieder beider Geschlechter umfassenden Wirthschaftsleben auffiel, war nicht darnach angethan, mir große Begriffe von der Sittenreinheit dieses Völkchens beizubringen. Doch wußte mein Wirth noch immer eine gewisse Würde nach Außen zu beobachten, — ja mir gegenüber gab er sich in gelegentlichen Gesprächen gar als strenger Moralist.

(Fortsetzung folgt.)

Cultus-Polizei.

Man hat nun im Sinn, auch über den Papst
Erst Cultusminister zu stellen.
Das wünschen die Juden; und also gefällt's
Den weltumwühlenden hellen
Freimaurern, aus Furcht vor dem Christenthum:
Dann würfen sie gern auch dieses noch um .....
„Unglaublich“?? — O Guter! Sie thaten ja Dies
Vor siebenzig Jahren bereits in Paris .....

Teutschlands Eintracht.

Wann wird in Teutschland wieder Unität??
Wann ihm das Wasser bis zum Halse geht
Und ihm das Messer an der Gurgel steht!!

*

Ach — könnten wir durch Singen
Allein den Feind bezwingen,
Dann müßt' uns Dies gelingen!

Eremita Jenchovensis.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 14. Dezbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niedrigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3968	1158	21	49	21	19	20	43	—	—	—	4
Korn . . .	1659	841	16	30	15	45	14	58	—	—	—	7
Gerste . .	9727	1968	14	6	13	28	13	15	—	17	—	[illegible]
Haber. . .	3246	38	7	9	6	38	6	29	—	—	—	[illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Dreizehnter Jahrgang 1861. **Nro. 52.** Den 30. Dezember. David.

Eine Parthie in die Region des „Haberfeldtreibens."

(Fortsetzung.)

Die Frage, ob ich ein Geometer sei, mußte ich verneinen, — „dann san's wohl a Maler?" — Feldmesser oder Maler — eines von Beiden mußte ja wohl der „Stadtfrack" sein, der sich nach Großseeham verloren. „Ja," sagte ich um allen weiteren Nachforschungen ein Ziel zu setzen, „ich bin ein Maler!" Die edle Kunst mag mir die Nothlüge verzeihen. Zu meinem Schrecken äußerte nun der Bauer große Kunstliebe; ich möge einmal die Bilder in meiner Mappe zeigen und ihn, sein Haus und Weib abzeichnen, er wolle sich schon etwas kosten lassen. So hätte ich ganz unerwartet in Großseeham einen Mäcen gefunden, — wenn ich ein Maler gewesen wäre, aber es steckt nicht einmal ein Stümper von einem Maler in mir und so erfand ich die Entschuldigung, daß ich meine Stifte vergessen habe. Um mich nun ein wenig in der Gegend mit Muße zu orientiren, zog ich eine Spezialkarte des bayerischen Oberlandes aus der Mappe. Mein liebenswürdiger Wirth, es für seine Pflicht erachtend, mich auch noch weiter zu unterhalten, meinte, er habe auch eine Landkarte bei dem Antiquar in der Stadt um ein Zehntel wohlfeiler, als sie neu gekostet habe, gekauft. Damit breitete er eine große Karte auf dem Tische aus, auf welcher alle Landgerichtsgrenzen mit blauen Strichen angegeben waren. Die, sagte er, nehme er jedesmal über Land mit, sie sei ihm schon von großem Nutzen gewesen und wo sie ihn irre geleitet, hätte er noch überall wieder Leute gefunden, die ihn zurecht gewiesen. Alles das und noch weit mehr brachte mein Wirth mit jener bescheidenen Zudringlichkeit vor die keineswegs verletzt. Der Mann war in der That unterrichteter, als man die altbayerischen Bayern gewöhnlich glaubt und zeigte einen Wissensdrang und ein Interesse an Höherem, das mich für ihn einnahm. Eine gute Landkarte, Geschichtsbücher und ein antiquarischer Katalog in dem Bauernhause eines völlig abgelegenen Weilers in Altbayern! Ist das nicht ein Zeugniß für die Bildungsempfänglichkeit dieses Volkes? Das Beispiel beschämt wenigstens so manchen welt- und redegewandten Wirth in „kultivirteren" Gegenden.*)

*) Einen ergötzlichen Beweis dafür erzählte mir Riehl, der bei seinen Pfälzer Wanderungen einmal in einem mir gar wohl bekannten und besuchten Gasthause eines pfälzischen Ortes übernachtete. Um eine Stunde todtzuschlagen oder sich einzuschläfern, forderte er etwas zu lesen und man brachte ihm eine etwas ältere Nummer des unvermeidlichen Frankfurter Journals, aus welchem man bekanntlich dort zu Lande seine politische Weisheit schöpft. Das Frankfurter Journal that auch auf den berühmten Kulturhistoriker seine Wirkung — er sank in gesunden Schlaf. Ein Jahr später kam Riehl wieder in das nämliche Gasthaus und forderte eine Zeitung. Wieder erhält er das Frankfurter Journal. Er liest, — das Gelesene kommt ihm etwas kurios vor, als hätte er vor langer Zeit etwas davon geträumt, die Artikel sprachen von längst überlebten Dingen als von gegenwärtigen, die Annoncen waren ihm sogar bekannt, er mußte das Alles schon einmal gelesen haben und dennoch kam ihm sonst das ganze Jahr kein Frankfurter Journal zu Gesicht. Jetzt steigt ihm Verdacht auf und er sieht auf das Datum. — Richtig, es war die nämliche Nummer des Blattes, welche ihn schon vor einem Jahre in gesunden Schlaf gelullt und die seitdem als Schaustück zur Unterhaltung der Gäste ihren Platz behauptet hat. Denn es war in der That die einzige Zeitungsnummer im Hause und sie wahrscheinlich einmal von einem Handlungsreisenden vergessen worden. — Jedoch — und das ist doch wohl das Entscheidende dabei — nicht in allen Wirthshäusern der Pfalz findet man das Frankfurter Journal nur in einer einzigen Nummer, und nicht alle altbayerischen Bauern besitzen Landkarten und lassen sich antiquarische Kataloge von München kommen.

Ich plauderte jetzt ganz behaglich mit meinem Wirthe und er selbst war so zutraulich und erwies sich so gutmüthig freundlich, daß ich unvermerkt, wie ich glaubte, wieder das Gespräch auf den Haberfeldbund zu bringen versuchen konnte. Aber das war ein Punkt, auf dem er sich nimmermehr überraschen ließ. „Ja", sagte er mit einem milden Lachen, — „das Haberfeldtreiben! Davon wollen halt die Stadtleut' immer hören, als wär's Wunder was. Auch der Herr Verwalter von S . . . . fragt mich immer darnach, so oft ich hinunter komme." — Ich fragte behutsam weiter, aber er schüttelte lachend den Kopf und nickte dann mit dem Haupte, als wollte er sagen: „Ja das möcht Ihr halt gern wissen! Doch, es wird nichts daraus!" Ich sah mein Forschen vergeblich, gab es auf und begnügte mich mit allgemeinen Fragen, die er recht wohl beantworten konnte, und er sagte mir denn auch: Seit die Gemeinden zahlen müßten, wenn ein Haberfeldtreiben stattfinde, gebe es Ruhe und es rühre sich nichts mehr, was doch eigentlich schade sei, denn's gebe jetzt immer mehr Uebermüthige, die sich doch früher vor dem Haberfeldtriebe fürchteten, während sie jetzt gar nichts mehr zu scheuen hätten. Das Haberfeldtreiben hätte gerade den Feinen im Lande das Gewissen gerührt und sie nicht sicher in ihrer Sünde werden lassen. Jetzt sei das anders! Alles könne nicht vor's Landgericht oder gar Schwurgericht kommen, und dafür eben sei der Haberfeldbund recht. Solche feine Sünder, wie der Wirth von **— drüben, oder der Gemeindevorsteher von . . . . , oder der Bauer auf der N. seien nicht besser, oder noch schlimmer als der arme Teufel, der mit dem Schießprügel sich ein Reh holt und dafür so und so lange eingesperrt wird; wären aber nicht die Haberer über sie gerathen, so säßen sie noch heute in ihren Sünden drinnen — ungestraft. Dem Spreißl freilich, der da drüben in Weyarn die schrecklichen Räubergeschichten aufgeführt, brauchte man nicht zu treiben, den holte sich schon der Arm der Gerechtigkeit. Aber solche, zu denen dieser nicht reiche, — solche — — —

Aber hier hielt der Bauer plötzlich ein, sah mich forschend an, wandte sich dann um an's Fenster und blickte, zwischen den Zähnen murmelnd, hinaus, gegen den See hinab.

Ich konnte von nun an auch nicht das Mindeste mehr aus meinem Wirthe über das Haberfeldtreiben herausbringen. Er sah mich auf alle meine Kreuz- und Querfragen nur immer mit einem Lächeln oder mit dem lauten Ausruf „Ja!" an, das hier aber so viel als das entschiedenste „Nein!" bedeutete. Ich gab es endlich auf und nun kam er mir selbst mit einer Frage entgegen, indem er wissen wollte, ob es denn wirklich Bücher gäbe, in denen vom Haberfeldtreiben zu lesen wäre. Ich bejahte es. Ob sie wohl auch bei dem Antiquar . . . . zu haben seien. (Zu diesem schien der Mann ein ganz besonderes Vertrauen zu haben, da derselbe ihm alle Werke um ein Zehntel (!) wohlfeiler abließ, als sie neu kosteten.) Als ich dies bezweifelte,

bat mich der Bauer, ihm die Titel aufzuschreiben, damit er sich die Bücher das nächstemal in der Stadt kaufen könne. Natürlich that ich es. So wirkte ich in Großseeham für die deutsche Literatur und die Blüthe unseres zukunftreichen Münchener Buchhandels.

Nach Bezahlung meiner Zeche, welche 4 Kreuzer betrug, erbot sich mein Wirth, mich bis zum Seerande zu begleiten, von wo ich den Weg nach Miesbach nicht mehr verfehlen könne. In einer starken Stunde könne ich dort sein, sagte er, wenn ich da den sumpfichten Wiesenpfad am Seestrande hin dem Thurme von Reichersdorf zuwandeln wolle, der drüben hinter dem grünen Hügel emporragte. Dann schied ich mit biederem Handschlag von meinem freundlichen Wirth, der mir sein „Bhüt' Gott!" in herzlicher Weise nachrief.

Ich wanderte nun allein in der Mittagssonnenhitze, auf einem morastigen Pfade, um den nördlichen Strand des stillen, völlig öden Sees, auf den ich fast keinen Blick mehr warf, wenn ich nicht gerade hinüber nach dem stolzen Alpenkegel sah, der hier zu Land „Indlstea heißt und sich Wendelstein schreibt."

Ich versank dabei in tiefes — Nachdenken, meint der Leser wohl über die Erfolge meiner Expedition an den unbekannten See von Seeham und über die gemachten Entdeckungen, — nein, ich versank dabei in tiefes, morastiges Wiesenland, wenigstens bis fast zu den Knieen; dazu die liebe Mittagssonne: es war eine recht heitere Wanderung. Endlich auf festem Boden des Landsträßchens angelangt, das von Wattersdorf her die Höhe hinan nach Reichersdorf führte, erreichte ich dieses freundlich in einer grünnen Wanne dieses Hügellandes sich versteckende Dorf. Es war Mittag; aus den Häusern durch die offnen Fenster tönte das laute Gebet der zur Mahlzeit vom Felde heimgekehrten Leute. Auf mein Pochen an eines der Fenster trat der Bauer selbst heraus, eine kräftige, schlanke Gestalt, wie ich mir einen „Haberfeldmeister" vorstellte. Er wies mir gleich meinem Wirthe in Seeham mit herzgewinnender Zuvorkommenheit den Weg. So gut es ging, suchte ich mir seine Beschreibung klar zu machen und fragte, wie weit ich noch nach Miesbach habe. Noch eine starke Stunde, hieß es. „Wie ist das möglich!" warf ich entgegen, — „der Bauer von Seeham sagte mir auch, es sei eine gute Stunde und seitdem bin ich doch schon wohl eine Stunde gelaufen!" — „Nun ja", antwortete man mir, „in einer guten Stunde sei ich wohl dorten." Und so eilte ich den Berg hinan in den Wald, wo sich viele Wege schieden. Ich blieb in der Richtung gegen die Miesbacher Straße und wanderte in der grünen Einsamkeit fort, doch ohne den Trost des Schattens — die Sonne hatte nun einmal an jenem Tage Gefallen an mir gefunden und lachte mir in nur zu heißer Liebe immer in's Gesicht. Niemand begegnete mir, nicht einmal irgend ein Tagedieb, der mich an Spreißls Spießgesellen erinnert hätte. — Wo der Wald aufhörte, lagen einige große, schöne Bauernhöfe links auf sonniger Rasenhöhe und blickten von den Rasenwällen stolz zu dem müden Wanderer herüber. Das ist Pienzenau, dacht ich und nicht mit Unrecht, — Pienzenau, wo des mannlichen Hanns Pienzenauers Burg stand, der 1504 für Ruprecht von der Pfalz Kufstein gegen den Kaiser selbst so kühn vertheidigte, bis die Büchsen Purlebans und Weckh der Veste zusetzten, daß sie sich ergab und der Pienzenauer mit 10 seiner Mannen durch des Scharfrichters Schwert starb.

Vor mir an der Miesbacher Straße erhob sich ein stattlicher Kirchthurm. „Das ist wohl Miesbach?" fragte ich einen der Knechte, die auf schwerbeladenen Wägen das Korn heimführen. „Ja!" sagte der gefällige Mann und mein Herz schwebte in Freuden. Wie war ich aber enttäuscht, als ich bei dem Kirchthurme angelangt, erfuhr, daß dies der Weiler Kleinpienzenau sei und daß ich noch eine gute Stunde nach Miesbach habe, wie nun auch der Meilenzeiger auswies. Wenn's so fort geht, dachte ich mir, laufe ich an dieser „guten Stunde" bis zu meines Lebens Ende. Alle einen ungewohnten Fußgänger begleitende Uebel hatten sich jetzt eingestellt und ich schlich völlig schachmatt meines Wegs, im Innern gelobend, keine solchen Entdeckungsexkursionen mehr an heißen Sommertagen zu unternehmen. Ich hatte kaum noch die Herzens- und Geistesfrische, mich des Anblicks von Miesbach selbst zu erfreuen, als endlich doch die „gute Stunde" abgelaufen war und der stattliche, schöne Markt vor mir im Thale lag.

Eine Flasche Wein und andere Aetzung auf der Post zu Miesbach wirkten Wunder auf den müden Pilgrim, — so zwar, daß ich wieder anfing, auf meine Umgebung zu achten, während rechts im „Herrenstübchen" fröhliches Gelächter, Spiel und Gesang erklang und des Scherzes mit den Damen des Hauses gepflogen wurde. Da drinnen saßen der Hr. Rentamtsschreiber, der Hr. Landgerichtsschreiber, der Hr. Apothekergehilfe, — ich blieb scheu vor der noblen Gesellschaft im gewöhnlichen Gastzimmer sitzen und unterhielt mich an dem Gezänke der Kellnerinnen unter sich oder ihrem grenzenlosen Fleiße, wenn gerade die „Madame" in die Stube trat. Vor mir, den Rücken zeigend, saß eine Nähterin an der Arbeit, eine jodelnde, schwarzbraune, doch keineswegs mehr jugendliche Dirne, mit Haaren auf den Zähnen, denn die Oberlippe war mit einer Bartlinie geziert, um welche sie mancher Lieutenant beneidet haben würde. — Etwas dem Oberland Eigenthümliches bemerkte ich hier nicht. Sobald ich nur einigermaßen mich wieder kräftig fühlte, hielt mich's nicht länger und so wanderte ich durch den stattlichen Markt auf der Straße gegen Tegernsee die Höhe hinan. Oben am Weiler Schweinthal angelangt, reizte mich ein grasiger Waldpfad, links in die grüne Einsamkeit zu folgen, und erst jetzt begann ich den Zauber einer Wanderung in diesem Alpenvorlande zu empfinden.

Wer hätte schon den Weg von Schliersee über den „Schnß" gemacht und sich nicht von der Sonntagsruhe der grünen Thalmulde von Ostin angemuthet gefühlt? Wie eine Wiege Gottes, in der die freundlichen, weithin zerstreuten Höfe ruhen, breitet sie sich hinter der Grindelalp und der Neureuth, den hohen Vorposten des Alpengebirges, bis zu dem Abhange des die Mangfall begleitenden Hügellandes aus. Aber noch reizender, noch heimlicher als die Thalmulde von Ostin ist eben dieses, aus ihr, den Voralpen gegenüber emporsteigende Bergland zwischen der Schlierach und Mangfall, das ich betrat, um auf dem kürzesten Pfade an den Tegernsee zu kommen. Eine heimliche, schöne Idylle um die andere folgte in buntester Abwechslung, sobald ich mich in den Bereich dieser abgeschlossenen, verborgenen Welt gewagt hatte.

Zuerst auf weichem Rasen im Fichten-, Buchen- und Ahornschatten dahin, dann auf grüner Waldoase an weiß durch die Obstbäume leuchtenden Bauernhöfen vorüber, wo auf dem Anger im Schatten der Kirschbäume fette Rinder lagern, Schafe grasend im Gehege wandern, denen zutrauliche Staare folgen, während neugierige Füllen über das Gatter, das sich hinter Dir von selbst wieder schließt, nachschauen. Dann wieder Wald und wieder Höfe, um jeden nach altgermanischer Sitte sein Grund und Boden, herrlich arrondirte Güter. Kein Mensch begegnet Dir bei dieser heimlichen Wanderung, oder vielleicht nur dort die hochgewachsene Dirne, welche über den Anger herkommt und Dir freundlich den Weg über die Zäune hin andeutet. So durchwanderst Du Geheg um Geheg, schattigen Waldgrund, bis Du, aus dem Forste tretend, Dich wieder auf einem wohlbebauten, fruchtreichen Eilande des Waldes befindest, wo die Knechte und Mägde um die Ernte bemüht sind und schwerbeladene Kornwägen sich dem stolzen Bauernhofe nähern, der dort auf der Rasenhöhe thront. Diese „Einödhöfe" erinnern Dich an die Schulzenhöfe auf „rother Erde" in Westphalen und wie dort sitzen hier uralte Geschlechter nach den Hofnamen selber benannt, deren Erstgeborne seit tausend Jahren die untheil- und unantastbaren Güterkomplexe geerbt haben und als freie Männer

hier sitzen. Aber noch etwas Anderes ruft Dir hier die westphälischen Schulzenhöfe in's Gedächtniß. Von den Herren dieser einsamen reichen Berghöfe mögen schon manchmal in stiller Herbstnacht die Vettern der Sippe, die Söhne und Knechte aufgerufen worden sein, der Mahnung des „Haberfeldmeisters“ zu folgen, — denn gerade hier mag der geheimnißvolle Bund der „Haberer“ seine Mitglieder, die altbayerische „Vehme“ ihre Schöffen und Wissenden zählen. Ich wüßte auch keine Gegend, wohin man solche Vehmen am liebsten verlegen möchte, als in dieses Hügelland mit seinen Waldschluchten und Berghöfen, auf denen alterthümlicher Gebrauch und Sitte seinen festen Wohnplatz aufgeschlagen.

So kommt zu den idyllischen Schönheiten dieser Region auch der Reiz der Romantik.

Am Rand der Hochfläche geht dort ein Waldpfad steil bergab. Dichter Fichtenforst bedeckt hier die mannigfach gestalteten Berg- und Thalformen, die sich zur Mangfall hinabsenken. Im dunkeln Walde stehst Du plötzlich vor einem unheimlichen, zerfallenen und wie verzauberten Hause, das die Fichten als eine hohe Mauer umstehen und dessen zerbrochene Scheiben nur von Spinngewebe geschlossen sind, — Du glaubst, eine alte, zahnlose Hexe werde Dir daraus entgegengrinsen oder ein Räuber entgegentreten. Nichts regt sich. Der Pfad führt dann links am Abhang hin, — da braust und schäumt ein Bach von Fels zu Fels in der Kluft hinab, dessen Steg Du überschreitest. Dann öffnet sich der dichte Wald und tritt zurück vor Wiesen- und Ackerland. Hoch oben auf freier Höhe thront wie ein Bergschloß ein Weiler von einigen Häusern, während auf halber Höhe ein von dem Brunnen gespeister Weiher dem schönen Alpenvieh Erfrischung bietet, das da mit melodischem Geläute am Rasenhang herabkommt.

An der andern Seite des Hügels, auf welchem der Weiler liegt, ging es eilends hinab, besonders als ein Schwarm der blutdürstigen Bremsen trotz der mich umhüllenden „Zigarrendampfwolke“ sich auf mich stürzte und mich förmlich in die Flucht trieb. Durch die Gehege wieder im Walde angelangt, zog mich das Rauschen und Brausen zur Rechten auf nicht gefahrlosem Wege die Felsen hinab. Da stand ich vor der Mangfall, die in jugendlicher Wildheit, von Fels und Wald eingezwängt — ein rechtes ungebändigtes Alpenwasser in voller Naturkraft dahinschießt und die runden Felsenstücke im Strombette sauber wäscht. Die Spur des am Flusse hinführenden zumeist aber von demselben verschlungenen Pfades verlassend, kletterte ich wieder empor zum Wege, der bald zum Wasserrande führte. Ein anderes, neues Bild: ein flammender Kohlenmeiler, und ihm gegenüber eine knarrende ächzende Sägmühle. So ging es dem Strom entgegen, bis ich bei den reizend gelegenen, nunmehr verlassenen v. Stegmaier'schen Fabrikgebäuden den Fluß überschritt und auf dem entgegengesetzten Ufer nach dem schönen Gmund gelangte, wo die Mangfall aus dem See tritt. Es war um Sonnenuntergang, als ich, Gmund wieder verlassend, auf einem von kräftigem Weiberarme geruderten Kahne durch das Schilf in den offenen See hinaus und in die von 5000—6000 Fuß hohen Bergen eingeschlossene reizende Thalöffnung von Tegernsee hinein fuhr. An den Bergwänden über Quirin spielten die letzten Abendgluthen, der See selbst schien glühendes, in Fluß gebrachtes Metall zu sein. Schon war es dunkle Nacht, da mich die Arme der mich Erwartenden umfingen, als ich, immerhin froh, die eintägige „Entdeckungsreise“ in die Region des „Haberfeldtreibens“ hinter mir zu haben, in Tegernsee aus dem Kahne sprang. —

Wenn sie hier mit ihren fast nichtigen Resultaten den Lesern geboten ward, so sollte sie nur eben als Einleitung zu der Darstellung des „Haberfeldtriebs“ gelten, wie sie die folgenden Nummern den Quellen selbst wörtlich entnehmen. Vielleicht haben diese Skizzen beigetragen, den Schauplatz, auf welchem der geheimnißvolle Bund der Haberer seine Herrschaft ausübt, unsern Lesern zu vergegenwärtigen. Das war auch ihr Zweck. (Fortsetzung folgt.)

Wie die Bauern am Chiemsee oben Komedie spielen.

Ludwig Steub, der in der Allg. Ztg. neulich wieder Skizzen „aus dem bayerischen Hochland“ veröffentlicht hat, erzählt, nachdem er von der Leidenschaft der oberbayerischen Bauern für das Theater gesprochen, wie sie in Seebruck am Chiemsee durch die Anregung und Anleitung des dortigen Gendarmeriestationskommandanten ein „Gspiel“ zu Stande gebracht und im August des so eben verfließenden Jahres zur Aufführung gebracht. L. Steub schildert das „Gspiel“ folgendermaßen:

„Nachdem also den Seebruckern ihr Gspiel erlaubt war, so ging „die heilige Genofeva“ am Sonnabend den 3. August auch wirklich über die Bretter. Es sollte zunächst eine Vorstellung für das Dorf und die Badegäste von Seon sein, denn der Zufluß der weiteren Nachbarschaft wurde erst für den darauffolgenden Sonntag erwartet. Da jedoch ein starkes Gewitter eingefallen war, so blieben die Seoner aus; der Saal hatte außer den Gästen des Wirths nur die Dorfleute aufzunehmen, und war wenigstens nicht überfüllt.

Der Text der heiligen Genofeva war in dem nahen Höslwang geholt worden, aber nach dem Verfasser hatte man nicht gefragt, und es wußte ihn niemand zu nennen. Wahrscheinlich ist's ein junger Ackersmann, der Morgens mit dem Pflug zu Felde geht, und nur „des Abends auf den Helikon;“ denn die Dacherl kommen bei uns nicht bloß unter den Dorfschullehrern vor, sondern reichen bis unter die Bauernknechte herab. Es ist eine Frage ob der Dichter auch nur eine wandernde Truppe je spielend gesehen, wie denn selbst von dem Seebrucker Personal nur ein einziger einmal zu Traunstein dieses Glück genossen. Auf jene Frage führt übrigens die so zu sagen cyclopische Haltung seines Werks, welches so viele Unbeholfenheiten und Naivetäten enthält, daß es schon deßwegen interessant ist. Im Ganzen liegt das Genofevabüchlein des Verfassers der Ostereier zu Grunde, und wo dasselbe Zwiegespräche oder Monolog enthält, fährt unser Dichter auch ganz sicher und behaglich dahin, obwohl er nothwendigerweise vielfache Abkürzungen eintreten ließ — wenn aber das Büchlein die dramatische Form verläßt, so ist unser Landmann in sichtlicher Verlegenheit, und hilft sich bestmöglich ohne Worte durch. So gleich im Anfang. „Siegfried und Genofeva,“ heißt es in der Erzählung, „lebten in der seligsten Eintracht. Eines Abends spät nach Tische, da man schon das Licht angezündet hatte, saßen beide vergnügt in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Genofeva sang und spann, und Siegfried begleitete ihren Gesang mit der Laute.“ Als Schilderung dieser glücklichen Häuslichkeit sehen wir nun, nachdem der Vorhang aufgerollt, die beiden Gatten „im gewöhnlichen Wohnzimmer“ an einem Tischlein sitzen, sie mit dem Spinnrade, ihn mit unterschlagenen Beinen, doch ohne Laute. Es steht eine Flasche Wein zwischen ihnen, nach der Etikette zu schließen: Forster Riesling von Weinwirth J. B. Michel in München. Der Graf füllt die Gläser, und sie stoßen ohne ein Wörtchen zu sagen an, messen sich aber allerdings mit bedeutsamen Blicken. Nach diesem beginnen sie ein häusliches Duett zu singen, bei dessen Ende schon der Bote hereintritt, der den Grafen zum Kriegszug gegen die Mohren ladet. Dieser hat kaum Abschied genommen und die Wohnstube verlassen, als Golo mit seinen „schändlichen Anträgen“ hervorkommt. Das Büchlein gibt weiter keine Worte an die Hand, und der Dichter muß daher selber sprechen. Für Golo's sündhafte Begierden bringt er auch noch einen ganz anständigen Satz auf, aber Genofeva findet keinen Ausdruck mehr für ihre Tugend. Um nicht reden zu müssen, gibt sie ihm einen stummen Schlag ins Gesicht, er geht mit einer kurzen Drohung ab, und damit ist

der Knoten geschürzt. Die Pfalzgräfin entschließt sich nun unverweilt an ihren Gatten zu schreiben, und beginnt: „Lieber Siegfried! Obgleich Du mir auf verschiedene Briefe, die ich an Dich gerichtet, bisher noch keine Antwort gegeben hast u. s. w. Der Dichter hat nämlich die spätere Bemerkung des Büchleins, daß Golo alle Briefe der Gräfin an den Grafen, und umgekehrt, unterschlagen habe, schon hieher verwendet, obschon Siegfried, wenn Genofeva zum Fenster hinaussehen wollte, sich gewiß noch im Burghof finden müßte. Jene Zeilen soll nun der getreue Drako besorgen, der aber vom hereinstürzenden Golo durchbohrt wird und sie sterbend auf den Boden fallen läßt. Das Schreiben bleibt nun noch sieben Jahre lang auf dem Boden liegen, bis es Siegfried bei seiner Rückkehr gewahrt, aufhebt und darin einen neuen Beweis der Unschuld seiner Gattin findet.

Der nächste Act führt diese im Kerker vor. Sie deutet da auch beiläufig an, daß sie „in andern Umständen" sei. Ein Stadtdramatiker würde nun wohl die Verwirklichung dieses Winks in den Zwischenact verlegen, aber der Dichter von Höselwang läßt seine Heldin einfach hinter die Coulisse treten und nach ein paar Secunden mit einer Windelpuppe, die sie eben geboren, wieder hervorkommen. In unserer Metropole hätte diese Erscheinung wohl ein schallendes Gelächter hervorgerufen — aber die Landleute von Seebruck waren in so getragener Stimmung, daß sie niemanden auffiel. Derlei wunderliche Vorkommnisse wären aber noch mehrere hervorzuheben, doch übergehe ich sie lieber um nicht zu lang zu werden.

Stehen nun diese Bauernspieler auch in den meisten Dingen hinter den dramatischen Künstlern der Stadt zurück, so sind sie ihnen doch darin voraus, daß sie keines Souffleurs bedürfen, denn ihr Gedächtniß scheint vortrefflich. Sonst werden ihre Leistungen allerdings nur im Licht eines ersten Versuchs zu betrachten sein. Die meisten spielten mit ägyptischer Steifheit; Bertha und Schmerzenreich, der ein Lammfell und eine langhaarige, schwarze Perücke trug, sprachen jenen monotonen Discant, welcher in den Landschulen für das Hersagen der bayerischen Geschichte eingeführt ist; mit Ausdruck und einigem Selbstvertrauen traten eigentlich nur Golo und der eine der Knechte auf, welche Genofeva morden sollen. Diese selbst genügte in den Elendsscenen des Kerkers und der Wildniß, war aber schwach und fast gefühllos gegen das Ende, wo sich die Freude über die Rettung und die Leidenschaft ihrer Liebe zeigen sollte.

Nach der alten Tradition der geistlichen und der weltlichen Volksbühne trat übrigens vor jedem Akt ein Chor auf, der mit spröder Stimme eine Strophe absang, welche den Inhalt des kommenden Aufzugs ankündigte und besprach. Während des Gesangs war aber der Vorhang herabgelassen, so daß sein Schall aus dem Verborgenen kam. Die Sänger und Sängerinnen hielten es nämlich, wie sie später erläuterten, für unschicklich, sich mit aufgesperrtem Mund vors Publikum zu stellen, und dieses in ihren dunkeln Rachen und geheimnißvollen Schlund hinunterschauen zu lassen — eine unerklärliche Discretion, welche, übel angewendet, fast unsere ganze Oper unmöglich machen würde. Dagegen fehlte die lustige Person, Hanswurst oder Kasperl, welche im Bauernspiel der Tyroler nie vermißt wird, an die aber unser Dichter, bei seiner Abneigung sich selbst vernehmen zu lassen, wohl kaum denken konnte.

Als das Stück zu Ende war, entfernte sich das ländliche Publikum ohne zu klatschen und zu jubeln, welches durchaus gegen den Charakter des Volkes wäre, aber doch mit vollkommener Befriedigung. Wenn man die Einzelnen fragte, wie es ihnen gefallen, gaben sie wie mit einer Stimme zur Antwort: warum soll es uns nicht gefallen haben? wir haben nie was solches, nie was schöneres gesehen!

Vier Denker.

Was denkt und Was macht auch der „Gott" in Paris?
Er kümmert sich nichts um die Nemesis. —
Was denkt auch der „größte Mann" in Turin?
Er denkt, Italien sei nur für ihn. —
Was denkt auch der Geis-Eiländer nunmehr?
„Ob Nizza schon hin ist, Venedig muß her!" —
Ein Genueserchen denkt mit Geschick
Aus Lumpen zu schaffen die Republik.

Galgen-Civilisation.

Die Galgen fielen alsogleich
Mit unsrem lieben teutschen Reich:
Viel größer wurde nun jedoch
Die Zahl der Galgenstricke noch.

Nationalverein.

„Wohl nennen wir uns Nationalverein:
Die Nation muß aber Preußen sein."

Ungarn.

Leiber und Kleider erblick' ich und äußere Formen in Ungarn:
Aber von Geist und Gehalt sehen und hören wir nichts.

Eremita Jenchovensis.

⊙ Regensburg, den 27. Dez. Zu der auf heute anberaumten Versammlung bayerischer Lehrer hatte sich der größte Theil schon gestern hier eingefunden und im Saale des Neuhauses zu einer Vorbesprechung versammelt. Die Hauptversammlung, woran sich etwa 200 Lehrer aus allen Kreisen des Vaterlandes mit Ausnahme der Pfalz betheiligten, begann heute Morgens 9 Uhr im sogenannten Lotto-Saale des Rathhauses, den der löbl. Magistrat wohlwollend zur Verfügung stellte, mit einer einleitenden Rede über den Zweck des zu bildenden Vereines von Seite des Redakteurs der b. Schulzeitung, Hrn. Lehrer Heiß von Achdorf, die von dem anwesenden rechtsk. Hrn. Magistratsrath Maier und der ganzen Versammlung mit großem Beifall aufgenommen wurde. Hierauf schritt man zur Berathung der Statuten, wozu ein erweiterter Entwurf vom Hrn. Lehrer Marschall aus Unterfranken zu Grunde gelegt wurde. Diese umfassende Aufgabe mit der nachfolgenden Wahl des Hauptausschusses nahm ungeachtet der taktvollsten Haltung der Versammelten sechs Stunden in Anspruch, so daß diese erst gegen 3 Uhr nach einigen mit sichtlicher Rührung vom Senior, Hrn. Lehrer Schaltheiß aus Nürnberg, gesprochenen Scheide-Worten mit dreimaligem Hoch auf Seine Majestät den König sich trennten. Die Glieder des gewählten Hauptausschusses sind: Hr. Lehrer Heiß von Achdorf I. Vorstand, Hr. Lehrer Höckstätter von Fürth II. Vorstand, Hr. Lehrer Tischler von Landshut Schriftführer, Hr. Lehrer Völkl von Nürnberg Kassier. Beisitzer: Die Hrn. Lehrer Stöckl aus Landsberg, Mändl aus Weilheim, Gerlinger aus Straubing, Sturm aus Stadtamhof und Sittig aus Kirchenlamitz.

Münchener Telegraphischer Schrannen-Bericht vom 28. Dezbr. 1861.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittel-Preis.		Niederigster Preis.		Gestiegen.		Gefallen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen . .	3170	1340	21	22	20	49	20	21	—	—	—	9
Korn . . .	1038	638	16	32	15	45	14	51	—	—	—	—
Gerste . .	8633	1494	13	53	13	33	13	23	—	12	—	—
Haber . . .	2637	122	7	18	6	57	6	50	—	21	—	—

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)